Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

Schillers Leben.

Schillers Büſte von Dannecker.

Schillers Leben

von

Heinrich Düntzer.

Mit authentischen Illustrationen:
46 Holzschnitte und 5 Beilagen (facsimilirte Autographien).

Er glänzt uns vor, wie ein Komet, entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1881.

Es ſei jeder vollendet in ſich.

Alle Rechte vorbehalten.

Schillers Adelswappen von 1802:
ein aufwachſendes ſilbernes Einhorn, auf einem den blauen Schild theilenden goldenen Querbalken; weiter wächſt daſſelbe über der Adelskrone oberhalb des lorberbekränzten Helmes auf.

Einem Genius auf ſeinem ſiegreichen Geiſtesgange zu folgen gehört zu den erhebendſten rein menſchlichen Genüſſen. Eine ganz beſondere Anziehungskraft übt der durch ſein frühes Scheiden noch ſtrahlender verklärte Lieblingsdichter des Deutſchen Volkes, weil er mit den niederdrückendſten Verhältniſſen zu kämpfen hatte, die ihn zuweilen ſeitwärts, ja in den Abgrund zu ziehen drohten, aber ſein Genius riß ihn immer wieder auf ſeinen Weg, wie der Engel Gottes in der Legende, und was ihm von der unedlen Berührung mit gemeinen Verhältniſſen zeitweiſe auch ankleben mochte, ſein hoher Geiſt und die edelſten Mächte des Lebens, das ideale Streben, Freundſchaft und

Liebe, lösten die Flocken alles Unreinen. Der Mensch entwickelt sich durch lebendige Thatkraft im Kampfe mit seinem Schicksal, durch den er gerade wächst, ja eigentlich wird. Diesen in seinem Fortgange aufzuzeigen ist die hohe Aufgabe jeder Lebensdarstellung eines bedeutenden Mannes. Sie muß von der Erkenntniß seiner Grundkräfte ausgehen, auf sie die Schilderung seines Werdens im Reiben mit der äußern Welt gründen, zu welcher nicht allein Personen und Zustände, sondern auch Mißgeschicke und Unfälle gehören, die eine so große Rolle im bunten Lebensgetriebe spielen. Wir sollen den Menschen in den ihn umgebenden Verhältnissen sich bilden, das Günstige sich aneignen, dem Widrigen sich entziehen, es von sich abwehren oder bekämpfen und dadurch nicht allein sich bilden, sondern auch seinen menschlichen und geistigen Charakter wie in einem Krystall sich darin brechen sehen. Demnach hat eine Lebensbeschreibung eben von jenen Verhältnissen ein anschauliches Bild zu geben und von den Lebenszügen nicht allein diejenigen auszuwählen, welche die nicht immer auf geradem Wege fortschreitende Entwicklung, dieses ewig bewegte und bewegende Streben und Gegenstreben darstellen, sie hat auch solcher zu gedenken, die uns einen Blick in die heilige Innenwelt der Seele und des Herzens gewähren.

Eine nicht rednerisch aufgestutzte, nicht lobpreisend überspannte, sondern einfach klar den Menschen auf seinem Lebensgange begleitende, die Entwicklungspunkte einsichtig hervorhebende Darstellung Schillers ist noch immer ein Be-

dürfniß: man wünscht dieſen leiden und leben, ringen und ſtreben, wirken und ſchaffen, leiden und genießen, ſich entwickeln und fortbilden, ihn als Menſch, Dichter und Denker fortſchreiten zu ſehen, als ob wir ſelbſt Zeuge ſeines Lebens wären. Dazu aber bedarf es zunächſt der genaueſten ſichtenden Prüfung des maſſenhaft überlieferten Stoffes. Freilich hat man ſeit Boas ſchon manches auf haltloſen Sagen Beruhende ausgeſchieden, aber noch vieles, was ſelbſt Verwandte und allernächſte Freunde aus ſehr ſpäter und daher vielfach getrübter, ausſchmückender und umgeſtaltender Nacherinnerung berichtet, erweiſt ſich als irrig und läßt uns auch gegen anderes, was allein aus dieſen Quellen fließt, gerechten Verdacht ſchöpfen. Glücklicherweiſe geben die ſicher ſtehenden Züge ein ſo farbenreiches Bild, daß wir auf mehr oder weniger zweifelhafte verzichten dürfen; beſſer ein Strich weniger als ein falſcher. Aber auch die Auswahl des thatſächlich Feſtſtehenden fordert gewiſſenhafte Erwägung: es gilt zu beſtimmen, was ein, wenn auch nur ſchwaches, erſt in Verbindung mit anderm wirkendes Licht auf den Menſchen und Dichter wirft, was unweſentlich iſt oder gegen anderes zurücktritt. Die treffende Entſcheidung kann nur aus lebendiger Einſicht in des Dichters Sein, Sinnen, Denken und Fühlen hervorgehen; der Fernſtehende hat darüber kein Urtheil. Doch auch auf manches rein Aeußerliche, ſei es perſönlich, ſei es örtlich, möchte die Liebe nicht gern verzichten; und wer dürfte hier den Verehrern ihr Recht verkümmern?

Ein fortschreitendes Bild (und ein solches soll jede Darstellung eines Lebensganges sein) muß dem Faden der Zeit folgen; dadurch wird es noch nicht zu einer Chronik, selbst wenn der Erzähler zuweilen sich genöthigt sieht, Einzelheiten aneinanderzureihen. Das einzelne gewinnt Bedeutung in seiner Verbindung, und demjenigen, der Sinn für Auffassung des tausendfach bedingten Menschendaseins hat, gestaltet sich aus den wohl ausgewählten Zügen das sprechende Bild. Jede Darstellung, welche nach gewissen Beziehungen und in dadurch bestimmter Auswahl die Thatsachen zusammenstellt, trennt nothwendig das oft in denselben Augenblick Zusammenfallende und in seiner Verbindung die Stimmung Bildende; sie übergeht manches, was sich in ihren Zusammenhang nicht fügt oder bei ihrem besondern Zwecke übersehen wird, oder sie bringt es an ungehöriger Stelle. Wer des Dichters Lebensgang kennen lernen will, den wird es freuen, sein Dasein von Schritt zu Schritt mitzuerleben, deutlich vor Augen zu sehen, wie seine Entwicklung aus dem Kern seines Wesens hervorgegangen, wie diese stürmische, wilde, den ganzen Menschen erschütternde, in Freude und Schmerz gleich heftige Lebhaftigkeit des Geistes, dieser rastlose Thätigkeitstrieb, dieses stolze, zu vollster Entfaltung drängende Selbstbewußtsein, dieses frohe Vertrauen auf höhere Leitung, dieses unverrückte Festhalten an Recht und Freiheit, diese Macht der sich kühn aufschwingenden Einbildung, diese lebendige Gestaltungskraft, diese Wonne, sich in die Gedankenwelt zu versenken, dieser stets in die Tiefe

dringende Blick, dieſe über alles Gemeine erhabene Idealität, dieſe unendliche Zartheit eines liebevollen Gemüthes, dieſe männliche Willenskraft, dieſe gefaßte Lebensklugheit, wie alle dieſe ſich oft widerſtreitenden Kräfte zu ſeiner menſchlichen und dichteriſchen Vollendung unter mancherlei Stürmen zuſammengewirkt, ja ſelbſt die ihn faſt zur Verzweiflung bringende äußere Noth und die das letzte Viertel ſeines Lebens trübende Kränklichkeit, auf die Ausbildung der elegiſchen und tragiſchen Gewalt ſeiner Dichtungen von unendlichem Einfluß geweſen.

Freilich bilden des Dichters Werke ſeine Blüte, aber auch ſein perſönliches Daſein, Streben und Wirken hat eine durchaus ſelbſtändige Bedeutung, nicht allein jene ſollen für ſein Volk ewig dauern, auch dieſes ſoll in ſteter dankbarer Verehrung leben, wie denn Schiller ſelbſt den Wunſch hegte, auch ſein menſchliches Bild möge der Nachwelt unverloren bleiben. Die genaue Darſtellung der Entſtehung und die eingehende künſtleriſche Beurtheilung der Werke iſt ein davon ganz getrenntes Gebiet, deſſen Hereinziehen in die Lebensdarſtellung nur ſtörend wirkt.

Wie in meinem Leben Goethes, bin ich im Verein mit dem Verleger auch diesmal beſtrebt geweſen, durch ſorgfältige Auswahl von Abbildungen nach der Natur wie durch Facſimiles die Anziehung des Buches zu erhöhen. Möge es mir gelungen ſein, durch ein allſeitiges, einfach treues, rein anſchauliches, und gerade dadurch erhebendes und erwärmendes Bild unſeres großen Dramatikers weite

Kreiſe zu erfreuen, wie es meiner Darſtellung ſeines großen Freundes, in deſſen Hauſe niemand ein abfälliges Wort über Schiller wagen durfte, in ſo hohem Grade beſchieden war.

Abbildung
von Schillers Familienpetſchaft,

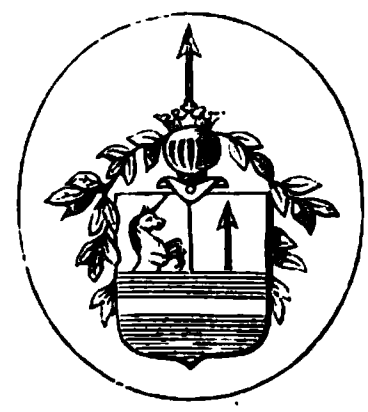


Abbildung
von Schillers eigenem Petſchaft,

beide zum erſtenmal mit Genehmigung des um unſer Leben Schillers viel verdienten Freiherrn von Gleichen-Rußwurm gegeben.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Buch.
Familie und Schule.

1. (1723—1759) 1
2. (1759—1763) 16
3. (1763—1766) 20
4. (1767—1772) 23

Zweites Buch.
Der herzogliche Eleve.

1. (1773—1775) 35
2. (Ende 1775 bis Ende 1779) 55
3. (Ende 1779 bis Ende 1780) 76

Drittes Buch.
Regimentsfeldscherer und Dichter.

1. (Dec. 1780 bis Jan. 1782) 91
2. (Jan. bis Sept. 1782) . 111

Viertes Buch.
Der Flüchtling.

1. (Sept. bis Dec. 1782) . 128
2. (Dec. 1782 bis Juli 1783) 139

Seite

Fünftes Buch.
Der Theaterdichter.

1. (Juli 1783 bis Mai 1784) 159
2. (Mai 1784 bis April 1785) 179

Sechstes Buch.
Im Arm der Freundschaft.

1. (April bis Sept. 1785) . 212
2. (Sept. 1785 bis Februar 1787) 221
3. (Febr. bis Juli 1787) . 235

Siebentes Buch.
Neue Fäden.

1. (Juli 1787 bis Jan. 1788) 246
2. (Febr. bis Nov. 1788) . 266
3. (Nov. 1788 bis Mai 1789) 291

Achtes Buch.
Die Professur.

1. (Mai 1789 bis Febr. 1790) 306
2. (Febr. 1790 bis Okt. 1791) 340
3. (Okt. 1791 bis Aug. 1793) 361

	Seite
Neuntes Buch.	
Besuch der Heimat.	
(Aug. 1793 bis Mai 1794)	387
Zehntes Buch.	
Auf der Höhe.	
1. (Mai 1794 bis April 1796)	400
2. (April 1796 bis April 1799)	429
3. (April 1799 bis März 1804)	469
4. (April 1804 bis Mai 1805)	523

Verzeichniß

der

Holzschnitte und Beilagen.

			Seite
Schillers Büste von Dannecker (Titelbild)			
Schillers Adelswappen			V
Familienpetschaft Schillers			X
Schillers Petschaft			X
Schillers Bild, gemalt von Frau Simanowitz 1794			XV
Abb.	1.	Schillers Vater	4
„	2.	Schillers Mutter	5
„	3.	Schillers Geburtshaus	11
„	4.	Herzog Karl Eugen von Würtemberg	36
„	5.	Franziska, Reichsgräfin von Hohenheim	37
„	6.	Schillers Silhouette	39
„	7.	Das Schloß Solitude	41
„	8.	Goethe nach dem Gemälde von May	73
„	9.	Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg	74
„	10.	Schiller nach einem Gemälde von Guibal	89
„	11.	Christophine Schiller	92
„	12.	Henriette von Wolzogen	104
„	13.	Iffland	110
„	14.	Das Wolzogensche Haus in Bauerbach	141
„	15.	Charlotte von Wolzogen	143
„	16.	Margareta Schwan	160
Beil.	1.	Facsimile eines Briefes der Schwester Christophine mit einer Nachschrift der Mutter	164
Abb.	17.	Charlotte von Kalb	180
„	18.	Christian Gottfried Körner	184

		Seite
Abb. 19.	Anna Maria Jakobina Stock	185
„ 20.	Johanna Dorothea Stock	186
„ 21.	Ludwig Ferdinand Huber	187
„ 22.	Silhouette von Charlotte von Lengefeld	189
„ 23.	Das Schillerhaus in Gohlis	215
„ 24.	Körners Lusthaus zu Loschwitz	222
„ 25.	Schiller, von Anton Graff gemalt	229
„ 26.	Charlotte von Stein	253
„ 27.	Karoline von Beulwitz, geb. von Lengefeld	260
„ 28.	Charlotte von Lengefeld	261
Facs. 1.	Stammbuchblatt Schillers für Charlotte von Lengefeld	272
Abb. 29.	Das Schillerhaus in Volkstädt	277
„ 30.	Schillerhaus in Lauchstädt	312
„ 31.	Karl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg	321
„ 32.	Die Kirche zu Wenigenjena	339
„ 33.	Goethe von Lips gemalt	347
„ 34.	Schiller in Karlsbad	359
„ 35.	Nanette Schiller	374
Facs. 2.	Nachschrift von Schillers Vater	382
Beil. 2.	Facsimile einiger Zeilen Schillers vom 7. Dec. 1799	478
Abb. 36.	Schillers Haus in Weimar	498
Facs. 3.	Goethes Räthsel vom Schalttag in Schillers Handschrift	499
Beil. 3.	Facsimile eines spätern Monologs zum Karlos	504
Abb. 37.	Schillers Bild von Bolt (1804)	524
Beil. 4.	Facsimile des Monologs der Marfa	538
Abb. 38.	Schillers Todtenmaske von Jagemann	538
Beil. 5.	Zeilen Lottens an Schiller vom 30. December 1788	540

Von Frau Simanowitz bei Schillers letztem Besuche der Heimat gemalt.
Vgl. S. 397.

Erſtes Buch.

Familie und Schule.

I.

Fragen wir nach den Vorfahren unſeres idealen Freiheitsdichters, ſo ſehen wir uns zunächſt auf Bittenfeld hingewieſen, ein ſtattliches Pfarrdorf, nordöſtlich vom Einfluſſe der Rems in den Neckar. Dort lebte in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein Bäcker Johann Caspar Schiller, der zugleich Beiſitzer des Gerichts war; er ſoll aus dem Dorfe Großheppach an der weinreichen Rems, ſüdöſtlich von Bittenfeld, eingewandert ſein. Wahrſcheinlich war er der Sohn von Ulrich Schiller, deſſen Vater Jakob Georg 1587 in Großheppach geboren wurde. Der Name Schiller war weit verbreitet. Ein Meiſterſänger Jörg Schiller (Schilher, Schilcher) hat ſich im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in Süddeutſchland einen Namen erworben; ſeine „Töne“ waren beſonders beliebt. Der Name bedeutet *ſchielend*, im eigentlichen und bildlichen Sinne. Daß die Schiller an der Rems wohl mit einer adligen Familie Tirols verwandt waren, werden wir weiter ſehen. Unſer Bittenfelder Johann Caspar Schiller ſtarb 1687 im achtunddreißigſten Jahre. Sein Sohn Johannes, der nach

altem Brauch das Gewerbe seines Vaters trieb, hatte sich zur Würde des Schultheißen emporgeschwungen. Aus seiner nach Vollendung des achtundzwanzigsten Lebensjahres, am 30. Oktober 1708, geschlossenen Ehe ging als achtes und jüngstes Kind am 27. Oktober 1723 der Vater unseres Dichters, Johann Caspar, hervor. Der ältere Bruder folgte dem Gewerbe des Vaters, er selbst wurde zum Geistlichen bestimmt. Schon hatte ein Hauslehrer ihm die erste Kenntniß des Lateinischen beigebracht, als der in seinem zehnten Lebensjahre erfolgende Tod des Vaters, der bei geringem Vermögen so viele unversorgte Kinder zurückließ, alle Hoffnung auf eine gelehrte Bildung abschnitt. Die Mutter hielt den Knaben zum Landbau an; aber sein einmal auf etwas Höheres gerichteter Sinn ruhte nicht, bis diese ihn nach fünf Jahren zur Erlernung der Wundarzneikunst dem Klosterbarbier im Flecken Denkendorf übergab. Auch die niedrigsten Dienstleistungen eines Lehrjungen konnten sein wissenschaftliches Streben nicht unterdrücken; im Umgange mit den Zöglingen der dortigen niedern Klosterschule suchte er sein weniges Latein wieder hervor und vom Propste selbst lernte er manches in der Kräuterkunde. Nach Beendigung seiner Lehrzeit trat er bei einem Barbier der Stadt Backnang ein, um sich die zur Wanderschaft nöthigen Mittel zu erwerben. Auf dieser kam er endlich zu einem Chirurgen in Lindau am Bodensee. Nach dessen bald erfolgtem Tode war er Geselle bei dem Wundarzt Cramer in der freien Reichsstadt Nördlingen; mit dem Sohne seines Lehrherrn trieb er Französisch und besuchte auch den Fechtboden. Als das nach dem Tode des unglücklichen Kaisers Karl VII. an Oesterreich überlassene Frangipanische Husarenregiment auf dem Wege nach den Niederlanden durch Nördlingen kam, ergriff ihn die Lust, bei diesem als Feldscherer einzutreten. Es fand sich für ihn keine Stelle, doch durfte er das Regiment begleiten. Von dem für das Pferdefutter ihm gezahlten

Gelde konnte er sich einiges ersparen. In Brüssel unter- 1723
hielten ihn ein paar gelungene Kuren. Zwischen dort und Charleroi wurde er von den in Holland eingefallenen Franzosen aufgefangen. Der Gefahr, als Spion gehängt zu werden, glücklich entgangen, mußte er in Gent als Gemeiner in Französische Dienste treten. So kam er wieder nach Brüssel; nach der Uebergabe von Antwerpen und Bergen zog er mit vor Charleroi. Bei seiner Compagnie hatte er sich schon so viel Vertrauen erworben, daß er zum Einbringen von Lebensmitteln in die benachbarten Dörfer gesandt wurde. Hierbei fingen ihn glücklich die Oesterreicher, von denen er sofort einen Paß zu seinem Regiment erhielt. Nach gar vielen Fährlichkeiten traf er dasselbe kurz vor der unglücklichen Schlacht von Rocoux. Jetzt erst erreichte er nach so manchem Mißgeschick sein ersehntes Ziel; er wurde als Feldscherer mit 30 Gulden Gehalt und 2 Dukaten Medicingeld angestellt. Zunächst aber mußte er, um sich Pferd und Uniform anzuschaffen, 200 Gulden aufnehmen, die er noch vor Ablauf des Jahres vom Verdienst einiger Nebenkuren abtragen konnte. Im April 1747 zog das Regiment wieder aus. „Mein angeborener Hang zu immerwährender Thätigkeit", erzählt er selbst, „reizte mich, mir beim Regiment auszubitten, daß ich, wie die Wachtmeisters auf Kommando, auf Unternehmungen ausreiten durfte. Unter dem Befehl eines Officiers wurde es mir gestattet, und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt." Einmal wurde sein Regiment überfallen und ihm das Pferd unter dem Leibe todt geschossen. „Verwundungen, entweder vom Feind oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachtheil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger sich damit groß zu machen. Wer austheilt, muß auch wieder einnehmen." Sein Rittmeister gewann den zu jeder kriegerischen Unternehmung stets tapfer bereiten Feldscherer so lieb, daß er ihn nicht von sich ließ, ihn auch auf eine Reise nach dem Haag mitnahm. Eben war Maestricht von den Franzosen auf das ärgste bedrängt, als

1748 die am 30. April 1748 zu Aachen abgeſchloſſenen Friedens-präliminarien verlauteten. Schiller, der mit der ſogenannten kleinen Armee eben bei Oudenboſch ſtand, kam mit ſeinem Rittmeiſter nach Borckel zu liegen. Er begleitete ihn nach

Abb. 1. Schillers Vater, gemalt von Frau Simanowitz im Jahre 1793.
Nach „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern und der Familie von Wolzogen"

London; auf der Rückreiſe verweilten ſie einige Zeit in Amſterdam und dem Haag. So hatte Johann Caspar ein ſchön Stück Welt geſehen. Da aber die Abdankung des größten Theils des Regiments befohlen war, trieb es ihn nach der Heimat zurück, wo ſeine Schweſter in Neckarrems

die Tochter des dortigen Wundarztes ihm zur Braut be- 1749
ſtimmt hatte.

Auf eigenem Pferde verließ er am 4. März 1749 Borckel; zehn Tage ſpäter traf er in dem anmuthig auf

Abb. 2 Schillers Mutter, gemalt von Frau Simanowitz im Jahre 1793
Nach „Schillers Beziehungen".

einem Rebenhügel am Neckar oberhalb des Einfluſſes der Murr gelegenen Städtchen Marbach ein, das weſtlich an den Neckar vortritt, nördlich ſich nach der Niederung des Strenzelbaches ſenkt. Hier wohnte ſeine an den Fiſcher Stolpp verheiratete Schweſter Eva Margareta. Er kehrte

1749 in der Herberge zum goldenen Löwen vor dem Niklasthore (jetzt Niklasthorſtraße 260) ein. Der im einundfünfzigſten Jahre ſtehende Wirth Georg Friedrich Kodweis trieb, wie ſeine Vorfahren (der Großvater war auch Bürgermeiſter geweſen), das Bäckergewerbe, hatte aber zugleich als Holzmeſſer die Aufſicht über das herzogliche Floßweſen. Seine Gattin lebte noch; von ſeinen Kindern war ihm nur die am 13. December 1732 geborene Tochter Eliſabeth Dorothea erhalten, ein ſchlankes, kräftiges und ſtarkes, ſtets thätiges und lebendig bewegtes Mädchen. Sie hatte rothes Haar, eine breite Stirn, große milde Augen mit gerötheten Lidern; aus ihrem anziehenden, aber von Sommerſproſſen entſtellten Geſichte ſprachen Sanftmuth, Wohlwollen und warmes Gefühl. Der jetzt im ſechsundzwanzigſten Jahre ſtehende Feldſcherer war ein kräftiger, unterſetzter Mann mit ſehr lebhaften Augen und hochgewölbter Stirn; ſeine ſoldatiſche Straffheit, ſein entſchiedenes tüchtiges Weſen, ſein redlicher Drang, in eine bürgerliche Thätigkeit überzutreten, mußten für den rüſtigen jungen Mann einnehmen. Als Johann Caspar die Mutter in Murr, den Bruder in Bittenfeld, die Schweſter in Neckarrems beſucht, wo er die ihm auserſehene Braut ſchon verſagt fand, beſchloß er, ſich in Marbach niederzulaſſen, wo er in der Verbindung mit der ſanften und verſtändigen Tochter des in beſtem Anſehen und anſcheinend in guten Verhältniſſen ſtehenden Löwenwirthes ein glückliches Daſein ſich verſprach. Kurz vor ſeiner Vermählung, die er, als entſchloſſener Mann, der mit ſeinen Gefühlen nicht ſpielt, ſondern raſch auf ſein Ziel losgeht, möglichſt beſchleunigte, unterzog er ſich in Ludwigsburg der ſtaatlichen Prüfung als Wundarzt, die er am 11. Juli beſtand. Elf Tage ſpäter feierte er ſeine Vermählung. Seine Frau brachte kein Geld in die Ehe, nur Aecker, Baum- und Grasgarten und Krautland, im Geſammtwerthe von 188 Gulden, und eine entſprechende Ausſtattung. Johann Caspar hatte an baarem Geld

215 Gulden 24 Kreuzer, die er dem Schwiegervater gab. 1749
An Silbergeschmeid behielt er für sich die Geschenke seiner Mutter, einen mit Silber beschlagenen Stock, ein silbernes Halsschloß und ein silbernes Petschaft. Dieses „angeborene" Petschaft zeigte als Familienwappen einen nach oben gekehrten Pfeil über dem Helme und im linken Felde des Schildes, dagegen im rechten ein aufwachsendes Einhorn, unten einen Querbalken; rechts und links vom Schilde sieht man einige Blätter, die nach den zwischen je zwei stehenden Beeren freilich mißrathene Lorberblätter darstellen könnten. Als Schiller sein Petschaft nach dem väterlichen stechen ließ, wurden mehrere ganz entschiedene Lorberblätter auf beiden Seiten des Schildes und auch des Helmes angebracht. Wesentlich dasselbe Wappen, Einhorn, nach oben gekehrten Pfeil und Balken, finden wir bei dem Tirolischen Adelsgeschlechte der Schiller von Herdern, das schon 1601 in der Adelsmatrikel steht, wonach man vermuthen möchte, beide Familien Schiller seien verwandt. Ja, wenn auf dem Petschaft von Schillers Vater wirklich Lorberblätter gemeint sind, so könnte man fast glauben, die Schiller an der Rems hätten das Wappen ihres Vorahnen, des Meistersängers, bei welchem der Lorber seine natürliche Erklärung fände, beibehalten. Doch kehren wir zu Schillers Vater zurück. Unter seinen neun, meist medicinischen Büchern sind aufgeführt: „Erkenntniß sein selbst" und ein „Würtembergisch Gesangbüchle", unter den „chirurgischen Instrumenten" ein zinnernes Barbierbecken, vier gute Schermesser, ein Pelikan zum Zahnausreißen und zwei Aderlaßschneppen. Der Werth der vorhandenen gebrannten Wasser, Tincturen, Spiritus und andern „species" nebst ihren Gefäßen wird auf 7 Gulden 30 Kreuzer veranschlagt. Sein Pferd hatte er verkauft, aber den „Ungarischen Sattel mit einer wollenen Decke und völligem Zeug" behalten. Unter seinen Kleidern bemerken wir den „stahlfarbentüchenen" Hochzeitsrock und einen ältern ganzen Anzug von gleichem Tuche, ein

1749 paar seidene Strümpfe, einen guten Hut nebst einem alten vordirten.

Er ließ sich im Hause seines Schwiegervaters als Chirurg nieder, doch erst Ende September wurde er Marbacher Bürger. Zu bald ergab sich, daß sein Schwiegervater in Folge unvorsichtigen Bauens und Güterkaufens in der herrschaftlichen Holzrechnung so große Reste gemacht, daß dafür kaum sein ganzes Vermögen hinreichte. Einige Zeit hatte er sich durch Aufnehmen kleinerer Summen geholfen, auch das Eingebrachte seines Schwiegersohns aufgewandt. Schon im ersten Vierteljahre kam es heraus. Schiller kaufte dem Schwiegervater die Hälfte seines Hauses ab, wobei er das eingebrachte Geld in Rechnung brachte. Die sich stets verschlimmernden Verhältnisse machten ihm als ehrliebendem Manne den Aufenthalt zu Marbach immer drückender. Da sich eine Stelle als Regimentsfeldscherer nicht so rasch fand, trat er, um nur wegzukommen, halb verzweifelt Anfangs 1753 als Fourier bei dem unter dem Oberst Camaigre neugebildeten Bataillon des Infanterieregiments Prinz Louis ein. So war er jetzt meist von Hause abwesend, wenn er auch für sich und seine Frau den Wohnsitz im Hause des Schwiegervaters beibehielt. Dieser mußte bald sein Haus verkaufen, worauf er zur Miethe zum Bäcker Pressel (jetzt Niklasthorstraße 280) zog. Schiller sollte bald weit von der Heimat verschlagen werden.

Der liederliche, von Hab- und Herrschsucht getriebene Herzog Karl Eugen erbot sich in einem am 31. März 1757 mit Frankreich geschlossenen Vertrage, diesem fünf Regimenter gegen Preußen zu stellen, dessen großer König sich ihm einst so wohlwollend gezeigt hatte. Vergebens baten ihn die Landstände, ihre Soldaten nicht gegen den von ihnen verehrten Friedrich ziehen zu lassen; man flehte in den Kirchen um die Erleuchtung des Fürsten; man reizte die Soldaten zur Verweigerung des Dienstes. Am 20. Juni kam es in Stuttgart bei der Musterung zu offener Meuterei;

von 3000 Angeworbenen blieben nur 400. Schiller, nur darauf bedacht, im Dienste vorwärts zu kommen, hielt fest an der Treue gegen den Herzog, obgleich er wider seinen Glaubensgenossen kämpfen sollte. Die Hauptstütze des Herzogs war der geheime Kriegsrath Oberst Rieger, der Sohn des einst so beliebten Stuttgarter Kanzelredners, ein harter und unbeugsamer Mann. Schon am 10. August verließen die Truppen unter Leitung des Herzogs das vor mehr als einem Monat bezogene Lager zwischen Ludwigsburg und Pflugfelden. Schiller hatte von hier aus seine Frau leicht besuchen können. Der Abschied ward dem ernsten Manne, der unterdessen zum Fähndrich und Adjutanten ernannt worden war, um so schwerer, als er jetzt zum erstenmal nach so vielen Jahren dem Vaterglück entgegensah. Schon am 14. fanden auf dem Wege zwischen Plochingen und Geistingen Unruhen statt, da man einen Religionskrieg befürchtete. Bei Linz, wohin Fähndrich Schiller mit einem Theile der Truppen auf der Donau fuhr, wiederholte sich am 6. September der Aufstand. Zwei Tage vorher war Schillers Gattin mit einer Tochter niedergekommen, die von dem ersten abwesenden Pathen, dem Kameraden des Vaters Christoph Friedrich Gerstner, Christophina Friderika genannt wurde, von der Mutter den Namen Elisabeth erhielt. Pathe war auch der Marbacher Amtspfleger und Bürgermeister Hartmann; als Pathinnen standen bei der Taufe die Wittwe des Collaborators Ehrenmann und aus Stuttgart Fräulein Sommer. 1753

Von Linz ging der Marsch nach Schlesien. Bei dem Sturm auf Schweidnitz am 12. November zeichneten sich die Würtemberger und Baiern aus. Nach einer siegreichen Schlacht wurde Breslau übergeben. Aber bei Leuthen, wo Friedrich selbst den linken aus den Würtembergischen, Baierischen und Würzburgischen Truppen bestehenden Flügel angriff, hielten die Würtemberger sich schlecht. Alles floh; Schiller verlor sein Pferd und hätte beinah vor Breslau

1757 in einem Moraſt, in welchem er Morgens früh beim Aufwachen ſich bis über das eine Knie eingefroren fand, ſein Leben eingebüßt. Faſt die Hälfte der Mannſchaft hatte man verloren, als man die Winterquartiere in Böhmen bezog, wo bald ein ſchreckliches Faulfieber ausbrach. Fähndrich Schiller verſah hier in Leonberg die Stelle des geſtorbenen Regimentsfeldſcherers, ja er übernahm auch, da es an Geiſtlichen fehlte, auf Befehl des Regimentskommandanten das Vorleſen einiger Gebete und das Abſingen paſſender Lieder. Durch große Mäßigung und beſtändige Bewegung auf der Jagd ſchützte er ſich gegen die Anſteckung. Kurz vor dem am 1. April angetretenen Rückzuge ward er für ſeine treuen Dienſte zum Lieutenant befördert. Düſter war der Empfang in der Heimat; kehrten ja von 6000 nur an 1900 zurück. Vergebens hatten die Stände unterdeſſen Vorſtellungen gegen den Verkauf der Truppen erhoben; Rieger und der eben als Staats- und Cabinetsminiſter auf Empfehlung der Kaiſerin eingetretene gewiſſenloſe Convertit Graf von Montmartin ſetzten die zwangsweiſe Aushebung mit Gewalt durch. Den Lieutenant Schiller kümmerte nicht der Bruch der vom Herzog beſchworenen Verträge, nicht der Jammer des Landes, er blieb treu ohne Wanken im Dienſte ſeines mächtigen Kriegsherrn und dankte Gott, der ihn unverſehrt zurückgeführt und mit einem lieblichen Töchterchen beſchenkt hatte. Aber ſeinem Schwiegervater ging es immer mißlicher, worunter auch die Gattin bitter leiden mußte. Die Wohnung ward wieder verändert, das Haus des Secklers Schölkopf oberhalb des Niklasthores (jetzt Niklasthorſtraße 256) bezogen, wo die Straße ſich zu einem kleinen Viereck erweitert und durch den gegenüberliegenden Brunnen mit dem Standbilde des ſagenhaften wilden Mannes das Anſehen eines Platzes gewinnt. Das Haus, deſſen Abbildung wir hier geben, hat an der Straßenſeite zur ebenen Erde und im erſten Stocke drei Fenſter. Schillers Frau wurde die untere Stube eingeräumt.

Abb 3 Schillers Geburtshaus in Marbach. Nach Eager „Schiller in Marbach“.

1758 Nur kurze Zeit konnte der Lieutenant sich des Besuches der Seinigen erfreuen. Der Herzog hatte gehofft, die Kaiserin werde ihm den Oberbefehl anvertrauen; diese aber wollte von einer Verbindung mit den ketzerischen und meuterischen Truppen des als Lohn für seine Dienste die Kurwürde oder Ulm und Nürnberg in Anspruch nehmenden Herzogs nichts wissen und wies die Würtemberger den Franzosen zu. Die Truppen bezogen ein Lager bei Kornwestheim in der Nähe von Ludwigsburg, wodurch dem Lieutenant Schiller die Verbindung mit Marbach erleichtert wurde. Er war unterdessen zum Regiment des Generalmajors Romann versetzt worden. Der Herzog, der kurz vorher ein schreckliches Beispiel brutalster Rechtsverletzung in der Mißhandlung und Einsperrung des unverzagt das Recht der Landstände wahrenden Landschaftskonsulenten Moser gegeben hatte, führte schon am 9. Juli die erste Brigade aus dem Lager. Man traf die Franzosen unter Soubise bei Kassel. Nach dem über den General von Oberg am 10. Oktober bei Lutternberg erfochtenen Siege wurden die Winterquartiere bezogen. Schiller kam mit dem Stabe nach der Stadt Winnenden, von wo er häufig Marbach besuchte. Vergebens hoffte das Land, endlich der Lasten für neue Werbungen überhoben zu sein: obgleich der Vertrag mit Frankreich nicht zu Stande gekommen war, verdoppelte der Herzog die Zahl seiner Truppen in der Aussicht, man werde sie schon zur Zeit fordern, wie es wirklich nach der den 1. August erfolgten Schlacht bei Minden geschah. Den 20. wurde ein Lager bei Ludwigsburg zu größern Feldübungen bezogen. Dorthin kam Schillers Gattin mit dem Töchterchen zum Besuche; im Lager wäre sie damals beinahe vorzeitig mit dem Knaben niedergekommen, den sie unter dem Herzen trug.

Der Herzog hatte sich den Oberbefehl über die 12000 Mann vorbehalten, die er ins Fuldaische führen sollte. Am 28. Oktober verließen die Truppen das Lager, unter ihnen

mit schwerem, aber hoffnungsvollem Herzen Lieutenant 1759
Schiller, der für seinen erwarteten Sohn eine vornehme Pathenschaft sich geworben hatte. An erster Stelle stand der Commandant seines Regiments, der Oberst und wirkliche Kammerherr Christoph Friedrich von der Gabelentz. Aber auch die Gelehrsamkeit war vertreten im „nahen Vetter" des Lieutenants, Johann Friedrich Schiller, dessen Bekanntschaft er in diesem Jahre gemacht. Dieser Schiller war am 15. Juli 1731 als Sohn eines Bäckers Johann Caspar in Marbach geboren, der von Waiblingen gekommen, wo sein Vater Johann Georg, wahrscheinlich ein Bruder des Vaters des Lieutenants, dasselbe Gewerbe trieb. Mit seinen Eltern war Johann Friedrich frühe nach Steinheim an der Murr verzogen. Augenblicklich nannte er sich noch trotz seiner achtundzwanzig Jahre Philosophiae studiosus in Halle. Er hatte dort neben der Philosophie besonders Geschichte und Kameralwissenschaft getrieben, aber auch beim Herzoge schon solches Zutrauen sich erworben, daß dieser ihn zu diplomatischen Sendungen gebrauchte. Damals scheint es sich um Truppen gehandelt zu haben, die der Herzog für Hollands Indische Besitzungen liefern sollte; denn im nächsten März schreibt dieser Philosophiae studiosus an einen Theologen in Halle, den er zu seinem Vorleser und Sekretär machen will, seit den Herbstferien sei er in Holland gewesen, dann „in Affairen an den Herzog nach Hessen, von diesem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Hessen und vom Herzog zum zweitenmal nach Stuttgart geschickt" worden; in diesen Tagen werde er erfahren, ob er wieder reisen müsse oder in Stuttgart bleibe. Vom Herzog spricht er als von „unserm liebsten Karl"; scheine das, was er selbst unternehme, auch bisweilen allzukühn, so sei es doch honnet, und er habe bisher ohne Kabalen reussirt, wenn die Gefährlichkeit seiner Feindschaft auch angesehene Personen empfunden hätten. Lieutenant Schiller hielt große Stücke auf diesen diploma-

1759 tischen Vetter, mit dem er auch in briefliche Verbindung trat. Doch wir haben über ihm den erwarteten Sohn aus den Augen verloren. Unter dessen Pathen finden wir auch außer den Pathinnen der Tochter noch die Bürgermeister von Marbach und Vaihingen, die Töchter des gewesenen Vogts und Kellers zu Marbach, des Bürgermeisters und des Pflegers zu Vaihingen an der Enz — eine ansehnliche Vertretung bei der Taufe des Lieutenantsohnes.

Am 11. November führte der Herzog seine Truppen über den Main, um sich mit den Franzosen, den der Kaiserin gegen Friedrich beistehenden Erbfeinden, zu verbinden. In der Frühe dieses oder am vorigen Tage war Deutschland großes Heil widerfahren; denn in der untern Stube des Secklers Schölkopf zu Marbach wurde dem Lieutenant ein Sohn geboren, der von dem Vater den Namen Johann empfing, von seinem ersten Pathen Christoph Friedrich genannt wurde; als Rufname galt der des großen Königs, gegen den der Vater eben mit seinem Herzog ausgezogen war. Das Taufbuch von Marbach gibt seit dem Sommer 1755, mit sehr seltenen Ausnahmen, nur den Tauftag an, bei Schiller den 11. November. Aber in den Taufscheinen des Dichters aus den Jahren 1773 und 1792 (der älteste von 1769 hat nur den Tauftag) wird ausdrücklich bemerkt, der Knabe sei an demselben Tage auch geboren. Da nun die den Schein ausstellenden Helfer dies kaum daraus geschlossen haben dürften, daß der Geburtstag nicht besonders angegeben ist, so fanden sie diesen wohl in dem Kirchenkalender dieses Jahres (die vorhandenen reichen nur bis zum Jahre 1766) oder sie stützten sich auf die Angabe der Familie, da eine Nöthigung, den Geburtstag hinzuzufügen, gar nicht vorhanden war. Der 11. November galt nach den Taufscheinen immer als Geburtstag des Dichters. Erst seit 1787 finden wir an dessen Stelle den 10., den Schiller, als er im April 1785 nach Sachsen kam, seinen Freunden angegeben haben muß, obgleich keine Spur vorliegt, daß

er mittlerweile von Hause anders belehrt worden war. Den 1759
10. nennt freilich der Vater in seiner „Lebensbeschreibung“ vom Mai 1789, aber dieser irrt auch in der Angabe der Geburtstage der zweiten Tochter und der Gattin, und die Schwester Luise bezeichnet in einem in Gegenwart der Mutter am 11. November 1796 geschriebenen Briefe diesen als „Geburtstag des lieben Bruders“, wogegen sein Schwager und die älteste Schwester Christophine im Jahre 1787 den 10. feiern. Da die Taufe regelmäßig an demselben oder dem folgenden Tage stattfand, so bleibt immer die Möglichkeit, daß die Geburt am 10. vor Mitternacht erfolgte, nur bei der Angabe irrig der 11. genannt worden ist. Schiller selbst feierte auf der Höhe seines Ruhmes Luthers Geburtstag als den seinen, und so mögen wir ihm darin bei der herrschenden Ungewißheit getrost folgen. Der Kirchgang des Täuflings war trotz der Abwesenheit des Vaters, der beiden ersten Pathen und des Vaihinger Bürgermeisters und trotz der beschränkten Verhältnisse doch stattlich. Auch wurde Fritz noch dadurch besonders geehrt, daß der gewaltige Oberst Rieger sich nachträglich zum Pathen meldete. Als der Vater die Kunde von der Geburt seines Sohnes jenseit der Mainlinie empfing, flehte er zu Gott, daß dieser ihm „an Geistesgaben das zulegen möge, was er aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können“. Er that dies in festem Vertrauen auf Gottes Güte, der „ihn aus einem niedrigen und dürftigen Stande zur Officierswürde habe heraufsteigen lassen, ihm immerdar reichliche Nahrung gegeben, ihn aus vielen Lebensgefahren gerettet“. Sein lebhaftester Wunsch war, der Sohn möge als Verkündiger des protestantischen Glaubens das erreichen, was ihm versagt gewesen: wie aber hätte er ahnen können, daß sein Fritz, wie er selbst, auf mühevollen und gefährlichen, und doch so durchaus andern, ja ganz entgegengesetzten Wegen ein höheres Ziel erreichen, daß er der Lieblingsdichter des ganzen großen Deutschen Volkes, ein

1759 begeisterter Bekämpfer des argen ihn niederdrückenden Despotismus werden würde, dem er selbst, um sich und die Seinigen zu erhalten, wohl auch aus angeborener Neigung zum Bestehenden, sich gefügt hatte!

2.

Der Herzog erntete im Geburtsmonate unseres Dichters keine Lorbern. Am frühen Morgen des 30., als er eben zu Fulda einen Ball gab, überfiel ihn der Erbprinz von Braunschweig. Seine Würtemberger wehrten sich tapfer, aber die meisten wurden nach längerer Gegenwehr über die Fulda zurückgeworfen, die übrigen Compagnien umzingelt. Auch der Herzog und Lieutenant Schiller befanden sich unter den Flüchtigen, die auf weiten Umwegen sich hinter dem Rhöngebirge zusammenfanden. Karl Eugen, der es an Siegesberichten nicht fehlen ließ, entzweite sich mit den andern Heerführern wegen der Winterquartiere. Am 13. Januar erging der Befehl zum Beziehen derselben im Würzburgischen, aber die Soldaten betrugen sich so ungebührlich, daß der französische Hof selbst Beschwerde führte. Darüber kam es, als eben der Feldzug beginnen sollte, zum Streite. Da der Herzog nicht unter Broglie stehen wollte, zog er am 15. Mai seine Truppen zurück. Lieutenant Schiller kam mit dem Stabe nach Vaihingen nahe bei Marbach. Diesmal sollte er sich zuerst des Anblicks seines mit seinen tiefen blauen Augen in die Welt schauenden Knaben erfreuen, aber nicht lange. Der Herzog hatte mit dem kaiserlichen Hofe wegen der Stellung von 11000 Mann verhandelt, die unter seinem Oberbefehl die Verbindung des Preußischen Heeres mit den Verbündeten hindern, jenem die freie Bewegung erschweren und aus den feindlichen Landen Contributionen ziehen sollten, von denen ihm selbst ein Drittel nebst einer Baarzahlung von 50000 Gulden zufloß. Der Vertrag wurde den 23. Juli

vollzogen. Am 29. brachen die Truppen aus dem Lager 1760
von Heilbronn auf. Schon am 20. hatte Lieutenant Schiller Vaihingen verlaſſen; der Abſchied war ihm ſchwerer als je geworden, da er ſeine Gattin in dürftigen, durch die Noth der Schwiegereltern noch betrübtern Verhältniſſen mit zwei Kindern zurückließ. Dazu war Fritz ſchwächlich und zart, ja es fehlte nicht an krampfhaften Anfällen.

Der Herzog bewegte ſich mit ſeinem Kriegsvolke und großem Troß gemächlich durch das unter ſeinen Erpreſſungen ſeufzende Land. Fünf Wochen brachte er auf dem Wege über Meiningen, Gotha, Langenſalza bis zur Grafſchaft Hohenſtein am Harze zu, bis er, vom kaiſerlichen Hofe ernſtlich gedrängt, ſich durch die goldene Aue der Saale zuwandte. Erſt am 24. September erreichten ſie nach den ärgſten Brandſchatzungen die Reichsarmee. Vor der Uebermacht der Verbündeten zogen ſich die Preußen zurück. Torgau und Leipzig wurden geräumt. Lieutenant Schiller kam vor Leipzig zu ſtehen. Sein Herzog, der meiſt nur that, was ihm beliebte, begab ſich mit ſeinem Corps auf die Kunde von der Annäherung des Königs nach Anhalt; dorthin ſchickte ihm ſein auf der Seite des Königs kämpfender Bruder Friedrich Eugen den Oberſt von Kleiſt entgegen, der am 25. Oktober eine Würtembergiſche Abtheilung bei Köthen ſprengte. Da verließ der Herzog die Reichsarmee und zog ſich über Thüringen in die Winterquartiere zurück. Lieutenant Schiller kam mit dem Stabe nach Urach, jenſeit Reutlingen, zu liegen; erſt der Februar 1761 brachte ihn den Seinen etwas näher, nach Cannſtadt. Da auch die Franzoſen, denen der Herzog 10000 Mann anbot, nichts mehr von ihm wiſſen wollten, mußte er von dieſem Verkauf ſeiner Würtemberger abſtehen. Dies kam Schiller ſehr zu ſtatten, der bereits am 17. Auguſt zum Hauptmann (ein Grad, der dem Adel an Rang gleich ſtand) befördert wurde; blieb er ja jetzt ſeinen Kindern näher und konnte auf ihre Erziehung wirken. Seine freie Zeit widmete er,

1761 auf Anregung seines gelehrten Vetters, der Mathematik. Die Familie bezog eine andere Wohnung in dem jetzt vom Bäcker Aufrecht bewohnten Hause (Nr. 192), wo sie mehr Raum hatte. Das Jahr 1762 brachte den Hauptmann Marbach noch näher; sein Regiment kam nach Ludwigsburg, dann auf einige Zeit nach Stuttgart, zuletzt dauernd wieder nach Ludwigsburg.

Hierher ließ Hauptmann Schiller seine Familie kommen. So wurde denn der eben ins vierte Jahr getretene noch schwächliche, viel von Kinderkrankheiten heimgesuchte Knabe aus dem anmuthigen gewerblichen, nach der Einäscherung durch die Franzosen (1693) neu erstandenen Fluß- und Landstädtchen in die noch neuere Garnisonsstadt versetzt, wo die Spuren eines frühern Versailles noch nicht ganz erloschen waren. Jetzt erst begann der ernst seiner Pflicht bewußte Vater auf den in erster Entwicklung begriffenen Knaben zu wirken, dessen Anlagen ihn um so mehr erfreuten, je größer seine auf den längst ersehnten Sohn gesetzten Hoffnungen waren.

Die Grundzüge des Vaters waren strenger Ernst, der sein Ziel unverrückt im Auge behält, starke, bis zu unbeugsamer Härte gehende Willenskraft, biedere Redlichkeit, reger Bildungs- und Wirkensdrang, unerschütterlicher Diensteifer, rücksichtsloses Festhalten an dem ihm vorgesetzten Herzog und demüthiges Vertrauen einer das Wesen aller Wesen andächtig verehrenden, alles Trübe als eine Prüfung zur Erreichung unserer ewigen Bestimmung gefaßt ertragenden, im Glauben an Gott ruhenden Seele. Von seiner strenggläubigen Frömmigkeit zeugen die zur Hausandacht von ihm aufgesetzten Gebete, die freilich im gangbaren Tone gehalten sind, ja auch das in Reimversen gedichtete „Morgenopfer", das er jeden Morgen gesprochen haben soll, zeigt nichts Eigenthümliches; aber der äußere Gottesdienst war ihm so sehr Herzenssache, daß er für sich und sein Haus sich eine eigene feststehende Andacht zurecht

machte. Fritz hatte vom Vater die rastlose Thätigkeit, den 1763
tüchtigen Ernst, die nachhaltige Ausdauer, das rastlose Streben, sich emporzuarbeiten, die treue Redlichkeit; von der liebevoll für die Ihrigen besorgten, unter der Härte des Vaters in ihren engen Verhältnissen und bei der Noth ihrer Eltern sehr leidenden Mutter, dem Muster einer sorgsamen Hausfrau, den sinnigen Geist, das gemüthliche Herz, die warme Empfindung. Aber dazu hatte ihm die gütige Natur die Keime lebendigen Selbstgefühls, glühenden Freiheitsdranges, schwungvoller idealer Anschauung und eindringenden Tiefsinnes verliehen, welche durch den ihm widerwärtigen äußern Druck zu höchster Entwicklung gediehen. Doch war es für ihn ein großes Glück, daß seine ersten Lebensjahre durch die herzliche Liebe seiner milden, zarten, frommen und duldsamen Mutter, welche ihre Kinder zu reiner Gottesfurcht, liebevollem Gehorsam und edler Tugend erzog, geleitet wurde und die zwei Jahre ältere Schwester mit ihrer gemüthlichen Heiterkeit ihm zur Seite stand, der harte Ernst des mehr gefürchteten und geehrten als geliebten, in militärischer Strenge sich gefallenden Vaters erst später eingriff. Wenn dieser als treuer Diener des Herzogs nicht litt, daß irgend ein tadelndes Wort wider diesen gesprochen wurde, so konnte er doch die Seinen nicht gegen jede Klage des arg leidenden Landes absperren, und daß nun gar der einst allmächtige Pathe seines Fritz, daß Rieger durch die Ränke des durchtriebenen Montmartin gestürzt, von seinem Fürsten mißhandelt und ohne Urtheil und Recht zu unmenschlich grausamer Haft nach Hohentwiel gebracht wurde, wo der ebenso tyrannisch behandelte Moser noch immer saß, mußte das Herz des Knaben tief empören. Montmartin schaltete wie ein Despot im Lande, dessen Stände gar nicht mehr gehört wurden, während der Fürst sich rücksichtslos seinen Lüsten überließ, so daß es trotz allem Druck immer an Gelde fehlte. Eine ergiebige Quelle bildete noch immer der Verkauf der Landeskinder.

3.

1763 Weihnachten 1763 wurde Hauptmann Schiller auf Werbung nach der katholischen Reichsstadt Schwäbisch Gmünd geschickt. Erst im Frühling ließ er Frau und Kinder nachkommen. Es war ein trauriges Gewerbe, das Schillers Vater, dem zwei Unterofficiere beigegeben waren, hier betreiben mußte, da der Herzog gute Förderung des Geschäfts wünschte, weshalb er die Anwendung aller zweckdienlichen Mittel verlangte. Man wußte damals noch nicht, daß diese Werbungen für Hollands Indische Kolonien bestimmt waren; das Geschäft hatte wohl der nahe Vetter, der Pathe von Fritz, abgeschlossen. Schiller sollte täglich 3, die beiden bei ihm wohnenden Unterofficiere 1 Gulden Diäten bekommen. Da aber bei der ungeheuren Geldklemme nichts gezahlt wurde, so bat Schiller, weil es in Gmünd zu theuer sei, das Werbebureau nach dem nahen Würtembergischen Grenzorte Lorch verlegen zu dürfen. Dort lebte der Oberamtmann Scheinemann, ein guter Bekannter Schillers, der sich freute, einen alten Kriegsgefährten wiederzusehen. In Lorch wohnten sie in der Herberge zur Sonne. Außer Scheinemann fand der Vater an den beiden Geistlichen, dem Pfarrer Magister Moser und dem Helfer Magister Kapff, treue Freunde. Lorch war es, wo Schillers Seele sich erschloß. Den der ersten Jugend entwachsenden Knaben, der hier zuerst eine größere Freiheit an der Hand der Schwester genoß, ergriffen mächtig Natur, Freundschaft und lebhafter Drang zum Verstehen und Lernen. Die Rems sah er hier an düstern Tannen und Eichenwäldern sich vorbeiwinden. Auf einem nahen Hügel erhob sich das Kloster mit der vor ihm stehenden uralten Linde, den zum Theil aus Altschwäbischer Zeit herüberragenden Baureſten, den ehrwürdigen Bildnissen der Hohenstaufen und der trüben Grabkapelle. Vor ihm stand der Rechberg mit Burgtrümmer und Kapelle; aus der

Flur, die, „vom Weidenbach durchschlängelt, halb um- 1764
kränzet der Wald", stieg majestätisch der Kegel des Hohenstaufen, dessen unscheinbare Burgreste von der längst hingeschwundenen Schwäbischen Kaiser- und Sängerzeit so ergreifend sprachen und elegisch an den Untergang dieses edlen Fürstengeschlechts mahnten. Der mehr der Natur als der Geschichte zugewandte ernste Vater konnte sich den auf die alten Zeiten gerichteten Fragen des wißbegierigen Knaben nicht ganz entziehen, dessen Geist schon hier manche alte Sage und manches Volkslied wunderbar angeweht haben mag. Einen rührend frommen Eindruck machte der sogenannte Kalvarienberg bei Gmünd mit der Kapelle oben und den zwölf heraufführenden Leidensstationen, an denen die wallfahrenden Katholiken ihre Gebete verrichteten. Zu Hause hielt der Vater Morgens und Abends die Andacht, woran der Knabe mit gefaltenen Händen und zum Himmel gewandtem Herzen den frömmsten Antheil nahm; daneben wurde aus der Bibel, wohl auch aus Erbauungs- und Liederbüchern gelesen. Der sonntägliche Besuch der Kirche war streng gefordert. Von dem Pfarrer Moser empfing Fritz nicht allein den ersten Religionsunterricht, dieser unterwies ihn auch mit seinem Sohne Christoph Ferdinand in den Anfangsgründen des Lateinischen, ja auch das Griechische sollte mit dem im siebenten Jahre stehenden leicht fassenden Knaben begonnen werden. Vereintes Lernen und Spielen schlossen Fritz näher an den stillern Kameraden, dem die ersten Regungen seiner Freundschaft galten. Mosers ehrwürdiges, wenn auch strenges Wesen prägte sich seinem Geiste so tief ein, daß der Jüngling ihm in den „Räubern" ein schönes Denkmal gründete. Damals erschien ihm der auch von den Eltern ihm bestimmte geistliche Stand, den Moser so würdig vertrat, als Ideal aller Wünsche. Wenn der Kleine gern den Geistlichen spielte, sich „statt des Mantels einen schwarzen Schurz und statt des Umschlags ein Predigtlümpchen anziehen" und ein Käppchen

1766 auffetzen ließ, dazu einen Stuhl beſtieg und, ſo gut es gehen wollte, den Prediger machte, ſo war dies eben nur ein kindiſches Spiel, mochte er ſich dabei auch noch ſo ernſt ſtellen, ja, wenn man darüber lachte, unwillig davon laufen. Bezeichnender waren ſeine große, durch die Eltern genährte Wahrheitsliebe, die ihn alle begangenen Fehler der Mutter ſelbſt angeben ließ, und die mit der Schweſter ihm gemeinſame übermäßige Luſt zum Geben, welche der Vater in Schranken zu halten ſuchen mußte. Dieſer, der unterdeſſen zum von Stain'ſchen Infanterieregiment verſetzt wurde, beſchäftigte ſich viel mit landwirthſchaftlichen Beobachtungen zur Hebung des Wohlſtandes von Würtemberg, von denen auch für den Knaben manches abfiel, der ſich freilich mehr der Erinnerungen des Vaters aus ſeinem Kriegsleben erfreute. Die Familie wurde im Januar 1766 durch eine Tochter vermehrt, die von der Mutter den Namen Dorothea erhielt, von der erſten Pathin, der Frau Oberamtmann, Luiſe Katharina genannt wurde. Pathen waren außer ihr noch Pfarrer Moſer, die Gattin des Helfers Käpff und die unwandelbar treue Marbacher Freundin Ehrenmann. In der letzten Zeit ſchloß ſich auch der faſt drei Jahre jüngere Knabe des Amtsſchreibers Conz an ihn an, der, wie dieſer in einer ſpäter an Schiller gerichteten Ode ſagt, ſchon damals viele Freuden der ſchönen Natur mit ihm theilte.

Der Herzog hatte unterdeſſen mit ſeinem zum Premierminiſter erhobenen Montmartin und deſſen Gelichter rückſichtslos fortgewirthſchaftet. Im Frühjahr 1764 wurde auf unerhörte Weiſe ohne Rückſicht auf die Stände eine Kopfſteuer nach Oeſterreichiſchem Muſter eingeführt. Als die Vertreter Tübingens über dieſen Rechtsbruch ſich beim Herzog beklagten und ihm die Noth des Vaterlandes ans Herz legen wollten, rief er unwillig: „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland.“ Mit Waffengewalt wurde die Steuer eingetrieben, Oberamtmann Huber und Tübingens angeſehenſte Bürger wegen ihres Widerſtandes auf den

Hohenasperg gebracht. Freilich drang die Stimme Friedrichs des Großen endlich in Wien durch; der Reichshofrath forderte die Freilassung Mosers und befahl dem Herzog, sich binnen zwei Monaten mit den Ständen zu vertragen. Moser wurde freigegeben und nun mit größter Freundlichkeit vom Herzog behandelt, da die Stände ihn aufgegeben hatten, dagegen spottete Karl noch immer dieser selbst, ja er brach mit den Gesandten, die ihn an den Befehl des Reichshofrathes erinnerten, allen Verkehr ab. Um Stuttgart, das sich gleichfalls gegen die ungerechte Besteuerung erhoben hatte, zu strafen, verlegte er seine Residenz nach Ludwigsburg. Doch bei allen Erpressungen und dem schamlosesten Verkauf der Stellen fehlte immer das Geld zur Bezahlung der Beamten. Darunter litt auch Hauptmann Schiller, der nicht allein nichts erhielt, sondern auch die armen Unterofficiere umsonst zu beköstigen hatte, und so bei dem widerwärtigen Werbegeschäft sein geringes Vermögen aufwenden mußte. Verzweifelt wandte er sich an den Herzog mit der Bitte um Auszahlung des 2000 Gulden betragenden Rückstandes und um Entlassung von der Werbung. Sein Guthaben wurde ihm auf die Kriegskasse angewiesen, diese aber hatte eben kein Geld, und so dauerte es neun Jahre, bis er ganz befriedigt war. Die Noth, in welche die Familie dadurch gerieth, konnte auch Fritz nicht ganz verborgen bleiben, und so mußte er einen guten Begriff von der landesväterlichen Regierung erhalten. Die Abberufung wurde dem Vater, nach Ablauf von drei Jahren, bewilligt. So kehrte er denn Weihnachten 1766 zu seinem Regimente in die Garnisonsstadt Ludwigsburg zurück. 1766

4.

Seine Wohnung nahm Hauptmann Schiller in dem Hause der Cotta'schen Buchdruckerei, wodurch er auch mit dem Besitzer derselben, dem Hof- und Kanzleibuchdrucker

1767 Chriſtoph Friedrich Cotta, der ſelbſt unter Laudon eine kriegeriſche Laufbahn durchgemacht hatte, in nähere Verbindung trat. Cotta wurde auch der Verleger ſeiner in vier Stücken 1767—1769 ohne ſeinen Namen erſchienenen „Betrachtungen über landwirthſchaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg, aufgeſetzt von einem herzoglichen Officier", die, wie der Verfaſſer ſelbſt zwanzig Jahre ſpäter bemerkt, obgleich ſie noch ſehr unvollkommen waren, doch als eine ſonderbare Erſcheinung von einem Officier und auch der leidlichen Schreibart wegen gut aufgenommen wurden. So ward die Buchhandlung, welche durch Schiller einen Weltruf erlangen ſollte, ſchon die Verlegerin ſeines Vaters. Cotta gehörte mit zu den Pathen der am 21. November 1768 getauften Tochter Maria Charlotte. Unter dieſen befand ſich auch der zu demſelben Regimente gehörende, damals ſchon in demſelben Hauſe wohnende Hauptmann von Hoven nebſt Freunden und Freundinnen aus Lorch und Marbach. Zu ſeiner großen Freude hatte der Vater hinter ſeiner Wohnung einen weiten Gartenraum, in welchem er mit ganz beſonderm Eifer eine Baumſchule anlegte. Bisher hatte er ſich, ſo äußerte er ſelbſt, ſeiner Liebe zu landwirthſchaftlichen Bemühungen nicht hingeben dürfen, ohne in den Augen des vornehmen Pöbels ſeinen Officierscharakter zu beleidigen, jetzt hatte er in der Baumzucht eine Thätigkeit gefunden, die man ihm nicht verargen konnte. Zu beſonderer Befriedigung gereichte es ihm, als er endlich im September 1770 eine eigene Compagnie erhielt.

Fritz beſuchte in Ludwigsburg ſechs Jahre lang die dreiklaſſige Lateiniſche Schule, um ſich zunächſt für eine ſogenannte niedere Kloſterſchule vorzubereiten, auf die man zum Beginne des theologiſchen Studiums nur dann aufgenommen wurde, wenn man dreimal ein ſogenanntes Landexamen beim Stuttgarter Gymnaſium beſtanden hatte. Auf der Schule traf er den faſt ein halb Jahr ältern Sohn

von Hovens, Friedrich Wilhelm, der gleichfalls für die Theologie bestimmt war. Immer inniger schloß er sich an diesen an, besonders als sie in demselben Hause wohnten. Beide Väter hielten strenge darauf, daß die Knaben tüchtig lernten, um sich später auszuzeichnen, worauf beide großes Gewicht legten, Hoven, damit der Sohn den Namen seines herabgekommenen Adelsgeschlechtes wieder zu Ehren bringe, Schiller, um in seinem Fritz das auf glänzendste Weise erreicht zu sehen, was ihm selbst durch unglückliche Familienverhältnisse verwehrt gewesen. Hierdurch wurde der Ehrgeiz von Fritz immer mehr entflammt, sein Selbstgefühl gesteigert. Obgleich er, um seinen Vater zufrieden zu stellen, sehr fleißig und die Lehrer mit ihm so zufrieden waren, daß er zu den Besten zählte, that er dem straffen Vater, der ihn streng, ja hart hielt, noch immer nicht genug. Der lebhafte, oft muthwillige Knabe spielte ihm zu viel. Freund Hoven berichtet, Fritz habe in den oft wilden Spielen mit seinen Kameraden meist den Ton angegeben; die jüngern hätten ihn gefürchtet, auch die ältern ihn wegen seiner Furchtlosigkeit geachtet; selbst an Erwachsene, die ihn beleidigt, habe er sich gewagt, die, welche ihm zuwider gewesen, launig, aber nie böswillig geneckt. Die Strenge des Vaters, der ihn abzuhärten und an Entsagung zu gewöhnen suchte, weckte seine Spannkraft. Aber freilich mußte es ihn schmerzen, an ihm fast nur einen kalten Zurechtweiser zu finden. Dafür entschädigten ihn die innige Liebe der Mutter und die treue Herzlichkeit seiner Schwester Fine (Christophine). 1767

Jede der drei Schulklassen hatte einen einzigen Lehrer, der Präceptor hieß. In der untersten waltete ein ernster, strenger, aber den Fleißigen zugethaner Mann. Es wurde bloß Latein gelehrt, nur der Freitag, der alte Fasttag, war der armen Muttersprache überwiesen. Der Unterricht, der Morgens vier, Nachmittags drei Stunden dauerte, ward immer mit einem Gebet eröffnet. Am Sonntage mußte

1768 man Morgens der Predigt, Nachmittags der Katechisation beiwohnen. Im Herbst 1768 kam Fritz auf die zweite Klasse, wo auch fast nur Latein vorkam, aber das Uebersetzen in die gelehrte Muttersprache eifrigst betrieben wurde. An den Deutschen Freitagen ließ der steiffromme Lehrer nichts als strenggläubige Schriften lesen und geistliche Lieder hersagen, ja er benutzte sie zu pedantischer Katechisation, wobei er der Heiligkeit des Tages wegen nur milde die begangenen Fehler rügte, aber sie sehr wohl sich merkte, um in den Lateinischen Stunden bei irgend einem Versehen die dafür verdienten Schläge zugleich mit den Freitags zurückgehaltenen herabregnen zu lassen.

Erhalten ist uns ein gereimter Deutscher Neujahrswunsch an den Vater auf das Jahr 1769. Die einfache Reimform war dem Knaben schon aus dem Gesangbuche und aus den Liedern von Gellert, auch wohl von Uz bekannt. Um seine Fertigkeit in der fremden Sprache zu zeigen, fügte er eine Uebersetzung in Lateinischer Prosa hinzu. Ostern machte er in Stuttgart sein erstes Landexamen, wobei er die Anerkennung erhielt, daß er ein hoffnungsvoller Knabe sei, dessen Bewerbung nichts entgegenstehe. Seine Bestimmung zum geistlichen Berufe nahm er als selbstverständlich an, da er keinen ehrwürdigern kannte, wie wenig auch sein Geist durch die nüchtern trockene und gemüthlos leere, ja trübselig polternde Weise erbaut wurde, mit welcher die Katecheten die protestantische Lehre dem Gedächtnisse einzwangen. Das abschreckendste Beispiel düstern Eifers hatte er an dem Vorgesetzten der Lateinischen Schule, dem Special (Specialsuperintendenten) Zilling, einem von überspanntestem geistlichen Hochmuth erfüllten Ludwigsburger Bäckerssohne. Freilich durfte er sich von seinem Mißbehagen nichts merken lassen, um den Vater nicht zu erzürnen, der streng darauf hielt und selbst tief von der argen Sündhaftigkeit des Menschen durchdrungen war, und so lernte er geduldig alle Fragen und Antworten aus-

wendig, betheiligte sich auch still an allen Religions- 1769
übungen; war es ihm ja nur Gedächtniß- und Gewohnheitssache. Wie viel wohler that ihm die gemüthliche Wärme, mit welcher die Mutter die Lehren des Evangeliums und das Bild des Heilands und seiner Jünger dem Herzen der Kinder einprägte! Ein bezeichnendes Beispiel hiervon berichtet uns die ältere Schwester. Die Großeltern in Marbach waren so tief heruntergekommen, daß der ehemalige Holzmesser sich zu der Wärterstelle am Niklasthore hatte bequemen müssen, bei welchem ihm ein Häuschen eingeräumt war. Die Mutter unterließ nicht, von Ludwigsburg aus ihre Eltern mit den Kindern zu besuchen, wo denn Fritz sich mitleidiger Rührung nicht erwehren konnte. Auch soll er sich geschämt haben, die arme Wohnung der Großeltern vorn, wo ihn die Leute sehen konnten, zu betreten; er schlich sich hinterwärts durch den Graben herein. Als die Mutter einst Ostermontag mit Christophinen und Fritz über den Berg nach Marbach ging, erzählte sie ihnen das Evangelium des Tages, wie der Heiland seinen Jüngern bei Emmaus erschienen und mit ihnen eingekehrt sei, mit so lebendiger Vergegenwärtigung, daß die Kinder, zu Thränen gerührt, betend zur Erde sanken.

Das glänzende, höchst bewegte Residenzleben von Ludwigsburg mußte auf den aus dem stillen Lorch herübergekommenen, eben ins achte Jahr getretenen Knaben einen eigenthümlichen Eindruck machen. „Die weiten Gassen, Linden- und Kastanienalleen", berichtet Justinus Kerner von seiner eigenen Jugendzeit, „waren mit Hofleuten in seidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen und mit herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen und Grenadierskappen erfüllt. Das prachtvolle Schloß mit seinen weiten Plätzen und Gärten, der nahe Park mit dem Favoritschlößchen, die schattenreichen Alleen, die in vielen Reihen auf die Stadt zuliefen, der große Marktplatz mit seinen Arkaden

1769 waren oft der Schauplatz der Vergnügungen.“ Auf dem nahen See fanden Feste statt, bei welchen schöne Mädchen von Ludwigsburg die Seekönigginnen machten. Fastnacht wurde Venetianische Messe gehalten, bei denen alle, auch die Kinder, maskirt erscheinen mußten. Besondere Anziehung übte das innerhalb der Schloßgebäude in Leierform sich erhebende Opernhaus, das größte und schönste von ganz Deutschland, wo die mit Spiegelgläsern bekleideten Wände, Logen und Säulen in der glänzenden Beleuchtung feenhaft das Auge blendeten. Die prächtigen Dekorationen, Maschinerien und Kostüme, die ausgezeichneten Künstler und Künstlerinnen des Gesanges und Tanzes machten einen überwältigenden Eindruck. Der Herzog hielt darauf, daß seine Officiere und ihre Familien die Oper fleißig besuchten, so daß auch Hauptmann Schiller, mochte er auch das Verführerische solcher Schaustellungen für den zum geistlichen Stande bestimmten Knaben nicht übersehen, doch nicht umhin konnte, wie auch sein Freund Hoven, die Kinder zuweilen, besonders zur Belohnung, ins Theater zu führen. Freilich wurden nur Italienische Opern und Ballete aufgeführt, so daß der Knabe von der Sprache nichts verstand, doch die Dekorationen und Kleider, Musik und Gesang, auch die bewegte Darstellung zogen ihn so mächtig an, daß er ganz Auge und Ohr war. Er selbst wurde dadurch zu dramatischen Aufführungen mit ausgeschnittenen Figuren getrieben, bei denen die Schwester ihn unterstützen mußte; aufgestellte Stühle vertraten die Zuschauer. Nach dem Berichte seiner Schwägerin pflegte Schiller selbst zu erzählen, er habe bis in sein vierzehntes Jahr (wo er Ludwigsburg verließ) mit solchen ausgeschnittenen Figuren gespielt. Daß der theatralische Drang des Knaben sich so lebhaft wie bei Goethe erging, verhinderte schon der solcher kindischen Zeitvergeudung abholde, äußerste Ordnung fordernde Vater.

Strenge hielt der engherzig fromme Lehrer der zweiten

Klasse auf das sonntägliche Hersagen des Katechismus in 1769
der Kirche, wobei auch keine Silbe gefehlt werden durfte. Schiller selbst erzählte später, mit welcher Angst er einst mit einem Sohne des Arztes Elwert dieses Probestück geleistet, für dessen Gelingen jeder mit zwei Kreuzern belohnt wurde. Die glücklichen Katecheten beschlossen auf den Vorschlag von Fritz sich auf dem Hartenecker Schlößchen dafür mit saurer Milch etwas zu Gute zu thun. Da aber hier zu ihrem Leidwesen keine solche zu haben war, wandelten sie nach Neckarvaihingen, wo sie für drei Kreuzer den kühlenden Leckerbissen in reinlicher Schüssel, sogar mit silbernen Löffeln, erhielten, so daß ihnen noch einer für Johannisbeeren übrig blieb. Ueber dieses Elysische Glück gerieth Fritz in höchste Aufregung, so daß er auf der Höhe, von der man die beiden Dörfer überschaut, „in einer wahrhaft dichterischen Ergießung" das ungastliche Harteneck mit seinem Fluche belegte, dagegen dem Orte, der sie so herrlich gelabt, seinen „gefühltesten Segen" gab. Wir möchten kaum glauben, daß hierbei sein „Dichtergeist erwacht" sei, vielmehr sprach er beides eher in dem ihm geläufigen biblischen Ton.

Seit dem September 1769 befand sich auch der wider den Willen des strengen Specials als Organist und Musikdirektor berufene Geißlinger Präceptor, Musiker und Dichter Schubart in Ludwigsburg. Dieser ergetzte die Kirchengänger durch sein vortreffliches Orgelspiel, ja er gab auch zum Schlusse noch sogenannte weltliche Lieder zum Besten. Darüber wurde der Special um so erbitterter, als jetzt viele nicht seiner Strafpredigten, sondern des Organisten wegen die Stadtkirche besuchten, ja manche erst nach dem Gottesdienst kamen. So untersagte er denn Schubart solche Ungebühr. Aber dieser fuhr, da er sich auf den Beifall der Vornehmen, besonders der Officiere, und den Haß gegen den Special stützte, in seiner Weise ungestört fort, ja er spottete der „beleidigenden Gravität des geistlichen

1769 Herrn". Doch bald ergriff ihn Mißmuth mit seiner jetzigen untergeordneten Wirksamkeit; vergebens suchte er trotz aller Versprechungen vom Herzog eine entsprechende Beförderung zu erhalten. Voll Verzweiflung gab er sich wieder einem wüsten Leben hin, das ihn in den übelsten Ruf brachte und, da er nur von bürgerlicher Abkunft, seine Stellung um so unhaltbarer machte, als seine rücksichtslose Spottsucht viele verletzte.

Ostern 1770 machte Fritz das zweite Landexamen wieder mit gutem Erfolge; man fand, er schreite nicht unglücklich auf dem Pfade der Wissenschaft fort. Im Herbste kam er in die erste Klasse unter dem Oberpräceptor Magister Johann Friedrich Jahn, einem gründlichen, kenntnißreichen Philologen und tüchtigen Schulmann. Hier wurden außer dem Lateinischen Griechisch und Hebräisch getrieben. Obgleich auch Jahn geistlich war, bestieg er doch nie die Kanzel, die Sprachen, die er tüchtig verstand, und die Erklärung der Schriftsteller zogen ihn einzig an. Durch die Folgerichtigkeit seiner Lehrweise und die Beachtung der Eigenthümlichkeit der einzelnen Schüler wußte er diese weiter zu bringen, als es an irgend einer Lateinischen Schule Würtembergs der Fall war. Bei der Erklärung der Lateinischen und Griechischen Schriftsteller (man las die collectio autorum Latinorum, welche Stücke aus Ovids Tristia, Virgils Aeneis und den Oden des Horaz enthielt, und das Neue Testament) brachte er den Schülern manche geographische, historische und sonstige sachliche Kenntniß bei. Auch gab er ihnen Anleitung zu Lateinischen Versen, in welchen Fritz bald große Fertigkeit erlangte; doch ist sein Lateinischer Glückwunsch an den Vater zum neuen Jahre 1771 nicht in Versen, sondern in gutangeeigneten prosaischen Phrasen geschrieben. Der Vater gedenkt in spätern Jahren einer „Collision", in welche Fritz einmal mit Jahn gerathen sei, doch könnte dies auf einer Verwechslung mit dessen Nachfolger beruhen.

Kaum hatte Fritz sein drittes Landexamen bestanden, 1771
als Jahn einem Rufe als Professor an die eben errichtete militärische Pflanzschule auf der Solitude folgte. Der Herzog hatte endlich am 27. Februar durch den sogenannten Erbvergleich sich mit den Ständen vertragen, und Montmartin entlassen, der ihm aber noch immer als mächtiger Günstling zur Seite blieb. Kurz vorher hatte er auf dem $3^1/_2$ Stunden von Ludwigsburg entfernten, seit 1763 rasch erbauten Schlosse Solitude, um wohlfeilere Garten- und Bauarbeiter zu gewinnen, eine Anstalt für „Garten- und Stuckatorknaben", unter der Aufsicht des Hauptmanns Seeger errichtet, welcher der Sohn eines Geistlichen war und vor seinem Eintritt in das Militär die Klosterschulen besucht hatte. Die Anstalt wurde noch in demselben Jahre in Folge der drückenden Theuerung zu einem militärischen Waisenhaus erweitert. Aber die Lust des Herzogs an der nahen Verbindung mit der unter seinen Augen sich entwickelnden Jugend ließ ihn nicht ruhen; schon an seinem nächsten Geburtstage, dem 11. Februar, ward die „militärische Pflanzschule" für „Cavaliers und Officiersöhne" gestiftet, in welcher zu den beiden bisherigen Klassen noch eine höhere trat. Jahn wurde als Professor berufen. Fritz verlor außer ihm auch seinen Freund Hoven, der wider den Willen des Vaters zur militärischen Pflanzschule gepreßt wurde, auf der er am 17. Juni eintrat. Der Herzog hatte besonders an diejenigen Officiere, welche mehrere Söhne besaßen, die Aufforderung gerichtet, einen derselben seiner Anstalt zu übergeben. Hauptmann von Hoven entschloß sich, um seinen Herrn nicht zu erzürnen, seinen jüngern Sohn anzumelden, beging aber die Unvorsichtigkeit, als er diesen hinbrachte, den ältern zur Begleitung mitzunehmen. Da Karl Eugen erfuhr, der Hauptmann habe auch diesen bei sich, verlangte er ihn zu sehen. Sehr erfreut war er, als derselbe auf die Frage, ob er nicht auch in die Pflanzschule aufgenommen zu werden wünsche,

1771 erwiderte: „O ja, wenn ich nicht ein Geistlicher werden sollte.“ Mit den an den Vater gerichteten Worten: „Der Knabe hat deutlich erklärt, was er wünscht, und er bleibt bei seinem Bruder, nicht wahr?“ ließ er den verlegenen Vater stehen. Darauf sandte er den Professor Jahn zu diesem, der nach langem Hin- und Widerreden sich in den höhern Willen ergeben mußte.

Fritz begrüßte den neuen Oberpräceptor, Namens Winter, im Namen der Klasse mit Lateinischen Distichen, in denen er sich die Anspielung erlaubte, der neue Winter werde für die Schüler ein guter Frühling sein. Winter war ein gutmüthiger, aber etwas heftiger Mann, der sich einmal durch Mißverständniß dazu hinreißen ließ, das Willkommen des guten Fritz dadurch zu Schanden zu machen, daß er ihn mit Stockschlägen behandelte. Dieser, der ihn wohl durch Widerspruch gereizt hatte, sagte zu Hause nichts von dieser Bestrafung, weil er den Zorn des Vaters fürchtete; aber der Lehrer kam selbst einige Tage später zu diesem und entschuldigte sich, daß er den Sohn ohne dessen Verschulden gezüchtigt habe. Im Herbste sprach Fritz in Lateinischen Distichen dem gestrengen Special Zilling den Dank der Schule für die von ihm bewilligten Ferien aus. In dieser Uebung hatte er sich eine außerordentliche Fertigkeit erworben. Der Vater gedenkt fast zwanzig Jahre später seiner vielen „Lateinischen disticha, carmina, epistolae etc.“ So äußerte sich sein großes Formtalent frühe in der fremden Sprache. Auch seine sonstigen Arbeiten gehörten zu den allerbesten. Doch als er nächste Ostern wieder sein Landexamen machte, hieß es, er habe in den betreffenden Fächern nicht ohne Nutzen gearbeitet, komme aber den vor ihm angeführten Schülern nicht ganz gleich. Dies konnte ihm freilich der Vater nicht wohl vergeben. Nach einem Berichte seines spätern Freundes Petersen hatte er schon damals die Lust an allen Knabenbelustigungen verloren. „In seinen Freistunden schlenderte er mit einem aus-

erwählten Freunde (Elwert?) in Ludwigsburgs reizenden Baum- 1772
pflanzungen oder in den schönen naheliegenden Gegenden herum. Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Pläne für das künftige bürgerliche Leben waren seine liebste, seine gewöhnliche Unterhaltung." So hatte ihn schon damals der Ernst des Lebens angeweht, ein Vorgefühl der seiner wartenden Noth ihn erfaßt.

In das Jahr 1772 fällt auch seine Konfirmation. Die trockene Vorbereitung zu der Erneuerung seines Taufgelübdes ließ ihn kalt. Als die Mutter ihm seine Gleichgültigkeit gegen die seiner wartende heilige Handlung vorwarf, zog er sich still zurück, überraschte aber bald darauf die Eltern mit einem Deutschen Gedichte, welches das ihn tief bewegende religiöse Gefühl lebhaft aussprach. Verwundert rief der Vater: „Fritz, bist du närrisch geworden?" Es war dies nach den unbedeutenden Neujahrsreimen das erste Deutsche Gedicht, in welchem sich seine Seele zu lebendiger Darstellung seines Gefühls zusammenraffte, mochten auch manche Töne andern ihm vorschwebenden Liedern und Sprüchen entnommen sein. Es gibt Augenblicke, wo es wie ein Blitz durch die junge, so lange still aufnehmende Seele fährt, der sie zu unbewußter Ausstrahlung der in ihr schlummernden Gefühle treibt. Fritz sollte in diesem Herbste nach glücklich bestandenem Landexamen in die niedere Klosterschule zu Blaubeuren treten; denn diese und die zu Denkendorf wechselten jährlich in der freien Aufnahme von zwanzig bis fünfundzwanzig Zöglingen, die sich dafür verpflichten mußten, die ihnen im Lande angewiesenen Kirchen- und Schulstellen zu übernehmen. Aber die Vorsehung hatte schon die Wege auserwählt, ihn durch schwere Prüfungen zu seiner eigentlichen Bestimmung heranzubilden. Freilich würde Schillers Beruf, auch wenn er in der schwarzen Kutte und der mönchischen Absperrung der Klosterschulen gesteckt hätte und den

1772 Weg des Tübinger theologiſchen Stifts gewandelt wäre, zum Durchbruch gekommen ſein, aber daß er der feurige Dramatiker wurde, dazu bedurfte es des despotiſchen Druckes und des dadurch hervorgerufenen Kampfes mit äußerer Noth.

Zweites Buch.

Der herzogliche Eleve.

1.

Der fürſtliche Ehrgeiz ließ den Herzog nicht ruhen; 1772
ſeine Stiftung ſollte auch mehrere akademiſche Fächer aufnehmen. So ließ er ſich denn nicht abhalten, ſeiner eigenen Landeshochſchule Abbruch zu thun, um gefügige, von ihm ganz abhängige Staatsdiener ſich ſelbſt zu erziehen. Für die erweiterte Anſtalt, die nun auch eine förmliche Ritteranſtalt werden ſollte, hatte er den Namen Militärakademie beſtimmt. Da es die Gewinnung neuer tüchtiger Schüler galt, mußten die Lateiniſchen Schulen ihre beſten Zöglinge angeben. Da wurde denn von Winter der Sohn des Hauptmanns Schiller genannt, auf den vielleicht ſchon deſſen früherer Lehrer Jahn hingewieſen hatte. Des Vaters Vorſtellung, Fritz ſolle geiſtlich werden, half ſo wenig, wie bei dem jungen Hoven — gegen den Willen des Herzogs hatte der treue herzogliche Diener kein Recht. Fritz empfand jetzt perſönlich zum erſtenmal die despotiſche Willkür des Herzogs; es war eine Preſſung ohne äußere Gewalt.

1773 Den 16. Januar 1773 brachte Hauptmann Schiller den eben ins vierzehnte Jahr getretenen, 5 Würtemberger

Abb. 4. Herzog Karl Eugen von Würtemberg.
Nach der Photographie eines Gemäldes im königlichen Schlosse zu Stuttgart, welche Eigenthum von Frau Lina Schneider in Köln.

Fuß (an 4 Fuß 8 Zoll Rheinisch) großen rothharigen Extheologen in einem „blauen Röcklein nebst Camisol ohne

Aermel" mit ſehr mäßiger ſonſtiger Ausſtattung, fünfzehn 1773
Lateiniſchen Büchern und 43 Kreuzer Geld, das er gleich

Abb. 5. Franziska, Reichsgräfin von Hohenheim
Nach Vely „Herzog Karl von Würtemberg und Franziska von Hohenheim".

abgeben mußte, zur militäriſchen Solitude. Sein ehemaliger Lehrer Jahn gab Fritz nach angeſtellter Prüfung das Zeug-

1773 niß, er überſetze die collectio autorum Latinorum, nicht weniger das Griechiſche Neue Teſtament mit ziemlicher Fertigkeit, habe auch einen guten Anfang in der Lateiniſchen Poeſie, aber ſeine Handſchrift ſei ſehr mittelmäßig. Die Aufnahme erfolgte am folgenden Tage nach Vorleſung des Reglements, das die Zöglinge immer bei ſich haben mußten; er ſelbſt trug ſich als Nro. 447 in die Nationalliſte ein. Als der Vater am 18. nachträglich den Taufſchein an den Intendanten Obriſtwachtmeiſter Seeger, ſeinen alten Kriegsgefährten, ſandte, erklärte er ſich „ganz durchdrungen von den letzthin ſelbſt bemerkten Wirkungen der zum Wachsthum der herzoglichen Militärpflanzſchule vorkehrenden großen Anſtalten und von der glücklichſten Ausſicht“ für Fritz. Seine tiefſte Dankbarkeit kann keine Worte finden, aber in ausſchweifender Devotion preiſt er den „weiſeſten und gnädigſten Landesregenten, der den Samen von unſchätzbarem Guten mit eigenen höchſten Händen in die zarten Herzen 'ganzer künftiger Geſchlechter ausſtreue“, deſſen Namen und Thun noch die Enkel nach verfloſſenen Jahrhunderten ſegnen würden. Und ſo ſpricht er den Wunſch aus, daß ſein Sohn, von deſſen „lenkſamem Herzen“ er überzeugt ſei, deſſen Erwartungen rechtfertigen möge. „An meinen Ermahnungen ſoll es niemals fehlen, wenn es mir anders gnädigſt erlaubt iſt, durch ſolche zu ſeiner Aufmunterung etwas beizutragen.“ Der treue herzogliche Diener hatte ſich dem Befehle ſeines Herrn unterworfen, der ihm für Fritz eine gute Anſtellung in Ausſicht ſtellte; er hatte ſich auf viele Jahre der Rechte auf ſeinen Sohn begeben, dieſen dem Herzog als ſeinem oberſten Gebieter geopfert; die Ermahnungen, mit denen er von ihm geſchieden war, hatten ganz dieſe Richtung. Es iſt keine Uebertreibung, wenn wir ſagen, er habe ſich der Rechte auf ſeinen Sohn begeben; denn von der Anſtalt des Herzogs waren alle Ferien ausgeſchloſſen, die Söhne kamen nie in das väterliche Haus, elterliche Beſuche waren nur auf be-

ſondere Erlaubniß des Herzogs, und auch dann nur in 1773
Gegenwart eines Aufſehers, geſtattet, blos am Schluſſe der Jahresprüfungen waren die Väter zugelaſſen. Alle Briefe an und von den Eleven wurden vor der Einhändigung oder Abſendung durchgeleſen, die unterblieb, wenn man etwas ungehörig Scheinendes fand. So war jedes freie Wort zwiſchen Kindern und Eltern abgeſchnitten; die Briefe

Abb. 6. Schillers Silhouette. Aus dem Nachlaſſe der Schweſter Chriſtophine, die ſie, beſonders den Mund, vortrefflich fand. Nach Boas „Schillers Jugendjahre".

nach Hauſe floſſen von Verehrung und Bewunderung des Fürſten über, die auf der Solitude aus jedem Munde ſchallten, ja bei gewiſſen Gelegenheiten befohlen waren. Wie unglücklich mußte ſich der ſo grauſam den Armen der Familie auf viele Jahre entriſſene, zu einem ihm fremden Dienſte gepreßte Fritz fühlen, der in der Liebe von Mutter

1773 und Schwester und in freiem Umherschweifen in der ländlichen Flur seine Lust gehabt hatte!

Die Strenge des Vaters hatte sein Freiheitsgefühl nur gesteigert, und nun sollte er nicht allein eine verletzende Trennung nach der Geburt täglich vor sich sehen, sondern einen straffen Militärzwang am eigenen Leib erfahren. Die Zöglinge, welche sich dem Militär widmeten oder studirten, waren in Cavaliere und Bürgerliche oder „Eleven" gesondert; letztere wurden wieder in zwei Abtheilungen, in Officiers- und Honoratiorensöhne geschieden; zu den Honoratiorensöhnen gehörten auch die Kinder von geringer Herkunft. Die Cavalierssöhne waren nicht allein durch silberne Achselschnüre ausgezeichnet, sie hatten auch geräumigere und schöner ausgestattete Schlafsäle und einen besondern, bessern Tisch im obern Theile des Sales in Hufeisenform, zu dem sie in einer besondern Kolonne marschirten. Noch empörender war es, daß bei der vom Herzog selbst am Ende des Jahres vollzogenen Preisvertheilung die Cavalierssöhne dessen Hand, die übrigen nur den Rocksaum küssen durften.

Den wie in den Klosterschulen ganz freien Zöglingen gab der Herzog auch die militärische Uniform. Diese bestand in einem kurzen hellblauen Tuchrock mit Aufschlag und Kragen von schwarzem Manchester, versilberten Knöpfen und weißen baumwollenen Achselschnüren, Weste und Beinkleidern von weißem Tuche und dreieckigem Hute mit weißen baumwollenen Schnüren. Dazu kamen Halsbänder von schwarzem Leder, weiße Strümpfe von Baumwolle, Schuhe von schwarzem Leder mit versilberten Schnallen; nur im Winter trug man Stiefel und über die Beinkleider heraufgezogene weiße wollene Strümpfe. Die Haare wurden auf dem Scheitel abgeschoren, hinten trug man einen Zopf; die Seitenhaare waren in je eine Rolle gekräuselt und mit Haarnadeln befestigt, bei den Cavalieren gepudert; an festlichen Tagen wurde die Frisur durch doppelte Papilotten

erhöht. Der junge Schiller mußte ſich in dieſem Parade- 1773
anzug um ſo unglücklicher fühlen, je wunderlicher er ihm ſtand und je weniger es ihm gegeben war auf das Putzen der Knöpfe und Schnallen, das Anordnen der Friſur und das ſorgfältige Reinigen der Uniform die gehörige Sorgfalt zu verwenden, worüber er ſich manche, oft derbe Verweiſe zuzog.

Und wie ängſtlich beſchränkt, einförmig und kommandomäßig war die ganze Hausordnung! In jedem Sale ſchliefen an fünfzig Eleven nebſt einem Officier und vier Aufſehern. Das Schloß Solitude beſtand aus einem mit

Abb. 7. Das Schloß Solitude.
Nach dem Wiener Schillerbuche.

einer Kuppel gekrönten Oval, an das ſich zwei pavillonartige Flügel anſchloſſen; ringsum liefen Arkaden mit Galerien, zu denen zwei prächtige Freitreppen führten. An beiden Seiten ſchloſſen ſich je ſechs kleine Häuſer für Lehrer und Beamte an. Hinter dem Schloſſe erhoben ſich im Halbmond zwanzig Gebäude, unter denen der vom Herzog bewohnte Ritterbau, Theater und Kapelle. Auch der zu Feſtlichkeiten beſtimmte prächtige Lorberſaal war ein ſelbſtändiger Bau. Hinter den Gebäuden zog ſich ein neun Morgen großer Garten hin. Da die Räumlichkeiten zur

1773 Erweiterung der Anstalt nicht genügten, war am 26. April 1772 der Grund zu dem sogenannten Erziehungshause mit vier langen Flügeln und geräumigen Höfen gelegt worden; ein weiter Garten bot jedem Zöglinge einen kleinen Raum zu freier Bepflanzung. In diesem neuen, noch nicht vollendeten Gebäude befand sich auch der Schlafsal der ersten Abtheilung der Eleven, der Fritz angehörte. Die Betten standen zu beiden Seiten in gerader Linie; an jedem hing ein hölzernes Täfelchen; daneben befanden sich ein mit Schubladen versehener Tisch und ein Stuhl; über dem Bette war ein Bücherbrett angebracht. Im Sommer mußte man um 5, im Winter um 6 auf Kommando aufstehen, beten, sich anziehen, Kleider, Schuhe und Haare reinigen und das Bett auslegen. Paarweise nach der Größe (der Herzog selbst maß zweimal im Jahre mit allerhöchsten Händen seine „Söhne") ging es eine Stunde später in zwei Kolonnen (die Cavaliere zur Rechten) in den Speisesaal, wo auf beiden Seiten lange Tische mit Stühlen standen; jeder Stuhl trug den Namen seines Besitzers. Sobald alle vor ihrem Platze standen, rief der Oberaufseher Halt; auf ein anderes Kommando trat man näher zum Tische. Darauf hieß es: „Zum Gebete!" Die Zöglinge falteten die Hände vor der Brust, einer der Jüngsten trat auf eine Art Kanzel und sprach den Morgensegen und das Tischgebet. Auf sein Amen wurden die Stühle im Tempo gefaßt, gerückt und besetzt; nach dem Frühstück erscholl das Kommando zum Gebet, das gleichfalls ein Zögling sprach. Bei dem Amen sanken die Hände; dann ward rechts und links um kommandirt, beigetreten und auf Kommando abmarschirt. Sofort ging es in die Lehrsäle; die Stunden dauerten bis 11 Uhr. Von da begab man sich in den Schlafsal, um das Bett zu machen und sich in die Uniform zu werfen; denn zum Frühstück und Unterricht erschien man im beliebigen Hausanzuge. Dann ging es paarweise in den Rangirsal, wo der Oberaufseher oder Intendant oder der Herzog

selbst alle inspickrte. Die, welche etwas verbrochen hatten, 1773
mußten den vom Lehrer deshalb erhaltenen Zettel, das so-
genannte Billet, vorzeigen; der Intendant oder der Herzog
selbst stellte dann den Schuldigen zur Rede und bestimmte
die Strafe. Auf Kommando wurde einmarschirt, ab-
wechselnd von der dritten und vierten bürgerlichen Ab-
theilung das Vaterunser vor und nach dem Essen gebetet,
Platz genommen, gegessen, aufgestanden und abmarschirt.
Der Allerhöchste befand sich meist während des Essens im
Sale, sprach mit dem Intendanten, den Aufsehern und den
Zöglingen, wie es ihm einkam, und ließ an der Thüre die
Abmarschirenden vorüberziehen. Nun ging es wieder in
die Schlafsäle, wo man die Hauskleider anzog; blos die,
welche eine Strafe zu erleiden hatten, blieben zurück. Bei
gutem Wetter wurden sie in Truppen von 10 bis 12 ge-
paart spazieren oder in den Garten geführt, wo jeder sich
an seiner Pflanzung beschäftigen konnte. Fritz hatte keine
Lust an seinem winzigen Stückchen. Bei schlechtem Wetter
blieb man im Gebäude, wo man mit dem Gewehr exer-
ciren oder sich mit Springen über einen Stock oder ein mit
Leder überzogenes Pferd, auch sonst unterhalten konnte.
Die Stunden dauerten von 2 bis 7 Uhr, dann mußte man
wieder die Uniform anziehen, und nun spielte sich wieder die-
selbe Tischparade wie Mittags ab. In den Schlafsälen
mußte man sich sogleich zu Bette legen; dann wurde Still-
schweigen geboten; nur drei Nachtlampen brannten. Zu-
weilen betrat der Herzog selbst zur Nacht die Schlafsäle.

Und dieses eintönige, manchen alle Ordnung ver-
leidende militärische Leben mußte man über sich ergehen
lassen, weil es des Herzogs Militärakademie war. Daß
dieser selbst persönlich lebhaften Antheil an den Zöglingen
nahm, sich als Vater seiner Söhne darstellte, weckte nichts
weniger als edlen Freimuth; hörte dieser auch jeden mit
väterlichem Wohlwollen an, so erschien er doch meist als
Zuchtmeister, der zuweilen selbst allerhöchste Maulschellen

1773 ertheilte, und als Gebieter, dessen Herablassung eben als Herablassung empfunden wurde und edle Gemüther, die fühlten, daß er nur verehrt und bewundert sein wollte, nicht fesseln konnte.

Zuweilen erschien an seinem Arme die Freifrau von Leutrum zu Hohenheim, die kurz vor ihrem sechsundzwanzigsten Geburtstage, am 21. Januar 1774, zur Reichsgräfin erhoben wurde. Es war eine höchst anmuthige Erscheinung; groß und von harmonischer Bildung, blendend weißer Hautfarbe, reichem blondem Haare, schönem Halse und wundervollen Armen, die sie bloß trug, zeigte sie sich in der glänzendsten Toilette nach der ihr besonders gut kleidenden Mode der Zeit als elegante Weltdame. Aber die Akademisten wußten wohl, in welchem unerlaubten Verhältnisse des Herzogs Franziska zu diesem stand. Als sie unter dem reichen, aber widerwärtigen und schroffen Baron und Kammerherrn von Leutrum, dem das sechzehnjährige Mädchen auf Befehl der Eltern ihre Hand geboten, auf das bitterste litt, hatte der Herzog ihr seine Liebe gestanden und durch seine Bewerbung den eifersüchtigen Gatten zur Mißhandlung gereizt, welche sie zur Flucht trieb. Karl Eugen, dem sie sofort davon Kunde gab, betrieb selbst ihre Ehescheidung; erst als diese ausgesprochen war, folgte sie ihm als anerkannte Geliebte nach der Solitude. Zwar zeichnete sie sich durch ein würdigeres Benehmen vor ihren vielen Vorgängerinnen aus und wirkte wohlthätig auf den Herzog, aber noch lebte dessen Gemahlin, die ihn vor vielen Jahren verlassen hatte. Der Herzog hatte für Franziska eine seiner Akademie entsprechende Ecole des Demoiselles auf der Solitude errichtet, deren Protektorin sie war. So that er alles, um Franziska zu heben, aber der Makel ihres verbotenen Verhältnisses mußte auf ernstere Gemüther, die sich nicht durch äußern Glanz blenden lassen, abstoßend wirken, wenn auch viele sich dieser hier ganz allein stehenden anmuthigen weiblichen Erscheinung freuten.

Das ewige Einerlei wurde durch die Sonntage unter- 1773
brochen, wo die Zöglinge morgens in die Kirche geführt wurden und alle Vierteljahre zum Abendmahle gingen; außer der Kirche sollten sie sich mit „Lesung guter Bücher und nützlichen Unterredungen“ beschäftigen. In der bessern Jahreszeit wurden sie Abends zu Spaziergängen kommandirt. Freilich genossen sie von der Höhe der Solitude der herrlichsten Aussicht auf zahlreiche Dorfschaften, auch fehlte es nicht an den schönsten Punkten in der Nähe, aber die weite Aussicht erinnerte die Akademisten nur an ihre traurige Absperrung von der Welt, und die nie von der Seite weichenden Aufseher verleideten den reinen Genuß von Gottes freier Luft, von Wald und Aue. Auch zum Baden wurden sie im Sommer wöchentlich einigemal kommandirt. Gepaart zog man nach einem eine halbe Stunde entfernten Waldsee, der durch einen Damm für Cavaliere und Bürgerliche in zwei Theile gesondert war. Auf Kommando mußte man ohne Rücksicht auf die durch den langen Marsch eingetretene Erhitzung sich in das Wasser stürzen und untertauchen. Diejenigen, welche sich scheuten, wurden gewaltsam hineingeworfen und untergehalten. Mancher ward ohnmächtig und krank, aber es half nichts, er mußte wieder herein; denn für das Bad war eine Stunde angesetzt. Und am Ende kam man aus dem Wasser, das dem Wilde zur Schwemme diente und keinen festen Grund hatte, schmutzig heraus. Freilich war es eine gute Einrichtung, daß man bei der Rückkunft sich einige Zeit zu Bette legte, aber für manche hatte das Bad schädliche Folgen. Zu diesen gehörte auch Schiller, wie er selbst erzählte.

Die Kost war ausreichend, aber nicht immer reinlich und gut bereitet, was bei dem Mangel einer guten Küche und gehöriger Aufsicht nicht zu verwundern. Das Frühstück bestand in einer geschmälzten Brodsuppe, welche für je sechs in einer Schüssel hingestellt wurde; die Teller waren von Thon, die Löffel von Blech. Mittags erhielt man

1773 Fleischbrühe, Rindfleisch, Gemüse (Gerstengraupe, Habergrütze oder Reis) und zweimal die Woche Ragout vom Abfalle des Wildprets, das allen verleidete sogenannte „Extra". Zum Trinken bekamen die erste und zweite Abtheilung einen halben Schoppen Wein zum Wasser. Nach dem Mittagessen reichte man jedem für den Nachmittag ein Stück Weißbrod. Abends gab es eine Suppe und eine Milchspeise oder Ragout und Brod, als Getränke blos Wasser. Schiller gedieh dabei nicht; er wurde kränklich, während er seit seinem vierten Jahre sich wohl befunden hatte. Der Mangel an gehöriger Bewegung, die ungewohnte Kost, das lästige Einerlei, Erkältung beim Baden, auch wohl die Sehnsucht nach Hause wirkten zusammen sehr ungünstig.

Je schmerzlicher er die Liebe der Mutter und Schwester entbehrte, desto inniger schloß er sich an wenige Freunde. In der Akademie fand er schon seinen seit anderthalb Jahr hier weilenden Freund Wilhelm von Hoven und dessen zwei Jahre jüngern äußerst fleißigen und begabten Bruder. Nahe trat ihm auch schon jetzt Georg Friedrich Scharffenstein, der Sohn eines Goldschmiedes aus Montbeillard (Mömpelgard), den der Herzog am 29. August 1771 zugleich mit 22 andern jungen Landsleuten aufgenommen hatte. Trotz seiner Neigung zur bildenden Kunst hatte er sich dem Militär widmen müssen. Der Gegensatz scheint Fritz zu dem ein Jahr ältern Franzosen, der nur schwer sich das Deutsche aneignete, hingezogen zu haben; denn Scharffenstein war in seinem Aeußern so musterhaft, daß er immer den ersten Preis in der „Conduite" erhielt.

Das Beste auf der Akademie war neben dem Zusammenleben mit so verschiedenartigen, demselben Zwange unterworfenen Kameraden der Unterricht, der dadurch besonders wirksam wurde, daß der Herzog frische Kräfte berief und stets auf klaren, lebendigen Vortrag hielt, die auf den lateinischen Schulen meist vernachlässigten Sachkenntnisse

besonders gepflegt und den Privatarbeiten in den dazu ein- 1773
gerichteten Lehrsälen ein sehr bedeutender Theil der zahlreichen Unterrichtsstunden zugewiesen wurde. So traten gleich im ersten Jahre zu den von Schiller bisher getriebenen Fächern Geographie, Geschichte, Mathematik und Französisch. Im Griechischen, das jetzt erst auf der Solitude begonnen wurde, war er den meisten überlegen, so daß er in diesem wegen seiner darin erprobten „vorzüglichen Geschicklichkeit" am Ende des Jahres den ersten Preis erhielt. Es war aber auch der einzige Preis, der ihm in den sechs ersten Jahren zu Theil wurde, obgleich jährlich eine sehr ansehnliche Anzahl derselben zur Vertheilung kam. Hoven empfing in diesem Jahre drei Preise, darunter den zweiten im Griechischen, und fünf Jahre später zwei medicinische. In dem uns erhaltenen Berichte des Rittmeisters Faber vom 16. November 1773 über „Betragen und Aufführung" der ersten Abtheilung heißt es: „Schiller ist voll guten Willens und hat einen großen Trieb, etwas zu lernen, wegen seinem dissoluten und langsamen Wesen aber öftere Ermahnungen nöthig; er erkennt seine Fehler gerne und gibt sich Mühe, sie zu verbessern." Eine gewisse Unlust hatte sich seiner bemächtigt, die er nur nicht äußern durfte; dazu kam sein körperliches Unwohlsein. In der Krankenstube hing er seinen dichterischen Träumen nach. Sein Vater setzt in dieses Jahr sein „Lied an die Sonne", das später verändert erschien. Auch das Drama „Die Christen", welches der Vater seinem dreizehnten Jahre zuweist, dürfte sich jetzt gebildet haben. Wir können nur vermuthen, daß die Schilderung der heldenhaften Aufopferung der ersten Bekenner des Christenthums den jungen Dichter anzog.

Am 15. December kam der sechzehn Jahre alte Johann Wilhelm Petersen, Sohn des Consistorialrathes und Hofpredigers zu Bergzabern, auf die Akademie. Schiller trat mit ihm in nähere Verbindung, die sich bald zur Freundschaft steigerte. Petersen hatte besondere Neigung zur

1773 Literatur und zu philosophischer Betrachtung. Durch ihn lernte Schiller auch Gerstenbergs schon vor fünf Jahren erschienenen, bei aller Gräßlichkeit wegen seiner Kraft von Lessing, Herder und Goethe bewunderten „Ugolino" kennen. Mit seinem zwei Monate später die Akademie beziehenden Ludwigsburger Freund Elwert verkehrte Schiller weniger vertraulich.

Da die Akademie 1774 auch eine juristische Abtheilung erhielt, trat Schiller mit den meisten Eleven, die sich gelehrten Studien widmen wollten, in diese ein. Aber auch die Juristen trieben die allgemeinen Wissenschaften; für ihr eigentliches Studium waren wöchentlich nur acht Stunden bestimmt, drei für das Naturrecht, ebensoviel für Rechtsgeschichte, zwei für Römische Alterthümer, die man schon im vorigen Jahre begonnen hatte; in sechs Stunden wurde Metaphysik getrieben, die im Sinne der Wolffischen Philosophie gemeinverständlich von dem lebhaft bewegten vierundzwanzigjährigen Prof. Abel vorgetragen wurde; ebensoviel kamen auf Rhetorik, Poesie und schöne Wissenschaften, in denen auch die Römischen Klassiker behandelt wurden; nicht weniger waren der Mathematik bestimmt, fünf dem Französischen, vier der Geschichte und Geographie, drei dem stiefmütterlich behandelten Griechischen, in welchem man nach Aesop, wie Prof. Jahn selbst sagte, „mit Schwierigkeit" im Homer las. Für das Deutsche waren keine besondern Stunden festgesetzt, aber die philosophischen und rhetorischen Vorlesungen und Privatarbeiten, auch die Uebersetzungen aus fremden Sprachen füllten die scheinbare Lücke aus. Für den Unterricht in der Landesreligion, der evangelischen, war durch sehr strenggläubige, aber gelehrte Geistliche gesorgt, die sowohl Dogmatik als Kirchengeschichte lehrten. Schiller zeichnete sich weder in den juristischen Lehrgegenständen, die freilich mit pedantischer Trockenheit trotz der Jugend der Lehrer behandelt wurden, noch in den sonstigen aus (nur im Griechischen war er meist der

Vierte); er hing mehr dichterischen Träumen nach, wobei 1774
seine Kränklichkeit zur Entschuldigung diente. Ehe Jahn im November nach Ludwigsburg zurückkehrte, bezeichnete er Schiller, von Hoven und zwei andere als „mittelmäßige Genies"; gut seien sie nur in den Sprachen, in den allgemeinen Fächern hätten sie keine großen Fortschritte gemacht, da sie, mit Ausnahme Hovens, darin früher keinen Unterricht genossen, auch Schiller von seiner Kränklichkeit zurückgehalten worden; ihr Fleiß und ihre Sitten wurden gelobt. In dem Bericht des Rittmeisters Faber aus dem December heißt es von Schiller: „Ist in dieser Zeit drei Zoll gewachsen; andächtig in gottesdienstlichen Handlungen, ehrerbietig und respektsvoll gegen seine Vorgesetzten, nicht weniger verträglich und freundschaftlich gegen seine Kameraden; besitzt gute Gaben; ist schon siebenmal und erst [zuletzt] vom 2. September bis 7. Oktober krank gelegen, welche öftere Krankheiten auch Ursache sind, daß er bei allem seinem Fleiß doch gegen andere ziemlich weit zurückgeblieben."

Aus diesem Jahre haben sich zwei Arbeiten Schillers erhalten. Im Januar hatte der Herzog von der ersten Abtheilung der Eleven die schriftliche Beantwortung der Frage gefordert, wer unter ihnen der geringste sei, wobei es darauf abgesehen war, daß der offenbar schlechteste von allen nicht bloß sich selbst als solcher bekenne, sondern auch alle Genossen ihn als solchen bezeichneten. Dieses höchst mißlichen Auftrags entledigten sich die meisten durch kürzere oder längere Beantwortung in lateinischer oder französischer Prosa, der Betreffende bekannte sich in seiner Muttersprache als schuldig und bat um Verzeihung. Schiller wählte zu dieser vom Stifter und Rektor der Akademie ihm aufgezwungenen unwürdigen Verdammung die künstlerische Form lateinischer Distichen. Nachdem er seine Noth ausgesprochen, den Angeber seines Mitschülers zu machen, nennt er denjenigen, der sie alle, von den keiner ohne Fehler sei, an Fehlerhaftigkeit übertreffe, doch spricht er die Hoffnung

1774 auf Besserung aus und empfiehlt schließlich alle fortdauernder Gnade. Wenn in diesen Versen der Widerwille gegen jede in der Akademie stets belohnte Angeberei offen hervortritt, so erkennt man in dem schmeichlerischen Preise der Umsicht, des Wohlwollens und der Gnade des Herzogs im Munde des sich zu den Füßen desselben werfenden, sich einfach als Schiller unterzeichnenden Eleven nur den unvermeidlichen Ton der Akademisten.

Im Spätjahre sollte jeder Zögling der ersten Abtheilung eine Charakteristik von seinen Genossen und sich selbst geben, wobei besonders die Gesinnung gegen Gott und den Herzog, das Betragen gegen Vorgesetzte, Lehrer und Mitzöglinge, die Zufriedenheit mit ihrer Stellung, Fleiß und Reinlichkeit berücksichtigt werden sollten. Schillers Lösung dieser seltsamen Aufgabe gewährt uns einen Blick in die Seele des schon über sein Alter reifen Jünglings, der bei mancher Ungelenkheit im einzelnen Ausdruck beachtenswerthe Formgewandtheit in der Abwechslung der Redeweise, rhetorischen Schwung und Wärme zeigt. Wenn er höchste Verehrung und Bewunderung gegen den „heiligen" Fürsten, den Begründer ihres Glückes, athmet, ja in jugendlicher Weise sich zu höchster Uebertreibung versteigt, so war dies eben die von seinem Vater überkommene Weise, der in allen Berichten der Vorgesetzten vom Intendanten an, in allen Gelegenheitsschriften und Reden herrschende Devotionsstil. Dem nach Freiheit schmachtenden, Natur und Wahrheit liebenden Jüngling war es eine saure Arbeit. Was mußte seine Seele leiden, wenn er hier schrieb: „Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen." Dieser, fährt er fort,

möge ihn „nach den Regeln der Religion“ beurtheilen. 1774
„Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz macht?“ Nur nach seinen eigenen Worten möge der Herzog ihn beurtheilen, ob er ihn nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte er dies gar beschwören? Noch kenne er nicht den Werth der Tugend, aber zu seiner Beschämung empfinde er ihn in den Handlungen seines Wohlthäters. Zu solchen Aeußerungen zwang den herzoglichen Eleven die ungeschickte Frage seines ehrsüchtigen Gebieters. Befragte der Herzog seine Mitbrüder über ihn, so würde er hören, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei, doch auch seine Aufrichtigkeit, seine Treue, sein gutes Herz würden sie rühmen. Weiter gesteht er, daß er seine schönen Gaben nicht so angewandt, als er gesollt, worüber er mit sich selbst unzufrieden sei, doch könne seine leidende Gesundheit ihm einigermaßen zur Entschuldigung dienen, da der Wille durch Leibesbeschaffenheit öfters behindert werde. Bekennen muß er, was man ihm besonders vorwarf, daß er die Reinlichkeit am Körper nicht gehörig beobachtet; war ihm ja das Putzen der Knöpfe, Schnallen und Schuhe, das Reinigen der Kleider und das sorgfältige Frisiren widerwärtig. Wenn er sich beim Herzog auf die Munterkeit beruft, mit welcher er die Wissenschaft der Rechte angenommen habe, so kann er doch die Hindeutung nicht unterlassen, daß er sich für viel glücklicher halten würde, könnte er dereinst als Gottesgelehrter seinem Fürsten und dem Vaterlande dienen, doch unterwerfe er sich dem Willen seines weisesten Fürsten, bei dem sein ganzes Glück, alle seine Zufriedenheit stehe. Was kümmerte den Herzog die Neigung des Sohnes seines Hauptmanns, über den zu verfügen er sich das Recht anmaßte! Schiller hatte auch von andern bemerkt, daß sie mit dem ihnen bestimmten Fache

1774 nicht zufrieden seien. Der Ausdruck seiner Betrübniß, daß er hinter andern zurückgeblieben und sich dadurch der Gnade seines Fürsten wenig würdig gezeigt, ist eben so rhetorisch überspannt, wie das Versprechen, in Zukunft mehr zu thun, als Gott und sein Fürst von ihm begehrten. Bei dem Weihrauch, in welchen er den Herzog hüllt, ist die Entschiedenheit um so merkwürdiger, mit welcher er von einem Schüler sagt, er mache sich durch kriechende Demuth verächtlich. „Unsere Pflichten sind zwar auch gegen die Demuth beschworen worden," fügte er hinzu, „allein niederträchtige Demuth ist eben so schändlich zu fliehen als Stolz und Hochmuth." Auffallend ist sein Urtheil über Freund Hoven: es sei ihm ein übergroßer Stolz, eine gehässige Eigenliebe eigen; Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, aber auch Ehrgeiz und Grobheit. Als dessen Hauptneigung nennt er die schönen Wissenschaften und Künste, wogegen seiner eigenen Liebe zur Dichtung nicht gedacht ist. Scharffenstein wird als Zuflucht der Freunde gerühmt, auch seiner Liebe zur Mathematik gedacht. Sehr günstig urtheilt Schiller über den vor einem Jahre in die Akademie getretenen Boigeol, einen Landsmann Scharffensteins, und über Petersen, deren Charakter er mit großer Neugierde genau auszuforschen gesucht habe. Auch sie werden als Rathgeber ihrer Freunde gerühmt; der erste sei Mensch, Christ und Freund, der andere mehr Freund allein, jener ein großer Liebhaber der Mathematik, dieser der Logik. Auch Elwert empfängt in jeder Beziehung großes Lob. In den gleichzeitigen Urtheilen der Miteleven heißt es einmal: „Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich, und geht besonders beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei dem Schiller auf die tragische, bei dem von Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich, liest beständig Gedichte." Ein anderer, wohl Scharffenstein, bemerkte: „Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht reinlich. Neigung zur Poesie." Seiner großen Einbildungs-

kraft und seiner Neigung zur Dichtkunst gedachten zwei 1774
Drittel der Urtheilenden, einige seiner Liebe für die Tragödie und einer bemerkte gar, daß er schon oft gesucht, darin „für sich selbst etwas zu unternehmen". Andere schrieben ihm Hang zur Theologie oder zur Jurisprudenz zu; einer meinte, er wende seine Gaben nicht gut an, ja ein weiser Daniel schrieb: „Gaben und Fleiß sind beide gering, und er scheint keine besondere Lieblingswissenschaft sich auserwählt zu haben." Auch seiner Kränklichkeit und seines schwächlichen Körpers wird gedacht, er als guter, stiller, aufrichtiger Kamerad geschildert.

Da Schiller häufig das Krankenzimmer hütete, hatte er viele Zeit, sich dem Lesen von Gedichten und eigenen dichterischen Plänen hinzugeben. Unter den Dichtern nahm noch immer Klopstock die erste Stelle ein, aber auch Hallers ernst würdige Lehrgedichte liebte er; neben diesen zog der seine Freiheit in einem verdorbenen Zeitalter ritterlich vertheidigende treuherzige Götz des jungen Frankfurter Dichters ihn lebhaft an. Lessings „Emilia Galotti" schätzte er ungemein. Auch Shakespeare ward ihm wohl schon jetzt bekannt; seine ungeheure Gewalt setzte ihn in Staunen, doch empörte es sein Herz, daß er in höchstem Pathos zu scherzen vermöge. Petersen und von Hoven waren die Vertrauten seiner Muse, ja sie fühlten sich selbst durch ihn zur Dichtung angeregt. Schiller hielt sich zunächst, wie sein Meister Klopstock, an biblische Stoffe. Als sein erstes Drama bezeichnete er selbst später einen „Absalon". Noch früher versuchte er sich an einem epischen Gedicht „Moses". Auch an lyrischen Ergüssen fehlte es nicht.

Schon im September hatten Schillers Eltern auf Verlangen des Herzogs das Formular des Reverses unterschrieben, der ihren Sohn verpflichtete, sich gänzlich den Diensten des herzoglichen Hauses zu widmen, ohne Erlaubniß nicht aus denselben zu treten. Natürlich wurde er selbst darüber nicht befragt, und was hätte ein Widerspruch

1774 helfen können! Zunächst mußte er sich dem ihm wenig behagenden juristischen Studium widmen, aber wahrscheinlich stand schon damals die Gründung einer medicinischen Abtheilung in Aussicht. Im Jahre 1775 waren neun Stunden für das juristische Fach bestimmt; zu den drei frühern Vorlesungen waren zwei Stunden der Rechtsgelehrsamkeit hinzugetreten. Schillers Zeugnisse lauteten meist mittelmäßig. Für Philosophie und Redekunst waren fünfzehn Stunden wöchentlich festgesetzt, von denen sechs auf schriftliche Arbeiten kamen. Prof. Böck, der dazu eigens aus Tübingen berufen war, sollte die beiden ersten Monate Logik lesen, in den sechs folgenden „den in dem Gedächtnisse der jungen Leute daliegenden philosophischen Vorrath ordnen, das Abgängige ersetzen", später von den Besten zu druckende Disputationen vertheidigen, die andern opponiren oder Thesen aufstellen lassen, diese Uebungen aber sich über alle Theile der Metaphysik erstrecken. Auch hierin bekam Schiller vorherrschend die Bezeichnung mittelmäßig. Der Mathematik waren acht Stunden gewidmet, von denen zwei auf Privatarbeiten kamen. Prof. Rapp war angewiesen, sich bei einzelnen, besonders den spekulativen Theilen länger aufzuhalten; auch hier sollten Disputationen stattfinden und Thesen vertheidigt werden. In diesem Fache erhielt Schiller bald gut, bald mittelmäßig, dagegen hatte er im Lateinischen und Griechischen meist gut oder recht gut. Machte er so fast nur in den zu Ludwigsburg begonnenen Fächern gute Fortschritte, so lag der Grund neben dem häufigen Fehlen in den Unterrichtsstunden darin, daß die neuen ihn wenig anzogen, dagegen die Dichtung ihn mächtig ergriffen hatte. Goethes „Clavigo" und der die gesammte deutsche Jugend hinreißende „Werther" füllten seine Seele, die zugleich über eigenen Schöpfungen brütete. Hoven verwies ihn auf einen mit Recht Schubart zugeschriebenen Aufsatz „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" im Januarstück 1775 des von Prof. Haug in Stuttgart

herausgegebenen „Schwäbischen Magazins", da die darin 1775
mitgetheilte Erzählung von einem unnatürlichen Bruder sich wohl dramatisiren lasse. Schiller griff den Gedanken lebhaft auf, aber bald erfaßte ihn ein anderer noch mächtiger, die Geschichte der Selbstentleibung eines Studenten aus Nassau, die er in einer Zeitung las. Sofort stand der Entschluß fest, diesen neuen Werther zu dramatisiren, und so schrieb er seinen „Studenten aus Nassau", der ihm aber, als er ihn vollendet hatte, nicht mehr genügte. Später bedauerte er, daß er das Stück vernichtet habe, da er mehrere darin mit jugendlicher Wärme entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht hätte benutzen können. Auch an lyrischen Gedichten, die er im Wetteifer mit seinen dichterischen Freunden hinwarf, wird es kaum gefehlt haben. Freilich mußte er sich hüten, daß seine Lektüre und seine eigenen Dichtungen nicht bei den Visitationen entdeckt wurden, welche die Aufseher und Lehrer zuweilen unter den Büchern, in den Tischen und Betten der Eleven hielten.

2.

Schiller hatte eben sein sechzehntes Lebensjahr und fast das dritte auf der Akademie vollendet, als diese nach Stuttgart verlegt wurde. Schon längst waren dem Herzog die Uebelstände der Entfernung von der Hauptstadt und der Mangel an ausreichenden Räumlichkeiten unangenehm aufgefallen, ohne daß er, da er alles auf das Schloß und die Anlagen von Hohenheim verwandte, an Neubauten auf der Solitude hätte denken mögen. Da kam es ihm denn höchst erwünscht, daß seine gute Stadt Stuttgart, die kein Mittel unversucht lassen wollte, den grollenden Landesvater in ihre Mauern zurückzuführen, ihm ein für die Akademie in jeder Beziehung vortrefflich eingerichtetes Gebäude anbot. Die dem Herzog früher von der Landschaft für seinen Hofstaat eingeräumte neue Kaserne hinter dem neuen Schlosse lag, seit der Hof Stuttgart verlassen hatte, verödet da.

1775 Am das 634 Würtemberger Fuß breite Gebäude lehnten sich zwei 589 breite, einen großen Hof einschließende Flügel mit zwei Pavillons. Die Stadt erbot sich zum Anbau zweier mit den vorhandenen gleichlaufenden Flügel. Der vordere nach der Stadt gelegene Flügel rechts und ein Theil der Vor- und Rücklage des Mittelgebäudes enthielten die Lehrsäle, im Erdgeschosse die der ersten Abtheilung der Akademisten. Im linken Flügel befanden sich im Erdgeschoß das Winterbad, der Rangir- und der Speisesal, beide 190 Fuß lang, 38 breit, und der sogenannte Tempel, ein runder, von korinthischen Säulen getragener Kuppelbau, in welchem der Herzog Abends mit Franziska speiste und den Blick auf den Speisesal hatte. In den beiden hintern Flügeln befanden sich die Schlafsäle, alle 244 Fuß lang, 30 breit und von fünfzig Dorischen Säulen gestützt, welche die mit einem Gitter geschlossenen Räume der einzelnen Eleven abgrenzten. Die Cavaliere hatten ihre eigenen Schlafsäle mit weiterm Raum zwischen den Betten und besserer Ausstattung. Im Mittelgebäude war unten der Prüfungs-, im zweiten Stocke der prächtige zu den Disputationen und der Preisvertheilung dienende Sal und die Krankenzimmer, welche die schönste freie Aussicht boten, im dritten noch einige zur Aushülfe dienende Schlafzimmer.

Am 18. November marschirten die Akademisten in ihrer Uniform (es waren ihrer mehr als 330), mit ihren Vorgesetzten, Lehrern und Aufsehern von der Solitude nach Stuttgart. Der Herzog begab sich gegen 10 Uhr auf den Hasenberg, wo die Stadtreiter und die uniformirten Bürgerssöhne vor ihm paradirten; dort empfing er auch die Akademisten, an deren Spitze er in die Stadt einritt, von Jubelrufen begrüßt. Vor der Akademie empfingen die Eltern und Angehörigen der Zöglinge ihn mit freudigem Willkommen, in der Akademie selbst die Lehrer. Nach dem akademischen Gottesdienste führte er selbst die einzelnen

Abtheilungen in ihre Schlafsäle und wies jedem seinen Platz an, wie auch darauf im Speisesale. Viele Eltern waren zugegen, wohl auch Hauptmann Schiller, der, da der unterdessen geadelte und zum Obersten beförderte Seeger mit nach Stuttgart zog, zum Intendanten der Solitude ernannt und vom Militärdienste befreit worden war. Er ließ aus seiner wohlgepflegten Baumschule an 4000 Aepfel- und Birnbäume auf die Solitude bringen; dafür erbat er sich den dreijährigen Genuß aller dortigen Grasplätze, der ihm 1000 Gulden eintrug. Durch sorgsamste Behandlung des Bodens brachte er die Forstschule, die bisher gar nicht hatte gedeihen wollen, zu höchstem Flor. Seine Familie war unterdessen durch eine Tochter vermehrt worden, während er den Verlust seiner zweiten zu betrauern hatte. Sein Sohn konnte an beiden Familienereignissen nur aus der Ferne theilnehmen. 1775

Die Schlußprüfungen fanden schon im neuen Gebäude statt, dagegen die Preisvertheilung im herzoglichen Schlosse, da der dazu bestimmte Sal noch nicht fertig war. Die Verlegung nach Stuttgart brachte den Zöglingen nicht allein luftigere Räumlichkeiten und bessere Beköstigung, sie kamen auch mit der Stadt in nähere Beziehung. Besonders konnte man leichter Verbotenes einschmuggeln, vor allem Taback. Auch Schiller ergab sich in Folge dieser Unterschleife dem Schnupfen, das Rauchen lernte er erst später. Unter den Akademisten wußte einer sich mit großer Gewandtheit in den Stunden eines kurzsichtigen Professors durch das Fenster zu entfernen und alles Gewünschte herbeizuschaffen. Schiller nannte diesen launig den Allmächtigen.

Jetzt wurden sechs förmliche Fakultäten errichtet, die juristische, die philosophische, die militärische, die kameralistische, die der schönen Künste und die medicinische. Da man für letztere um Studirende verlegen war (nur vier der vom November bis zum Ende des nächsten Jahres Neuaufgenommenen waren Mediciner, unter ihnen Weckerlin,

1775 der Sohn eines Stuttgarter Apothekers), fragte der Herzog, wer von den bisherigen Eleven in diese eintreten wolle. Es meldeten sich unter andern Schiller, von Hoven, Elwert und sechs andere. Die beiden ersten wurden besonders dadurch bestimmt, daß sie in ihrem bisherigen Fache zurückgeblieben waren; auch schien das neue durch die nähere Verbindung mit der Natur und dem frischen Menschenleben ihrer dichterischen Neigung förderlicher. Der Herzog billigte besonders Schillers Entschluß, da er ihm zu diesem Studium geeigneter schien. Die Anatomie wurde fleißig betrieben, die übrigen medicinischen Vorträge nicht eifriger, wie früher die juristischen, dagegen philosophische, geschichtliche und schönwissenschaftliche mit größerm Antheil und mehr Verständniß gehört. Zu den tüchtigen Lehrern Abel, Nast und dem beredten Geschichtsprofessor Schott war jetzt, auch für den deutschen Stil, der Gymnasialprofessor Balthasar Haug hinzugetreten, der Herausgeber des „Schwäbischen Magazins". Die dichterischen Freunde schlossen sich noch näher als früher zusammen; man wetteiferte in den mannigfachsten eigenen Versuchen und in begeisterter Aufnahme neuer Dichtungen. Schiller wurde besonders durch die beiden Hamburger Preisspiele, Klingers „Zwillinge" und den „Julius von Tarent" von Leisewitz, mächtig ergriffen. In seiner dramatischen Begeisterung faßte er den Plan, die grause Geschichte des Großherzogs Cosmus von Medicis und seiner Söhne Johann und Garsias zu behandeln, ohne zu ahnen, daß diese dem von ihm verschlungenen Leisewitzischen und dem Klingerschen Drama zu Grunde liege. Hoven sann auf einen Roman in der Weise des „Werther", Petersen gab sich an ein rührendes Schauspiel, Scharffenstein an ein Ritterstück. Aber auch an lyrischen Gedichten fehlte es nicht, bei denen Klopstock Hauptleitstern blieb, neben dem die im Göttinger Musenalmanach auftretenden Dichter, besonders Bürger, Hölty, Miller, Voß und die Grafen Stolberg, bewundert wurden. Enthusiastische Freund-

schaft verband Schiller mit Scharffenstein; besonders war 1776
er durch den kecken Freimuth begeistert worden, mit welcher
der durch musterhaftes Betragen ausgezeichnete Freund
einer unbilligen Zumuthung des Intendanten von Seeger
entgegentrat, der sonst trotz seiner Strenge so beliebt war,
daß Hoven später (im Juli 1779) im Namen der ersten
Medicinerabtheilung ein Gedicht auf die Wiedergenesung
dieses „ihres ersten und besten Vorgesetzten" schrieb und
drucken ließ. Dagegen pries Schiller, in welchem der
Drang nach Freiheit sich mächtig regte, Scharffensteins
That in einer schwungvollen Ode. Seit dieser Zeit liebte
er mit schwärmerischer Glut den Freund, in welchem er
sein anderes Ich, die Vollendung seines eigenen Wesens
gefunden; der Bund ewiger Freundschaft ward feierlichst
beschworen und von Schiller in manchen Liedern besungen.
Eine Ballade von der Freundschaft zwischen Selim und
Sangir schloß mit den Versen:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich,
Wie du mich, mein lieber Scharffenstein;
Selim liebte seinen Sangir zärtlich,
Wie ich dich, mein lieber Scharffenstein.

Und so nannten sie sich nach diesem morgenländischen Freundespaar. „Gott weiß, ich vergaß alles, alles neben dir! ich schwoll neben dir", schreibt Schiller später an den Freund. „Ich war stolz auf deine Freundschaft, nicht um mich im Aug' der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug' einer höhern Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir zuzurufen schien: „Das ist der einige, den du lieben kannst." Ich schwoll, wie ich sage, in deiner Gegenwart, und doch war ich nie so sehr gedemüthigt, als wenn ich dich ansah, dich reden hörte, dich fühlen sah, was dir die Sprache versetzte; da fühlt' ich mich kleiner als sonst überall, da that auch ich Wünsche an Gott, mich dir gleich zu machen... Es kostet dich wenig Mühe, dich zu erinnern, wie ich in diesem Vorschmack der seligen Zeit nichts als Freundschaft athmete, wie alles, alles, selbst meine Gedichte, vom Gefühle der Freundschaft belebendigt

1776 wurden. — O, eine Freundschaft, wie diese errichtet, hätte die Ewigkeit durchwähren können!... Wo hättest du einen andern gefunden, der dir nachfühlte, was wir in der stillen Sternennacht vor meinem Fenster oder auf dem Abendspaziergang mit Blicken uns sagten!... Wir waren die einigen, die uns glichen, glaube mir, unsere Freundschaft hatte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten, mächtigsten Grund, und weissagte uns beiden nichts anders als einen Himmel. Wärest du oder ich zehnmal gestorben, der Tod sollte uns keine Stunde abgewuchert haben.... Ich wählte dich zu meinem Freunde, weil du klüger, erfahrener, gesetzter bist als ich, weil du meinem Herzensgefühl dich am meisten, ganz genähert hast, gleichkommen bist, weil ich sonst keinen Freund habe! Das hab' ich dir auch gesagt in der Stiftungsstunde!"

Mit Haug war Schiller bald in nähere Verbindung gekommen. Dieser Freund Schubarts gab im Oktoberheft 1776 seines „Magazins" Schillers Gedicht „Der Abend", ein Gegenstück zu Hallers „Morgengedanken", unter der Chiffre Sch. Den Verfasser bezeichnete er als einen Jüngling von sechzehn Jahren, der, wie ihn dünke, schon gute Autores (er meinte natürlich Dichter) gelesen und mit der Zeit os magna sonaturum (einen erhabenen Dichtermund) bekommen werde. Klopstocks und Hallers Einfluß treten hier bis zu offenbarer Nachahmung hervor. Zum Odenmaße aber hat Schiller sich noch nicht erhoben; der unreinen Reime gibt es viele; zwei dem Reime zu Liebe gewagte Sprachfehler hat der Herausgeber bezeichnet. Der junge Dichter freut sich des ihn durchströmenden „paradiesischen Gefühls", das nur die Niedern besuche, für Könige und Große gering sei.

O Gott, du gabest mir Natur;
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!

Ganz klopstockisch schließt er mit dem Wunsche, bald im Jenseits zu reinerer Einsicht zu gelangen.

Dort ist nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
Der Herr ist dort und Ewigkeit.

Auf den Namenstag der Gräfin Hohenheim, den 1776
3. Oktober, dichtete Schiller (es war eine vom Herzog den Eleven gestellte Aufgabe) zwei Glückwünsche im Namen der Akademie und der gleichzeitig mit der Akademie nach Stuttgart übergesiedelten Ecole des Demoiselles. Bei dem an seine Mitzöglinge sich wendenden Glückwunsche hält sich Schiller an Franziskas Namenstag, den er als ein von der Natur erschaffenes Fest der Vereinigung der Tugenden und Grazien darstellt; sie selbst feiert er als die von tausend tugendsamen Thaten umglänzte, belohnte Tugend, die Wohlthäterin der Dürftigen und Kranken; das Herz der Akademisten soll ihr Denkmal sein, und soll nie durch niedere Gedanken entweiht werden. Man fühlt, wie schwer es ihm wurde, den ganz unfruchtbaren Stoff einer Namenstagsfeier zu beleben, besonders da sein Herz dabei nicht betheiligt war; denn wie anmuthig auch die Reichsgräfin sich zeigte, wie vortheilhaft sie sich auch von ihren Vorgängerinnen unterschied, ihre Stellung war keine ehrenhafte, und auch sie ließ sich in der Stadt nicht allein das Haus der berüchtigten Grävenitz, sondern auch zahlreiche kleine Landgüter und Grundstücke schenken, und die ungeheuren Summen, die auf Hohenheim verwandt wurden, galten ihr zunächst. Daß der junge Schiller zu ihren Lieblingen gehört, davon verlautet nichts; auch hatte sein Aeußeres für sie kaum etwas Anziehendes, mag er auch zuweilen zu den acht Zöglingen gehört haben, welche zur herzoglichen Tafel befohlen wurden, wo ihnen leider der Genuß durch die beständigen schulmeisterlichen Fragen des Herzogs verkümmert wurde. Der für die Ecole des Demoiselles in zehnversigen Strophen gedichtete Glückwunsch preist Franziska als sanfte, würdigste, beste Mutter und als „Meisterbild der Tugend", dem nachzustreben sie den „feuervollen" Vorsatz fassen. Mit dieser Ecole des Demoiselles kamen die Akademiker nur bei öffentlichen Aufführungen und bei Tanzvergnügen zusammen, wozu beide Schulen

1776 kommandirt wurden. Für Schiller war das befohlene, streng beaufsichtigte Vergnügen um so vergnügungsloser, als er ein schlechter Tänzer war; sein Zeugniß im Tanzen ist immer schlecht, nur einmal erhebt es sich zu einem Mittelmäßig.

Wahrscheinlich war es der nächste Geburtstag des Herzogs, der 11. Februar 1777, zu welchem Schiller ein von Akademisten aufgeführtes kleines Vorspiel „Der Jahrmarkt" schrieb. Nach Petersen „verrieth es schon den genialischen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß." Der Herzog hatte die Akademisten im vorigen Jahre auf den Stuttgarter Jahrmarkt führen lassen.

Die dichterischen Freunde, die sich in ihren Schöpfungen spiegelten, fühlten sich sehr unbehaglich durch eine französische Posse des mit Schiller gleich alten Militärstudirenden Masson aus Blaumont berührt, in welcher jeder von ihnen sein Theil erhielt. Scharffenstein wurde dadurch wirklich auf das Ungenügende ihrer Leistungen hingewiesen, da er selbst weniger dichterischen Sinn hatte, wogegen er mit Geschick zeichnete und malte, auch mit ausgezeichneten Eleven dieser Künste, mit Dannecker, Heideloff, Hetsch und Scheffauer, in naher Verbindung stand. So kam es, daß er zu einer freiern, freilich über Schillers Schwächen seine Begabung übersehenden Beurtheilung gelangte, er dessen Gedichte für leere Phantasterei und unverdaute Nachahmerei erklärte und ihm das Herz, das allein den Dichter ausmache, absprach. Darin pflichtete ihm Boigeol bei. Scharffensteins rücksichtsloses Urtheil machte Schiller so unglücklich, daß er endlich nichts mehr von ihm wissen wollte. Dieser stellte ihn über seine Gleichgültigkeit zur Rede und warf ihm treulosen Abfall vor. Erhalten ist uns Schillers in heftigster Aufregung geschriebene Erwiderung aus den ersten Monaten des Jahres 1777. Scharffensteins spätere Angabe, die Trennung habe kurz vor seiner Ende 1778 erfolgenden

Entlassung stattgefunden, widerspricht Schillers Aeußerung 1777
in der wenige Tage darauf geschriebenen Antwort an Boigeol: „Leben Sie wohl! Ich wills in Ihrem Angesicht lesen und Sie nicht fragen, aber wir wollen uns unsere etlichen Jahre, wo wir noch zu leiden haben, nicht verbittern.“ Die „etlichen Jahre, die sie noch zu leiden haben“, können sich dem Zusammenhange nach, nur auf die Absperrung von der Welt in der Akademie beziehen; Boigeol sollte aber schon Ende 1778 austreten.

Hören wir, wie Schiller in dem leidenschaftlich immer wieder auf denselben Punkt zurückkommenden Briefe sich erklärt: „Warum ich kaltsinnig worden? Weil ich dich liebte, weil ich dein Freund war und sah, daß du es nicht von mir warst — faßt dich der Gedanke? Du warst nicht mein Freund! Du hättest Achtung vor mir haben müssen, wie ich vor dir; denn wenn man eines Freund ist, muß man in ihm Eigenschaften verehren, die ihn verehrungswerth machen: aber, aber — möge das dein Herz nicht treffen, wie der Donnerschlag! — du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden..... Du hast nichts auf mich gehalten! Wie oft (aber immer nur, wenn du in Zorn geriethst; sonst heuchelteſt du Achtung und Bewunderung), wie oft, wie oft hab' ichs hören müssen von dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Wesen eben ein Gedicht sei, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung von Gott, Religion, Freundschaft ꝛc., Phantasei, kurz alles bloß vom Dichter, nicht vom Christen, nicht vom Freund herausgequollen. O weh, o weh, was das mein Herz ergriff! Und ihr habts gesagt, Gott weiß es, Gott zeug' es, gesagt habt ihrs, o mit den trügenden Zügen, mit der ernsteſten Miene — o weh, o weh! Und wie schmerzt mich das von euch! — von dir! Erinnerst du dich noch, wenn mir ein Buch nicht gefallen wollte, ein Gedicht oder so was, z. B. „Amynt“ von Kleist, was du da sagteſt: „Es sei freilich kein Schwung darin (das sagteſt du aber nur im Zorn, sonst hätteſt du mirs verschwiegen), keine Bilder, aber ‚Gefühl, anderes Gefühl als in meinen Gedichten; es sei nichts ausgerichtet mit meiner Malerei; Herz sollt' ich haben, oder dergleichen.“ Auf den Vorwurf, in seinen Oden stamme alles aus Klopstock,

1777 erwidert er, diesem habe er freilich viel zu danken, aber tief habe es sich in seine Seele gesenkt, sei sein Eigenthum geworden; dies könne ihn noch im Tode trösten. „Du hast dich über meine Laster lustig gemacht!“ fährt er fort. „Du kanntest meine Eigenliebe—lieber himmlischer Vater, ich erkenne dieses Laster als eines der schändlichsten; wurzle mirs aus dem Herzen, lieber himmlischer Vater; ich erkenn's, bereu's — und du kanntest meine Eigenliebe — und nun laß vorm Angesichte des Nahen [Gottes] dir sagen: Du hast dich drüber lustig gemacht — du, mein Freund, vor den Leuten mich beschämt, du, der mirs in der Stille verborgen, verschwiegen hat! Wie oft, das will ich nur noch nebenher sagen, hast du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in Himmel meinen Geist erhoben, wie oft, wenn wir zusammensaßen auf meinem Bette, ganz erstaunungsvoll meinem thörichten Eigenlob zugehört, nichts gesagt, als wenn dirs im Eifer herausplatzte, oder dem Boigeol ins Ohr gedisselt [geflüstert], und hast mich doch nie getadelt; auch bei dem Tadelhaftesten wolltest du meine Eigenliebe befriedigen.... Denkst du auch noch an das, wie wir einst an Gegels [des Kameralisten] Bette [in dessen Zimmerraume] standen, wie du mich bateſt, mich mit dir zu messen (per parenthesin muß ich auch noch sagen, daß mir auch das mißfiel, du sahst ja, mußtest sehen, mit wie viel Schmerz und Zwang und ungern ich dir willfuhr; denn eben damals war mir von Haus etwas zugestoßen, und hast schon oft mir diese Mühe gemacht ohne Nothwendigkeit), also sagt' ich, ich maß mich mit dir, und da gabst du dein Erstaunen vor den Ohren einiger mit einem bösen Lächeln also zu erkennen: „Er wächst an Körper und Geist!“ 2c. und (indem du dich zu mir wandtest): „Ein ganzer Kerl!“ — Oh! sahst du auch, wie ich damals erröthete? sahst du nichts mehr? Da du mich hinstelltest, meine Eigenliebe vor allen auszuhöhnen, und ich dastand, Gott mit welcher Empfindung! Gott weiß, es war mir leid um meinen großen Fehler der Eigenliebe, aber dieser Hohn, dieser Augenblick — von dir — vor den Augen — o ich konnte nicht weinen, ich mußte mich wegwenden, eher Zernichtung als noch so einen Augenblick von dir. Mög' diese Thräne nicht heiß auf deine Seele fallen! Auch äußertest du nie Freude, mich bald in der Rangierung nach dir [dir zunächst] zu sehen. Verzeih mirs, Scharffenstein, wenn ich in diesem Augenblick von Gott das Gegentheil erbeten müßte; und es gab Augenblicke, wo

es mein einziges Sehnen war, an dich hinzustehen zu kommen." 1777
Auch habe er ihn dadurch geplagt, daß er sich an den Grub (einen Kammerdienersohn) angeschlossen, den er nicht leiden könne, weil er bösen und kleinen Herzens sei. Zum Schlusse bemerkt er, nach langer Unruhe habe er jetzt eine Quelle gefunden, die sein Herz voll mache und segne, einen großen, großen, herrlichen Freund; und deshalb vergebe er ihm und wolle ihm Gutes thun für und für, nur werde er lange sein Antlitz von ihm abwenden müssen, um Thränen zu verbergen. „Sieh, eben hab' ich in der Bibel das Leben Davids gelesen. Er und Jonathan liebten sich, wie mein Selim und Sangir; ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich sie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben! — und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit. — — Aber im Himmel werd' ich ja edle Herzen finden."

Vergebens suchte Scharffenstein dem in tiefster Seele verwundeten, aber in schwärmerischem Vertrauen auf Gott und den Himmel sich beruhigenden Freunde alles als Mißverständniß auszureden: ein näheres Verhältniß war Schiller unmöglich, wenn er ihm auch äußerlich freundlich begegnete. Noch weniger gelang es Boigeol, den Schillers kalte Bezeichnung „der Boigeol" im Briefe an Scharffenstein verletzt hatte, diesen umzustimmen. Erst nach drei Tagen antwortete er ihm auf seinen Vorwurf der Gleichgültigkeit, des Stolzes und Hasses. Boigeol sei ihm nie so innig verbunden, seine Art des Studiums und der Empfindung eine andere gewesen, nie habe er das edle, freie Zutrauen eines wahren Freundes zu ihm gehabt, ja dieser habe ihn mit Thaten mißhandelt, welche die unsterbliche Seele foltern. „Ich bin ein Jüngling von feinerm Stoff als viele, und selten traf ich das richtige Ziel; oft, oft gleitete ich neben aus, wie im vorigen Fall [bei der Verbindung mit ihm]; aber hier — hier hab' ich das rechte Ziel, Gott wird mit mir sein und mich führen." Die durch den ersten tief eindringenden Seelenschmerz hervorgerufene religiöse Spannung, wie sie sich auch im „Werther" zeigt, verlor sich bald im lebendigen Anschlusse an die übrigen Freunde

1777 und andern Bekannten, zu denen auch manche gehörten, die sich den vom Herzoge in die „untern“ Klassen verwiesenen Künsten widmeten, wie der Bildhauer Dannecker, der Maler Heideloff, der Musiker Zumsteeg.

Haug hatte unterdessen im Märzhefte des „Magazins“ Schillers Ode „Der Eroberer“ unter der Chiffre Sch. mit der Bemerkung aufgenommen, sie sei von einem Jünglinge, der allem Anschein nach Klopstock lese, fühle und beinahe verstehe; sein Feuer wolle er beileibe nicht dämpfen, aber er leide an nonsense, Undeutlichkeit, übertriebenen Metathesen, aber komme einst vollends die Feile hinzu, so dürfte er mit der Zeit neben — (den Namen des vor kurzem auf dem Asperg eingesperrten Schubart wagt er nicht zu nennen) seinen Platz einnehmen und seinem Vaterland Ehre machen. Schon der Stoff, die Verfluchung des Eroberers, deutet auf Klopstock, noch mehr die Ausführung, deren Mängel Haug richtig bezeichnet hat, aber neben der Ueberspannung und einer gewissen Roheit treten dichterische Kraft und das Streben nach einem einheitlichen Plan hervor. Wider das Wesen der Odendichtung sind hier je drei Strophen des Klopstockischen Odenmaßes zu einem Ganzen verbunden. In einem andern Gedichte, das auch dieser Zeit angehören muß, hat Schiller Klopstock im Gedanken wie in der äußern Form verzerrt; in der von diesem hergenommenen vierversigen Strophe ist nach dem zweiten Verse ein kürzerer eingeschoben und der letzte zu einem Reimpaar erweitert. Aber neben Klopstocks Schwunge fühlte sich Schiller auch von Millers Klostergeschichte „Siegwart“, über die er viele Thränen vergoß, und von Rousseaus „Neuer Heloise“ mächtig ergriffen, da alle Saiten seines Herzens so leicht in fieberhafte Spannung versetzt wurden. Unter den bei Visitationen der Elevensäle vorgefundenen nicht gestatteten Büchern spielt „Siegwart“ eine Hauptrolle, auch Rousseaus genannter Roman, Wielands „Agathon“, „Idris“, ja selbst seine „Komischen Erzählungen“ u. ä. kommen vor. Auch

Ossians Nebelgestalten blieben auf Schiller nicht ohne 1777
Wirkung und die von Ursinus herausgegebenen „Balladen und Lieder Altenglischer und Altschottischer Dichtart“ (1777) wurden ein Lieblingsbuch der Freunde.

An Scharffensteins Stelle trat bald Haugs Sohn, der schon Ende 1775 aufgenommen worden war, in den dichterischen Kreis, den der geborene Epigrammatiker durch seine Heiterkeit belebte, ja er brachte ein starkes Gegengewicht gegen den überirdischen Schwung. Die Verbündeten versuchten sich unter anderm wetteifernd an einem nichts weniger als seraphischen Gedichte, einer „Rosalinde im Bade“. Aber auch Schillers Ode „Triumphgesang der Hölle“, in welcher Satans Feier seiner zum Verderben der Menschen ersonnenen Erfindungen von einem teuflischen Chore jubelnd begleitet wurde, und ein Gedicht auf die Gruft der Könige, das wohl dieselbe scharfe Verdammung der Herrscher athmete wie Klopstocks Ode „Unsere Fürsten“, fallen in diese Zeit.

Mit dem Sohne des heimtückisch vom Herzog nach Würtemberg verlockten und ohne Urtheil, ja ohne jedes Recht in grausamster Haft gehaltenen Dichters Schubart kam Schiller gleichfalls in Verbindung. Karl Eugen hatte an dem Tage von Schubarts Einsperrung, welcher Franziska mit kaltem Herzen beiwohnte, der Gattin des Unglücklichen ein Jahrgehalt von 200 Gulden bestimmt, seinen Sohn in die Akademie und seine Tochter in die Ecole aufgenommen, aber der um des Gatten Befreiung bittenden edlen Frau erwidert, sie möge ruhig gehn, da für sie und die Ihrigen gesorgt sei. Des herzoglichen Eleven edles Freiheitsgefühl mußte sich auch hier wieder über die grause Rache des Herzogs erbittert fühlen.

Die Medicin wurde von Schiller als Nebensache betrieben, mehr Fleiß auf die philosophischen und die schönwissenschaftlichen Vorlesungen und darauf bezügliche Schriften verwandt, da es dem jungen Dichter einleuchtete, daß er,

1777 um in seiner Kunst sich zu vervollkommnen, die Gesetze derselben sich möglichst aneignen und aus der Geschichte und den Werken der Weisen und der bedeutendsten Dichter seine Menschenkenntniß erweitern müsse. Mit großem Eifer versenkte er sich in Fergusons Moralphilosophie mit den Anmerkungen des scharfsinnigen Garve, neben Mendelssohns und andern psychologischen Werken. Der von Ferguson zu Grunde gelegte Satz, daß die Sittlichkeit von der Religion unabhängig sei, daß sie zum Wesen des Menschen gehöre, der nur in ihr seine Bestimmung und Befriedigung finde, wurzelte immer tiefer in ihm, aber auch die Lehre, daß das höchste Ziel des menschlichen Strebens Auszeichnung sei, ergriff gewaltig den von der Gnade des Herzogs geknechteten Akademisten. Ferguson blieb sein philosophisches Grundbuch, wie er seine geschichtlichen Ansichten aus Schlözers freisinniger „Vorstellung seiner Universalgeschichte“ schöpfte. Auch die von Rousseau gepriesenen Lebensbeschreibungen des Plutarch nährten sein Freiheitsgefühl. So wurde ihm seine Absperrung von der Welt immer unleidlicher, und doch sah er, daß er ohne eifrigere Betreibung seines Faches so bald nicht in die freie Welt gelangen könne. Für die medicinische Fakultät waren fünf Jahre festgesetzt, die bei besonderm Fleiße wohl um eines vermindert werden konnten; aber Schillers und Hovens Studiengenossen waren ihnen weit voraus. Da faßten denn beide den Entschluß, sich nun ganz ihrer Fachwissenschaft zu widmen, um schon nach Ablauf von vier Jahren dem akademischen Kerker zu entgehen.

Zu Schillers nähern Bekannten gehörte jetzt auch Wilhelm von Wolzogen, der zweite Sohn des 1774 verstorbenen Geheimen Legationsrathes Ernst Ludwig von Wolzogen und Neuhaus, Erb- und Gerichtsherrn auf Bauerbach und Oberharles bei Meiningen, der unmittelbar vor der Verlegung der Akademie als Kameralist eingetreten war. Es war der einzige Kavalier, an den sich Schiller

anschloß, wogegen von Hoven mit manchen in näherer 1778
Verbindung stand. Wenn Schillers Verhältniß zu dem mehrere Jahre jüngern von Wolzogen ein brüderliches war, so zog ihn die bedeutende, besonders philosophische Begabung eines andern Zöglings, des am 4. April 1778 als Jurist aufgenommenen erst fünfzehn Jahre alten Stuttgarters Albrecht Friedrich Lempp, immer inniger zu diesem hin.

Das berühmte Manifest des Herzogs an seinem fünfzigsten Geburtstage, das am 11. Februar 1778 öffentlich von allen Kanzeln verlesen wurde, konnte auf Schiller wenig Eindruck machen, wie viel Karl Eugen sich auch darauf zu Gute that, daß er seine Reue über manches Geschehene offen aussprach und seinen „lieben und getreuen" Unterthanen versprach, seine ihm noch verliehenen Jahre zu ihrem wahren Wohle anzuwenden. Noch immer schmachtete Schubart und Schiller sehnte sich aus seinem Kerker. Der die Welt in Spannung setzende Kampf der Nordamerikanischen Kolonien gegen England scheint Schiller wenig berührt zu haben, obgleich Schubart lebhaft für die Kolonisten eingetreten war und den niederträchtigen Verkauf Deutscher Landsleute an England durch ihre eigenen Fürsten gerügt, auch die „Sage" berichtet hatte, daß der Herzog von Würtemberg 3000 Mann an dieses überlassen habe. Ob Schubarts „Deutsche Chronik", die von freiestem Mannessinne und vaterländischer Begeisterung durchweht war, von Schiller gelesen wurde, wissen wir nicht. Bei einer in der Akademie ausgebrochenen Krankheit wurden die ältern Mediciner abwechselnd zur Aufsicht der Kranken bestimmt. Es war natürlich, daß Schiller auch hier sich gern über das unterhielt, was ihm am Herzen lag, und so gedachte er gegen Heideloff, der viel mit Theatermalerei beschäftigt war, seines zurückgelegten dramatischen Planes.

Unter den Stoffen, die der Herzog zu Franziskas Geburtstag, dem 10. Januar 1779, den Eleven aufgab, fiel

1779 auf Schiller die abgeschmackte Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?“ In der Antwort zeigt sich schon eine höhere Entwicklung des Jünglings, der sich freilich noch immer nicht zu mäßigen weiß, neben Stellen aus Klopstocks „Messias“ und den Oden auch Ossians „Cathmor“ anführt. In schwunghaft dichterischer und rhetorischer Weise führt er den Gedanken aus, daß Tugend, da sie das harmonische Band von Liebe und Weisheit sei, kein Uebermaß von Güte, Leutseligkeit und Freigebigkeit dulde. Julius Caesar, Augustus und David werden in schärfster Weise verworfen, Kaiser Marc Aurel als der größte Fürst der Vergangenheit, das Muster der Herrscher gepriesen. Als höchste tugendhafte That gilt dem Redner die Erziehung der Jugend. Und so läuft denn die Rede mit der Versicherung, daß des Herzogs Söhne nicht schmeicheln gelernt, in das befohlene Lob Karls und seiner liebenswürdigen Franziska aus, der Menschenfreundin, die ihrer aller besondere Freundin sei. „Karl feiert das Fest von Franziska! — Wer ist größer, der so Tugend ausübt — oder der sie belohnet? Beides Nachahmung der Gottheit! Ich schweige! — Aber ich sehe — ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie neidisch über uns sein — ich sehe sie an diesem und — noch einem — Feste [dem Geburtstage des Herzogs] versammelt, ich sehe sie irren in den Grabmälern ihrer Voreltern — sie suchen — suchen: „Wo ist Karl, Würtembergs trefflicher Karl? Wo ist Franziska, die Freundin der Menschen?“ Am Abend des Geburtstages wurde ein Festspiel „der Preis der Tugend“, das Eleven gedichtet und in Musik gesetzt, von diesen und den Demoiselles aufgeführt. Schiller trat hier in der unbedeutenden Rolle des Bauern Görg auf.

Auch bei der letzten Prüfung hatte Schiller keinen Preis davongetragen, obgleich er in der Anatomie gleich gut mit drei andern gearbeitet hatte; das Loos hatte für Elwert entschieden. Zwei Preise hatte Hoven gewonnen. Da

man mit Schillers Leistungen zufrieden war, gestattete man 1779
ihm, schon im nächsten Herbst eine Streitschrift anzufertigen, nach deren glücklichem Ausfall er entlassen zu werden hoffte. Seine Wahl fiel auf einen ihm sehr am Herzen liegenden Gegenstand, den Einfluß des Körpers auf den Geist. Von der vorläufigen Deutschen Ausarbeitung dieser „Philosophie der Physiologie" ist uns ein Theil des ersten, von dem geistigen Leben handelnden Kapitels erhalten. Zwischen Materie und Geist nimmt Schiller hier Mittelkräfte an, deren Vereinigung mit mechanischen Unter- und Schutzkräften das Organ bilde. Die im Nerven wohnende Mittelkraft, der Nervengeist, bekommt seine Richtung durch den Kanal des Organs, der ihm das äußere Objekt verändert zuführt. Das materielle Denken beruht auf der Association, welche ihren Grund in materiellen Ideen hat, die wir freilich nach unsern mechanischen Gesetzen nicht ableiten können. Die menschliche Freiheit liegt in dem Einfluss, den die Seele auf das Denkorgan, das wahre Tribunal des Verstandes, übt. Schiller fertigt nicht allein den „Französischen Gaukler" Bonnet scharf ab, auch Hallers Begründung der Ideenassociation wird als oberflächlich verworfen, doch ausdrücklich bemerkt, Hallers Größe könne hierdurch nicht verlieren. Benutzt hatte Schiller besonders die Abhandlungen über die Neigungen, welche auf Veranlassung einer Preisaufgabe der Berliner Akademie 1769 erschienen waren, besonders eine von Garve, dagegen findet sich keine Beziehung auf Eberhards „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens" (1776) und auf Herders sehr feine und tiefe Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" (1778). Im weitern Verlaufe hatte Schiller vom nährenden Leben und von der Zeugung, vom Zusammenhang der drei Systeme, endlich vom Schlafe und dem natürlichen Tode gehandelt. Die Professoren, welche über die Lateinisch eingegebene Abhandlung zu urtheilen hatten, wollten sie, besonders wegen der ungehörigen

1779 Angriffe auf den allverehrten Haller, nicht zum Drucke zulaſſen. Des Verfaſſers etwas zu ſtolzer Geiſt, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Beſſerwiſſen anklebe, wandle in ſo dunkel gelehrten Wildniſſen, daß man ſich nicht getraue, ihm in dieſe zu folgen; der Witz ſpiele oft zu viel, die Schreibart ſei zu blühend, „durchaus frei und ſchwülſtig, der Gedanke reich und aufbrauſend, jedoch auch manche Stelle noch lakoniſch". Die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans gebe untrügliche Beweiſe von des Verfaſſers guten und auffallenden Seelenkräften, und ſein alles durchſuchender Geiſt verſpreche nach geendeten jugendlichen Gährungen einen wirklich unternehmenden nützlichen Gelehrten. Der Herzog entſchied am 13. November gegen den Druck der Abhandlung; zwar habe der junge Menſch darin viel Schönes geſagt, aber das darin gezeigte Feuer ſei noch zu ſtark. Leicht würde der Dichter das Nichtdrucken der Abhandlung ertragen haben, aber ein Donnerſchlag war es für ihn, daß der Herzog auch befahl, er ſolle noch ein Jahr in der Akademie bleiben, wo „immittelſt ſein Feuer noch ein wenig gedämpft werden könne, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu ſein fortfahre, gewiß ein recht großes Subiektum werden könne". Dies war des Herzogs Erziehungsſyſtem, das er auch bei dem unglücklichen Schubart anwandte, den er beſſern wollte; er fürchtete wohl in Schiller, deſſen „vorzügliches Genie" er gegen einen Bekannten gerade mit Beziehung auf dieſe ihm eingeſandte Abhandlung rühmte, einen ähnlichen Sprudelkopf, den er noch zur Zeit zähmen müſſe, ohne zu ahnen, welche Leiden er dadurch dem nach Freiheit ſich ſehnenden genialen Geiſte bereite. Freilich hätte Schiller ſich damit tröſten können, daß diesmal kein einziger Mediciner entlaſſen wurde, alle, wie er, die vorſchriftsmäßige Zeit von fünf Jahren aushalten mußten, ſelbſt diejenigen, deren Probeſchriften gedruckt wurden, aber die Täuſchung ſeiner Hoff-

nung, endlich dieſen Kerker zu verlaſſen, regte ihn ent- 1779
ſetzlich auf.

Schon einen Monat war der Spruch des Herzogs gefallen, als die Akademie einen Beſuch erhielt, wie kein glänzenderer für Schiller zu denken war. Freilich hatte dieſer ſich lebhaft bewegt gefühlt, als der freiſinnige Kaiſer Joſeph auf ſeiner Reiſe nach Paris am 7. April 1777 unerwartet die Anſtalt beſuchte, den folgenden Tag auch den Vorleſungen beiwohnte und ſich mit einigen Zöglingen unterhielt; war es ja der erſte große Mann, den er hier ſah: aber wie mußte ſeine niedergeſchlagene Seele ſich jetzt erheben, da der dreißig Jahre alte bürgerliche Dichter des „Götz", „Werther" und „Clavigo" als Geheimerath mit ſeinem Fürſten, dem Herzog von Weimar, eintraf und ſich höchſter Ehren von dem „Geſalbten", wie Karl ſich gern nannte, zu erfreuen hatte. Sie erſchienen am Abend des 13. in dem Speiſeſal der Akademie, wo der Herzog, wie gewöhnlich, nach dem feſtlichen Abendeſſen die Rede zum Schluſſe der Prüfungen hielt, in welcher er eine Hindeutung auf die würdigen Gäſte anbrachte. Bei der am folgenden Abend

Abb. 8. Goethe nach dem Gemälde von May aus dem Jahre 1779.
Nach Düntzer „Goethes Leben".

1779 erfolgenden Preisvertheilung im Akademiesale stand der Herzog, wie immer, unter seinem rechts vom Katheder angebrachten, in rothem Damast und Gold strahlenden Thronhimmel, zu seiner Rechten zunächst der Herzog, zur Linken Goethe, in weiterer Entfernung von dem Gesalbten vier andere adlige Ehrengäste, unter ihnen der Weimarische Oberhofmeister Kammerherr von Wedel und der später so merkwürdig in Schillers Leben eingreifende Hofkammervicepräsident Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg, der Intendant der seit dem Herbste zum Nationaltheater erhobenen Mannheimer Bühne, der so bedeutend für den Dichter sein mußte, in dessen Brust der Drang nach der Bühne mächtig schlug, wenn er auch seine „Räuber" darauf zu sehen nicht denken konnte. Schillers Herz erhob sich schwellend, als er den Liebling der Muse so ausgezeichnet sah, freilich nicht wegen seines Dichterruhms, da Vater Karl nichts weniger als Kenner und Freund der Dichtung war, sondern weil er sich zum Vertrauten seines Fürsten emporgeschwungen, was dieser deutlich genug seinem durchlauchtigsten Vetter zu verstehen gab. Nach der Rede des Professors Consbruch vom Einfluß der physikalischen Erziehung der Jugend auf die Seelen-

Abb. 9. Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg.
Nach einem Stiche von Berkelt.

kräfte erfolgte die Preisvertheilung. Die Namen der mit 1779
Preisen Beehrten wurden vom Katheder verlesen; jeder Aufgerufene begab sich dann an den vor dem Herzog stehenden Tisch, auf welchem das Rektorscepter und die Silbermedaillen lagen. Der Intendant gab diese in die Hände des Herzogs, der als rector magnificentissimus sie den Glücklichen überreichte, worauf die Adligen seine Hand, die bloß Bürgerlichen seinen Rockzipfel zum Danke küßten. Goethe sah damals einen rothhaarigen, langen, sich geradehaltenden, in seinem Aeußern keine besondere Sorgfalt zeigenden zwanzigjährigen Eleven in seine nächste Nähe treten und für drei Preise, in der praktischen Medicin, der materia medica und der Chirurgie, den Rock des Gesalbten küssen; über einen vierten in der „Deutschen Sprache und Schreibart", wofür in diesem Jahre zuerst Aufgaben gestellt waren, mußte er mit Elwert, Hoven und zwei andern loosen, wobei ihn das Glück nicht begünstigte. Drei Preise waren damals eben nichts Außerordentliches, doch Schiller hatte in den letzten fünf Jahren keinen einzigen erlangt. Goethe selbst sah, wie andere Eleven fünf oder sechs davontrugen; Schiller konnte weder zum Grandchevalier des großen, noch zum Chevalier des kleinen Ordens ernannt werden. Daß in diesem Eleven ein genialer Dichter dem Vaterland erstehen werde, konnte Goethe nicht ahnen, dagegen mußte dieser sich durch den Anblick des Mannes, der Freiheit und reines Menschengefühl so begeistert gefeiert hatte und trotzdem so frühe zu der höchsten bürgerlichen Stellung im Leben gelangt war, mächtig gehoben fühlen. Frisch ermuthigt, kehrte er zu der vor zwei Jahren zur Seite gelegten dramatischen Dichtung zurück; aus der Bearbeitung des schon auf der Solitude ihm aufgegangenen Stoffes des verlorenen Sohnes bildeten sich die „Räuber".

3.

1779 Doch vorab hatte der herzogliche Eleve eine himmelweit davon abliegende Aufgabe zu lösen. Der Herzog hatte zu Franziskas nächstem Geburtstage, der ganz ausnehmend gefeiert werden sollte, den Eleven besondere Redestoffe bestimmt. „Die Tugend in ihren Folgen" war Schillers Aufgabe, an deren Bearbeitung der in seiner Hoffnung auf Befreiung bitter getäuschte Dichter der „Räuber" mit Todesverachtung ging. Die gestellte Frage, begann er, sei desjenigen vollkommen würdig, der, ein Vater in der Mitte einer jauchzenden Jugend (in seiner letzten Rede) den göttlichen Wunsch geäußert: „O daß ich alle glücklich machen könnte!" Doch wie unglücklich hatte er den armen Kandidaten durch die Verweigerung der Freiheit gemacht! In der an die Gräfin gerichteten Ausführung geht er von dem ihm geläufigen Gedanken aus, Tugend sei derjenige Zustand eines denkenden Geistes, durch welchen dieser am fähigsten werde, Geister vollkommener zu machen und dadurch selbst glücklich zu sein. Hiernach zerfällt die Rede in die Betrachtung der Folgen der Tugend für das Ganze und für den Tugendhaften selbst. Er bricht hier in einen Hymnus auf die Macht der Liebe aus, den er später dichterisch ausführte. Auf das ärgste verdammt er den „unvollkommenen Geist" eines Lamettrie und Voltaire, die „auf den Ruinen tausend verunglückter Geister eine Schandsäule aufgerichtet, ihres Frevels unsterbliches Denkmal", dagegen sieht er staunend ein Gewimmel von Menschengeschlechtern sich zum Grabmal eines Fürsten, den er Vater nennen dürfe, hindrängen, um dort zu weinen, zu jauchzen, zu beten. Und auch des Herrlichen Gehülfin bei seinem erhabenen Werke, die sympathievolle Mitdulderin seiner Leiden, die aufmerksame Hörerin seiner Lehren, erhält ihren Tribut. Fast komisch klingt das Pathos: „Thränen des Danks auf Ihre Asche, mein Vater! Thränen des Danks

auf Ihre Asche, beste Freundin des Vaters!" Im zweiten Theile werden selbst die Schrecken des jüngsten Gerichts heraufbeschworen, um dagegen die über Franziskas Gesicht ausgegossene himmlische Heiterkeit laut die unendliche innere Belohnung der Tugend verkünden zu lassen. „Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska", so schloß er, „eine einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen." Dem Herzog gefiel dieser Bombast so gut, daß er Schiller diese Rede im großen Sale vor dem ganzen Hofe halten ließ. Das „Schwäbische Magazin" nannte bei dieser Gelegenheit zum erstenmal Schillers Namen als eines „geschickten Zöglings der Militärakademie". Und doch hätte man sich denken sollen, die mit aller Uebertreibung des lebhaft aufgeregten rothhaarigen Eleven gehaltene Rede hätte parodisch wirken müssen. Aber man war eben in dieser Art der Lobhudelei an das Stärkste gewöhnt. Schon am Morgen um 6 Uhr hatten die achtzehn Kavaliere der Militärakademie der Reichsgräfin ein Vivat zugerufen, vor 9 Uhr waren alle Officiere und zwei Chevaliers der Akademie nebst allen, die zuletzt Conduitenpreise erhalten, bei ihr erschienen; der eine Chevalier hatte eine Anrede an sie gehalten, der andere ihr ein Gedicht im Namen der Akademie überreicht; der Rede Schillers war ein ländliches Fest in der Akademie vorhergegangen, nachher wurde noch des Schauspielers Möller „Sophie oder der gerechte Fürst" aufgeführt. Seinen eigenen Geburtstag feierte der Herzog diesmal nicht in Stuttgart; Tags vorher reiste er mit Franziska nach Nürnberg und Erlangen. Es war ihm doch zu viel, der auf diesen Tag festgesetzten Einweihung seines Standbildes im Hofe der Akademie beizuwohnen, welches, wie die Inschrift lautete, die Militärakademie ihrem Gründer errichtet hatte. Es schien nicht genug, daß sein Standbild in jedem Lehrsale mit dem der betreffenden Wissenschaft verbunden war, in jedem Schlafsale sein Bildniß hing, er im Speisesal nahe der Gebetkanzel unter

1780

1780 den Büſten der größten Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte in ganzer Figur ſtand, in der Mitte des Examinationsſales ſein Standbild in einer Niſche den Belohnungen des Fleißes gegenüber angebracht war, im Disputationsſale das in Lebensgröße gemalte Bild über dem Katheder hing, im Treppenhauſe Lateiniſche Inſchriften verkündeten: „Gott, der Tugend und der Wiſſenſchaft weiht es Karl Eugen, der Vater des Vaterlandes, zu allem Großen geboren", „Gott, dem Vaterland und der Tugend weiht es Karl, der Vater des Vaterlandes": die Militärakademie ſelbſt mußte in einem vergoldeten Gipsbilde, deſſen Fuß mit allerlei allegoriſchen Figuren geſchmückt war, ihre Dankbarkeit ausſprechen. In welcher Stimmung ſich Schiller dabei befand, iſt leicht zu denken, doch erfreute er ſich einer gewiſſen Befriedigung; denn er hatte es durchgeſetzt, daß zu Ehren des Dichters, der vom Herzoge vor kurzem mit ſolcher Auszeichnung aufgenommen worden war, einmal ein klaſſiſches Stück, deſſen „Clavigo", von den Eleven aufgeführt werden durfte; er ſelbſt hatte die Rollen vertheilt und für ſich die des ſchwachherzigen Helden ausgewählt. Leider übertrieb er in ſeiner lebhaften, den ganzen Menſchen in Bewegung ſetzenden Weiſe ſo entſetzlich, daß ſein Spiel ins Komiſche umſchlug.

Mit tief erregter Seele ging er jetzt an die „Räuber", in welchen er, wie er ſelbſt äußerte, die „erhabenen Verbrecher" und den ehrwürdigen Räuber Roque (im „Don Quixote") nach Shakeſpeariſcher Manier in einem neuen, wahren und harmoniſchen Charakter zu amalgamiren ſuchte. Der bitterſte Unmuth über ſeine fortgeſetzte Einſperrung hatte ſeinen Freiheitsdrang zu flammendſter Glut geſteigert. Der Plan des Stückes war raſch entworfen; ſein Karl mußte jetzt Räuber werden und als edler Räuber enden. Er arbeitete einzelne ihn beſonders anmuthende Scenen in ſtürmiſchem Drange aus und theilte ſie Abends oder auf Spaziergängen, beſonders den längern ſonntäglichen, ſeinen nächſten

Freunden mit. So soll er einmal seinen Bekannten im 1780
Bopserwäldchen die Scene zwischen Karl und seinem aus dem geöffneten Thurm steigenden Vater grausenhaft vorgetragen haben. Manche Züge nahm er von seinen Miteleven, Karls Charakter aus sich selbst, die Zeichnung der Bösewichter, des alten Vaters, der Geliebten und anderer aus den ihm bekannten Dramen, deren Gestalten er mit eigenthümlicher Schärfe sich aneignete. Oft meldete er sich krank, um sich auf dem Krankenzimmer mit seinen dichterischen Geistern zu unterhalten und, besonders in der Einsamkeit der Nacht, wo seine Einbildungskraft äußerst rege war, schreiben zu können, da die Kranken Licht brennen durften. Wenn die Aufseher oder der Herzog selbst sich einstellten, wurde das Papier unter ein immer zur Hand gehaltenes medicinisches Buch gesteckt. Als praktischer Mediciner hatte er häufig Kranke zu beaufsichtigen und zu beobachten, wobei manche Scene ausgeführt oder vorgetragen wurde. Sowohl beim Dichten wie beim Lesen war er stets in gewaltiger Aufregung, die sich oft zum Stampfen und Wuthschnauben steigerte. Seine medicinischen Beschäftigungen hinderten ihn nicht, sich an allgemeinen wissenschaftlichen Vorträgen zu betheiligen, wie er in diesem Jahre Homer bei Nast, der ihn mit Bürgers Uebersetzung bekannt machte, Virgil bei seinem fünf Jahre ältern Landsmann Drück und philosophische Vorlesungen bei Abel hörte. Seine Studien über den Einfluß des Körpers auf die Seele setzte er fort, vor allem zog ihn die Frage über die geistige Freiheit des Menschen an, da er sich selbst so gedrückt fühlte. In den Dichtern, besonders den Dramatikern, spürte er der Entwicklung der Charaktere und der Darstellung der Leidenschaften scharfsinnig nach, was ihm für seine „Räuber" von hohem Werthe war.

Doch bei allen Versuchen, sich seine traurige Absperrung von der Welt erträglich zu machen, wurde er immer mißmuthiger und trostloser, bis zu vollem, auch seine Dich-

1780 tung ihm verleidenden Lebensüberdruſſe. In dieſem Zuſtande traf ihn am 13. Juni der Tod eines äußerſt hoffnungsvollen und lebensfrohen Freundes, des jüngern von Hoven, der ſich beſonders in den zwei letzten Jahren „zu einem freien, empfindungsvollen, zärtlichen und geiſtvollen Jüngling, wie wenig ſind", ausgebildet hatte. In dem zwei Tage ſpäter geſchriebenen Troſtbriefe an den gebeugten Vater hebt Schiller hervor, daß der Hingeſchiedene früher und rein behalten dahin gekommen, wohin die Zurückgebliebenen ſpäter, aber auch ſchwerer mit Vergehungen beladen, gelangten, daß dieſer nichts verloren, alles gewonnen habe. Tauſendmal habe er ihn beneidet, wie er mit dem Tode gerungen, und er würde ſein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher er ſchlafen gehe. „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifern Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich als Kind geſtorben zu ſein. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes geizig ſein; ſo aber gehört es meiner Mutter und dreien ohne mich hülfloſen Schweſtern; denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen." Am 7. September 1777 war Schillers Familie mit einer Tochter vermehrt worden, zu deren Pathen auch Abel und die Schweſtern Elwerts gehörten. Noch entſchiedener klingt die vier Tage ſpätere Aeußerung an ſeine Schweſter Chriſtophine: „Das Leben war und iſt mir eine Laſt worden.... Mir wärs erwünſcht, zehntauſendmal erwünſcht [vor dem Scheiden aus der Akademie zu ſterben]. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt und ich gewinne alles, wenn ich ſie vor der Zeit verlaſſen darf. Ich bitte dich, Schweſter, wenn es geſchehen ſollte, ſo ſei klug und tröſte dich, und tröſte deine Eltern.... Ich habe das Glück vor vielen Tauſenden, das unverdiente Glück, den beſten

Vater zu haben, und hier findet sich ein anderer auch vortrefflicher Mann, der mich Sohn nennet [Prof. Haug]. Ich habe viele Freunde in der Akademie, die mich sehr lieben. Ich habe dich, meine Theure, und doch kann dies alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weißt nicht, wie ich so sehr im Innern verändert, zerstört bin. Auch sollst du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt." Man wird hier an Werthers Klage erinnert: „Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt": aber dies war es nicht, was Schiller unglücklich machte, sondern der schauderhafte Gedanke, sein Leben lang von einem despotischen Fürsten abzuhängen, was er freilich seiner Familie nicht verrathen durfte. Man sieht; er war nicht ferne von dem traurigen Entschlusse Werthers, die Last des Lebens von sich zu werfen, aber, wie so oft, riß ihn auch diesmal sein Genius von der abschüssigen Bahn zurück. 1780

Zwei Tage vor Hovens Tod war Schillers Freund, der gleichalterige Jurist Grammont, mit „fürchterlich ruhiger Miene", veränderter Stimme und ungewohnten Geberden zu ihm gekommen und hatte ihn um einen Schlaftrunk gebeten. Auf näheres Befragen gestand ihm dieser, daß er die Welt verlassen wolle, in der er nicht glücklich sein könne. Da er schon früher über das Recht des Selbstmordes mit ihm vergebens gestritten, so sah er kein besseres Mittel, die Sache hinzuhalten, als ihm zu rathen, vorher noch mit Prof. Abel zu sprechen und sich einstweilen auf das Krankenzimmer zu begeben, wo er ihm seine Gründe näher entwickeln könne. So zog sich die Sache hin, während Schiller selbst durch den Tod des jungen von Hoven von verzweifelndem Lebensüberdruß ergriffen wurde. In diese Zeit muß das schaurige Gedicht „Leichenphantasie" fallen, welches die Bestattung und besonders den fürchterlichen Schmerz des dem Sarge folgenden Vaters in freier, höchst überspannter Weise darstellt. Es wurde in Musik gesetzt und gedruckt.

1780 Prof. Abel berichtete am 20. dem Herzog über Grammonts Zustand. Dieser befahl, alles zur möglichsten Herstellung des „zu einem kleinen Grad des Wahnwitzes gelangten" Kranken zu thun. Die ältern Mediciner mußten abwechselnd ihn besuchen und über seinen Zustand an den Herzog berichten. Nach Schillers erstem „Tagesrapport" vom 26. war der Kranke durch sein Zureden und die ärztliche Berathung über seinen Zustand so beruhigt worden, daß er alle Anordnungen pünktlich erfüllen wollte. Der Herzog gestattete dessen zeitweilige Uebersiedlung nach Hohenheim, wohin die Eleven Plieninger oder Liesching ihn begleiten sollten; gegen Schiller hegte er schon damals den Verdacht, daß er des Kranken Begehren, die Akademie, in welcher er nicht genesen könne, zu verlassen, heimlich begünstige, was sehr natürlich, da es dem Herzog nicht unbekannt geblieben, wie verzweifelt unglücklich Schiller sich fühle. Grammont kehrte bald ungeheilt zurück. Als älterer Mediciner wurde Schiller ihm wieder zur Gesellschaft und Beobachtung beigegeben, doch ließ man ihn selten mit ihm allein, so daß er merken mußte, man fürchte von ihm eine schädliche Einwirkung auf den Kranken. Seinen Schmerz über solchen Verdacht sprach er dem Herzog am 21. Juli aus und zwei Tage später rechtfertigte er sein Verhalten in einem ausführlichen an den Intendanten gerichteten Schreiben mit offenster Entschiedenheit. Bald acht Jahre habe er das Glück, in der Akademie zu leben, und keinem Menschen sei er diese Zeit über unter dem schändlichen Charakter eines Ohrenbläsers bekannt geworden. Von der Sorge um den Kranken wurde er befreit, als dieser Anfangs August ins Bad ging. Da Schillers Lebensüberdruß allmählich gewichen, gab er sich mit voller Seele wieder seinen „Räubern" hin, ja er versuchte sich auch an einer Uebersetzung der „Aeneis" in Hexametern. Doch bald mußte er sich der Ausarbeitung seiner medicinischen Probearbeiten zuwenden. Für seine Deutsche öffentlich zu vertheidigende

Abhandlung schlug er zwei Aufgaben aus dem philosophi- 1780
schen und physiologischen Fache vor: erstens den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, zweitens die Freiheit und Moralität des Menschen; da diese Stoffe das ganze Jahr der Hauptgegenstand seines Studirens gewesen, könne er etwas Erträgliches davon versprechen. Man wählte den ersten Gegenstand, über den Schiller schon im vorigen Jahre gearbeitet hatte, da der zweite rein philosophisch war und man gar zu hochfliegende oder anstößige Ansichten über die moralische Freiheit des Menschen fürchtete. Als medicinische Arbeit verlangte man eine lateinische Abhandlung über den Unterschied der entzündlichen und faulen Fieber.

Mitten in diese Arbeiten fiel der Namenstag Franziskas, der 3. Oktober, der diesmal besonders festlich begangen werden sollte. War ja endlich die Herzogin gestorben und Karl Eugen hatte Franziska seine Hand angeboten, aber seinem Wunsche, die Bande der Religion sollten sie vereinigen, stand von Seiten des Katholizismus ein schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegen. Umsomehr überhäufte der Herzog die Geliebte mit Gnaden und um so glänzender wurde ihr Namensfest gefeiert. Mehrere Akademiker beglückwünschten sie, von denen einer eine Rede hielt. Im „Dörfle" war großes Leben; dort war auch ein großer Theil der Akademie. Unter die 320 Armen, die beschenkt und gespeist wurden, mußten die Akademiker die Gaben austheilen. Aber noch schmachtete Schubart, weder seine Frau noch seine Kinder durften zu ihm oder Briefe mit ihm wechseln: Franziska, das Musterbild der Tugend, die Wohlthäterin der Armen, hatte für ihn kein Wort. Dieser leere Wohlthätigkeitspomp, dieser eitle Festjubel, dieses schmeichlerische Lobpreisen, an dem er so oft hatte theilnehmen müssen, ekelte Schiller an. Wie sehnte er sich jetzt dem Tage seiner Befreiung entgegen! Die Probearbeiten nahmen seine meiste Zeit in Anspruch. Bei

1780 der Deutschen legte er wesentlich, auch im ganzen Gange, seine vorige zu Grunde, aber die nothwendige Verbindung der thierischen und geistigen Empfindungen, besonders die weckende, hebende und fördernde Wirkung der erstern, trat jetzt klarer hervor. Von der Seele heißt es, sie fahre nach dem Tode fort „in andern Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen". Die Darstellung war viel ruhiger, freier und fließender, wenn es auch an gewagten Bildern und kühnen Behauptungen nicht fehlte. Vielfach finden sich Stellen aus Dichtern, besonders aus Shakespeare, auch aus Addisons „Cato", „Götz", „Ugolino", Haller, Virgil und Ovid, ja er wagt sogar zweimal sich auf seine eigenen Räuber zu beziehen, die er unter dem Titel Life of Moor, Tragedy by Krake anzieht. Von philosophischen Schriften sind bloß Garves Anmerkungen zu Ferguson, von geschichtlichen Schlözer benutzt, nichts von Herder. Die Physiognomik wird nicht verurtheilt, aber Lavaters schwärmerische Behandlung verworfen. Die beurtheilenden medicinischen Professoren empfahlen am 16. November die Schrift zum Drucke, wenn sie auch mit einigem nicht einverstanden waren, besonders rügten, daß der Verfasser sich manchmal von der Einbildungskraft habe fortreißen lassen. Abel, der als Professor der Philosophie sein Urtheil abzugeben hatte, fand darin manche gute Stellen, aber viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung Philosophen angenommene Sätze; nach Veränderung derselben schien sie ihm des Drucks „nicht unfähig". Die medicinische Arbeit wurde zwar in mancher Beziehung gelobt, doch könne sie ohne viele und große Veränderungen nicht gedruckt werden. Als der Herzog den Professoren die Entscheidung über den Druck derselben anheimstellte, hieß es, der Verfasser habe wenige Zeit auf die Verfertigung der Schrift verwandt und deswegen würde beinahe eine durchgängige Umarbeitung nöthig, wozu es an Zeit gebreche. Die Deutsche Arbeit

sah Schiller vor dem Drucke durch, änderte und strich ein- 1780
zelnes, schrieb auch dazu in gewohnter Weise am 30. eine Widmung an den Herzog, worin er das Glück pries, an einer so vortrefflich geleiteten Anstalt gebildet worden zu sein, ja den unvergeßlichen mündlichen Unterricht des Fürsten genossen zu haben, der seine Größe darein setze, ein Lehrer unter Seinen Schülern, ein Vater unter Seinen Söhnen zu wandeln. „Der Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen, in denen ich die Wege einer höhern Vorsicht bewundere, haben den Grund zu dem Glück meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigenen Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen." Ein Arzt, dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntniß der Maschine drehe, der die gröbern Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch oder örtlich wisse, könne vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun und vom Pöbel vergöttert werden; aber der Herzog habe die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brodwissenschaft in den höhern Rang einer philosophischen Lehre erhoben. Vergebens hoffte er dadurch den „Stifter seines Glücks" zu bewegen, ihm eine seiner Neigung angemessene Bestimmung zu geben. Die fast drei Bogen starke Abhandlung wurde mit elf andern, welche „in höchster Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht während der öffentlichen akademischen Prüfungen" vertheidigt werden sollten, auf Kosten der Akademie bei dem Hof- und Kanzleibuchdrucker Cotta gedruckt. Von einer wirklichen Vertheidigung derselben verlautet nichts, dagegen berichtet der zwei Jahre jüngere Klavierspieler Johann Andreas Streicher, der die Disputationen wegen der dabei stattfindenden Musikaufführungen besuchte, Schiller habe einem Professor der Medicin Lateinisch opponirt. Aber für die letzten Prüfungstage lag nur eine Lateinische Streitschrift von Prof. Drück vor, welche über die Beurtheilung der Vorzüge und Fehler Homers und Virgils nach dem

1780 Geiste ihrer Zeit handelte. Gegen diese wird Schiller opponirt haben; war er ja ein großer Bewunderer Virgils und hatte sich lebhaft mit einer hexametrischen Uebersetzung seiner „Aeneis" beschäftigt, ja eben hatte das „Schwäbische Magazin" von ihm eine Uebertragung des „Sturms auf dem Tyrrhener Meere" (I, 38—160) gebracht, wozu der Herausgeber bemerkte: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer." Streicher berichtet, „die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete", habe einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Wir haben hier das Bild des in lebhafter, den ganzen Menschen aufregender Bewegung Sprechenden, das Streicher durch die rothen Haare nicht entstellen wollte. Scharffenstein bezeichnet die Nase als „dünn, knorpelig und weiß, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, auf Papageienart sehr gebogen". Schiller selbst pflegte später launig zu erzählen, er habe auf der Akademie, um sich die zu einem großen Manne gehörende Nase zu verschaffen, beim Lesen oder Schreiben immer an der seinigen gezupft, wodurch er ihr eine kühne Biegung nach unten gegeben. Der „tiefe, kühne Adlerblick" deutet auf die tiefe Lage der Augen, die bei lebhafter Bewegung funkelten. Die Farbe der Augen, die Scharffenstein als dunkelgrau bezeichnet, waren nach mehrfachem Berichte blau; seine spätere Schwägerin bemerkt, sie hätten zwischen Blau und Lichtbraun die Mitte gehalten.

Streicher folgte am Abend den Akademisten in den Speisesal, wo der Herzog, wie gewöhnlich, die Schlußrede hielt. Er sah hier, wie dieser, den Arm auf Schillers Stuhl gelehnt, sehr lange sich mit ihm unterhielt. Der Eleve zeigte gegen ihn dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln,

wie gegen den Professor. Fast möchte man glauben, seine freien Aeußerungen gegen den Herzog seien für ihn verhängnißvoll geworden. 1780

Am Abend des 14. December fand die Schlußfeier statt. Noch denselben Tag wurde Schiller entlassen als — Feldscherer, erst am folgenden seine Freunde, von denen einer Physikus wurde, zwei andere gingen auf Reisen, von Hoven wurde Medicus practicus, mußte aber freilich vorab noch promoviren und das praktische Examen machen. Hätte der Herzog dem über seine Erniedrigung aus allen Himmeln gefallenen Dichter nur noch das Porte-épée bewilligt, nein, er sollte im Range unter allen Lieutenants stehen, die mit ihm die Schule besucht hatten. Führte er auch den Titel Regimentsmedicus, zum Tragen der Feldschereruniform, in welcher freilich sein Vater sich einst glücklich gefühlt hatte, sollte der eine Welt im Busen tragende, mit den bestehenden Zuständen zerfallene Dichter, der dem Herzog seine hohe Ansicht von seiner Wissenschaft lebhaft ausgesprochen hatte, von diesem verdammt sein. So väterlich sorgte für ihn sein „gnädigster Vater", der ihn eben zähmen, die Flügel seines Geistes beschneiden wollte.

Während seines Aufenthaltes auf der Akademie war sein Körper gerade um ein Viertel gewachsen; er maß jetzt beinah 5 Fuß 9 Zoll Rheinisch. Auch seine Züge hatten durch die geistige Entwicklung viel gewonnen. Nach Scharffenstein hatte die Partie der bei der Nasenwurzel sich nahe zusammen neigenden Augenbrauen und der Mund sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches; von den dünnen Lippen zeigte die hervorragende untere viel Energie; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und noch immer mit Sommerflecken bedeckt, die Augenlider entzündet, das buschige Haar dunkelroth, der mehr geistermäßige als männliche Kopf hatte auch in der Ruhe viel Bedeutendes und Energisches, bei leidenschaftlicher Bewegung war er voll Affekt, auch die Stimme kreischend,

1780 da er sie so wenig wie seine Gesichtszüge zu beherrschen wußte. Nach seinem Schädel zählt Carus Schiller zu den sogenannten Augenmenschen, da die Breite der Augenhöhlengegend viel bedeutender als die der Ohrengegend hervorgetreten. Die Stirn war wesentlich mehr in der Breite ausgebildet als bei Goethe, bei dem sie in der Mitte stärker hervorsprang. Besonders groß, schön gerundet und fein modellirt war das Mittelhaupt, das Hinterhaupt kräftig, ohne alle Höcker und Wülste. Zur Vervollständigung des Bildes des aus der Akademie Scheidenden gedenken wir noch der langen geraden Gestalt, der gewölbt hervortretenden Brust, des langen, starken Halses, der breiten Schultern, der langen Arme, des schmalen Leibes, der steifen, jeder Leichtigkeit der Bewegung ermangelnden Haltung.

Geistig hatte sich Schiller in diesen acht Jahren außerordentlich entwickelt. Das Lesen genialer Dichtungen, über deren Charakterzeichnung und Schilderung der Leidenschaft er sich Rechenschaft zu geben suchte, das Nachdenken über die geistige und sittliche Natur des Menschen, die vielfachen Berührungen und mehr oder weniger innigen Verbindungen mit strebenden so verschiedenartigen Altersgenossen hatten neben seiner mannigfaltigen wissenschaftlichen Thätigkeit seinem Geiste Gehalt und eine ernste Richtung gegeben, der Mißmuth über die despotische Absperrung durch einen von schrankenloser Ehr-, Glanz- und Herrschsucht getriebenen, der freien Selbstbestimmung spottenden Fürsten seine Seele aufgerüttelt und zur wildglühenden Darstellung der herrschenden Schwäche, Verdorbenheit und Niederträchtigkeit begeistert; sein dichterisches Feuer war nicht gedämpft, sondern mächtig geschürt worden.

Mit welchen Gefühlen mußte der eben ins einundzwanzigste Jahr getretene Dichter der „Räuber" das Schloß betreten, als er dem Gebrauche gemäß beim Herzog vorsprach, um ihm für die in der Militärakademie genossenen Wohlthaten

Abb. 10. Schiller nach einem Gemälde vom Hofmaler Guibal (um 1780), mit Genehmigung des Verlagseigenthümers Karl Göpel in Stuttgart.

1780 zu danken und die Hand zu küssen! Freilich hatte er reiche Bildung hier genossen, aber dem Herzog war es nur um „egale", beileibe nicht geniale und individuelle Entwicklung zu thun, er wollte sich bloß wohl geschulte unterwürfige Diener heranziehen, die ihn als den Allerhöchsten verehrten und sich von seiner Gnade abhängig fühlten. Und nun nach achtjähriger Einsperrung sollte er noch niedergehalten werden, er sollte den Regimentsfeldscherer machen und sich den ganzen Tag in dieser ihn äußerst entstellenden Tracht mißbehagen. Auf die am 17. an den Herzog gerichtete Bitte des Vaters um die Erlaubniß, sich außerhalb des Dienstes „bei dem Bestreben nach einer Praxis in der Stadt und auf dem Lande" bürgerlich zu kleiden, lautete des Herzogs barsche Antwort: „Sein Sohn soll Uniform tragen."

Drittes Buch.

Regimentsfeldſcherer und Dichter.

1.

Nur wenige Tage, und leider in der verzweifeltſten Stimmung, durfte der junge Regimentsfeldſcherer der ſeit faſt acht Jahren entbehrten Familie in ihrer neuen Heimat auf der Solitude ſich erfreuen. Herzlich begrüßte er die ſtets liebevoll beſorgte Mutter und die drei Schweſtern, von denen Chriſtophine die treue Genoſſin ſeiner erſten Jugendjahre geweſen, die beiden andern ihm noch ganz unbekannt waren. Für ſeine Ausſtattung ward beſtens geſorgt, auch eine kleine Unterſtützung in Ausſicht geſtellt, obgleich das ganze Einkommen des Vaters, da der Ertrag der Grasplätze zu Ende war, 390 Gulden nicht überſtieg. Mit monatlich 18 Gulden war Schiller als Regimentsmedicus bei dem Grenadierregiment Augé angeſtellt, das aus etwa 240 ausgedienten Leuten beſtand, welche in ihren geflickten rothen Uniformen mit den hohen ſpitzen Bärenmützen wie dürre Vogelſcheuchen umhergingen.

1780 In bedeutenden Fällen ſollte er ſich an den Leibmedicus Elwert wenden, der glücklicherweiſe mit Schillers Familie befreundet war. Täglich mußte er das Lazareth beſuchen und auf der Parade ſich vorſtellen. Welche wunderliche

Abb. 11. Chriſtophine Schiller.
Nach dem Orig.-Oelgemälde von L. Stemanowicz mit Bewilligung des Beſitzers Herrn C. Krieger in Möckmühl.

Figur der in andern Sphären ſchwebende Regimentsmedicus auf letzterer machte, möge Freund Scharffenſtein ſchildern, der ihn hier zuerſt nach zwei Jahren wiederſah. „Eingeſperrt in der Uniform, damals noch nach dem alten Preußiſchen

Schnitt und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen; der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärige Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch." 1780

Lieutenant Scharffenstein sehnte sich innig nach dem so lang von ihm getrennten Freunde, und so ward gleich nach der Parade der Seelenbund herzlich erneuert. Der gute Sangir staunte, wie mächtig sein Selim geistig noch mehr als körperlich seit der Trennung von ihm gewachsen war. Der Dichter der „Räuber", die fast vollendet vorlagen, war nicht mehr der schwärmerische Knabenjüngling, er war zu frischer Klarheit, festem Urtheil und entschiedener Thatkraft herangereift. Scharffenstein beugte sich, wie er selbst bemerkt, vor der imponirenden Superiorität seines Geistes, der den Gehalt der Geschichte und der philosophischen Anschauungen fürs Leben gewürdigt hatte. Vor allem suchte Schiller ihm einzuprägen, daß die Glückseligkeit nur innerlich, nicht von außen gewonnen werden könne. Mit seinen „Räubern", welche die Parole des Ankämpfens gegen die herrschende Unterdrückung, Willkür und Unnatur geben sollten, dachte er die Welt zu erschüttern, wie Rousseau mit seinem „Emile". Daß sie auf die Bühne kommen sollten, lag ihm fern.

Einen andern Freund von der Akademie fand er in Petersen, der seit einem Jahre Unterbibliothekar war. Mit ihm, Scharffenstein, seinem frühern Lehrer Abel, auch Hoven, der zuweilen von Ludwigsburg kam, wurde eifrig über die „Räuber" verhandelt, manche Scene verändert oder verworfen. Aber noch ehe er diese Bombe in die Welt fliegen ließ, zog er durch ein erschütterndes Trauergedicht die

1781 Augen der Residenzstadt auf den von vielen seiner wunderlichen äußerlichen Erscheinung wegen verlachten Regimentsfeldscherer. Am 16. Januar starb in seinem zwanzigsten Jahre Freund Weckerlin, der Stuttgarter Apothekerssohn, der aus der Akademie bereits seit zwei Jahren ins elterliche Haus zurückgekehrt war. Schiller fühlte sich durch den Tod des lebensfrischen Freundes so erschüttert, daß er den allgemeinen Antheil seiner medicinischen Genossen in einem Gedichte auszusprechen sich gedrungen fühlte, dessen Druckkosten diese gemeinsam mit Ausschluß des Dichters zu tragen beschlossen; stillschweigend wurden auch von Hoven und der junge Dr. Elwert dazu gezogen. In diesem leidenschaftlich bewegten Ausbruch ergoß er mit verletzendster Schärfe nicht allein seine ganze verzweifelnde Bitterkeit über die Niederträchtigkeit und Nichtigkeit des Lebens, sondern auch seinen Unglauben an die gewöhnliche Ansicht vom Jenseits, nur die Ueberzeugung, daß treue Liebe auch den Tod überdauern und die Liebenden wieder vereinigen werde, steigt wie ein Phönix aus dem bei aller Ueberspannung mächtig wirkenden Gedichte. In dem pietistisch frommen Stuttgart mußten die verächtlichen Aeußerungen über „des Pöbels Paradies“ und die „brüllend der Hölle weihenden Pharisäer“ den ärgsten Anstoß erregen. Daß der Verfasser des Gedichtes der neue Regimentsmedicus sei, war bald ein offenbares Geheimniß. Dem Ludwigsburger Freund schreibt er am 1. Februar, es sei zum Todtlachen, wie es seinem Gedicht ergangen. „Endlich! ich fange an in Aktivität zu kommen, und das kleine hundsföttische Ding hat mich in der Gegend berühmter gemacht als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Name, wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!“ So wenig war er zunächst um sein Fortkommen besorgt; an die Promotion und das praktische Examen, ohne die er keine bürgerliche Praxis erhalten konnte, dachte er nicht, das einzige Buch seines Faches, das er sich anschaffte, war

der neue „Almanach für Apotheker", dagegen kaufte er 1781
sich die theure Eschenburgische Uebersetzung des Shakespeare und die neue Schirachische der Lebensbeschreibungen des Plutarch, in die der Dramatiker sich versenkte. Was er sonst bedurfte, erhielt er leicht von der gegen hunderttausend Bände zählenden herzoglichen Bibliothek durch Petersen und dessen ihm gleichfalls von der Akademie her befreundeten Amtsgenossen Reichenbach.

Mitte Januar hatte er eine neue Wohnung auf dem kleinen Graben, der jetzigen Eberhardsstraße, bezogen; das Wohnzimmer an der ebenen Erde war klein und höchst nothdürftig mit einem Tische und zwei Bänken ausgestattet. Das Haus gehörte Prof. Haug, der daneben wohnte, und ein Zimmer auf dessen zweitem Stocke als Auditorium benutzte; das übrige war an die Wittwe des vor zwei Jahren gestorbenen Hauptmanns und Regimentsquartiermeisters Vischer vermiethet. Sie hatte zwei Zimmer an den Lieutenant Kapf vermiethet, der mit Schiller die Akademie verlassen. Dieser, der Sohn eines katholischen Rittmeisters in Mindelheim, war ein begabter Kopf, aber wild, aufbrausend, doch nicht wüst ausschweifend. Schiller zog wohl aus Sparsamkeit zu ihm. Seine Wirthin, die dreißigjährige Luise Dorothea Vischer, eine kleine blauäugige Blondine, war nach Scharffenstein ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Allgemein galt sie als eine durchaus sittliche Frau, weshalb es um so größeres Aufsehen erregte, als sie vier Jahre später von einem neunzehnjährigen adligen Studenten aus Wien, der seit einem Jahre in der Stadt wohnte, sich entführen ließ.

Zu den befreundeten Häusern gehörte das des Leibmedicus Reichenbach, bei dem dessen Schiller gleichalterige Nichte Ludovike Reichenbach wohnte, Christophinens innige, wie diese, der Malerei ergebene Freundin, die aber den wildstürmischen Dichter weniger anzuziehen vermochte.

1781 Um sein mageres Einkommen aufzubessern und sich eine, wenn auch unbedeutende Wirksamkeit zu verschaffen, übernahm Schiller vom März an, ohne sich zu nennen, die Herausgabe der beim Buchdrucker Mäntler herauskommenden „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen". Kaiser Joseph und der große Preußenkönig wurden hier stets gefeiert; im Nordamerikanischen Kriege stand die Zeitung auf der Seite der Freiheitskämpfer; die „Gelehrten Sachen" enthalten wenig Eigenthümliches, dagegen deuten einzelne Mittheilungen auf den Mediciner. Schiller wurde durch die Redaktion zum Lesen mehrerer Blätter genöthigt, aus denen er seine Nachrichten schöpfte. Das Wichtigste in diesem Blatte ist eine Ode von ihm auf die am 3. März erfolgte Rückkehr des Herzogs von einer Reise, die er Ende Januar mit Franziska nach Kassel, Hannover, Hamburg, Lübeck, Schwerin und Braunschweig angetreten hatte. Der „laute Silberton des frohen Jubels" darin war so grell, daß der Censor glaubte, andere Fürsten würden sich dadurch beleidigt fühlen. Ließ ja der Dichter das (Deutsche) Ausland mit neidischen Blicken auf Würtembergs „glückselige Hütten" schauen und die Republiken (Hamburg und Lübeck) gern die Ketten eines solchen Herrschers tragen. Die in gereimten jambischen Strophen sich ergießende Ode war nur ein officieller Zeitungswillkomm, bei dem auffallend genug Franziskas nicht gedacht war; ein tiefer Blickender hätte leicht den Schalk erkannt.

In seiner Praxis griff Schiller zu starken Mitteln, worüber er zuweilen mit dem Leibmedicus Elwert in Streit gerieth, der sich dadurch genöthigt gesehen haben soll, den Apothekern zu untersagen, irgend ein Recept der ihm untergeordneten Militärärzte ohne seine Genehmigung zu machen. Die Freiheit des Lebens benutzte der Regimentsmedicus mit seinen lebenslustigen Genossen zu studentisch flottem Genusse. Davon war sein und Kapfs kleines Zimmer Zeuge, wo jugendlicher Humor Abends bei Knackwurst,

Kartoffelsalat und Bier (zu Wein verstieg man sich selten) gar behaglich spielte. In der Wirthsstube zum Adler am Markte (jetzt Nr. 18) fand er sich zuweilen mit Petersen und Reichenbach zu einer Mänillepartie zusammen. Erhalten haben sich die für diese einmal zurückgelassenen Zeilen: „Seid mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol' euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies. Schiller." Außer dem damals sehr gangbaren Kartenspiel der Manille liebte Schiller das Kegelschieben, woran er mit Petersen u. a. sich in dem südlich von der Altstadt auf der Hauptstädterstraße noch vorhandenen Wirthshause zum Ochsen oft vergnügte. Der Regimentsmedicus oder, wie er gewöhnlich genannt wurde und er selbst sich unterschrieb, Dr. Schiller pflegte sich im Ochsen an einem halben, auch wohl einem ganzen Maß Wein, Schinken und Salat gütlich zu thun. Dabei konnte er freilich nicht den besten Taback schnupfen, woran er sich auf der Akademie trotz des Verbotes gewöhnt hatte, noch besondere Sorgfalt auf seine Garderobe verwenden. Auch sein Bursche, der Grenadier Kronenbitter, trug nicht zur Ordnung der Junggesellenwirthschaft bei. Schiller rügte die Nachlässigkeit und Irrungen des gutmüthigen Menschen nur mit einem launigen Fluch oder einem Schmähworte. 1781

Endlich Anfangs April erklärte Schiller „die Räuber", zu denen er nach vielfachen Umgestaltungen auf Petersens Antrieb noch einen großen Zusatz gemacht hatte, für vollendet. Sofort sollten sie gedruckt werden, ohne daß er als Dichter derselben bekannt würde. Schon war die von der Ostermesse datirte Vorrede geschrieben. Sein Stück sei nicht für das Theater geschrieben, bemerkte er, wenn er sich auch glücklich schätzen würde, sollte es die Aufmerksamkeit eines Deutschen Roscius verdienen. Dabei äußerte er sich über das gewöhnliche Theaterpublikum und die Schau-

1781 ſpieler, die er doch ſo wenig kannte, ſehr verächtlich. Peterſen ſollte, da es Hoven nicht gelungen, für einen Verleger ſorgen, dieſer aber hielt die Sache für gefährlich. Schiller brannte nicht allein vor Verlangen, die Stimme eines weitern Kreiſes über ſeine Dichtung zu vernehmen, er bedurfte auch ſehr des vom Verleger erwarteten Honorars. In dem merkwürdigen Briefe, in welchem er den zu ſeinem Bruder in Speier reiſenden Peterſen dringend bittet, ihm bei ſeiner Anweſenheit in Mannheim einen zahlenden Verleger zu verſchaffen, nennt er als erſten und wichtigſten Grund ſeines Verlangens den „allgewaltigen Mammon". Seine Geldverlegenheit war ſo groß, daß er Peterſen gleichzeitig um das Geld für die ihm zum Verkauf gegebenen Bücher bat, für die er doch immer vier bis fünf Gulden erhalten könne; er und Kapf, fügte er hinzu, hätten es wirklich ſehr nöthig. Aeußerſt zufrieden wäre er geweſen, hätte er für die zwölf bis dreizehn Bogen fünfzig Gulden erhalten; was der Verleger mehr gebe, ſei mit Fug und Recht für Peterſen. Als zweiten Grund bezeichnet er den Wunſch, ſein „Schickſal als Dramatiker, als Autor" zu erfahren; auch ſolle die darauf geſpannte Erwartung, Hoffnung und Begierde ihm ſeinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und verſüßen und ihm die Grillen zerſtreuen. In ſonderbarem Widerſpruch ſteht damit der dritte Grund, der „ganz echt" ſei; er wolle ſchon hier (in ſeiner jetzigen Lage) „Schriften aus dem Felde der Poeſie", Tragödie u. ſ. w. wegräumen, weil ſie ſeinem Plane, Profeſſor der Phyſiologie und Medicin zu werden, eher hinderlich ſein würden; denn da ſeine Lage ihn nöthige, in einem Fache zu arbeiten, ſo ſuche er Glück und Beſchäftigung in einem Amte, wo er ſeine Phyſiologie und Philoſophie durchſtudiren, nützen und auch etwas dreiſter ſchreiben könne. Seine Seele drängte ihn zur Dichtkunſt, allein die Ermahnungen des Vaters, ſeine Verhältniſſe und eigene beſonnene Betrachtung wieſen ihn auf ein ſeiner

wissenschaftlichen Neigung entsprechendes Amt hin, das es 1781
ihm möglich mache, den Seinigen eine Stütze zu werden. Aber eigenthümlich ist es, wie er dies mit zur Begründung seines Wunsches, „die Räuber" bald gedruckt zu sehen, anführen kann, da der erwartete Beifall seine Leidenschaft für die Dichtung noch steigern würde, nur Gleichgültigkeit oder Mißfallen ihn der süßen Lockung der Muse abwendig machen könnte. Wie glühend seine Seele nach der Veröffentlichung schmachtete, zeigt außer dem Schlusse des Briefes: „Höre, Kerl! wenns reussirt! ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder darauf schenken lassen", der seltsame Wahn, der Name des Dichters werde, obgleich so viele von seinen „Räubern" wußten, nicht auskommen, noch mehr der wunderliche Vorschlag, in diesem Falle könne Petersen einen seiner Brüder „als Autor ausstreuen".

Da auch Petersen keinen Verleger auftrieb, so entschloß sich Schiller, das Stück, trotz der Gefahr, als Dichter bekannt zu werden, in Stuttgart auf eigene Kosten drucken zu lassen. Aber der Buchdrucker forderte Bürgschaft für die Zahlung. Wie diese aufgebracht worden, ist nicht ermittelt. Rasch wurde der Druck vollendet. Die sieben ersten Bogen sandte der überglückliche Dichter an den Hofkammerrath Schwan in Mannheim. Christian Friedrich Schwan, 1733 in Prenzlau geboren, war, nachdem er in Halle und Jena Theologie studirt, nach Rußland gegangen, wo er aber durch den Tod der Kaiserin Elisabeth seine Gönner verlor. Seine in Holland herausgegebenen Anecdotes Russes ou lettre d'un officier Allemand machten großes Aufsehen. 1764 gründete er in Frankfurt am Main ein literarisches Wochenblatt, das Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsschriften gab. Schon im folgenden Jahre heiratete er die Tochter seines Verlegers Eßlinger und siedelte nach Mannheim über, um dessen dortige Buchhandlung zu übernehmen. Hier machte er sich bald durch seine Bemühungen für die Hebung des

1781 Deutschen Geschmacks bemerklich. Er übersetzte manche französische Stücke, betheiligte sich bei der vom Kurfürsten im Oktober 1775 gestifteten Deutschen Gesellschaft zur Reinigung der Deutschen Sprache und des Geschmacks und wirkte 1776 für die Aufnahme Deutscher Dichtung und Kunst in dem neuen Komödienhause. Er selbst reiste zu Lessing, um ihn für Mannheim zu gewinnen. Dieser kam auch, aber die Sache zerschlug sich. Großen Einfluß hatte er auf den Intendanten des im Herbste 1779 eröffneten Mannheimer Nationaltheaters. Deshalb mußte Schwans Gunst dem angehenden Dramatiker um so werthvoller sein, als er auch durch seine angesehene Buchhandlung viele Verbindungen hatte. Und wie hätte dieser, den selbst das Glück so sehr begünstigt hatte, nicht gern eines solchen Talentes sich annehmen sollen! Schwan las Dalberg die empfangenen Bogen mit großer Anerkennung vor und bezeigte dem Dichter seine Theilnahme. Dieser förderte den Druck mit großem Eifer; in den gesetzten Bogen wurde einzelnes geändert, auch die gleichfalls gesetzte Vorrede umgestaltet, da Schiller in der Voraussicht, daß sein Name bald bekannt sein werde, nicht das Publikum und die Schauspieler gegen sich aufbringen und er einem schlimmen Eindruck in den Kreisen, von denen sein Fortkommen abhing, zuvorkommen wollte. So nannte er in der neuen Vorrede seinen Helden einen „seltsamen Don Quixote“ und versprach seiner „Schrift“ einen Platz unter den moralischen Büchern, meinte gar, wenn man ihn ganz lesen und verstehen wolle, werde man weniger den Dichter bewundern als den rechtschaffenen Mann hochschätzen. Das hieß freilich den ganzen Standpunkt des Stückes verkehren, sollte aber auch nur dem gewaltigen Umsturzdrama zum Schutze dienen.

Das in achthundert Exemplaren gedruckte, spätestens Anfangs Juli erschienene Stück erregte zunächst in Stuttgart, wo der Name des Dichters bald in aller Munde

war, gewaltigste Aufregung. Wer hätte sich eines solchen 1781
Strafgerichts über die bürgerlichen und staatlichen Zustände von dem Zöglinge der Akademie, dem einfachen Regimentsfeldscherer, versehen sollen, wenn dieser auch bereits durch sein Trauergedicht sich als Freigeist verrathen hatte. Von allen Seiten war man begierig den Dichter kennen zu lernen, dessen ärmliche Wohnung freilich ein seltsames Ansprachzimmer war. Nach Scharffenstein war hier außer einem großen Tische, zwei Bänken und der an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w., nichts anzutreffen als ganze Ballen der aufregenden Dichtung in der einen, Kartoffelhaufen mit leeren Tellern, Flaschen u. s. w. in der andern Ecke. Unter allen, die des Dichters Bekanntschaft suchten, war ihm keine erfreulicher als die des guten Streicher, der zu seiner Verwunderung in dem wildstürmenden Dramatiker den Eleven der Militärakademie mit dem schnellen Blinzeln der Augen und dem zwischen dem Sprechen sich oft zeigenden Lächeln wiederfand. Schiller fühlte sogleich, welche Herzensgüte ihm hier entgegenwehte. „Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen", erzählt Streicher. „Die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können.... Das anfänglich blasse Aussehen, das im Verfolg des Gespräches in halbe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren." So wußte Schiller sich lebensklug der Art gemäß zu zeigen, wie man ihm entgegentrat. Wie er sich bei seinen flotten, humoristischen Genossen im burschikosen Tone gefiel, wie er gegen den biedern, ehrlichen Zumsteeg, den schon vor ihm als Hofmusikus entlassenen Korporalssohn, sich gerade und offen zeigte und seine Kompositionslust dankbar in Anspruch

1781 nahm, so kehrte er dem von seiner Kunst seelenhaft ergriffenen gefühlvollen Bewunderer sein liebenswürdiges, geistreiches Wesen voll zu, und so bildete sich mit ihm, da Schiller den neuen Freund zu häufigem Besuch einlud, bald ein herzliches Einverständniß. Die Verbindung mit der Solitude wurde freilich durch die Unzufriedenheit des Vaters getrübt, der es seinem Fritz, den er stets mit Er anredete, arg verübeln mußte, daß er, statt an sein Fortkommen zu denken und seinem Fache obzuliegen, sich mit fremden Dingen beschäftigte, die ihm eher schaden als nützen könnten, daß er sich dem Wahne hingebe, ein großer Mann zu werden, und dabei trotz seiner beschränkten Verhältnisse ein lockeres Leben führe. Dagegen empfingen ihn Mutter und Christophine stets mit inniger Freude, wenn er, wozu er freilich immer Urlaub bedurfte, mit seinen Freunden zum Besuche kam. Scharffenstein rühmt besonders die Herzlichkeit der Mutter. „Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!“ Das reinste Seelenverständniß verband Fritz mit der guten Christophine, die an seinen Dichtungen regsten Antheil nahm, auch manches für ihn abschrieb. Mit ihr besuchte er auch sein liebes Lorch, wo sich seine Seele zuerst erschlossen hatte.

Neben dem Drama hatte die lyrische Muse nicht geruht, besonders aber hob sie jetzt ihre Schwingen. Sie schlug die mannigfachsten Töne an von übermüthiger Derbheit und bitterm Spotte bis zu zarter Wehmuth und überspannter Liebesschwärmerei in den Liedern an seine Laura, deren Name besonders in Klopstocks phantastischen Liebesliedern strahlte, während dieser seine wirklichen Geliebten unter andern Namen feierte. Klopstock wurde von ihm noch immer hochgeschätzt, obgleich er schon empfunden, daß in manchen seiner Oden mehr gespannter Schwung als Gefühl herrsche. Nach Scharffenstein wäre die junge

Wittwe, bei welcher Schiller wohnte, seine Laura gewesen. 1781
Aber dieses Verhältniß war nichts als ein Platonischer Schwung. Gerade den Lauraoden fehlt alles eigentlich sinnliche Leben, die frische Freude sich hingebenden Genusses, das volle Gemüth. Er sang die liebe, zärtliche Frau, mit deren beiden Kindern er gern spielte, die ihm so viel Antheil widmete, deren Klavierspiel ihn in trüben Augenblicken erfreute, als das Ideal seiner eben so schwärmerischen als schemenhaften Liebe an. Alle diese Lieder sind phantastische Ausschweifungen, welche die gute Frau sich gern gefallen ließ, ohne daß sie an eine wirkliche Liebe des Dichters dachte, der eben in den hohen Aether über die ihm entschwindende Erde sich emporschwang. Er selbst bezeichnet zwei Jahre später diese Liebe als eine rein phantastische wie die von Don Quixote zu seiner Dulcinea.

Dalberg und Schwan, an die er seine „Räuber" gesandt, forderten ihn zur Bearbeitung des Stückes für die Bühne auf, die in Schwans Verlag oder in einer Sammlung der für das Mannheimer Theater eingerichteten Schauspiele erscheinen sollte. Dalberg warb ihn ganz eigentlich für seine Bühne, indem er seinen Vorschlag auf Schillers künftige Stücke ausdehnte. Am 17. August hoffte dieser die gewünschte Umarbeitung in vierzehn Tagen zu liefern. „Noch bin ich frei und ungebunden", schreibt er an Dalberg, „und werde es für ein ausnehmendes Glück schätzen, mich Euer Excellenz wärmster Literaturliebe mit allem, was ich bin, zu eigen zu machen." Schon glaubte er sich durch den vornehmen Gönner für sein Leben gesichert; kein Gedanke mehr an eine Professur der Physiologie und Medicin. Die Bearbeitung forderte mehr Zeit, als er gedacht hatte; dazu war er durch eine in seinem Regiment ausgebrochene Ruhrepidemie und mancherlei Abhaltungen in Anspruch genommen. Zu den letztern gehörte die Bekanntschaft der Mutter seines Freundes Wilhelm von Wolzogen. Die damals im siebenunddreißigsten Jahre stehende Freifrau

1781 Henriette von Wolzogen übergab am 10. September auch ihren jüngſten, acht Jahre alten Sohn der Militärakademie; ſie hatte ſich entſchloſſen, da ſie nun drei Söhne auf der Akademie hatte, ihre Tochter, die ſechzehnjährige Charlotte, hier in Penſion zu geben und das nächſte Jahr in Stuttgart zu bleiben, wo Franziska an ihrer Familie lebhaften Antheil nahm und ihr Bruder als Kammerherr und Oberforſtmeiſter zu Urach in herzoglichen Dienſten ſtand. Die Freifrau hatte die Bekanntſchaft des mit ihrem Wilhelm befreundeten, raſch berühmt gewordenen Dichters der „Räuber“ geſucht, und ſie fand an ihm großes Gefallen. Schiller hing an der ihm ſo innig wohlwollenden, ſeine unwürdige Lage erkennenden Frau (es war die erſte, die außer ſeiner Mutter ihn mächtig anzog), wie er ſelbſt ſagt, mit reiner, unverfälſchter Zärtlichkeit. Er brachte ſie auch zur Solitude, wo die vornehme Dame mit höchſter Verehrung aufgenommen wurde. Wie wenig auch dem Vater die dichteriſche Laufbahn ſeines Fritz gefiel, jetzt, wo ihm Dalberg eine ſo ſchöne Ausſicht eröffnet hatte und er, mochte ihm der Klatſch auch, beſonders als er bei einem von General

Abb. 12. Henriette von Wolzogen, nach einem Familiengemälde. Aus „Schillers Beziehungen“.

Augé den Officieren gegebenen Male des Guten zu viel gethan, manches anhängen, sich steigenden Ruhmes erfreute, mußte doch sein Mißmuth schweigen. Conz, der Lorcher Gespiele seiner ersten Jugendjahre, erneuerte bei einem Ferienaufenthalte in Stuttgart seine Bekanntschaft. Er hatte wirklich die Laufbahn durchgemacht, von welcher die Forderung des Herzogs Schiller zurückgehalten hatte, und war nun in seinem fast vollendeten neunzehnten Jahre Magister, der als solcher zum Predigen und Unterrichten verwandt werden konnte, zunächst noch eine Freistelle im Tübinger Stift genoß. Freilich mußte der Dichter sich glücklich schätzen, daß er ein solches Tübinger Magisterlein, wie er launig gegen Conz äußerte, nicht geworden, aber diese theologische Laufbahn inne zu halten wäre ihm auch unmöglich gewesen. Mit dem dichterisch angeregten Jugendgenossen, der sogar, wie auch Petersen, ein Drama auf den letzten Hohenstaufen gedichtet, fand sich Schiller herzlich zusammen, wenn diesen auch manches Wort des stürmischen Regimentsfeldscherers verletzen mußte, wie es ihn mit Entsetzen erfüllte, als der Dichter der „Räuber" die Thüre seines Wohnzimmers, da Kapf den Schlüssel mitgenommen hatte, kurzweg mit einem gewaltigen Tritte sprengte. 1781

So manche Freunde und Bekannte, Petersen, Scharffenstein, Streicher, Zumsteeg, von Hoven u. a., erheiterten sein äußerlich freilich noch immer sehr beschränktes Leben, nur der einzige Stäudlin bereitete ihm damals großen Aerger. Dieser, ein geborener Stuttgarter, ein Jahr älter als Schiller, hatte, nachdem er in Tübingen einige Zeit juristische Vorlesungen gehört, sich der Dichtung gewidmet. Schon 1779 war sein Gedicht „Albrecht von Haller" erschienen. Zwei Jahre erhielt der im elterlichen Hause lebende Dichter für den Bogen seiner „Proben einer Deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten", wie Schiller vernahm, von Cotta in Tübingen einen Dukaten, und in diesem Herbste trat er gar mit einer „Schwäbischen Blumenlese" auf das folgende Jahr

1781 hervor, zu welcher Schiller, Haug, von Hoven, Conz u. a. Beiträge lieferten. Schiller fühlte sich dadurch verletzt, daß der Herausgeber von mehrern ihm mitgetheilten Gedichten nur die „Entzückung an Laura", und dazu verstümmelt, aufnahm; als Verfasser war ausdrücklich der Dichter der „Räuber" bezeichnet. Selbständig, aber ohne Namen, trat Schiller jetzt mit einem längern von Metzler verlegten Gedichte, „Der Venuswagen", auf, das wegen der derben Kühnheit, mit welcher es des verderblichen Einflusses der gemeinen sinnlichen Lust auf alle Stände und Alter spottete, als würdiges Gegenstück zu den „Räubern" gelten konnte, auch durch Gewandtheit der Darstellung und Komposition sich auszeichnete, aber außerhalb Stuttgart wenig bekannt geworden zu sein scheint. Ein schärferer Gegensatz zu den verstiegenen Lauraoden war kaum denkbar.

Am 21. September sandte Schiller die Theaterbearbeitung seiner „Räuber" zuerst an Petersen, von dem er eine ganz unparteiische „Zergliederung nach dramatischer Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Charakteren, Dialog, Interesse u. s. w." verlangte; je länger sie ausfalle, wenigstens nicht unter sechs Bogen, desto gieriger sei er darauf. Wünschte er ja, daß sein Stück in möglichster Vollendung die Bühne beschreite. Auf diese Umschmelzung that er sich viel zu gut; mit weniger Anstrengung und mit weit mehr Vergnügen würde er ein neues Stück, ja ein Meisterwerk geschaffen haben, meinte er; verschiedene neue Scenen seien das ganze Stück werth. Aber leider hatte er durch die, auf ergreifendere Wirkung berechnete, freilich von großer dichterischer Kraft zeugende Umgestaltung der beiden letzten Akte das Stück in seinen Grundfesten zerstört. Erst am 6. Oktober konnte er nach Benutzung von Petersens Bemerkungen die aus einem Schauspiel zu einem Trauerspiel gewordenen „Räuber" Dalberg übersenden. Während er dessen Antwort sich entgegensehnte, sollte er die Bekannt-

schaft des noch immer auf dem Asberg zurückgehaltenen 1781
Dichters machen, eigentlich erneuern.

Erst seit Ende 1780 durfte Schubart sich frei auf der Festung bewegen und Besuche empfangen. Der Festungskommandant von Rieger benutzte ihn zur Leitung eines Theaters, auf welchem Gefangene und Soldaten spielten. Einer theatralischen Festfeier auf Riegers Geburtstag wohnte von Hoven am 1. Oktober zufällig bei. Rieger, der ihn zu häufigem Besuche einlud, bat ihn, auch einmal seinen Pathen, den berühmten Dichter der „Räuber", mitzubringen. Da Hoven dies versprach, forderte er Schubart zu einer Beurtheilung des in kurzem so berühmt gewordenen Stückes auf. Schiller kam. Bei Schubart wurde er als ein Dr. Fischer, ein besonderer Freund des Räuberdichters, eingeführt. Rieger brachte das Gespräch auf das Stück. Da der angebliche Dr. Fischer Schubarts Urtheil zu hören wünschte, las dieser, von Rieger aufgefordert, seine Beurtheilung, die mit dem Wunsche schloß, den großen Dichter persönlich kennen zu lernen. „Ihr Wunsch ist erfüllt", fiel Rieger ein", indem er ihn auf die Schulter klopfte; „hier steht er vor Ihnen." „Ists möglich!" rief Schubart frohlockend; „das also ist der Verfasser der Räuber!" Jubelnd fiel er ihm um den Hals, küßte ihn herzlich unter Freudenthränen und sprach seinen Segen über ihn. Sie sahen sich später noch einigemal.

Auch von einem andern berühmten Schwäbischen Dichter, von Wieland, hatte Schiller ein gutes Wort über seine ihm gesandten „Räuber" vernommen. In seiner enthusiastischen Weise erkannte dieser das Ungewöhnliche und Seltene dieser gewaltigen Leistung an, mit welcher der Dichter nicht hätte anfangen, sondern endigen sollen. Aber in seinem „Merkur" gedachte er des Dramas nicht, das ihm bei aller dichterischen Kraft innerlich zuwider sein mußte.

Dalbergs ersehnte Antwort wurde durch dessen Unwohlsein verzögert. Am 3. November erwiderte Schiller auf

1781 dessen Ausstellungen. Daß Dalberg die poetische Seite in der Umarbeitung vermisse, fiel ihm auf, da er dies eben für einen Vorzug eines Theaterstückes halte. Sonst mußte der nach der Aufführung schmachtende Dichter sich alles vom reichsfreiherrlichen Intendanten gefallen lassen, selbst die unsinnige Zurückschiebung des Stückes in die Zeit des Landfriedens. Auch zu einer die sittliche Wirkung des Trauerspiels hervorhebenden Ankündigung auf dem Theaterzettel, „Der Verfasser zum Publikum", verstand er sich. Bereits schwebte ihm ein neuer Stoff, der Genueser Fiesko, vor der Seele. Auf diesen hatte ihn Rousseau hingewiesen; den Verlauf seiner Verschwörung kannte er schon aus Robertsons „Geschichte Karls V.", als er seine akademische Streitschrift ausarbeitete. Jetzt ging er näher auf die Ueberlieferung ein und begann sich mit der Oertlichkeit, der frühern Geschichte und Verfassung Genuas bekannt zu machen, um nach dem „erhabenen Verbrecher" Moor den sich selbstüberwindenden großherzigen Republikaner auf die Bühne zu bringen.

Die Exemplare der „Räuber" waren unterdessen vergriffen, da Schiller den Rest der Auflage einem Antiquar übergeben hatte. So konnte er zu einer zweiten schreiten, die der Buchhändler Löffler übernahm. Auf die Freiheitstendenz deutete hier eine neue Vignette hin, die einen aufsteigenden Löwen mit der Unterschrift in Tirannos darstellte. Die Vorrede vom 5. Januar 1782 versprach Pünktlichkeit des Druckes und Vermeidung von Zweideutigkeiten, die dem feinern Theil des Publikums aufgefallen seien; aber nur hie und da ward ein derber Ausdruck gestrichen, die argen Druckfehler noch durch neue vermehrt.

Dalberg meldete, das Stück werde am 10. oder 12. Januar aufgeführt. Da aber ersterer Franziskas Geburtstag war, bei dessen diesmal ganz besonders großartiger Feier der Regimentsfeldscherer nicht fehlen durfte, so wurde, damit der Dichter bei der ersten Vorstellung zugegen sein könne,

dieſe auf Sonntag den 13. verſchoben. Unterdeſſen hatte ſich 1782
Kapf von Schiller getrennt, da der Herzog ihn als Lehrer der Militärwiſſenſchaften an ſeine vom Kaiſer zu einer Hochſchule erhobene Akademie berufen hatte.

Ohne Urlaub, aber mit Vorwiſſen ſeines Kommandeurs, Oberſt von Rau, reiſte Schiller mit Peterſen, der einen Bruder in Speier beſuchte, nach Mannheim. So weit war er noch nie gekommen. Mit welchem Gefühl ſah er zum erſtenmal die Kurpfälziſche Grenze! Der Wagen führte über Bretten, Melanchthons Heimat, und Waghäuſel nach Schwetzingen.

Um 5 Uhr (denn der Länge des Stückes wegen fing man ſo früh an) ſaß Schiller Sonntag den 13. Januar auf einem für ihn aufbewahrten Sitze neben Peterſen in dem überfüllten prächtigen Mannheimer Nationaltheater, zu dem man aus näherer und weiterer Umgegend, ja ſelbſt von Frankfurt und Mainz, zu Roß und Wagen gekommen war, um das vielberufene Stück zu ſchauen. Schiller hatte bisher noch kein ordentliches Deutſches Schauſpiel geſehen; denn in Stuttgart wurden außer Italieniſchen Opern nur Sing- und Luſtſpiele von den Theater-, Geſang- und Balletzöglingen der Akademie und der École gegeben, das Theater war noch, wie Schiller ſagt, im Stande der Minderjährigkeit, während er hier drei äußerſt begabte junge Zöglinge Eckhofs neben mehrern tüchtig geſchulten Schauſpielern ſehen ſollte. Die drei in ſchwärmeriſcher Liebe zur Kunſt und in warmer Freundſchaft verbündeten Schauſpieler Beck, Beil und Iffland waren eine ganz einzige Erſcheinung. Das Stück, deſſen widerſinnige Verſetzung in das Jahr, „als Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutſchland ſtiftete“, der Theaterzettel angab, wurde der Verwandlungen wegen in ſieben „Handlungen“ gegeben. Der Anfang machte nicht die erwartete Wirkung; dagegen riſſen die erſchütternden vier letzten „Handlungen“ zu ſtürmiſchem Beifall hin. Vor allen glänzte der im dreiundzwanzigſten

1782 Jahre ſtehende Iffland in der Rolle des Franz, für welche Schiller am meiſten gebangt hatte; er gab hier ein bis ins einzelnſte abgerundetes, den verrucht raffinirenden Böſewicht ins volle Leben ſetzendes, den Zuſchauer mächtig ergreifendes Bild, das durch die feine pſychologiſche Entwicklung und die Malerei der Deklamation für den Dramatiker ſelbſt höchſt belehrend wurde. An dem ältern, bühnengewandten Böck, der den Helden des Stückes gab, war die kleine, unterſetzte Geſtalt für Schiller, der ihn ſich hager und groß gedacht, anfangs ſtörend, aber dieſen Mangel vergaß er bald über dem alle Töne der Leidenſchaft mit ſolcher Wärme des Gefühls anſchlagenden, des Dichters innerſten Sinn rein wiederſpiegelnden Spiele. Der mit feuriger Begeiſterung und lebendiger Kraft ſpielende fünfundzwanzigjährige Beil mit dem herrlichen Kopfe war ganz der treuherzige, heldenhafte Schweizer. Der weiche, erſt zwanzigjährige Beck ſtellte ſich äußerlich wie innerlich als ein wackerer Koſinsky dar. Auch Meyer als Hermann gefiel dem Dichter ungemein. Außer Franz hatte Schiller beſonders für Amalien gefürchtet. Aber Frau Toscani ſpielte ſie mit vielem Gefühl und hinreißendem Ausdruck, wenn ſie auch zuweilen ins Weinerliche und Gemachte fiel. Am

Abb. 13. Iffland.
Nach einem Stiche von Berhelſt.

höchsten stellte Schiller Iffland, Böck und Beil, wenn er 1782
auch nicht in allen Auffassungen mit ihnen einverstanden war. Auf die ganze Ausstattung in Kostüm und Dekorationen hatte Dalberg außerordentliche Sorgfalt verwandt. Noch nie hatte ein Stück eine solche Wirkung auf der Mannheimer Bühne geübt. Nach der Vorstellung speisten Schiller und Petersen mit den sämmtlichen Schauspielern, die von der gelungenen Aufführung sich gehoben fühlten. Welch einen Eindruck mußten die warmen Aeußerungen besonders der mit feuriger Begeisterung an ihrer Kunst hängenden drei Freunde auf Schiller üben! Mit Dalberg und Schwan, der die Theaterausgabe des Stückes übernommen hatte, wurden die eingehendsten Gespräche über dramatische Kunst gehalten. Bei Schiller stand jetzt sein dramatischer Beruf fest. Schon damals sprach er mit Dalberg von seinem „Fiesko". Dieser schlug ihm eine Theaterbearbeitung von Goethes „Götz" vor, wollte ihm auch einen neuen Deutschen Stoff angeben, aber bei aller Freundlichkeit sprach er kein Wort, das ihn hätte binden können. Schiller empfing vier Carolin für seine Reisekosten, deren Erstattung er sich ausbedungen hatte. Ueberglücklich kehrte der jetzt zum Dramatiker gleichsam geweihte Dichter von Mannheim zurück, wo er so vieles beobachtet hatte, das er bei seiner neuen Dichtung bestens zu verwenden gedachte.

2.

Glücklicherweise war seine Abwesenheit, da er sich als krank hatte melden lassen, nicht verrathen worden, aber nie war ihm der Dienst, in den er zurückkehrte, lästiger gefallen. Neben einer eingehenden Beurtheilung der Mannheimer Vorstellung, die sich über die abweichende Auffassung mehrerer Stellen erklären sollte, sann er über „Fiesko", bei dem ihm die Veranschaulichung der Genuesischen Verhältnisse große Schwierigkeiten machte. Leichter

1782 fand er es als Lyriker den eitlen Stäudlin, der sich als Schwäbischer Musenführer aufgeworfen, aus dem Felde zu schlagen. Zu vielen auf der Akademie entstandenen Gedichten, die freilich meist eine neue Bearbeitung oder Durchsicht forderten, waren im vorigen Jahre manche hinzugekommen und noch immer floß seine lyrische Ader. So kam denn seine „Anthologie auf das Jahr 1782", zu der auch Haug, von Hoven und Petersen nicht wenige Beiträge lieferten, rasch zusammen. Chiffern vertraten die Namen der Dichter. Widmung, Vorrede und 22 Gedichte waren N unterzeichnet, aber auch unter manchen andern Chiffern versteckte sich der Herausgeber, so daß von den 83 Nummern der Sammlung mehr, ja wahrscheinlich weit mehr als die Hälfte von Schiller waren, und gerade die umfangreichsten, wie die lebendig ausgeführte lyrische Operette „Semele", die er einmal mit seiner Schwester Christophine auf der Solitude vorgestellt hatte, fast ein Sechstel der 271 Seiten einnahm. Als „Verfasser der Räuber" gab er sich nur bei dem „Monument Moors des Räubers" zu erkennen, einer pathetischen Mahnung an die Jünglinge, sich nicht zur Nachahmung seines „erhabenen Verbrechers" verleiten zu lassen. Schillers die allermannigfachsten Töne anschlagende Beiträge zeugen von lebendiger Kraft und bedeutender Gewandtheit in Handhabung der äußern und innern Form, wobei freilich manches Ueberspannte, Rohe und Mißlungene mit unterläuft. Frische Volksthümlichkeit zeichnet das Kriegslied auf den Würtembergischen Helden Graf Eberhard den Greiner aus; auch die zu den besten Stücken der Sammlung gehörende „Kindsmörderin" scheint durch eine wirkliche Geschichte veranlaßt. Neben den Lauraoden fehlt es nicht an Liebesliedern, aber bei keinem scheint ein wirkliches Verhältniß zu Grunde zu liegen. Einen höhern Schwung nimmt der Hymnus „Der Triumph der Liebe". Von der Leichtigkeit, sich in fremde Lagen zu versetzen, zeugt vor allem die Schilderung einer Schlacht von

einem Officier. Scharfe Bitterkeit und Hohn sprechen aus 1782
den „Schlimmen Monarchen", übermüthige Derbheit und Ausgelassenheit aus dem Liede „Männer und Kastraten" und dem Fragment „An einen Moralisten". Der Nebenbuhler Stäudlin verfällt in der „Rache der Muse" und in dem launigen Traume „Die Journalisten und Minos" dem Spotte. Rousseau wird als Martyrer gefeiert; die frommen Bekämpfer Spinozas verlacht ein Epigramm, ein anderes erklärt sich für Wieland als einen Dichter dieser Erde, während Klopstock für das Jenseits dichte. Studentenhafter Humor hat die Widmung an seinen „Principal", den Tod, und das „Tobolsko den 2. februar" datirte Begleitschreiben der „Sibirischen" Anthologie eingegeben; den Mediciner erkennt man hier, wie auch sonst mehrfach. Die Sammlung war des Dichters der „Räuber" durchaus würdig, voll von genialer, freilich oft wild ausbrechender Kraft, und wenn sie keinen so bedeutenden Erfolg wie diese hatte, so lag der Grund darin, daß die Darstellung einer durchgehenden, von ausgeprägten Charakteren getragenen Handlung gespanntere Theilnahme erweckt und man dem dramatischen Dichter mehr nachsieht als dem in eigenem Namen sprechenden Lyriker, man besonders an der Bezeichnung Würtembergs als eines geistigen Sibiriens, obgleich schon Stäudlin in ähnlicher Weise von „nordischem Klima" gesprochen hatte, starken Anstoß nahm und die „Anthologie" nur für einen burschikosen Versuch hielt, die in dem ehrbaren Cotta'schen Verlag erschienene „Blumenlese" des Stuttgarter Dichters auszustechen. Doch hatte Schiller die Freude, daß der für den Augenblick fromm gewordene Schubart und der auf dessen Urtheil hohen Werth legende Rieger die Sammlung mit Begeisterung aufnahmen. Ersterer pries seiner Lieder „Feuerstrom", seinen Wogensturz, auf dessen „Funkengestäub" seine Seele hoch emporgestiegen, er ließ einen Engel ihm einen Gruß des Hocherhabenen und den Befehl bringen, den Aetherstrahl des Genius zu brauchen

1782 für Gott, den Gesalbten des Herrn und das Vaterland, zur Hebung des Muthes, zur Bekämpfung des Lasters, des Wahnes, des Unglaubens, der Christuslästerung.

Gott gab ihm Sonnenblick
Und Cherubs Donnerflug
Und starken Arm, zu schnellen
Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen.

An seine Gattin schrieb er: „Schiller ist ein großer Kerl; ich lieb' ihn heiß. Grüß ihn!" Außerhalb Würtembergs scheint die „Anthologie" kaum bekannt geworden zu sein.

Nicht zufrieden, als Lyriker Stäudlin zu überbieten, wollte er auch das von Haug im vorigen Jahre aufgegebene „Schwäbische Magazin" in bedeutsamerer Weise fortsetzen; der Trieb, mit der Lesewelt in beständiger Verbindung zu bleiben und frisch auf sie zu wirken, lag tief in Schillers Seele. Freilich wirkte auch der Wunsch mit, seinen Verhältnissen durch ein wenn auch mageres Honorar aufzuhelfen. Rasch entschlossen verband er sich mit Petersen und seinem Lehrer Abel zu einer Vierteljahrsschrift, deren erstes Stück unter dem Titel: „Würtembergisches Repertorium. Auf Kosten der Herausgeber" sofort erscheinen sollte. Außer selbständigen Aufsätzen und Erzählungen wollte man hier in einer „Würtembergischen Bibliothek" Beurtheilungen neuer einheimischer Schriften bringen, deren rücksichtslose Schärfe schon der vorgesetzte Virgilische Vers von den Strafen der Unterwelt andeutete. Schiller schrieb unter verschiedenen Chiffern. Er begann mit einem Aufsatze „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater". Daß unsere Bühne ihren Zweck, auf die Sittlichkeit zu wirken, so unvollkommen erreiche, liege an allen drei dabei betheiligten Parteien. So lange das Publikum nur Unterhaltung suche, müsse das Theater der patriotischen Eitelkeit entsagen, eine Schule der Sittlichkeit zu bilden. Der Deutsche wie der Englische Dichter besitze die edelmüthige Kühn-

heit, das Mark der Natur auszusaugen, aber es fehle ihm 1782
die schüchterne Blödigkeit, die großen Züge zu mildern. Die Schauspieler trifft der Vorwurf, daß sie zu viel an sich und die Menge denken, nicht ganz in ihrer Rolle leben. Freilich fehlte dem Dichter damals noch ausgiebige Bühnenkenntniß. In einem Gespräche „Der Spaziergang unter den Linden" wird der heitern, die Natur und das Leben genießenden Stimmung die selbstquälerisch sich alles verdüsternde, an jedem Glücke bitter verzweifelnde entgegengestellt. Fortsetzungen desselben werden als möglich in Aussicht gestellt und schließlich dadurch gleichsam eingeleitet, daß wir hören, unter derselben Linde sei der eine zuerst des Glückes seiner Liebe versichert worden, unter welcher dem andern die Treulosigkeit seiner Laura vor Augen getreten. Unter Schillers Beurtheilungen findet sich auch eine der Theaterausgabe seiner „Räuber". Rücksichtslos hebt er hier, ohne Zweifel zuweilen mit dem Bewußtsein, daß er damit nur einen falschen Vorwurf des Publikums ausspreche, manche Schwächen des Stückes hervor, ja er schont sich so wenig, daß er mit der launigen Aeußerung über den Dichter schließt: „Man fragt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet! Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen sein. Daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten, und noch mehr seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem Würtembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis [Brechmitteln] eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben." Scharf erklärt er sich gegen den „überlegenden Schurken" Franz, dessen „krebsartige Verderbniß" selbst Shakespeares Jago und Richard III. nicht entschuldigen könnten. Am wenigsten zieme dessen kalter Berechnung die blumige Sprache, die man nur erhitzter Phantasie verzeihe. Ausdruck und Dialog seien überhaupt zu ungleich; hier werde

1782 erſterer lyriſch und epiſch, dort gar metaphyſiſch, an einem dritten Orte bibliſch, an einem vierten platt. Auch konnte Schiller ſich nicht enthalten, unter dieſer Maske die Widerſinnigkeit der von Dalberg befohlenen Verſetzung des Stückes in die Zeit des Landfriedens zu treffen. In einem Anhang gibt er den Bericht eines angeblichen Wormſers über die erſte Aufführung, die es gleichfalls an Tadel gegen den Dichter nicht fehlen läßt, der aus dem Stücke drei hätte machen können, von denen jedes mehr Wirkung hervorgebracht haben würde. Scharf wurde mit Stäudlins „Blumenleſe“ ins Gericht gegangen. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froſchgequake der Reimer höre man doch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Als ſolche werden die meiſten Gedichte von Thill, des Herausgebers „Schwermuth“, „Laura“ vom Verfaſſer der „Räuber“, einige Arbeiten von Reinhard und Conz, einige Epigramme von . . . g (Haug), O. (von Hoven) und dem freilich noch ungebildeten Armbruſter bezeichnet. Unter derſelben Chiffre folgte eine Anzeige der „Anthologie“. „Schon wieder eine Würtembergiſche Blumenleſe?“ beginnt ſie. „Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern geſpielt, huſch! ſpringt ſchon ein zweiter, größer und trotziger, aus dem Rumpfe.“ Ueber die ſeltſame Verlegung nach Sibirien und die läppiſche Zänkerei mit Stäudlin wird weidlich geſpottet. Manche Gedichte erhalten großes Lob, doch ſeien faſt alle zu lang, von langweiligen Verzierungen überladen, der Witz oft gezwungen und ungeheuer, manchmal ſchlüpfrig und petroniſch. Mehr Feile und ſtrengere Auswahl wäre erwünſcht; ſelbſt daß ein Verfaſſer ſich oft unter verſchiedenen Chiffern zeige, bleibt nicht unbemerkt. „Möchten ſich doch unſere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberſpannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geſchmacks und des Wohlſtands nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantaſie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht ſei, von welchem

die Pfeile der Kritik splitternd zurückprellen; möchten sie zu 1782
den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen, und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen." Zum Schlusse heißt es, der in der „Anthologie" herrschende Ton sei durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte. So wohl wußte er, was man an seiner Sammlung aussetzen könne, aber auch seiner genialen schöpferischen Kraft war er sich bewußt. Unter den vier andern zum Theil kurzen Beurtheilungen hat man ihm die der „Vermischten Deutschen und Französischen Poesien" zum Vorwurf gemacht, weil ihm bekannt gewesen, daß ihr Verfasser sein Lehrer an der Militärakademie, der Ende 1778 berufene Magister J. Chr. Schwab, Professor der Logik und Metaphysik, gewesen. Aber daß Schiller wirklich Schwab gehört, läßt sich nicht nachweisen, und dieser starre, pedantische Wolffianer, der die Zöglinge in Lateinischen Aufsätzen über die Ontologie übte, konnte freilich nicht sein Mann sein, wogegen er mit ganzer Seele an dem gemüthlichen, zu selbständigem Denken führenden Abel hing. Die Bemerkungen sind durchaus sachlich, dem Verfasser wird Lob genug gespendet, nur Originalität und eigentliches Dichtergenie abgesprochen, besonders eine dem Dichter schlecht stehende Pedanterie vorgeworfen. Auch war der Name des Verfassers nicht genannt, über dessen Poesien man in Schillers Kreise schärfer gespottet haben wird, als er es sich hier gestattete, und übergehen durfte er diese für Würtemberg bezeichnenden Dichtungen nicht.

Immer tiefer versenkte er sich in den Stoff des „Fiesko", führte auch schon manche ihn besonders anmuthende Scenen aus. Doch jetzt drohte seiner Dichtung eine längere Unterbrechung. Vom 11. bis zum 17. Februar ward Stuttgart durch die Feier der Erhebung der Militärakademie zu einer kaiserlichen Universität, der sogenannten „hohen Karlsschule", in lebhafte Bewegung gesetzt. Am Geburts-

1782 tage des Herzogs, dem 11., mußte Schiller mit allen Subalternofficieren im Marmorsale den Gesalbten beglückwünschen. Bei der akademischen Feier wurden drei ehemalige Zöglinge nach Vertheidigung von Abhandlungen, die sie auf der Akademie geschrieben, in der juristischen, medicinischen und philosophischen Fakultät promovirt. Der Herzog, der selbst dem Mediciner opponirt hatte, wünschte, daß viele Karlsschüler die Gelegenheit ergriffen, statt von der Tübinger Universität von seiner Hochschule die Doktorwürde zu erlangen. Unter denen, die sich gleich dazu bereit fanden, war von Hoven, der schon seine Dissertation ausgearbeitet hatte. Auch Schiller mußte, wollte er den Herzog nicht noch mehr verstimmen, sich der Promotion unterziehen. Karl Eugen hatte aus ihm einen Mediciner machen wollen; ein solcher mußte er auch werden, obgleich er selbst öffentlich erklärt hatte, daß er sein Fach nicht als mechanische Brodwissenschaft, sondern als philosophische Lehre betrachte. Promoviren sollte er und sein praktisches Examen machen. Daß er als Dichter aufgetreten, und in solcher wilden, der allgewaltigen Fürstengewalt feindlichen Weise, war dem Herzog höchst unangenehm. Für die ihm gleichgültige Musenkunst schien in dem Gefangenen auf dem Asberg hinreichend gesorgt, der noch eben zur Wiederaufführung des Möllerschen Stückes „Sophie oder der gerechte Fürst" Prolog und Epilog hatte dichten müssen. Freilich erkannte er immer mehr, wie sehr er sich durch Schubarts Gefangennehmung geschadet, aber sein hartnäckiger Sinn konnte sich nicht entschließen, diesem die Freiheit zu geben; dagegen wollte er sich hüten der Welt neue Gelegenheit zu bieten, seine Gewaltthätigkeit gegen einen Musenjünger anzuklagen, und so schritt er gegen Schiller nicht ein, dessen verletzende Aeußerungen über gewaltthätige und sittenlose Fürsten, Staat und Religion er äußerst mißbilligte. Von Seiten des über die freigeisterischen Gedichte und die wilden „Räuber" nicht wenig bekümmerten Vaters fehlte es natürlich nicht

an den dringendsten Mahnungen, das zu thun, was sein 1782
Fortkommen und das Glück der Familie fordere, deren Stütze er sein müsse. So entschloß Schiller sich denn endlich zu diesem widerwärtigen Schritte. Am 1. April muß er Dalberg, der ihn an seine versprochenen dramatischen Arbeiten erinnert hatte, die Mittheilung machen, seine gegenwärtige Lage nöthige ihn, bei der Karlsuniversität zu promoviren und dazu eine medicinische Dissertation zu schreiben, so daß er wenig Hoffnung habe, vor einem halben Jahre seine Neigung zum Drama zu befriedigen, die einen großen Theil seiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen solle. Aber der Genius riß ihn von seinem Fachstudium, das ihm und den Seinigen ein bescheidenes Auskommen versprach, in seine Dichterbahn zurück: statt seine Dissertation zu schreiben, gab er sich seinem „Fiesko" hin. Daneben schrieb er für das „Repertorium" die Erzählung „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte", die ihm Frau von Wolzogen erzählt hatte, machte zu einem Aufsatze des Cabinetsdessinateurs und Lehrers der hohen Karlsschule Atzel „Nationaldenkmäler für ausgezeichnete Deutsche" die Lateinischen Inschriften auf Luther, Kepler, Haller und Klopstock und führte nach einem Entwurf Scharffensteins ein merkwürdiges Gespräch zwischen einem Jünglinge und einem Greise aus, worin ersterer unaufhaltsames Streben als das Element der Seele bezeichnet; nur die Ahnung des Genusses sei die Würze des Vergnügens, der Genuß selbst sein Tod. „Meine Laufbahn ist die Ewigkeit", heißt es hier. „Durch die Zahl meiner Wünsche werd' ich mich in der Geister Gewühl stehlen, die nach der Gottheit hinzücken."

Der plötzlich am 15. Mai erfolgte Tod seines Pathen Rieger regte auch wieder einmal seine lyrische Muse an. In der ihm gewidmeten Todtenfeier preist er den „großen" Todten, der, statt „um Erdengötter klein zu kriechen, Fürstengunst mit Unterthanenflüchen zu erwuchern", für Unschuldige beim Fürsten gebeten, dem die Menschheit werther als

1782 „der Größe prangender Betrug“ gewesen, dem im Jenseits der Jubel der ihn Segnenden mehr helfe als Karls Gnade und sein Ritterkreuz. Je weniger Rieger dieses Lob verdiente, da auch er in seiner schlimmen Zeit das Volk schnöde unterdrückt, um so lebhafter wirkte die Geringschätzung, mit welcher der Dichter hier von dem „kindisch kleinen Stolz“ der „Erdengötter“, von dem so ersehnten Lächeln eines Fürsten und von aller eitlen Größe der Vornehmen sprach. Der Herzog mußte darüber äußerst erbittert werden. Als das Gedicht bekannt wurde, war er nicht in Stuttgart; denn am 20. ging er mit Franziska nach Wien, von wo er nach zehn Tagen zurückkehrte. Diese Abwesenheit benutzte Schiller, um seinen Drang nach der Mannheimer Bühne und nach einer persönlichen Erklärung mit Dalberg zu befriedigen. Er beschloß mit seinen beiden Freundinnen Frau von Wolzogen und Frau Vischer, denen er von der Vorstellung seiner „Räuber“ so viel erzählt hatte, Mannheim zu besuchen. So meldete er denn Dalberg den 24., am nächsten Tage werde er mit einigen Freunden und Damen nach Mannheim reisen, um wo möglich einer zweiten vollkommenern Aufführung der „Räuber“ beizuwohnen, wonach er „mit desto größerm Vortheil bei seinem wirklich unter Handen habenden Stück zu Werke gehen“ werde, doch müsse er in der Nacht des 28. wieder abreisen. Auch Freund Hoven ward zu dieser Reise, die ihm nicht über 10 Gulden kosten werde, eingeladen. In einer viersitzigen Chaise fuhren sie am 25. um 1 Uhr von Stuttgart ab. Aus der zweiten gelungenen Vorstellung seines Trauerspiels zog Schiller neue dramatische Glut. Dazu kam das vertrauliche Zusammenleben mit den Schauspielern, unter denen auch der schon ältere Meyer, der den ersten Ausschuß bildete, ihm außerordentlich freundlich entgegentrat. Mit Dalberg hatte er eine besondere Zusammenkunft, wobei er ihm offen seinen Drang, sich dem Drama ganz widmen zu dürfen, bekannte. Dieser deutete auf die Schwierigkeit, zur Ueber-

siedlung die Zustimmung des Herzogs zu gewinnen, doch 1782
versprach er ihm in die Hand, das Mögliche zu thun. Auch gab er ihm die ihm selbst gewidmeten „Theaterstücke" von H. L. Wagner und St. Réals Erzählung „Dom Carlos": über erstere wünschte er sein Urtheil; aus der andern lasse sich vielleicht ein wirksames Drama bilden.

Gleich nach der Rückkehr wurde Schiller von der dieses Jahr in ganz Deutschland herrschenden Influenza befallen, die ihn seine traurige Lage um so bitterer empfinden ließ. Kaum hergestellt schrieb er an Dalberg: unglücklicher könne bald niemand sein als er; er habe Gefühl genug für seine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht. Mit den feurigsten, an sein edelmüthiges Herz sich wendenden Worten beschwört er den Mannheimer Theaterintendanten, ihn seiner Noth zu entreißen, was durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen könne, wenn man nur die Eigenheiten desselben beachte. Der passe-partout sei bei diesem seiner Eitelkeit auf die Akademie zu schmeicheln. Deshalb möge Dalberg einfließen lassen, er halte Schiller für eine Geburt des Herzogs, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen. Auch wäre es gut, wenn er seinen Aufenthalt beim Mannheimer Nationaltheater nur für eine bestimmte Zeit verlange, wonach seine Entfernung mehr einer Reise als einer völligen Entschwäbung gleichen werde. Endlich müsse, um den Vorwand abzuschneiden, dieses sei gegen Schillers eigenes Wohl, die Aussicht auf gleichzeitige Fortsetzung seiner medicinischen Thätigkeit gegeben werden. Freilich war dies alles sehr wohl ausgeklügelt, aber Dalberg sah eben hieraus nur noch deutlicher, wie wenig er hoffen konnte, den Herzog zu bestimmen, dessen Gnade er darüber leicht verlieren könne, und so wich er mit feiner Höflichkeit aus.

Da traf den Dichter das Mißgeschick, daß seine Reise

1782 ins „Ausland“ ausgeplaudert wurde, und so auch dem Herzog zu Ohren kam, der über solche arge Dienstverletzung von Seiten des sein Fach vernachlässigenden, in seinen kecken Einbildungen lebenden Regimentsmedicus äußerst entrüstet wurde. Er beschied ihn zu sich, gab ihm den schärfsten Verweis wegen seines Vergehens und seiner Lässigkeit im Dienste und befahl ihm, sich in Zukunft seinem Fache zu widmen, sofort aber auf der Hauptwache einen vierzehntägigen Arrest anzutreten. Daß der Oberst Rau darum gewußt habe, war dem Herzog hinterbracht worden, aber Schiller hatte dies entschieden geleugnet, um den ihm so wohlwollenden Mann nicht in Ungnade zu bringen. Rau war vor der Entdeckung in solcher Furcht, daß er jedes offene Zusammenkommen mit Schiller mied; nur zu nächtlicher Stunde trafen sie sich geheim, wo denn Schiller ihn mit der Versicherung beruhigte, daß er ihn nie verrathen werde. Den Arrest benutzte er zum „Fiesko“. Seinem Vater wurde hinterbracht, er habe sich im Unmuth dem Spielen hingegeben und dabei viel verloren. Kaum hatte er den Arrest verlassen, so meldete er Dalberg, was ihn betroffen, und bat ihn dringend, seine Berufung, wenn diese ihm möglich, zu beschleunigen. Die Ursache, warum er diese jetzt doppelt wünsche, könne er keinem Briefe anvertrauen; es war des Herzogs Befehl, sich ganz seinem Fache zu widmen. „Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben.“ Er dachte an eine weitere Flucht. Frau von Wolzogen, die an ihm den innigsten Antheil nahm, hatte ihm, obgleich sie die Beförderung ihrer eigenen Söhne durch den Herzog hoffte, in ihrem Hause in dem einsamen Bauerbach bei Meiningen eine Zuflucht angeboten, von wo er leicht eine Verbindung mit Berlin und Leipzig anknüpfen

könne. Um den Theaterintendanten zu reizen, theilte Schiller 1782
ihm mit, „Fiesko" werde Mitte August fertig und „Don Karlos" wohl eines seiner nächsten Sujets sein.

Aber seine Noth sollte sich noch steigern. Die Stelle in den „Räubern", wo der Schwätzer Spiegelberg das Graubündtnerland (er meint das unter Graubündten stehende Italienische Veltlin) als Athen der heutigen Gauner bezeichnet, hatte einen in Hamburg weilenden müssigen jungen Literaten aus Westfalen veranlaßt, in den „Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten" dem Dichter auf bittere Weise sein angebliches Unrecht zu Gemüth zu führen. Ein anderer Deutscher in Chur meinte sich um Graubündten verdient zu machen, wenn er diesen Artikel benutzte, um Ende April in die daselbst erscheinende Wochenschrift „Der Sammler" eine „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers" einrücken zu lassen. Und der Redakteur, der Dritte im edlen Bunde, wollte sich auch die Sporen verdienen: er forderte Schiller auf, seine Beschuldigung gegen Graubündten zu widerrufen, und da dieser die einfältige Zumuthung unbeantwortet ließ, beauftragte er seinen Freund, den Garteninspektor Walter in Ludwigsburg, dem er den Artikel einsandte, dem Dichter persönlich einen Widerruf abzudringen. Diese schöne Seele glaubte sich seinen Gebieter dadurch zu verbinden, daß er ihm die Sache brühwarm mittheilte. Der Herzog, den schon die gerade in diesem Jahre erfolgenden öffentlichen Angriffe auf die Karlsschule und die Streitigkeiten mit der Landschaft wegen des Stiftungsbriefes in große Aufregung versetzt hatten, wurde über die Verletzung eines benachbarten Staates durch einen Karlsschüler in allerhöchsten Zorn versetzt, und er beschloß, einer Wiederholung einer so argen Beleidigung, die seinem eigenen Ansehen Schaden drohte, gründlich vorzubeugen. Einer persönlichen Zusammenkunft würdigte er Schiller nicht, er ließ ihm gegen den 27. August den Befehl zugehen, „nichts Literarisches mehr zu schreiben

1782 oder mit Ausländern zu kommuniciren". Diesem despotischen Befehle gegenüber, dessen Verletzung ihn auf die Festung gebracht haben würde, blieb ihm nichts übrig, als seine Freiheit durch die Flucht zu retten; nur das Wie schien ihm noch nicht klar. Seiner dramatischen Begabung war er jetzt sicherer als je; daß Freund Stäudlin in seinen der „Anthologie" entgegengestellten „Vermischten poetischen Stücken" seiner als eines Kraftgenies, des neuen Shakespeares, wohlfeil spottete, kümmerte ihn nicht. Was ihn allein beunruhigte, war der Zorn, in den seine Flucht den schon längst über ihn aufgebrachten Vater setzen mußte, den er dadurch beim Herzog in eine üble Lage brachte: hatte dieser sich ja verpflichtet, sein Sohn solle in Würtembergischen Diensten bleiben; und sollte Karl Eugen auch nicht das Kostgeld für die acht Jahre von ihm fordern, so war doch der Verlust seiner Gnade zu fürchten. Dazu kam, daß er in Stuttgart Schulden gemacht hatte, mit deren Zahlung die Gläubiger, besonders ein Hauptmann von Schade und eine Frau General von Holl, den Vater behelligen würden. Trotz allem, was ihn beunruhigte, hielt er sich an „Fiesko", der gerade auf der Flucht seine nächste Hülfe sein sollte. Leider ließ Dalberg ihn ohne jede Antwort. Um noch das letzte Mittel zu versuchen, sich in Stuttgart zu halten, richtete er am 1. September ein Bittgesuch an den Herzog um „Milderung des ihm zugekommenen Befehls". Seine Schriften, die ihm bisher 550 Gulden jährlich eingebracht, hätten ihn in den Stand gesetzt, „durch Korrespondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anschaffen der zum Studiren nöthigen Subsidien ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen". Ohne diese Einnahme sei es ihm unmöglich, seine Studien planmäßig fortzusetzen und sich zu dem zu machen, was er zu werden hoffen könne. Einige seiner Versuche seien, wie er unterthänig zu beweisen bereit sei, mit allgemeinem Beifall von ganz Deutschland aufgenommen

worden. Stolz könne er sein, daß er von allen bisherigen 1782
Zöglingen der Akademie der erste und einzige sei, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen, eine Ehre, welche ganz auf den Urheber seiner Bildung zurückfalle. Ueber seine literarische Freiheit sei er bereit, öffentlich Rechenschaft zu geben, und er „gelobe feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Censur zu unterwerfen". Daß der Herzog darauf eingehen werde, war freilich kaum zu denken, da er von einem auf seiner Schule erzogenen Dichter nichts wissen wollte, er es auch verletzend finden mußte, daß sein Regimentsfeldscherer von seinem Gehalte nicht leben konnte. Aber, was er nicht erwartet hatte, der „Gesalbte" ging so weit, die Annahme der Bittschrift zu verweigern und ihm durch General Augé bei Strafe des Arrests zu verbieten, weiter einen Brief an ihn zu richten. Da blieb kein anderes Mittel als die Flucht; es galt nur den passenden Zeitpunkt zu finden. Dieser bot sich in den Festlichkeiten, welche der Herzog vom 17. an dem Großfürsten Paul von Rußland und dessen Gemahlin Maria Feodorowna, seiner Nichte, bereitete. In den Tagen, wo er über seinen schweren Entschluß brütete, besuchte er zum letztenmal den auf dem Asberg noch immer festgehaltenen Schubart, der ihm ungedruckte Gedichte verehrte. Zum Begleiter auf der Flucht hatte sich ihm der gute Streicher angeboten, der ihm zu Liebe seine auf das folgende Frühjahr festgesetzte Reise zu dem Musikdirektor K. Ph. Emanuel Bach in Hamburg beschleunigte.

Unter den Gästen des Hofes befand sich auch Dalberg. Schiller soll ihn besucht haben, doch kam es von beiden Seiten zu keiner nähern Erklärung. Mit der Gattin des Schauspielers Meyer, einer geborenen Stuttgarterin, und Streicher ging er Nachmittags zur Solitude, um von der Mutter und seiner Schwester Christophine Abschied zu nehmen, die schon von dem zu seiner Rettung unumgänglichen Schritte unterrichtet waren. Es war der Tag vor

1782 seiner auf den 22. angesetzten Flucht; denn an letzterm sollte Nachts bei der Anwesenheit des Herzogs und seiner hohen Gäste ein glänzendes Fest auf der Solitude stattfinden. Der Abschied fiel ihm herzlich schwer. Mit der Mutter entfernte er sich länger als eine Stunde; ohne sie, der bei dem drohenden Verlust ihres Einzigen das Herz brechen wollte, kehrte er tief angegriffen und mit feuchten, gerötheten Augen zurück. Gegen den Vater, der die Röthe der Augen bemerkte, schob er diese auf ein ihn oft befallendes Leiden. Dieser war unerschöpflich in Berichten über die morgigen Festlichkeiten. Die Nacht verbrachte Schiller auf der Wache bei seinem treuen Scharffenstein, welchem er scheidend seinen freilich erst nach anderthalb Jahren die Karlsschule verlassenden Lempp vermachte. An demselben Abend wurden die „Räuber" zu Hamburg zum erstenmal bei brechend vollem Hause meisterhaft gegeben, in Leipzig mit großem Beifall wiederholt. Zum letztenmal besuchte er am 22. frühmorgens das Lazareth. Um 10 Uhr sollte alles zur Reise hergerichtet sein; aber als Streicher um diese Zeit bei ihm eintrat, fand er ihn über einer Ode, welche er als Gegenstück zu einer von Klopstock dichtete, die ihn lange angezogen und, als er eben das Buch einpacken wollte, mächtig aufgeregt hatte. Es war wohl die Ode „Unsere Fürsten". Streicher mußte beide Gedichte hören und sein Urtheil abgeben. Schillers Nachbildung schien ihm in Bezug auf Schönheit der Sprache und der Bilder den Vorzug zu verdienen. Es bedurfte der ganzen Sorgsamkeit des jüngern Freundes, daß Schiller nichts Nothwendiges zurückließ. Abends um 9 Uhr, als schon die Solitude prächtig erleuchtet war, kam Schiller zu Streicher; unter dem Rocke hielt der Flüchtling zwei alte unbrauchbare Pistolen; die eine wurde ins Koffer gelegt, die andere, die, wenn auch das Schloß zerbrochen war, doch wenigstens einen Feuerstein hatte, in den Wagen gethan, auf den man zwei Koffer und ein kleines Klavier packte. An Baarschaft

hatte Schiller 23, der Freund 28 Gulden, da dessen Mutter 1782
in der Eile nicht mehr hatte zusammenbringen können. Man fuhr durch das dunkle Eßlinger Thor, an welchem Scharffenstein die Wache hatte. Bei dem nach den Namen der Reisenden fragenden Unterofficier nannte Schiller sich als Dr. Ritter, Streicher als Dr. Wolf, als Reiseziel wurde Eßlingen angegeben. Gegen Mitternacht sah man die erleuchtete Solitude; Schiller konnte dem Freunde den Punkt zeigen, wo seine Eltern wohnten; dann aber rief er mit einem unterdrückten Seufzer: „Meine Mutter!“ Auf der Station Entzweihingen las er Streicher die von Schubart erhaltenen handschriftlichen Gedichte, unter ihnen „Die Fürstengruft“. Als sie um 8 Uhr über die Grenze kamen, fühlte sich Schiller von einer drückenden Last befreit, da er nun sein ihm zum Kerker gewordenes Würtembergisches Vaterland hinter sich hatte. „Sehen Sie“, rief er Streicher zu, „wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Regierung!“ Er ahnte nicht, welcher Noth er entgegenging und mit welcher Betrübniß er bald auch das eben erreichte schöne Land verlassen werde; er ahnte nicht, daß es ihm erst nach elf Jahren gelingen sollte, den Boden der unvergeßlichen Heimat an der Hand einer geliebten Gattin, aber körperlich gebrochen, wieder zu begrüßen.

Viertes Buch.

Der Flüchtling.

I.

Nur bis Bretten war der Kutſcher gemiethet. Mit der Poſt langte man Abends nach 9 Uhr in Schwetzingen an; dort mußte man, weil die Feſtung Mannheim ihre Thore frühe ſchloß, übernachten. Mit frohem Muthe, da der faſt vollendete „Fiesko“ ſie begleitete, fuhren die Freunde am andern Morgen in ihrem beſten Putze in die ehemalige Reſidenz und gleich bei dem Regiſſeur Meyer vor. Dieſer war ganz überraſcht, den Dichter als Flüchtling vor ſich zu ſehen. Freundlichſt lud er ihn mit ſeinem Gefährten zu Mittag ein. Nach dem Eſſen ſchrieb Schiller in einem Nebenzimmer einen Brief an den Herzog, dem er die in ſeinem Geſuche, deſſen Annahme dieſer verweigert hatte, gewagte Bitte wiederholte. Nur weil er Strafe gefürchtet, wenn er in Stuttgart trotz des Verbotes an ihn ſchreibe, ſei er geflüchtet, überzeugt, daß die unterthänigſte Vorſtellung ſeiner Gründe das Herz ſeines Fürſten gegen ihn mildern werde; habe er ja keine Ausſichten mehr, ſollte

dieſer ihm die Gnade verweigern, „mit der Erlaubniß, 1782
Schriftſteller ſein zu dürfen, einigemal aus dem Zuſchuß, den ihm das Schreiben verſchaffe, Reiſen zu thun, die ihn große Gelehrte und die Welt kennen lernten, und ſich civil zu tragen, welches ihm die Ausübung ſeiner Medicin erleichtere, zurückzukommen". Sonſt wäre er der ärmſte Menſch, der, „verwieſen vom Herzen [des Vaters], verbannt von den Seinigen, wie ein Flüchtling umherirren müſſe". Den Brief ſandte er an den Freund ſeines Vaters, den „in Verbindungen eines Vaters gegen ihn ſtehenden" Intendanten Oberſt von Seeger, der ſeinen Einfluß für ihn verwenden und ihm die Antwort an Meyers Adreſſe zukommen laſſen möge. Schiller ſah eben kein anderes Mittel, der Verfolgung als Deſerteur zu entgehen; daß der Herzog ſeinen Wunſch erfüllen, ſein Verbot zurücknehmen werde, durfte er kaum erwarten.

Meyer miethete in ſeiner Nähe für die Freunde eine Wohnung, nach den Ermittlungen von Hofregiſſeur Pichler in der Dachſtube des Eckhauſes O Nr. 1 am Paradeplatz. Am andern Morgen kam deſſen Gattin von Stuttgart mit der Kunde zurück, Schillers Verſchwinden ſei ſogleich bekannt geworden, und man ſpreche allgemein von Verfolgung oder Auslieferung. Ein neckiſcher Zufall war es, daß das Theater am Abend in Gegenwart der hohen Gäſte Bretzners Operette „Der Irrwiſch" gab. Schiller glaubte jede Gefahr durch ſeinen Brief abgewendet zu haben, doch bat er den Vater, dem er die Nothwendigkeit ſeines Schrittes darſtellte, um Mittheilung von allem, was er von ſeiner Angelegenheit erfahre. Bald lief Seegers Antwort ein; dieſer forderte ihn im Auftrage des Herzogs, der eben wegen der Anweſenheit ſeiner hohen Verwandten ſehr gnädig ſei, zur Rückkunft auf. Aber da er hiernach höchſtens auf Strafloſigkeit rechnen konnte, erklärte er es für unmöglich, ohne weitere Zuſage zurückzukehren. Auch an ſeinen General und einige Freunde wandte er ſich, obgleich

1782 im Grunde jede Hoffnung einer gütlichen Beilegung der Sache geschwunden war. Seine einzige Hoffnung war „Fiesko". Nachmittags um vier Uhr begann er in Meyers Zimmer vor den gespannt um einen runden Tisch sitzenden Schauspielern das Stück zu lesen, nachdem er eine kurze Einleitung über die Geschichte und die auftretenden Personen vorausgeschickt hatte. Kalt und stumm wurde die Vorlesung aufgenommen. Beil entfernte sich schon nach dem ersten Akte, nach dem zweiten auch die übrigen Schauspieler mit Ausnahme Ifflands. Die weitere Vorlesung unterblieb. Schiller war über diese Verurtheilung seines Stückes, das ihm kaum einige höfliche Redensarten eintrug, wie zerschlagen. Meyer zog Streicher in ein Nebenzimmer, wo er „Fiesko" für das Allerschlechteste erklärte, was er je gehört; er schloß mit der Behauptung, Schiller müsse hiernach alle Kraft an seinem ersten Stück erschöpft haben und könne nun weiter nichts, als lauter erbärmliches, schwülstiges und unsinniges Zeug hervorbringen. Gegen Schiller selbst ward des „Fiesko" nicht mehr gedacht. Iffland blieb bis 8 Uhr, ohne daß ein Gespräch in Fluß kommen wollte. Beim frühzeitigen Scheiden bat sich Meyer aus Höflichkeit die Handschrift bis morgen aus, da er nur zwei Akte gehört habe. Erst als sie zu Hause angekommen, machte sich Schillers Entrüstung in der bittern Klage über den Neid, die Kabale und den Unverstand der Schauspieler Luft, ja seine arge Verzweiflung ließ ihn den Gedanken fassen, wenn man sein Stück nicht annehme, selbst die Bühne zu betreten, da niemand wie er deklamiren könne. Vergebens suchte der Freund seine Hoffnung auf Dalberg anzuregen. Unter welchen Gedanken verbrachte der arme Flüchtling die Nacht! Als Streicher am nächsten Morgen in aller Frühe, während Schiller noch vom spät gekommenen Schlaf umfangen war, bei Meyer eintrat, empfing dieser ihn mit dem Jubelrufe, „Fiesko" sei ein Meisterwerk, nur Schillers Schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles,

selbst die scenarischen Bemerkungen, in demselben hoch- 1782
trabenden Tone hersage, trage die Schuld, daß man das Stück für das elendeste Machwerk gehalten. Man wolle es nun im sogenannten zweiten Ausschuß lesen und die Aufführung möglichst beschleunigen. Leider weilte der tagtäglich zurückerwartete Dalberg noch immer in Stuttgart, obgleich schon am 26. die Feste zu Ende waren, am 29. die letzten vornehmen Gäste schieden, ja er ließ von seiner Rückkehr gar nichts verlauten; absichtlich wollte er so lange fern bleiben, bis der Flüchtling Mannheim verlassen. Da vor Dalbergs Rückkunft über das Stück nicht entschieden werden konnte, man aber fürchtete, der Herzog werde auf Auslieferung dringen, entschloß sich Schiller Anfangs Oktober auf Anrathen der Freunde zu einer Reise nach Frankfurt; mittlerweile werde sich zeigen, ob etwas zu fürchten, auch Dalbergs Entscheidung gefallen sein. Bei seinen beschränkten Mitteln mußte das dichterisch-musikalische Jünglingspaar den Weg zu Fuß machen. Streicher schrieb vorher an seine Mutter, daß sie ihm Geld nach Frankfurt schicke, da er den Freund in seiner Noth nicht verlassen dürfe. Eines schönen Nachmittags schritten sie über die Neckarbrücke auf Sandhofen zu; das Dorf, wo sie übernachteten, war wohl Sandtorf. Schon auf diesem Wege ging Schiller ein neuer dramatischer Plan durch den Kopf, ein bürgerliches Trauerspiel, das im Gegensatze zu den von H. L. Wagner gelieferten einen weitern Hintergrund haben sollte, die auch das bürgerliche Leben verpestende Verderbniß des Hofes; er zog die ersten Linien zu seiner „Luise Millerin". Auch als sie am folgenden Tage die herrliche Bergstraße durchwanderten, brütete der Dichter noch immer darüber; selbst als der Freund ihn auf die landschaftlichen Schönheiten aufmerksam machte, konnte er sie nur mit halber Seele genießen. Nach einem zwölfstündigen Marsche trafen sie Abends um 6 Uhr in Darmstadt ein. Obgleich Schiller Morgens (sie waren in der

1782 Mitternacht durch die Reveille aufgeschreckt worden) sich etwas unwohl fühlte, bestand er darauf, sie müßten heute bis Frankfurt kommen, von wo er an Dalberg schreiben wolle. Schon nach einer Stunde mußten sie sich in einem Dorfe, wohl Arheilgen, wo Goethes „Götz" gedruckt war, an etwas Kirschwasser stärken. Als sie zu Mittag in Langen einkehrten, wurden sie schon nach der ersten halben Stunde (Schiller verlangte nur Ruhe, essen konnte er nicht) durch das rohe Lärmen verscheucht. Auf dem Wege wurde er immer matter und zusehends blasser; endlich mußte er sich in einem Wäldchen abseits vom Wege niederlegen, wo er glücklich einschlief. Nach zwei Stunden zeigte sich ein Officier, den Streicher für einen Werber hielt. Deshalb erwiderte er auf seine Frage, wer die Herren seien, etwas laut und barsch: „Reisende". Darüber erwachte Schiller; überrascht sah er den Fremden so scharf an, daß dieser schweigend seiner Wege ging. Zum Glück hatte der Schlaf den Ermatteten so gestärkt, daß er die kleine Stunde bis zur Vorstadt Sachsenhausen, bald durch den Anblick Frankfurts überrascht, wohlgemuth zurücklegte. Mit dem Wirthe des an der Mainbrücke gelegenen Gasthauses zu den drei Rindern einigten sie sich, um zu wissen, wie lange der kleine Geldvorrath reichen werde, über den täglichen Preis für Kost und Zimmer. Gleich am andern Morgen schrieb Schiller mit bewegtem Herzen nicht ohne Thränen an Dalberg. Bei seiner plötzlichen Flucht, zu welcher des Herzogs Willkür, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspreche, ihn gezwungen, habe er mit Schulden und ohne hinreichende Baarschaft Stuttgart verlassen müssen. In drei Wochen hoffe er den „Fiesko" theaterfertig, und zwar würdig, zu liefern. Daraus nehme er den Muth, um gütigsten Vorschuß des ihm dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, dessen er jetzt vielleicht mehr als sonst in seinem Leben benöthigt sei. Ungefähr 200 Gulden habe er in Stuttgart zu zahlen, was ihm mehr Sorge mache,

als wie er sich selbst durch die Welt schleppe. Wolle er 1782
ihm dazu, da es ihm augenblicklich unmöglich sei, mit dem Geiste zu arbeiten, noch 100 Gulden zu seinem Unterhalte vorstrecken, so werde ihm gänzlich geholfen sein. Schnelle Hülfe sei alles, was er jetzt noch denken und wünschen könne. Nachdem er diese ihm außerordentlich schwer fallende Bitte vom Herzen hatte, wurde er wieder heiter und feurig belebt; das bunte Gewühl, das er in der großen Handelsstadt sah, that ihm wohl. Jetzt erst (auch die Eßlust war zurückgekehrt) konnte er sich wieder dem Sinnen über seine „Luise Millerin" ganz hingeben, wobei er „wie durch einen Krampf ganz in sich zurückgezogen" war. Streicher, der diese seine Weise kannte, ließ ihn still gewähren. Als sie am nächsten Morgen die alte Reichsstadt durchwanderten, traten sie auch in einen Buchladen, wo sie nach den „Räubern" frugen. Schiller verrieth in der Freude seines Herzens über die vom Buchhändler berichtete allgemeine Anerkennung seines Dramas, daß er selbst der viel berufene Dichter sei. Nachmittags und Abends überließ er sich ganz seinen dichterischen Eingebungen; erst nach dem Abendessen theilte er dem Freunde mit, daß er mit der Dichtung eines bürgerlichen Trauerspiels beschäftigt sei; er wolle versuchen, ob er sich dazu herablassen könne. Unter den besten Hoffnungen und lebhaftem Fortdichten verging der folgende Tag. Am andern Morgen brachte ein Brief Meyers die für beide Freunde erschütternde Kunde, Dalberg verweigere jeden Vorschuß, weil das Stück in dieser Gestalt unbrauchbar sei; weiter könne er sich erst nach geschehener Umarbeitung erklären. Für seine „Räuber" hatte er Schiller nur die Reisekosten vergütet, und doch fanden diese fortdauernd großen Beifall; dem begabten Dichter in seiner verzweifelten Noth hülfreich beizustehen, kam nicht in die Seele des freiherrlichen Intendanten. Dieser aber war zu edelstolz, als daß er über den kalt berechnenden Hofmann sich geäußert hätte, wie tief es ihn auch schmerzte, daß er

1782 im Vertrauen auf dessen menschliches Regen ihm sein gepreßtes Herz eröffnet hatte. Rasch war er entschlossen, in die Gegend von Mannheim zurückzukehren, um das Stück für die Bühne zu vollenden; nur mußten sie erst noch die Ankunft des Geldes abwarten, um welches Streicher seiner Mutter geschrieben hatte. Schiller wollte indeß versuchen, ob er nicht durch den Verkauf seines mitgenommenen längern Gedichtes „Teufel Amor", das ihm und dem Freunde außerordentlich gefiel, sich Geld verschaffen könne. Der Titel der uns verloren gegangenen Dichtung war wohl der Meyerschen Uebersetzung des Cazottischen Märchens „Le diable boiteux" entnommen; sie enthielt in kurzen jambischen Versen eine heitere Schilderung der verderblichen Macht des kleinen Gottes. Da der Buchhändler statt der geforderten 25 Gulden Schiller nur 18 zahlen wollte, verzichtete er aus Aerger über solche Knickerei lieber auf den Verkauf, wie sehr er auch des Geldes bedurfte. Der folgende Tag brachte die für Streichers Hamburger Reise bestimmten 30 Gulden; aber wie hätte dieser den Freund mittellos verlassen können! mit der freilich für zwei Personen nicht weit reichenden Summe traten sie die Rückreise über Mainz an. Das Marktschiff führte sie nach der kurfürstlichen Stadt, wo sie noch Zeit fanden, sich den Dom und andere Merkwürdigkeiten zu beschauen. Tiefer rheinabwärts ist Schiller in seinem Leben nicht gekommen. Den neun Stunden weiten Fußweg bis Worms wollten sie zu Nierstein in dem am Rhein gelegenen Wirthshause sich mit einem Schoppen des besten alten dortigen Wachsthums versüßen; aber dieser mit einem halben Laubthaler (24 Groschen) bezahlte Kraftwein mundete ihnen nicht, wie sie gehofft, erst auf dem Wege lernten sie in dem von Klopstock gefeierten „edlen Alten" eine wahre Herzstärkung verehren. Dennoch wurde Schiller vom langen Wege so ermüdet, daß sie einen Theil im Wagen zurückzulegen sich entschließen mußten. Zu Worms empfing der Dichter einen

Brief Meyers, worin dieser in Oggersheim, eine Stunde 1782
von Mannheim, im Gasthause zum Viehhofe, einem Eckhause der Speierer Straße bei dem Wirthe Schick, mit ihm zusammenzutreffen versprach. Sie fanden ihn hier mit seiner Gattin und zwei Verehrern Schillers. Die Annahme des „Fiesko" stellte Meyer in sichere Aussicht, wenn der Dichter einzelne Veränderungen vornehme und einen wirksamen Schluß hinzufüge. Da aber Schiller nur in drei Wochen die ihm vorschwebende neue Bearbeitung leisten zu können glaubte, so schlug ihm Meyer vor, daß er sich für diese Zeit mit Streicher in dem Oggersheimer Gasthofe einmiethe. Weil Stuttgarter Briefe noch immer von seiner Auslieferung sprachen, nahm er, um nicht verrathen zu werden, den Namen Dr. Schmidt an. Sie bezogen die obere Eckstube. Seine „Luise Millerin" zog ihn so lebhaft an, daß er, statt an dem so nöthigen „Fiesko", an dieser arbeitete; bei den einzelnen Personen des neuen Stückes schwebten ihm bestimmte Mannheimer Schauspieler vor. Besonders die Stunden der Dämmerung, wo er im Zimmer herumspazierte, während Streicher auf seinem Klavier spielte, waren der dichterischen Erfindung förderlich. Von Oggersheim richtete er manche Briefe nach Stuttgart und der Solitude, die er, um die Nachforschungen irre zu führen, von Leipzig aus datirte. Selbst Eltern und Schwester sollten ihn in weiter Ferne glauben. Nichts gehe ihm ab, schrieb er; seine Schulden bezahle er, sobald er mit dem Herzog in Ordnung sei; sollte er nicht zurückkehren, so möge man seine Sachen verkaufen und davon seine Schuld bei Landau bezahlen. Mehrfach trieb es ihn Abends in die Stadt, wo er Meyer und Schwan besuchte und die Nacht über blieb; er selbst dachte an keine Gefahr, obgleich er vom Herzog den strengen Befehl zur Rückkehr erhalten hatte. Er soll damals in einem Pavillon des Nebenhauses des Baumeisters Hölzel Unterkommen gefunden haben. Erst nach 14 Tagen, als „Luise Millerin" größtentheils entworfen war, begann er

1782 den „Fiesko" vorzunehmen, den er in der zweiten Woche des Novembers an Dalberg sandte. Der Schwester theilte er am 6. mit, er sei auf der Reise nach Berlin, wo es ihm nicht fehlschlagen könne, da er an Nicolai empfohlen sei; innerhalb eines halben Jahres, fügte er zum Troste des Vaters hinzu, hoffe er Doktor der Medicin zu sein. Ehe er sein Glück gegründet, könne er seine Schulden nicht abtragen, da jenes seine erste Pflicht sei. Auch deutete er auf die Möglichkeit, daß er nach Petersburg gehe. Dalbergs Antwort ließ lange auf sich warten. Schillers diesmaliger Geburtstag war äußerst sorgenvoll. Der gute Streicher hatte nun auch das letzte für seine Hamburger Reise bestimmte Geld sich kommen lassen. Sonnabend den 16. klagte er Dalberg, daß er schon acht Tage lang ohne Entscheidung sei; sollte diese sich noch verziehen müssen, so möge er ihm doch das Urtheil des Dramaturgisten mittheilen. Als er einmal Abends zu Meyer kam, fand er ihn und seine Gattin in banger Sorge, da sie in einem Würtembergischen Officier, der bei ihnen vor einer Stunde angelegentlichst nach Schiller gefragt hatte, einen vom Herzog abgesandten Verfolger witterten. Die Furcht wurde durch die Meldung anderer Bekannten gesteigert, der Officier habe auf dem Kaffeehause seine Erkundigungen fortgesetzt. Sie steckte auch Schiller an, der endlich auf das von einer Frau Curioni mit anmuthigster Freundlichkeit gemachte Anerbieten einging, sich so lange in dem ihrer Aufsicht anvertrauten Palais des Prinzen von Baden mit Streicher versteckt zu halten, bis die Gefahr vorüber sei. Am andern Morgen erfuhr Meyer, der Officier sei schon Abends abgereist und habe keinen Auftrag an das Ministerium gehabt. Später stellte sich heraus, daß es ein guter Bekannter Schillers, ein Lieutenant Koseritz, gewesen, der ihn zu sehen verlangt. Da man sich aber nicht verhehlte, daß sein Aufenthalt zu Mannheim noch immer gefährlich sei, rieth man ihm, nach Annahme des Stückes wegzugehen. Deshalb wagte er

brieflich, Frau von Wolzogen um eine Zufluchtsstätte in 1782
ihrem Bauerbach zu bitten, obgleich er in dem nahen Meiningen eben so sicher und viel behaglicher hätte leben können; er wollte in aller Stille arbeiten und neue Verbindungen suchen. Erst kurz vor Ende des Monats erhielt er Dalbergs eben so trockene als armselige Erklärung, das Trauerspiel sei auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar, könne also nicht angenommen, auch nichts dafür vergütet werden. Iffland hatte am 27. eine eingehende Charakteristik des Stückes gegeben, in welcher er trotz mancher von seinem Standpunkte aus gerügten Fehler den dichterischen Werth des Stückes und die seltene Wirksamkeit mehrerer Scenen, besonders die einzige Gestalt des Mohren anerkannt und bei den nicht glücklichen Umständen des Dichters wenigstens die Zahlung des Preises beantragt hatte, den man mittelmäßigen Arbeiten oder gewöhnlichen Uebersetzungen oft zuerkennen müsse. Trotzdem entschied der Bühnengott, der Schillers Noth kannte: „Nichts vergütet!" Freiherrlich mag dieses gewesen sein, aber nicht menschlich! Der Freiherr wollte die Gunst des Herzogs nicht verscherzen; drum ließ er das Genie im Stiche! Manche ähnliche schnöde Thaten hüllt die Zeit in Dunkel; wir freuen uns der Nemesis der Geschichte, die Dalbergs unedles Verfahren erhalten hat; mag er immer seine Uneigennützigkeit darin gezeigt haben, daß er auf die Besoldung als Intendant verzichtete, ja selbst seine Theaterloge bezahlte, den geldentblößten Dichter ließ er in der Noth darben und zappeln, um nicht den Genuß der herzoglichen Feste einzubüßen. Diesem blieb nichts übrig, als sein Stück rasch dem Buchhändler Schwan in Verlag zu geben. Der arme Mann bedauerte, des geschäftigen Nachdrucks wegen für den Bogen nicht mehr als einen Louisd'or geben zu können; doch zahlte er ihm wenigstens das Honorar voraus, und zwar, da der Umfang sich nicht genau berechnen ließ, für zehn Bogen; auch behandelte er ihn freundlich und empfahl

1782 ihn an den Buchhändler Ettinger in Gotha. Schiller, der schon seine Uhr hatte versetzen müssen, erhielt gerade so viel, daß er seine Schuld zu Oggersheim bezahlen konnte und nach den allernöthigsten Anschaffungen noch Reisegeld behielt. Am wehsten that es ihm, daß Streichers treuer Antheil diesen um seine Bildungsreise nach Hamburg gebracht hatte; er mußte sich zunächst an die Mitglieder der kurfürstlichen Kapelle halten, denen Schwan, Meyer und dessen Freunde ihn auf Schillers dringenden Wunsch empfahlen. Jetzt konnte der Dichter des bei Dalberg gestrandeten „Fiesko" nicht rasch genug von Mannheim kommen; sich von Schwan zu verabschieden fehlte ihm die Zeit. Die Abreise von Oggersheim ward auf Anfang December festgesetzt. Als Meyer und andere Freunde in dem Orte ankamen, um ihn nach dem vier Stunden entfernten Worms zu begleiten, war er gerade mit dem Packen seines Mantelsacks beschäftigt. Bei einer Flasche Wein wurde das Nöthigste besprochen. Im Wormser Posthause sahen sie eine wandernde Gesellschaft Gerstenbergs und Bendas „Ariadne auf Naxos" jämmerlich verarbeiten. Während Meyer und seine Freunde reichen Stoff zum Lachen fanden, sah Schiller mit tiefem Ernste auf die Vorstellung. Auch er ging ja einer traurigen Einsamkeit entgegen, freilich mit gefaßter Seele, an deren Stolz „die Qual erlahmen" sollte. Erst beim Nachtessen, wo selbst Liebfrauenmilch nicht fehlte, ward er etwas heiterer. Meyer und seine Freunde flossen von wohlgemeinten Abschiedsworten über, aber Schiller und sein Pylades konnten sich nichts sagen, nicht einmal Kuß und Umarmung wechselten sie, nur ein langer, gepreßter Händedruck besiegelte den Bund der treuesten Herzen. Ehre und ewiger Dank dem guten Streicher, der treuen bürgerlichen Seele, vor der Dalbergs freiherrlicher Stern erbleicht! Im leichten Ueberrocke stieg Schiller bei kalter Winternacht in den Postwagen, in dem er ein paar Tage und Nächte die fast sechzig Stunden bis

Meiningen über Frankfurt, Hanau, Gelnhausen, Saal- 1782
münster, Brückenau und Melrichstadt zurücklegen sollte. Außer Streicher wußte nur einer der Freunde Schillers gewaltsames Sprengen seiner Bande voll zu würdigen: Iffland, den die Leidenschaft zu seiner Kunst als achtzehnjährigen Jüngling aus dem Hause seines wohlhabenden Vaters auf die Wanderschaft nach einer Bühne getrieben, erkannte in Schillers Flucht die Macht des Genius.

2.

Am Morgen des 7. Decembers langte Schiller in Meiningen an, wo er in dem noch bestehenden Gasthofe zum Hirsch abstieg. Nach der ersten halben Stunde schrieb er an den Bibliothekssekretär Reinwald, an den ihn Frau von Wolzogen empfohlen hatte: ein ihm vielleicht schon bekannter Fremder aus Stuttgart wünsche das Vergnügen zu haben, ihn zu sprechen; da er seiner persönlichen Sicherheit wegen inkognito bleiben müsse, Reinwald, wie er höre, die Kost aus seinem Gasthofe habe, lade er ihn zu Mittag ein. Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald, Sohn eines Meininger Amtmanns und Regierungsrathes, stand bereits in seinem sechsundvierzigsten Jahre. Neben dem Studium der Rechte hatte er an Dichtkunst, Literatur, Sprachforschung und Musik lebhaften Antheil genommen. Der Tod des Herzogs Anton Ulrich, der ihn als geheimen Kanzelisten nach Wien geschickt, hatte ihn aller günstigen Aussichten beraubt. Die ihm angewiesene so ärmliche wie mühselige Schreiberstelle richtete seine Augen zu Grunde. Im Jahre 1776 wurde dem von tiefster Schwermuth Gequälten die Anordnung der in völliger Verwirrung befindlichen herzoglichen Bibliothek übertragen. Durch Ueberanstrengung und den Aufenthalt in den ungeheizten Zimmern zog er sich Augenschwäche und Schwindel zu, was seine Schwermuth steigerte. Als die schlimme vierjährige Arbeit überwunden

1782 war, wurde ihm ein Rath Walch als Bibliothekar vorgesetzt. Trotz dieser Zurücksetzung hing der an Wissenschaft und Kunst lebhaften Antheil nehmende, aber schwermüthig in sich zurückgescheuchte Mann mit ganzer Seele an der von ihm verwalteten Bibliothek. Seit 1769 hatte er Gedichte und anderes herausgegeben, und eben waren seine „Poetischen Launen, Erzählungen, Briefe und Miscellen" erschienen. Reinwald hatte große Freude, sich dem Dichter der „Räuber" und Frau von Wolzogen gefällig erzeigen zu können.

Kurz vor Einbruch der Nacht traf Schiller in dem zwei Stunden südlich von Meiningen entfernten, in düstern, die Scheide zwischen Werra und Main bildenden Fichtengebirgen versteckten Dorfe Bauerbach ein. Der kleine, aus einigen dreißig Häusern bestehende Ort, in welchem die Gutsherrschaft die Vogtei- und niedern Gerichte hatte, zählte mehr als ein Drittel Juden. Er gehörte mit seiner zerfallenen Kirche zu dem eine halbe Stunde entfernten Pfarrdorfe Bibra. Der Winter hatte eben die ganze Gegend in Schnee gehüllt; aus den zerstreuten Häusern flimmerten einzelne Lichter. Schiller war an den herrschaftlichen Schulzen gewiesen, der zugleich Schulmeister war. Freundlich wurde er von diesem, der von seiner Ankunft unterrichtet war, nachdem er sich als Dr. Rittèr ausgewiesen, in das ganz nahe gelegene einfache, mit einem größern Garten versehene von Wolzogensche Haus geführt, wo er das obere Zimmer von einem großen Kachelofen wohl geheizt und alles zu seinem Empfange bereit fand. Noch heute zeigt man in dieser etwas niedrigen Stube den Lehnstuhl, der dem Flüchtling zu Gebote gestanden, und den runden Tisch mit gewundenem Fuße, auch zwei alte Fürstenbilder, die ernst auf ihn herabgeschaut. Die rohen, meist armen Bewohner nährten sich vom Ackerbau, Holzsamenhandel und Theerbrennen. In seiner Einsamkeit, in die er sich bald schickte, fehlte ihm nur ein Freund, ja ein gebildeter

Bekannter, gegen den er ſich ausſprechen konnte. Bei dem 1782
böſen Wetter kam er zunächſt wenig aus dem Hauſe. So ſah er denn faſt nur Knechte und Mägde (die im Hauſe dienende Judith aus der Judenkolonie verrichtete ihm Botendienſte) und den ſeine eigenſüchtigen Zwecke verfolgenden, gegen den Gaſt ſeiner Gutsherrſchaft unterwürfigen Schulzen. Später kam er mit dem Pfarrer von Bibra und

Abb. 14. Das Wolzogenſche Haus in Bauerbach, 1856 hergeſtellt.
Nach dem Wiener Schillerbuche

deſſen ihm zum Subſtituten dienendem Sohne, zwei tüchtig gebildeten Geiſtlichen, in Verbindung.

Zunächſt ſuchte er den Druck des „Fiesko“, leider vergeblich, zu beſchleunigen. „Sie wiſſen,“ ſchrieb er gleich den 8. an Schwan, „daß nur das Verbot, Schriftſteller zu ſein, mich aus Würtembergiſchen Dienſten getrieben hat. Wenn ich nun von dieſer Seite nicht bald in meinem Vaterlande mich hören laſſe, ſo wird man meinen Schritt grundlos und unnütz finden. Befördern Sies, ſobald Sie können. In vierzehn Tagen haben Sie

1782 Vorrede und Zuschrift.“ Diesen Winter, äußerte er weiter, müsse er, um seine Umstände schneller zu arrangiren, Dichter sein, dann aber wolle er in sein Handwerk, die Medicin, versinken. Dies schien seine Selbsterhaltung und die auf ihn gesetzten Hoffnungen der Seinigen zu fördern, aber der Genius riß ihn auf seiner Bahn weiter. Streicher lag ihm schwer auf dem Herzen; leider konnte er nichts thun, als ihn angelegentlichst an Schwan empfehlen. Außer seinem neuen Stücke, das er bald zu vollenden gedachte, war er mit andern dramatischen Plänen beschäftigt; er trug sich mit einem „Don Karlos“ und einer „Maria Stuart“. Vielleicht schwebte ihm auch schon damals ein Stoff eigener Erfindung, sein „Friedrich Imhof“, vor, worin der Jesuitismus eine ähnliche Rolle spielen sollte, wie später in seinem „Geisterseher“. Imhof sollte ein Freidenker sein; deshalb gab er ihm seinen eigenen Vornamen. Einen katholischen Karl Friedrich Alexander von Imhof hatte er auf der Militärakademie gleich bei seinem Eintritt gefunden, der aber nach anderthalb Jahren schied, später Kaplan ward, und als solcher sein Jubiläum feierte.

Bei der immer in ihm arbeitenden Einbildungskraft bedurfte Schiller zu seiner geistigen Nahrung vor allem Bücher. So bat er denn schon am zweiten Tage Reinwald um solche. Auf der Liste der Bücher, von denen er einige zu erhalten wünschte, standen außer philosophischen von Garve, Mendelssohn, Smith und Sulzer kritische und ästhetische von Gerard, Home, Lessing und Ramler, Shakespeares „Romeo und Julie“ (er wollte das Stück beim Schlusse seiner „Luise Millerin“ benutzen), Wielands „Agathon“ (etwa zu seinem „Imhof“?), St. Réals Geschichte des Karlos, Robertsons Geschichte Schottlands und Humes Geschichte Englands (zur „Maria Stuart“), Reisebeschreibungen, die er sehr liebte, und — Zimmermanns Schrift „von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft“. Mit „Luise Millerin“ wollte es so rasch nicht gehn; da-

gegen ſchrieb er die Zueignung des „Fiesko“ an ſeinen 1782
Lehrer Abel. Er habe hier, ſchreibt er, den Mann durch den ſtaatsklugen Kopf zu verwickeln und von der erfinderiſchen Intrigue Situation für die Menſchheit zu entlehnen geſucht; dabei ſei es der Dichtung vielleicht zu Gute gekommen, daß er mit dem Herzen bekannter als mit dem Kabinet ſei. In der öden Einſamkeit, die ſeine Sehnſucht nach Menſchen, dem „edlen Ebenbild Gottes“, faſt krankhaft erregte, wurde er durch einen Beſuch Reinwalds und der dieſem befreundeten Brüder Fleiſchmann erfreut; ein ihnen zu Weihnacht verſprochener Gegenbeſuch unterblieb, weil er „nicht mit Equipage genug verſehen war, um ſich ſonntäglich in der Stadt zu produciren“.

Ein lieblicher Stern ging ihm auf, als Frau von Wolzogen mit ihrer jetzt achtzehnjährigen Lotte vor Neujahr in Bauerbach eintraf. Es war das erſtemal, daß ſein Herz ſich von glühender Liebe ergriffen fühlte. Hatte in Stuttgart das heranwachſende Mädchen ihn auch lieblich angeſprochen, damals fühlte er kein Bedürfniß inniger Seelengemeinſchaft zur Begründung eines unzertrennlichen Doppellebens. Jetzt ſtand ſie zum erſtenmal in

Abb. 15. Charlotte von Wolzogen, nach einem Familiengemälde. Aus „Schillers Beziehungen“.

1782 vollster Entfaltung reiner Jugendblüte vor den erstaunten Blicken des Dichters, der sie nicht in gesellschaftlichem Kreise, sondern in ihrem eigensten Leben schaute. Wie ein Blitzstrahl erleuchtete ihn der Gedanke, in der Verbindung mit ihr erblühe ihm das volle Lebensglück, wie wenig auch seine aussichtslosen Verhältnisse die Verbindung mit dem unvermögenden adligen Fräulein zu gestatten schienen. Das sehnliche Verlangen nach endlicher Beruhigung seiner an jedem Glück verzweifelnden Seele verblendete ihn gegen alle Hindernisse.

Am 3. Januar 1783 begleitete er Frau von Wolzogen mit Lotten nach dem drei Stunden entfernten Waldorf, dem Gute ihres Bruders, des Würtembergischen Kammerherrn und Oberforstmeisters Dietrich Marschalk von Ostheim, wo er an diesem und dem dortigen Pfarrer eine angenehme Bekanntschaft machte. Nachmittags verließ er sie mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr. „Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen", schreibt er der Freundin Tags darauf. „Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen, wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen: sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt; es ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen." Nur sein „herzlichstes Kompliment" an ihre „liebenswürdige Lotte" wagte er der Empfehlung an ihren „vortrefflichen Bruder" beizufügen. Er hatte ihr einen Brief an die Herzogin von Gotha, Charlottens Pathin, wegen der von dieser zu ihrer Aufnahme in eine Pension bestimmten hundert Thaler, und ein Gedicht auf die Vermählung ihrer Pflegetochter Henriette Sturm an den Verwalter von Waldorf versprochen. In letzterm ergoß sich seine lyrische Muse, die so lang geruht hatte, in behaglicher Breite mit frischer Herzlichkeit. Besonders rühmte er Henriettens Pflegemutter, deren Leben ein schönerer Adel sei als der ihm verhaßte der Geburt. Seine Schilderung der Lust der Liebe, die uns an den

Schöpfer knüpfe, sollte wohl Lotten seine eigene Liebes- 1783
sehnsucht verrathen. Nach dem zweiten Besuche in Waldorf sprach Schiller seine Furcht vor der drohenden Trennung von seiner Wohlthäterin aus. „Es ist schrecklich", schreibt er ihr, „ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß." In der folgenden Woche kam er mit ihr in Meiningen zusammen, wo er den Hofprediger Pfranger kennen und verehren lernte, obgleich dieser gegen Goethes „Stella" und Lessings „Nathan" aufgetreten war. Vor ihrer am 24. erfolgten Abreise sah er sie in Waldorf. Lotte war kurze Zeit zu einer Amtmännin in Pension gegangen, erst später entschied es sich, daß sie ihre Mutter nach Stuttgart begleiten sollte. Damals muß er an sie einen Brief geschrieben haben, den die Amtmännin eröffnete und als ungehörig zurückhielt. Vier Monate später gedenkt er des Schicksals dieses Briefes. Um die Spürer nach seinem Aufenthalte irre zu leiten, gab er Frau von Wolzogen einen an sie gerichteten Brief, worin er von Hannover aus meldete, vielleicht gehe er nach England, ja nach Nordamerika, wenn dieses frei werde. Seinem Streicher berichtete er, Frau von Wolzogen habe seinen Aufenthalt bei ihr des Herzogs wegen nicht gern gesehen; deshalb gehe er zu einem Herrn von Wurmb, der gleich beim ersten Anblick sein Busenfreund geworden, nach dessen Gut im Thüringerwalde. Er wußte, daß manche gerade sich bei Streicher seinetwegen erkundigten, und so wurde die falsche Nachricht, die freilich zu dem Briefe an Frau von Wolzogen nicht stimmte, am leichtesten verbreitet.

Wie dringend er auch die Vollendung seiner „Luise Millerin", schon des Honorars wegen, wünschen mußte, so ergriff ihn doch jetzt sein „Karlos" mit Allgewalt. Dennoch ließ er sich durch Reinwald bestimmen, nach den An-

1783 gaben des Herzogs von Meiningen ein Spottgedicht auf die raſchen militäriſchen Anſtalten zu machen, die der Koburger Hof während der Krankheit deſſelben zum Einrücken in Meiningen gemacht. Reinwald ließ es, natürlich unter einem angenommenen Namen (Schiller nannte ſich Simeon Krebsauge, Baccalaur), ins Meininger Wochenblatt einrücken. Da geſchah das Wunder, daß Dalberg ſich an Schiller, den er ſo ſchnöde mißhandelt hatte, mit der Frage wandte, wie es mit ſeiner „Luiſe Millerin" ſtehe, von der er durch die Schauſpieler vernommen hatte. Schiller entgegnete darauf, in treffender Vergeltung der brutalen Zurückweiſung ſeines „Fiesko", das Stück habe viele Fehler, aber der Freiherr war jetzt auf einmal aller Höflichkeit voll, er wollte es ſogleich haben, ja er bezeichnete die angegebenen Fehler als Tugenden für die Bühne. Schiller ward hierdurch beſtimmt, ſtatt am „Karlos" fortzudichten, zuerſt das ältere Stück zu beenden, doch wollte er es vorab der bedeutenden Weygandſchen Buchhandlung in Leipzig zum Verlage anbieten. Reinwald bat ihn, für die zur Feier der Wiedergeneſung ſeines Herzogs an deſſen Geburtstag, dem 4. Februar, beabſichtigte Aufführung eines Kinderſtückes Prolog oder Epilog zu dichten. Auch dieſe wunderliche Bitte vermochte er nicht abzuſchlagen, und ſo warf er einen kurzen, die Wirkung der dramatiſchen Muſe bezeichnenden Prolog hin, wie ſchwer es ihm auch fiel, da ihm „zwei Schauſpiele großen Inhalts" im Sinne lagen, ſich zu einer ſolchen Arbeit herabzulaſſen. Wenn er ſich beſtimmen ließ, für den Meininger Herzog zu dichten, dem er ſich doch, weil er inkognito zu bleiben wünſchte, nicht vorſtellen ließ, ſo dachte er, derſelbe würde ihn dieſer Gefälligkeit wegen ſchützen, wenn ſein Herzog wirklich ſeinen Aufenthalt erführe. Dieſer hatte indeſſen einen Ausflug nach Sachſen gemacht. In Leipzig hatte ihm Weygand, der von Schillers Flucht nichts wußte, den Verfaſſer der „Räuber" als ſeinen berühmten Unterthan geprieſen.

Frau von Wolzogen hatte ihre Abwesenheit auf vier- 1783
zehn Wochen bestimmt. Wie froh er sei, daß die erste nun glücklich vorüber, meldet er ihr am 1. Februar. Seine Wünsche und Thränen hätten sie begleitet und würden ihr überallhin folgen. Dabei äußert er seine Freude, daß ihre Lotte mit ihr habe reisen dürfen, obgleich er selbst bei deren Zurückbleiben gewonnen hätte. Auf das Zusammenleben mit ihnen im nächsten Sommer freute er sich innig. „Heute haben wir einen so trefflichen Frühlingstag", schreibt er, „daß mir die ganze Zukunft, die so angenehm vor mir liegt, zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann sein, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen. Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß' ich einen Raubvogel." Aber nur zu bald stellte sich der Wege und Stege völlig ungangbar machende Winter wieder ein. Die Einsamkeit in seiner „grillenhaften Zelle", zu welcher er sich meist verdammt sah, war ihm so widerwärtig, daß er oft seine Kost gern für eine erträgliche menschliche Gesellschaft hingegeben hätte. Lebhaft fühlte er, daß selbst das Genie eines äußern Anstoßes bedürfe. „Mühsam und wirklich oft wider allen Dank", schreibt er, „muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem guten denkenden Freunde sonst anwandelt; oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsere Gedanken müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden." Mit Lotten hatte er verabredet, daß sie das Schachspiel lerne, was er auch thun wolle, damit sie sich mit diesem scharfsinnigen Spiel unterhalten könnten. So übte er sich denn jetzt mit dem Schulzen zuweilen im Schachspiel, bei dem er Lottens gedachte. Sein Herzog kam in diesen Tagen nahe an Meiningen vorüber, da er über Gotha zurückkehrte; am 16. war er in Jena und Weimar gewesen, wo er sich besonders mit dem ihm von Stuttgart aus bekannten Geheimerath Goethe unterhalten, Wieland unbeachtet gelassen hatte.

1783 Weygand nahm mit Freuden die „Luiſe Millerin" an, wollte aber Schiller ſchon am Anfang „breit ſchlagen". Da der Druck erſt zu Oſtern beginnen könne, möge er ihm zu dem Stücke auch noch eine proſaiſche Geſchichte liefern. Schiller lehnte dies ab, verſprach dagegen ſeine „Maria Stuart", wozu ihm Reinwald noch weitere Quellen verſchaffen ſollte. Auf der Berliner Bühne unter den Augen des großen Königs waren nun ſeine „Räuber" mit unendlichem Jubel aufgenommen worden; auch hatte das „Deutſche Muſeum" eine Ode auf ihn als den Deutſchen Shakeſpeare gebracht. Indeſſen wollte es mit der „Maria Stuart" ſo wenig vorwärts gehen, daß er noch zwiſchen ihr und ſeinem „Imhof" ſchwankte, und mit Weygand konnte er ſich über das Honorar der „Luiſe Millerin" nicht verſtändigen. Da traf ihn die Kunde, daß ein Meininger, von Winkelmann, der mit ihm als Kamerad auf der Militärakademie geweſen, ſchon im März 1780 als Lieutenant der Nobelgarde ausgetreten war, ſich nicht abhalten laſſe, Frau von Wolzogen nach Meiningen zu begleiten. Sofort ſchrieb er der Freundin, wie leid es ihm auch thue, müſſe er in dieſem Falle ſie verlaſſen, da ſeine Entdeckung dann unvermeidlich ſei. Doch nicht dieſe Furcht allein trieb ihn dazu, vielmehr die Ahnung, daß der auf ſeinen Adel ſich etwas zu Gute thuende Spötter ſein Nebenbuhler bei Charlotten ſein und über ihn den Sieg davon tragen werde.

Noch ehe er auf dieſe leidenſchaftliche Erklärung Antwort erhalten konnte, erwiderte er endlich Dalberg. Während er dieſen auf das neue Stück, über deſſen Druck er ſchon mit einem Verleger unterhandelt habe, neugierig macht, reizt er ihn durch die Mittheilung, daß er an einem „Karlos" und einem Trauerſpiel vom Prinzen Konradin arbeite, damit er daraus abnehme, ſeine dramatiſche Ader ſei nichts weniger als erſchöpft. Wie ſehr er auch des Geldes bedurfte, er ließ die Sache eben in der Schwebe, ja „Luiſe

Millerin", die er doch früher nicht rasch genug gedruckt haben konnte, blieb über „Karlos" liegen, da dieser ihn mit unwiderstehlicher Gewalt anzog. 1783

Im Anfange des Frühlings mußte er sich wegen eines Anfalls von Schwindel zu einem Aderlaß entschließen. Auch beunruhigte ihn die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter. Er schweifte jetzt viel in der Umgegend umher, sprach häufig bei den Geistlichen in Bibra ein, mit denen er zuweilen bis in die Nacht sich lebhaft unterhielt, kam in Untermaßfeld, in der Mitte zwischen Bauerbach und Meiningen, mit Reinwald zusammen, besuchte dort den schon damals als Numismatiker bekannten Pfarrer Rasche; auch in Ritschenhausen ward er mit dem Pfarrer bekannt. Mit den Leuten des Dorfes, besonders mit dem Wirthe, kam er in nähere Beziehung. In Erwartung seiner Wohlthäterin und Lottens machte er sich viel im Garten zu thun, wo ihm die Hütte ein lieber Aufenthalt wurde, ja auch eine Kegelbahn legte er sich an.

Unterdessen ging ihm sein knapper Geldvorrath auf. In seiner Noth wandte er sich an Reinwald, der sich ganz unglücklich fühlte, daß er selbst in übler Lage sei und nicht helfen könne. Schiller suchte ihn deshalb zu beruhigen; er sei nur dadurch in Verlegenheit gekommen, daß die Unterhandlung mit Weygand, der gleich zahlen wollte, sich zerschlagen, ein paar Carolin, die er noch für seinen „Fiesko" zu erhalten habe, und der Werth einer in Mannheim zurückgelassenen Uhr nicht eingelaufen; doch werde die Sache bald gehoben sein. Da mußte er denn den Schulzen um eine Anleihe angehen.

Mit dem immer mächtiger eintretenden Frühlingsleben schwoll auch die Brust des Dichters drang- und glutvoller. Ganz erfüllt von seinem „Karlos" schreibt er am 14. April in der Gartenhütte an Reinwald, welchen sein übersprudelnder Enthusiasmus jetzt für den edlen Mann hält, der so lange ihm gefehlt, der ihn mit allen seinen Schwächen

1783 und zertrümmerten Tugenden besitze. „Ich hätte vielleicht groß werden können", bemerkt er, „aber das Schicksal stritt zu früh wider mich." Jede Dichtung, stellt er sich vor, sei nur enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Der Dichter müsse weniger der Maler seines Helden, er müsse mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Deshalb habe ihn der Leisewitzische „Julius von Tarent" mehr als Lessings „Emilie" gerührt. So habe er jetzt den „Karlos" gewissermaßen statt seines Mädchens, trage ihn auf dem Busen, schwärme mit ihm durch die Gegend. Das Stück werde die Seele von Shakespeares „Hamlet", Blut und Nerven von Leisewitz, aber den Puls von ihm selbst haben. Außerdem wolle er hier in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit rächen.

Jetzt endlich war „Fiesko" zu seiner Freude ausgedruckt, auf dessen erste Anzeigen er sehr gespannt war. Auch beruhigte ihn Frau von Wolzogen über die Ankunft Winkelmanns, dagegen erlebte er in Bauerbach einen Streit zwischen dem Schulzen und den Bauern, wobei beide Parteien sich an ihn wandten. Von „Karlos" trieb es den Dichter doch endlich wieder zu seiner „Luise Millerin", um freie Bahn für jenen zu gewinnen und Dalberg, der ihn jetzt drängte, zu befriedigen. Aber es ging nicht so rasch, wie er gedacht; besonders mit Rücksicht auf die Bühne mußte er viel verändern; dabei fühlte er durch den Zwang, den ihm die Eile auflegte, sich oft „alle Flügel abgeschnitten". Auch beunruhigte ihn die Nachricht, daß Lotte mit einem Herrn von Pfaffenrath verlobt sei, die sich freilich als ungegründet erwies, als Frau von Wolzogen ihrem Versprechen gemäß gegen den 20. Mai in Bauerbach ankam. Noch am 10. war Schiller in Meiningen gewesen, wo er besonders über seine „Luise Millerin" sich mit Reinwald unterhielt. Am folgenden Morgen eilte er, ohne von diesem sich zu verabschieden, nach Bauerbach zurück; denn

es war Sonntag, auf den er sich nicht vorgesehen, und es galt zu einem festlichen Empfange der Gutsherrin alles anzuordnen, worüber denn „Luise Millerin" ganz liegen blieb. Schiller hatte dabei seine Hände voll, da die Bauern unanstellig waren und er alles leiten mußte; dafür genoß er aber auch die Wonne, seiner Wohlthäterin einen vergnügten Tag zu bereiten. „Von dem äußersten Ende des Ortes ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen", meldet er in der Freude seines Herzens an Reinwald. „Am Hofe des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet. Vom Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgestopft war. Wir hatten artige Musik mit Blasinstrumenten und der Pfarrer von Bibra hielt eine Einzugsrede u. s. w." Immer inniger schloß er sich jetzt an Frau von Wolzogen und ihre Tochter an. Mit der letztern freute er sich besonders Schach zu spielen. Ueber Charlottens romanhaftes Verhältniß zu Winkelmann hatte ihm die Mutter offene Mittheilungen gemacht, und er liebte diese zu sehr, als daß er ihrem Glück hätte entgegen sein können, wie viel er selbst auch dabei verlor. Ihrem Bruder, seinem Freunde Wilhelm, der ihm die Sorge für seine geliebte Lotte anvertraut hatte, bemerkte er, daß er ihn um diese liebenswürdige Schwester beneide. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — so kenn' ich Ihre Lotte und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu übernehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen so schnell gethan ist." Als die Mutter mit der Tochter nach Meiningen gegangen, um dort die Herzogin von Gotha wegen des Pensionsgeldes zu sprechen, schrieb er dieser: „Denken Sie daran, daß Sie nichts als elende hundert Thaler dran setzen, aber für sich und die Lotte und auch für mich [dadurch, daß sie mehr in Bauerbach war] alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze

1783

1783 Penſion ab, ſo will ich alle Jahre eine Tragödie mehr ſchreiben und auf den Titel ſetzen: Trauerſpiel für die Lotte.“ So ſehr fühlte er damals durch die Liebe auch ſeine Schaffungskraft gehoben. An Lotten ſchickte er dabei Blumen. Da Frau von Wolzogen ſtatt Abends mit ihm in Maßfeld bei der Pächterin zuſammenzutreffen, die Rückkunft zwei Tage verſchob, gerieth er faſt in Verzweiflung. „Ach, meine Beſte — in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlaſſen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung ſo bedürftig als eben jetzt, und weit und breit iſt niemand, der meiner zerſtörten wilden Phantaſie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerſtreuung thun? Ich weiß nichts als Ihnen zu ſchreiben, aber ich fürchte mich ſelber in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr, als Sie hören ſollten und ich verantworten kann. Sehr gern ſchrieb ich an Ihre Lotte [die dieſe Tage bei der Frau Amtmann war], aber ich ſcheue das Schickſal meines vorigen Briefs, und ſolche Briefe, als die Amtmännin leſen darf, muß mich ein anderer ſchreiben lehren. Gottlob, daß indeſſen die Herzogin von Gotha ſo kurz mit Ihnen angebunden; wäre ſie doch recht grob! Ich wollte Gott danken für Ihre Lotte; denn auf dieſe Art würden Sie, meine Freundin, ein übriges thun. Es bleibt dabei, ich ſchreibe eine Tragödie mehr, ſobald die Herzogin ihre Penſion zurücknimmt, und die Lotte ſoll die Pränumeration davon haben.“ Wie gewaltig die Leidenſchaft für dieſe ſein ganzes Daſein verrückt hat, verrathen ſeine weitern Aeußerungen. Frau von Wolzogen hatte ihm mitgetheilt, daß man in Meiningen wiſſe, wer ihr Dr. Ritter ſei. Dieſe Kunde, die ſich nicht beſtätigte, hatte ihn in ſolche Aufregung verſetzt, daß er den, welcher ihm den Dienſt gethan, ſelbſt wenn er ſein erſter Freund wäre (er kann nur an Reinwald denken), haſſen zu müſſen erklärte, ja die Freundin um Hülfe zu deſſen Entdeckung bat. Jetzt könne er, ohne ſich lächerlich zu machen, ſein Inkognito nicht beibehalten, er müſſe in ſeinem Namen in Geſellſchaften gehen und den Dummköpfen, die ſo hoch aufgelauſcht hätten, Impertinenzen ſagen; denn es gelte, den Reſpekt, der ſeinem Namen ge-

bühre, zu behaupten. „Doch ich bin wol ein Thor", ſpringt 1783
er plötzlich um; „jetzt liegt mir auch an dieſem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unſterblichen Ruhmes ſo gut als eine Galanterie ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich ſchenke Ihnen meinen dichteriſchen Lorber in die nächſte boeuf à la mode und trete Ihnen meine tragiſche Muſe zu einer Stallmagd ab, wenn Sie ſich Vieh halten. Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben." Dabei führt er die ſchwärmeriſche Aufforderung Leonorens an Fiesko an, alles prahlende Nichts abzuwerfen und mit ihr in romantiſchen Fluren ganz der Freundſchaft zu leben. „Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin, und weh mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten ſoll. Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, verſteht ſich! Ich werde es auch wol bleiben laſſen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage ſchon unerträglich ſind. Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit der ungeheuerſten Hinderniß, und ich weiß es, ich überwinde ſie." Obgleich er beim Ueberleſen findet, daß der Brief toll ſei, unterdrückt er ihn nicht; ſei er mündlich ein Narr, ſo werde er ſchriftlich wol „nicht viel Weiſeres" ſein. Da hört er, daß in Meiningen ein Stuttgarter Herr (es war der Oberhofmeiſter von Künsberg) mit vier Pferden angekommen ſei, der ſich nach ihr erkundigt habe. Seine Eiferſucht ſagt ihm, es ſei Pfaffenrath oder Winkelmann. In letzterm Falle ſolle ſie ihm einen Expreſſen ſenden; denn dann gehe er nach — Weimar. Trotzdem bittet er ſie, ihm Klopſtocks „Meſſias", der ihn in lichte Höhen verſetzen ſoll, und den ſchwermüthigen Oſſian mitzubringen. Frau von Wolzogen erſchrak über die ungeheure Leidenſchaft, die nicht bloß ſein, auch ihr eigenes Glück zu zerſtören drohte; denn was ſollte aus ihrer Lotte werden, an der Seite eines Dichters, dem die Leidenſchaft alle Beſonnenheit raubte, der darüber nicht allein ſeine hohe Beſtimmung, welche ſie ſelbſt mit

1783 Begeisterung erfüllt hatte, sondern auch die Pflichten gegen die Seinen vergaß, die auf ihn ihre ganze Hoffnung gesetzt. Vergebens waren die Mahnungen des Vaters und der Schwester, denen er noch vor kurzem von seinen glänzenden Schriftstellerausſichten geschrieben hatte, er möge seine Zeit doch nicht in träumerischem Nichtsthun vergeuden und dabei einer keineswegs wohlhabenden vornehmen Dame zur Last fallen. Auch Reinwald wünschte, daß er von seiner Wohlthäterin wegkomme, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen habe; im Herbst müsse er nach einer großen Stadt, wo er ein gutes Deutsches Theater sehe; denn wie unendlich viel er selbst auch als Freund dabei verliere, lieber wolle er doch „all sein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten und künftig großen Mannes aufopfern". So schrieb er an Christophinen, von welcher er einen zufällig bei ihm liegen gebliebenen Brief an den Bruder gelesen; so viel „reifes Denken und so viel herzliche, besorgte Wohlmeinung" hatte er darin gefunden, daß er ihn sich abschrieb und ihr seine Ansicht über die Lage ihres Bruders mittheilen mußte.

Frau von Wolzogen ließ, obgleich die Herzogin ihre hundert Thaler aufgesagt hatte, Lotten zunächst bei der Amtmännin, doch sollte sie vor Pfingsten (den 8. Juni) zum Besuche kommen. Reinwald hatte Schiller vorgeschlagen, nach der Mitte des Monats mit ihm eine Reise zu seinen Verwandten nach Gotha und Weimar zu machen, wo er ihn mit Gotter und Wieland bekannt machen wollte, auch wohl gar Goethe zu sprechen gedachte. Schiller war anfangs auf diesen vielversprechenden Plan eingegangen, aber schon vor Ankunft seiner Wohlthäterin hatte er abgesagt und jetzt, wo er Lotten entgegensah, konnte er noch weniger an eine Entfernung von Bauerbach denken. Zu Pfingsten kam außer Lotten auch die älteste Schwester der Wolzogen, Wilhelmine, die als Stiftsdame in dem von der

Familie Marschalk gegründeten adeligen Jungfernstifte in Wasungen lebte, eine gebildete, in schriftstellerischen Versuchen sich gefallende Dame. Schiller war diese Zeit über sehr glücklich. Mit Lotten wurde viel Schach gespielt, aber mehr erfreute es ihn, ihres freien Umganges zu genießen. An Reinwald schreibt er, sie sei für ihn ein wahres Studium; so viel Güte und Unschuld habe er selten gefunden. Pfingstdienstag war ein lustiger Tag. Die Bauern bekamen im Hofe einen Eimer Bier und selbst die Alten tanzten, da es an jungen Männern fehlte, bis zehn Uhr Abends. „Bauerbach ist gewiß keine Barbarei", bemerkt Schiller, der sich hier immer heimischer fand, gegen Reinwald. „Ich habe schon manche Feinheit an den Leuten entdeckt, die mir um so schätzbarer war, je weniger ich sie der rohen Natur zugetraut hätte. Vielleicht sind diese Menschen von den übrigens sich besser Dünkenden nur wie die Gipsfigur von dem Gemälde unterschieden." Er hatte Reinwald versprochen, ihm seine „Luise Millerin", um Urtheile darüber zu hören, mit auf die Reise zu geben, aber wie hätte er in den Tagen, wo er sich der Gegenwart Lottens erfreute, Zeit und Lust gefunden, an seinem Stücke zu arbeiten! 1783

Erst nach der Geburtstagsfeier der Frau von Wolzogen (am 18. Juni) verließ Lotte Bauerbach. In Folge der Meldung Wilhelms, Winkelmann habe sich höchst unzart über Lotten geäußert, hatte Schiller zu seiner Freude entdeckt, daß eine „ansehnliche Provinz" von Lottens Herzen „diesem Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehöre". So durfte denn seine Liebe wieder frische Hoffnung schöpfen, die er freilich der Mutter nicht gestehen, aber doch dem Bruder andeuten konnte. Noch immer dachte er in Bauerbach zu bleiben, wo er besser arbeiten zu können glaubte, wie wenig dies auch bei seiner Aufregung wirklich der Fall war. Außer den Vorwürfen, die er von Hause erhielt, quälte ihn nur die Sorge, daß sein Aufenthalt dem Herzog bekannt werde und seiner Wohlthäterin dessen Zorn zu-

1783 ziehe. Deshalb wollte er jetzt in einem von Frankfurt aus datirten Briefe um seinen Abschied beim Herzog einkommen. Aber ganz anders sollte es kommen.

Frau von Wolzogen fühlte sich doch zuletzt durch Schillers lässiges Hinträumen, das alle seine Kraft zu verzehren drohte, so beunruhigt, daß sie eines Tages, als sie zusammen im Walde spazierten, ihm den Vorschlag machte, in Mannheim persönlich über „Luise Millerin", die er rasch vollenden solle, und wo möglich über weitere Stücke mit Dalberg abzuschließen. Schiller konnte nicht leugnen, daß ein solcher äußerer Antrieb ihm förderlich sein werde, doch bestand er darauf, daß seine Abwesenheit nur wenige Wochen dauere, er spätestens, wenn Dalberg ihm den Antrag, beim Theater zu bleiben, machen sollte, im Frühling zurückkehre. Der klugen, um sein Wohl ernstlich besorgten Frau gab er sein Ehrenwort, daß er nicht den ersten Schritt zu einer Anstellung beim Theater thue. Fest stand sein Entschluß, für immer in Bauerbach zu bleiben. Frau von Wolzogen erkannte auch hierin mit Freude Schillers edle Natur, doch glaubte sie nicht, daß er dieses Versprechen, wie ehrlich es ihm auch gemeint war, halten könne, nur mochte sie seine schönen Träume nicht durch eine Einrede stören. Daran, daß Dalberg den Sommer über nicht in Mannheim sein werde, dachten sie beide nicht. Zur Reise mußte nun vor allem Geld herbeigeschafft werden, das Schiller nur auf den Namen seiner Wohlthäterin borgen konnte. Ein Jude Israel lieh die bescheidene Summe; aber auch das vom Schulmeister und vom Wirth geliehene Geld hatte der Dichter noch nicht bezahlen können, und so mußte er diese auf seine Rückkunft vertrösten. Schon am 10. Juli theilte er Reinwald den Entschluß seiner Reise mit, die ihn hindere, ihm seine Handschrift der „Luise Millerin" vorzulegen; Ziel und Zweck derselben wagte er ihm nicht zu verrathen. Er werde, schrieb er, an der Schwäbischen Grenze mit seinem Onkel aus London, seinem uns bekannten Pathen J. Chr.

Schiller, zusammentreffen, durch den er in England bekannt 1783
zu werden hoffe. Dasselbe wiederholt er dem eben zurückgekehrten Freunde unmittelbar vor der Abreise. Auf vier bis sechs Wochen gehe er nach Frankfurt oder an die Würtembergische Grenze, da er den aus England angekommenen Vetter, wie er ihn hier nennt, aus tausend Gründen nicht gern entwischen lassen möchte. Vielleicht erhalte er durch ihn das Bürgerrecht auf dem Londoner Drurylanetheater, da seine Arbeiten sich dem Englischen Geschmacke, nach dem er sich gebildet habe, mehr als dem Deutschen näherten. Der Pathe Schillers scheint damals wirklich nach Schwaben zurückgekehrt zu sein. Zwei Jahre später hatte er eine Buchdruckerei in Mainz. An Wilhelm von Wolzogen schrieb Schiller einen von Frankfurt aus datirten Brief, mit dem dieser die Leute irre führen sollte, als sei er auf dem Wege nach Amerika. In der Frühe des 24. fuhr er in einem Wagen der Frau von Wolzogen nach Frankfurt. Schon am Morgen des zweiten Tages sandte er der Freundin ein Lebenszeichen zu. „Glauben Sie mirs, meine Theuerste", schrieb er, „je tiefer ich die Welt kennen lerne und je mehr ich unter Menschen gehe, desto tiefer graben Sie sich in mein Herz, und desto theurer werden Sie mir. Sie werden gestern einen traurigen Tag und ohne unsere Lotte noch einen traurigern Abend auszustehen gehabt haben, aber der Tag und Abend meiner Wiederkunft sollen Sie gewiß vollkommen dafür belohnen." Den folgenden Abend traf er in Frankfurt ein. Am andern Morgen fuhr er in aller Frühe, weil er das theure Leben in Frankfurt fürchtete, statt eine Gelegenheit abzuwarten, sogleich nach Mannheim, wo er Abends im Theater den befreundeten Schauspielern eine angenehme Ueberraschung zu machen gedachte. Mit fünfzehn Laubthalern (1 Thlr. 8 Gr.) kam er in Mannheim an; davon legte er fünf für die Rückreise zurück, die übrigen zehn reichten, da er sich sparsam einrichtete, sogar auf das Frühstück verzichtete, auf etwa drei Wochen. Aber sein

1783 Schicksal hielt ihn länger in Mannheim zurück; dort sollte er die Zustände des Theaters und ganz neue Verhältnisse kennen lernen, aber nach manchem bittern Kampfe, ohne Förderung seiner äußern Verhältnisse, in solche Wirren gerathen, daß er eines rettenden Armes bedurfte.

Fünftes Buch.

Der Theaterdichter.

1.

Schiller hätte die Zeit nicht ſchlechter treffen können. Dalbergs Rückkunft von ſeinem Gute zu Hernsheim ward erſt in vierzehn Tagen erwartet, Iffland und andere bedeutende Schauſpieler hatten Urlaub, und man gab nur fade Stücke, wie ſie die in Oggersheim wohnende Kurfürſtin liebte. Dazu herrſchte die unerträglichſte Hitze. Auch die auferlegte Sparſamkeit drückte Schiller. Das Beſte war die von Meyer, in deſſen Hauſe er die freundlichſte Aufnahme gefunden, ihm beſorgte Wohnung, neben dem Schloßplatz in dem ſogenannten Hubertushauſe (L 2 Nr. 2), wo er eine vortreffliche Ausſicht auf den Platz hatte. Für Zimmer, Mittag- und Abendeſſen zahlte er wöchentlich nur zwei Konventionsthaler. Zu ſeiner Freude traf er noch den guten Streicher, der den unerwartet bei Meyer gefundenen Freund mit herzlichem Jubel begrüßte. Auch that es ihm wohl, daß ihn die Wirthsleute zu Oggersheim mit rührender Herzlichkeit empfingen. Am förder-

1783 lichſten war ihm die Freundlichkeit ſeines Verlegers Schwan, in deſſen ihm immer offen ſtehenden gaſtfreien Hauſe am Paradeplatz (G 1 Nr. 5) er manche Bekanntſchaft machte. Hier trat auch die eben im neunzehnten Jahre ſtehende ältere Tochter Margareta, die nach dem Tode der Mutter ſich des Haushalts annahm, ihm anmuthig entgegen. Sie war ein blühendes, heiteres, vielſeitig gebildetes Mädchen,

Abb. 16. Margareta Schwan. Nach Götz „Geliebte Schatten".

aus deſſen großen Augen Geiſt und Gemüth ſprachen, und nahm an dem jugendglühen, wenn auch in ſeiner äußern Erſcheinung etwas nachläſſigen Dichter lebhaften Antheil. Schwan war mit Schillers „Luiſe Millerin", die er ihm vorlas, ſehr zufrieden; auch zeigte er ihm Briefe Wielands, nach denen dieſer „warm für ihn fühlte und groß von

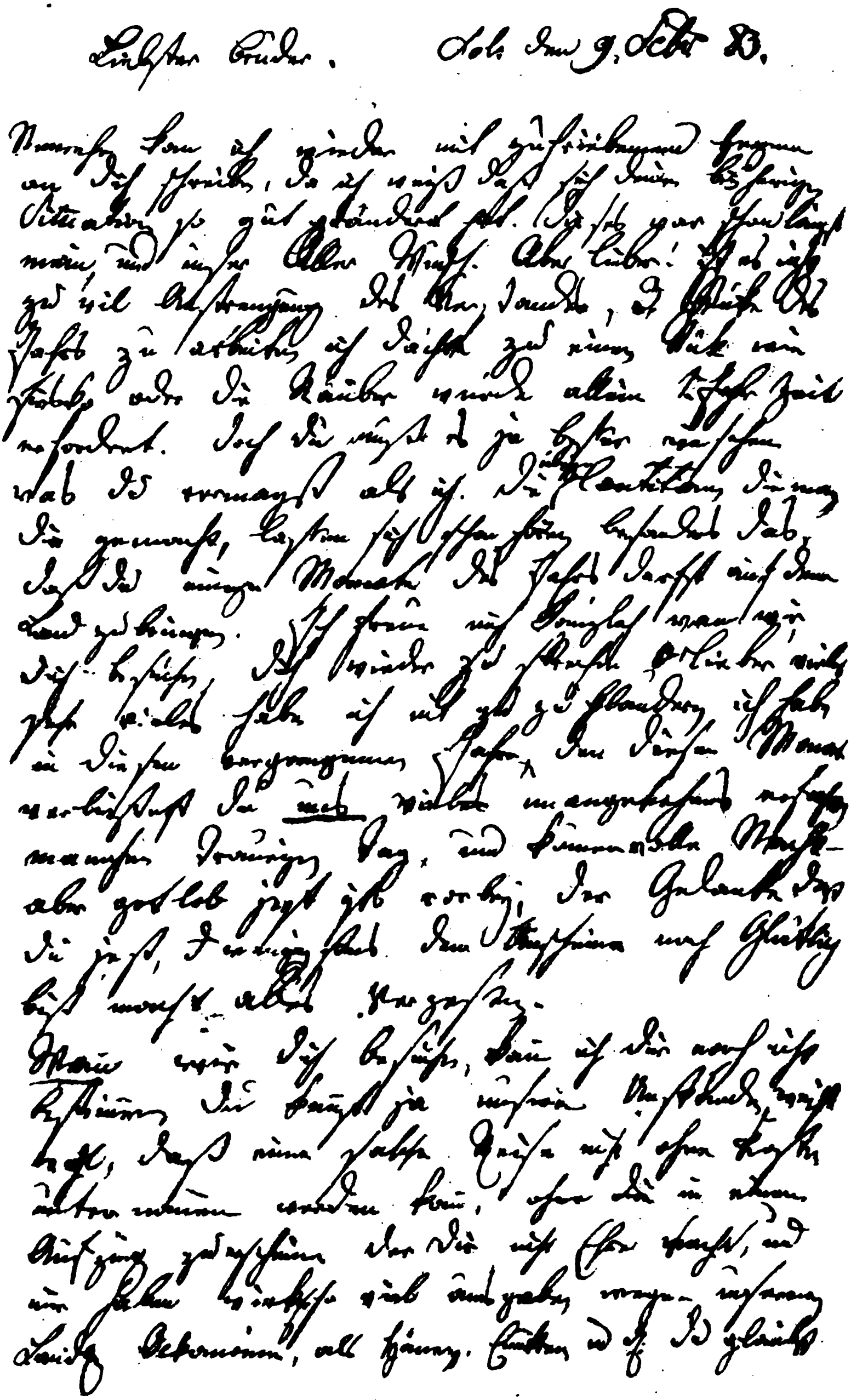
ihm urtheilte", ja ihn einen Halbgott nannte, obgleich sein 1783
„Merkur" seiner nicht gedachte. Von Dalberg sollte er sich die Einnahme der ersten Vorstellung seiner Stücke aushalten, wonach er von „Fiesko" und seinem neuen Drama, das er nach einem halben Jahre drucken lassen könne, 400 bis 500 Gulden ziehen werde. Freilich wäre Schiller mit der Hälfte zufrieden gewesen; überhaupt waren seine Wünsche damals so bescheiden, daß er sich glücklich schätzte, könne er in Bauerbach, wo zu leben sein einzig ersehntes Glück war, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, jährlich 400 Gulden ziehen. Schwan rieth ihm, Abschriften seiner Bearbeitungen an die Berliner, Hamburger und Wiener Bühne zu schicken, die ihm wohl einen Preis dafür zuerkennen würden. Vierzehn Tage nach seiner Ankunft schreibt er der Freundin: „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert, und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, tausend zu verderben." Frau von Wolzogen hatte ihn gemahnt, den Menschen nicht zu viel zu trauen, nur der Stimme seines Innern zu folgen. Einen Brief an Lotten hatte er, wie er der Mutter verräth, zerrissen, weil er ihr unmöglich kalt schreiben und die Amtmännin keinen warmen sehen könne. „Grüßen Sie mir alle Plätze in Bauerbach", schließt er, „und lassen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben und der] von keinem stolzern verdrängt werden soll, lassen Sie mich, beste Mama, mich Ihren zärtlichsten Sohn nennen." Die in ihren Verhältnissen bedrängte, nicht ohne Sorge in die Zukunft schauende edle Frau freute sich der dankbaren Gesinnung des Dichters, dessen Herz sie eben so hoch schätzte wie seinen mächtigen Geist, aber sie hoffte, daß der Strom der Welt ihn ergreifen und er dann den Gedanken an eine Verbindung mit ihrer Tochter aufgeben werde.

1783 Dalberg, der am 11. Auguſt eintraf, empfing ihn mit höchſter Freundlichkeit auf dem Theater. Den folgenden Tag hatte er eine lange Unterredung mit ihm in ſeinem Hauſe. „Der Mann iſt ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht und eben ſo ſchnell wieder verpufft", berichtet er unmittelbar darauf nach Bauerbach. „Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hieſiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein „Fiesko" ſoll hier gegeben werden, und man iſt wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um und ſetze die Vorſtellung durch. Morgen wird meine „Luiſe Millerin" in großer Geſellſchaft, wobei Dalberg den Vorſitz hat [in der Ausſchußſitzung], vorgeleſen, und dann wird ſichs entſcheiden, ob ſie hier vorgeſtellt wird. Dalberg verſprach mir zu Gefallen meine „Räuber" und einige große Stücke ſpielen zu laſſen, um die Stärke der Schauſpieler daraus zu beurtheilen und mich in Feuer zu ſetzen. Meine „Räuber" ſollten mich freuen." Dalberg erkannte, wie vortheilhaft ihm der Dichter bei ſeinem Theater ſei; auch wußte er, daß der Herzog von Würtemberg ihm ſeine Anſtellung nicht mehr verübeln werde. Schiller machte darauf einen Ausflug nach Heidelberg und Schwetzingen. Bei Schwan und Dalberg war er häufig zu Gaſte. So ſpeiſte er auch am Sonntag den 31. beim Intendanten zu Mittag, wo dieſer ihm einen Vertrag zu ſeiner ihm ſchon früher angetragenen, vorläufig auf ein Jahr beſtimmten Anſtellung als Theaterdichter vorlegte. Schiller hatte eben durch einen Brief von Bauerbach erfahren, daß Winkelmann dort nächſtens zwei Monate zubringen werde; da er mit dieſem unmöglich zuſammen ſein konnte, ging er gern auf den Antrag ein, wünſchte nur einige Aenderungen und ließ ſich das Verſprechen eines Vorſchuſſes von 200 Gulden zu ſeiner Einrichtung geben. Dalberg erſuchte ihn auch um eine Kritik des von Klein eingereichten „Sickingen" und um einen Bericht über die am Abend ſtattfindende Vorſtellung der „Räuber". Anton Klein, elf Jahre älter als Schiller, war Jeſuit geweſen, nach Aufhebung des Ordens

Professor der Dichtkunst und Philosophie, auch Geschäfts- 1783
führer und Sekretär der Deutschen Gesellschaft geworden, und durch seine Wirksamkeit und Stellung ein angesehener Mann. Außer christlichen Stücken hatte er schon 1776 ein Singspiel „Günther von Schwarzburg" gedichtet, Metastasios „Tod der Dido" und anderes übersetzt, auch sonst manches Schönwissenschaftliche geschrieben. Besonders drang er auf volksthümliche Stoffe und Reinheit der Sprache. Für Schiller war es von größter Bedeutung mit einem so wirksamen wie einsichtsvollen und wohlwollenden Manne in freundlicher Beziehung zu bleiben. Die bei vollem Hause denselben Abend stattfindende Vorstellung der „Räuber" gereichte dem Dichter zu ausnehmender Zufriedenheit, die er gern bei Dalberg „glühend ausgeschüttet" hätte. Aber schon am folgenden Tage befiel ihn das kalte Fieber, das in Folge der bei der ungeheuern Hitze aus dem morastigen Festungsgraben sich entwickelnden bösen Luft die Stadt schrecklich heimsuchte. Dieser böse Dämon sollte seine schönen Aussichten grausam zerstören. Als Schiller am Ende der Woche den mit den besprochenen Aenderungen abgeschriebenen Vertrag zurücksandte, bedauerte er, daß er bis jetzt für alles solide Denken verloren gewesen, da auch nach den Fieberanfällen sein Kopf nicht frei sei. Er verpflichtete sich als Theaterdichter vom 1. September ab ein Jahr in Mannheim zu bleiben und der Bühne außer „Fiesko" und „Luise Millerin" noch ein drittes Stück zu liefern, doch sollte er die heißen Sommermonate anderswo zubringen dürfen. Außer dem Jahresgehalte von 300 Gulden erhielt er die Einnahme von einer von ihm selbst auszuwählenden Vorstellung jedes Stückes, der Druck war ihm freigegeben. Hiernach berechnete er seine Einnahme bis nächsten August freilich übertrieben hoch, wenn er auch drei Benefizvorstellungen hatte und zwei Stücke drucken ließ, auf 1200 bis 1400 Gulden, von denen er 400 bis 500 zur Tilgung seiner Schulden verwenden wollte. Seine neue Stellung

1783 meldete er sogleich nach Hause. Wir geben hier ein Facsimile der Antwort der Schwester mit einer Nachschrift der Mutter. Bei dem lange andauernden Fieber hatte er sich der besten Pflege, besonders von seiner Freundin Meyer, zu erfreuen, deren Gatte der traurigen Krankheit schon am 2. September zu Schillers Herzeleid erlegen war. Sein Zimmer war, was freilich seiner Genesung nicht förderlich sein konnte, nie von Besuchen leer. Die Schauspieler, von denen jetzt Rennschüb zum ersten Ausschuß gewählt wurde, Schwan, Dalberg, Klein stellten sich bei ihm ein, auch der von der katholischen Geistlichkeit seiner Freisinnigkeit wegen verfolgte sechsundfünfzigjährige Exjesuit Trunk, der, seit er seiner Pfarrstelle in Bretten entsetzt war, im katholischen Bürgerhospital zu Mannheim von einem kleinen Jahrgehalt lebte. Schiller befreundete sich mit dem Manne, der „ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind". Unter manchen Fremden kam auch ein herumreisender Freimaurer von bedeutendem Einflusse, der seinen Eintritt in den Orden (damals war eben das „eklektische Bündniß" desselben zu Stande gekommen) als sehr folgereich für ihn darstellte, doch sollte er keinen Schritt in der Sache thun, ehe er ihm davon Mittheilung gemacht; sein Name stehe schon auf vielen Listen.

Am 21. September konnte er nach Bauerbach melden, das Fieber sei schon zum drittenmal ausgeblieben, jede Stunde fühle er sich leichter. Seiner Wohlthäterin sprach er die Ueberzeugung aus, daß seine ewig ihr gewidmete Freundschaft ihm ein allmächtiges Gegengewicht gegen alle Verführung sein, die Trennung von ihr seine so lange wegen der Ungewißheit seines Zustandes entbehrte Gemüthsruhe herstellen werde. Das Studium der Medicin wolle er fortsetzen, um sich desto gerechtern Anspruch auf ein künftiges Glück zu verschaffen; konnte sein Herz ja der Hoffnung auf Lotten noch immer nicht entsagen. Ganz gewiß schreibe er dieser im nächsten Briefe; jetzt, wo Winkel-



Beilage I. Facsimile eines Briefes der Schwester Christophine mit einer Nachschrift der Mutter. Zum erstenmal mit Genehmigung des Freiherrn von Gleichen Russwurm gegeben.

[illegible]

Liebe ich will auch noch
allerlei Zeilen anfangen, aber auf dem
Papier muß Liebes an Liebe
geschrieben. Gott sey gedankt daß
wir Dich wieder haben bei uns
wissen wir Dir allerley daß Dich
Dir eingeredt haben an denen Dingen
Verzeihen ich Dir so viel geliebten

uf Dein in diesem Jahr Gnaden
Dein 10 jahr alter Knecht in
seinem äußern einzig was
ob mir eine möglich sind Dir
zu dienen Dir Ehre zu machen
vor in meinem Gesundheit Kunst
Geist nicht Kraft sie Dir
Solche aber meine Kenntnisse Kunst
sich erhöhen so werde ich Dir
Dir stehen Du ist eine Freude
Dir zu sehen. Herr Du
mir auf Kleinige als Du
ist mich Deinen wie Du Gnaden
wo Du in die Welt wie Gnaden und
allen Sünden in Person will ist Dir
nicht Dir nicht Du ist Du Gnaden
ob in Dir Du Gnaden Du

Wie Liebe und Gnaden
Dir Dir ist mich Du
Dir Gnaden und Gnaden Du
Gott Du alle Welt mich Du
Dir Dir Dir Du Du.

Dein Gehorsamer Knecht
Dir

mann anwesend, klagt er am Schlusse des Briefes, werde 1783
man wol des armen Entfernten kaum gedenken. Dalberg theilte ihm die Bemerkungen über „Fiesko“ mit, forderte sein Urtheil über das Schauspiel „General Schlenzheim“ von Spieß und Kleins „Sickingen“, und wünschte, daß er sich an den im Ausschuß gestellten theatralischen Fragen betheilige; denn als Theaterdichter sollte er an den Ausschußsitzungen theilnehmen. Am 29. erwidert er dem wieder nach Hernsheim gegangenen Intendanten, Spuren von Krankheit, der Zweifel, ob er zuerst „Fiesko“ oder „Luise Millerin“ angreifen solle, und seine Entfernung, die ihm Mannheim „zu einem verwaisten Schauplatz mache“, hätten ihn von allen Arbeiten des Geistes zurückgezogen; es frage sich, welches von beiden Stücken zuerst gewünscht werde; die Umarbeitung beider zusammen sei eine Arbeit von vier Wochen. Die Anmerkungen zu „Fiesko“ finde er im ganzen sehr wahr, und er werde sie bei der Umarbeitung benutzen. Außer der blühenden Sprache waren besonders die Zeichnung Juliens und ihr Streit mit Leonoren so wie der Schluß getadelt worden, der auf der Bühne ohne Wirkung sei. Schiller war klug genug, mit seinem Urtheil über Kleins „Sickingen“ zurückzuhalten; wenn er seinen Kopf wieder ganz frei fühle, werde er gewissenhaft und vollständig sich erklären, doch scheine es immer eine Freiheit, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifen Mannes, auch sogar bei gleichen Fähigkeiten, beurtheile. Die Bearbeitung der theatralischen Fragen betrachte er als eine angenehme und fruchtbare Uebung für seine freien Augenblicke; auch werde die Vergleichung der verschiedenen Lösungen für ihn als Dramatiker höchst unterrichtend sein.

Gleich darauf fand Schiller sich so weit hergestellt, daß er mit Schwan, Margareta und deren Freundin, der Tochter des für die Deutsche Gesellschaft sehr thätigen Hofrath Lamey, nach Speier reiste, wo die damals fast achtund-

1783 fünfzig Jahre alte Damenschriftstellerin Frau von Laroche sich schon längst nach seiner Bekanntschaft gesehnt hatte. Wielands Jugendfreundin wohnte hier, seit ihr Gatte vom Trierer Kurfürsten in Ungnaden entlassen worden war, mit ihrer Familie im Hause ihres Freundes, des gleichfalls abgedankten Konferenzministers, des auch von Goethe hochverehrten Domherrn von Hohenfelden, worin dieser für sich nur ein Zimmer und eine Kammer behalten hatte. Mittags aßen sie dort in großer Gesellschaft, so daß Schiller keine Gelegenheit fand, der Wirthin näher zu treten, doch lernte er die sanfte, gute, geistvolle Frau mit dem Herzen eines neunzehnjährigen Mädchens in ihr hochschätzen. Die Verfasserin der „Sternheim", die jetzt in ihrer Monatsschrift „Pomona" für die sittliche und geistige Bildung ihres Geschlechtes segensreich wirkte, bewunderte an Schiller den Reichthum des Geistes und die Stärke der Einbildungskraft, aber seine Theaterstücke waren ihr widerwärtig; diese gehäuften herzzerreißenden Umstände und Leidenschaften könnten nur durch Riesenideen zusammengehalten werden. Die Woche darauf erfreute den Dichter ein Besuch eines Freundes von Hovens, des auch musikalisch sehr gebildeten Theologen Magister Christmann aus Ludwigsburg, mit dem er sich eingehend über die menschliche Glückseligkeit und Vollkommenheit unterhielt. Er begleitete ihn nach Speier, wo er von der Laroche, die er zu einer Abendstunde sah, ganz bezaubert wurde; auch sie freute sich seiner, da die Unterhaltung auf die stillen Freuden des Herzens fiel. Im Domherr von Hohenfeld fand er den edelsten Mann, der ihn mit dem ganzen menschlichen Geschlecht wieder aussöhne, müsse er auch um ihn herum tausend Schurken begegnen. Züge von ihm sollen später in Marquis Posa übergegangen sein. Durch Christmann ließ Schiller die Seinigen grüßen und der Frau Hauptmann Vischer seine Silhouette und ein Meßgeschenk zugehen.

Am 15. Oktober wohnte er einer Sitzung des Theater-

ausschusses bei, in welcher Iffland über Plümickes Bear- 1783
beitung seiner „Räuber" berichtete, auch die „Maria Stuart" von Spieß besprochen wurde. Drei Tage vorher hatte er auf die Kunde von einer Bearbeitung seines „Fiesko", die Plümicke an die Bühnen versende, eine Bitte an die Schauspielergesellschaften abgefaßt, worin er diese öffentlich aufforderte, im Falle sie sein Stück aufführen wollten, sich an ihn selbst zu wenden, da er durch die der Aufführung entgegenstehenden Hindernisse veranlaßt worden, die zweite Hand daran zu legen, um ihm eine mehr theatralische Gestalt zu geben; doch scheint nur Großmann in Frankfurt auf diese einen Monat später in den „Gothaischen Gelehrten Zeitungen" erschienene Anzeige eingegangen zu sein. Da erfolgte ein neuer Anfall des kalten Fiebers, das ihn gewaltig angriff, dennoch mußte er sich an „Fiesko" machen, in welchem er den Anforderungen der Bühne so manches opfern sollte. Um sich die tückische Krankheit möglichst rasch vom Halse zu schaffen, aß er Chinarinde, die er sich eigens von Frankfurt kommen ließ, „wie Brod", was denn die übelsten Folgen für den Magen hatte; dazu mußte er sich mit der schmalsten Kost begnügen. Streicher, der Zeuge des Leidens war, unter welchem er seine beiden Stücke bearbeiten mußte, konnte sie später nicht auf der Bühne sehen, weil sie ihn zu schmerzlich an jene Zeit erinnerten. Dazu kam, daß er bei aller Sparsamkeit sich außer Stande sah, seine Schulden in Bauerbach und Stuttgart zu bezahlen. Auch drückte es ihn, daß die Sorgen um ihn die Seinigen quälten, die Mutter darüber in eine andauernde Krankheit fiel, der Vater ihm bittere Vorwürfe machte, weil er die Hoffnung der Familie getäuscht, die nur dann Hülfe von ihm erwarten könne, wenn er zur Medicin zurückkehre. Unter diesen Bedrängnissen hätte Schillers lebhaft alles empfindende Seele erliegen müssen, wäre ihm nicht jener „holde Leichtsinn", den die Natur nach Goethes Tasso uns verliehen, um das Unerträgliche zu leiden, in hohem Grade

1783 als Heilmittel verliehen gewesen. Um diese Zeit verließ er sein bisheriges Quartier und zog in das Hintergebäude des vom Holzhändler Anton Hölzel bewohnten Hauses (B. 5, Nr. 7), den ihm der ebendort wohnende Streicher bestens empfehlen konnte. Seine Bedienung war ein Tambour. Noch konnte er wenig essen; später wollte er in seinem zinnernen Einsatz sich das Mittagessen für 12 Kreuzer kommen lassen, wovon er noch auf den Abend aufheben könne. Sein Frühstück sollte ein Weck sein. An seinem Geburtstage, der ihm nichts weniger als freudig aufging, ward er von einem Freunde mit vier Flaschen Burgunder beschenkt, von denen er zuweilen ein Gläschen trank. Zwei Tage später schüttete er sein Herz der mütterlichen Freundin zu Bauerbach aus. Obgleich er dem Kaufmann nur ein Drittel bezahlt habe, besitze er nur eine halbe Carolin, meldet er, doch habe er bis Ende Januar mindestens noch 400 Gulden einzunehmen, von denen sie 150, wenn nicht 200 erhalten solle. Er besuche nur das Dalbergische und das Schwansche Haus. Mit den Schauspielern lebe er „höflich und aufgemuntert", sonst äußerst zurückgezogen, am ververtrautesten gehe er mit Bök um, den er damals für den besten an Kopf uud Herz und für wirklich solid hielt. Viele Gelehrte und Künstler besuchten ihn, aber er „attachire sich sehr delikat". „Von Frauenzimmern kann ich das nämliche sagen; sie bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde; denn ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von Seiten des Umgangs gar nicht zuwider ist." Sein Herz hing noch immer an Lotten, so angenehm auch Margaretens heiteres Wesen und der lebhafte Antheil an allem Schönen und Wissenswürdigen war, zu welchem Schwan seine reizende Tochter erzogen hatte. Die Schauspielerin war Margaretens Freundin, die mit Beck verlobte achtzehnjährige Karoline Ziegler, Tochter eines dortigen Hofkammerraths, die

schon vor zwei Jahren die Bühne betreten hatte. Sie war 1783
eine der anmuthigsten Erscheinungen, die durch die seltene Vereinigung häuslicher Tugenden, weiblicher Würde und künstlerischer Begabung alle anzog, und ganz besondern Antheil noch dadurch erregte, daß die katholische Geistlichkeit sich der Ehe einer Katholikin mit einem Protestanten widersetzte. „Geschmack hatte Antheil an ihrer Erziehung", schreibt Iffland; „sie las mit Auswahl und das Gefühl für alles Schöne entwickelte sich schnell bei ihr. Besondere Reizbarkeit der feinern Empfindungen, ohne in tändelnde Schwärmerei überzugehen, gab jedem Kunstversuche das Gepräge hoher Simplicität." Er rühmt ihre glückliche Mäßigung bei hinreißendem Feuer, ihr „wahres, edles Genie", dem innerer Friede, milde Stimmung, lauterer Genuß der Geistesfreuden der höchste Lohn gewesen. Schiller fühlte sich durch die reine Anspruchslosigkeit dieses einzigen Talentes mächtig angezogen, wenn auch die Liebe zu ihrem Verlobten einen Kreis um sie gezogen, der jeden Anspruch des Herzens verstummen ließ.

Eben beim Schreiben des Briefes an Frau von Wolzogen wurde Schiller freudig unterbrochen durch die Ankunft seines geliebten Lehrers Abel und eines frühern Mitschülers, des jetzt gleichfalls an der Akademie angestellten Juristen Batz. Aeußerst erstaunt war er, als er diese, die eben von einem Ausflug nach Frankfurt zurückkehrten, mit Sporen, Hirschfängern und runden Hüten wie flotte Studenten hereintreten sah. Da war alles Leid vergessen. „Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und innigen Freunde die Zeit floß!" berichtet er der Freundin gleich darauf voll Jubel. „Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunderbouteillen wie vom Himmel gefallen. Um sie ein wenig herumzuführen, bin ich heute und gestern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde; hab' ich ja doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt." An Lotten könne er noch immer nicht schreiben, äußerte er schließlich der Freundin, aber plötzlich werde er sich einmal einstellen; einstweilen

1783 solle Frau von Wolzogen ihn der Tochter wie auch der „schriftstellerischen" Tante empfehlen.

Dalberg hatte ihn um einen dichterischen Glückwunsch an die Kurfürstin ersucht, der an ihrem Namenstage, dem 19., auf der Bühne gesprochen werden sollte. Doch war dieser unwillkürlich so satirisch und scharf gerathen, daß er eher für ein Pasquill auf die beiden kurfürstlichen Personen gelten konnte, da das Lob der Kurfürstin, die sich von ihren Pfälzern nicht trennen wollte, den Kurfürsten streifte. Dalberg war so entzückt davon, daß er ihn gedruckt wissen wollte, aber vorgetragen konnte er unmöglich werden, und so mußte die Kurfürstin sich ohne einen Namenstagsglückwunsch von der Bühne herab behelfen, was Schiller großen Spaß machte.

Erst gegen den Schluß des Monats ward „Fiesko" beendet. Die vielen durchgreifenden Aenderungen und das Umdichten größerer Stellen, ja ganzer Auftritte hatten ihn bei seinem leidenden Zustande doppelt angestrengt. Einem Regimentsfourier wollte er das Stück, indem er auf- und abging, diktiren, aber dessen gräßliche Entstellung der Namen brachte ihn in solche Verzweiflung, daß er selbst die mühselige Reinschrift für das Theater übernahm, wonach er Abschriften für die Bühne anfertigen ließ. Mitte December konnte er Dalberg die Bearbeitung überreichen, der ihm sofort die letzten hundert Gulden für das erst Ende August 1784 endende Jahr auszahlen ließ. Die Proben, an denen sich Schiller lebhaft betheiligte, brachten ihm manchen Aerger, aber auch viel Zerstreuung und zuweilen eine kleine Erheiterung; besonders erfreute ihn Karolinens herrliche Darstellung seiner Leonore. Auf Dalbergs Wunsch schrieb er auch eine „Erinnerung an das Publikum", die, wie früher bei den „Räubern", dem Theaterzettel beigefügt werden sollte. In Bezug auf die Freiheiten, die er sich jetzt gegen die Geschichte genommen, rechtfertigte er sich damit, daß dem Dramatiker die Wirkung auf die Zuhörer höher als die überlieferte Thatsache stehen müsse, und es reizender

sei, sich durch einen großen Mann, wie Fiesko in der 1783
neuen Bearbeitung erscheine, als durch einen bestraften Verbrecher belehren zu lassen. Die Moral seines Stückes sei jetzt die größte des Lebens, daß jeder daraus lerne zum Besten des Vaterlandes die Krone hinwegzuwerfen, die er erringen könne. Nach dieser sonderbaren Verallgemeinerung von Fieskos Selbstüberwindung scheidet er mit der Verbeugung: „Weniger konnt' ich einem Publikum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner „Räuber" meine Leidenschaft für die Bühne belebte, und dem alle meine künftigen dramatischen Produkte gewidmet sind." Dem Dichter war es dabei nicht zum Besten zu Muthe, da er fühlte, wie viel das Stück trotz mancher Verbesserungen an Großartigkeit und Einheit verloren. Gleichzeitig mit den Proben des „Fiesko" sah er seine „Luise Millerin" durch, welche vor der Aufführung gedruckt werden sollte; sie bedurfte viel geringerer Veränderungen, wenn auch manche kleinen Züge eingefügt wurden, meist hatte er nur zu streichen. Dalberg betrieb unterdessen Schillers Aufnahme in die kurfürstliche Deutsche Gesellschaft, die ihm besonders erwünscht war, weil sie ihn unter den Schutz des Kurfürsten stellte, wenn auch nicht zu einem Pfälzer machte. Sonst war ihm der Schluß des Jahres wenig erfreulich, da er bereits seinen ganzen Gehalt acht Monate vorweg genommen hatte und nicht abzusehen war, wie er aus seinen Schulden herauskommen solle. Frau von Wolzogen antwortete ihm gar nicht und der Vater ließ es an Vorwürfen und ernsten Mahnungen nicht fehlen. Gerade am letzten Tage des Jahres lief ein Brief der Schwester ein, der ihn sehr angriff, da diese nicht allein von der fortdauernden Gemüthskrankheit der Mutter, sondern auch von einem Uebel berichtete, das sie selbst neuerlich betroffen hatte und um so bedenklicher schien, als sie schon in ihrer Jugend daran gelitten. Dabei gedachte sie des früher vom Vater geäußerten Wunsches, dessen Erfüllung die Mutter beruhigen werde, daß er zur Solitude komme, um sich zu

1783 der ärztlichen Prüfung vorzubereiten, wozu es freilich vorher der Erlaubniß des Herzogs bedürfe. Aber ganz entschieden erklärte Schiller am 1. Januar 1784, seine Ehre gestatte ihm nicht, eine solche Bitte zu stellen, da man dann allgemein die offene, edle Kühnheit, die er bei seiner gewaltsamen Entfernung gezeigt, eine kindische Uebereilung, eine dumme Brutalität nennen und sagen werde, er sei reuig zurückgekehrt, weil er draußen seine Versorgung nicht gefunden. Selbst wenn der Vater die Erlaubniß erwirkte, würde er ohne einen Charakter nicht zurückkehren; sollte gar der Herzog des Vaters Gesuch abschlagen, so müßte er den ihm dadurch zugefügten „Affront" durch offenbare Sottisen gegen jenen rächen.

Am 10. Januar war „der durch seine Gedichte bekannte Schiller" zum ordentlichen Mitgliede der Deutschen Gesellschaft gewählt worden; die Wahl bedurfte der kurfürstlichen Bestätigung. Den 11. betrat „Fiesko" die Bühne. Drei Tage vorher hatte die mit allgemeinster herzlichster Theilnahme begrüßte, so lange aufgehaltene Vermählung Becks mit Karoline Ziegler stattgefunden. Das junge Paar sollte im Schillerschen Drama, sie als Leonore, er als Bourgognino, sich auf das glänzendste bewähren. Die mit großem Aufwand an Dekorationen und Kostümen erfolgende Sonntagsvorstellung dauerte vier Stunden. Obgleich die meisten Rollen auf das Beste besetzt waren, auch manche Auftritte rauschenden Beifall fanden, das Ganze ließ kalt, da sich das Mannheimer Publikum nicht für eine republikanische Verschwörung erwärmen konnte. Beil gab im Mohren ein lebendiges Charakterbild, Bök und Iffland bewährten sich als Fiesko und Verrina; ausgezeichnet spielten auch die noch jugendliche Katharina Baumann als Bertha und Frau Rennschüb als Imperiali. Der Erfolg des großartigen Geschichtsbildes blieb weit hinter dem der „Räuber" zurück. In der Ausschußsitzung vom 14. berichtete Dalberg in Schillers Gegenwart auf Grund verschiedener Urtheile

über die Vorstellung. „Die Schönheiten in diesem Stück sind zu häufig", hieß es, „der Dialog hat einen zu hohen Schwung, daß das Publikum bei der ersten Vorstellung dieses Schauspiel hätte vollkommen verstehen und sich daran ergetzen können. Es spielt zu lang. Scenen und Dialog hätten gedrungener sein können, sein sollen. Die Maschinerie des Theaters ist zu sehr gehäuft. Die Deklamationsscene der Imperiali am Ende des vierten Aktes [IV, 10] und die darauf folgende Liebesscene der Leonore sind zu gedehnt, weckten Langweile, so vortrefflich auch erstere und so gut die zweite gesagt und gespielt wurde. In der Scene mit dem Maler hat man mehr gedrungene Kürze gewünscht." Die Schauspieler wurden meist gelobt, vor allen Beil als Mohr, Bök als Fiesko (nur hätte er nicht am Ende des vierten Aktes noch im Ballkleid auftreten dürfen) und Iffland als Verrina, der aber durch zu genaue Berechnung vieler Töne, zu starke Anstrengung und zu überspannte Kraft den Charakter manchmal unwahrscheinlich gemacht haben dürfte. In derselben Ausschußsitzung berichtete Schiller über das ihm im November zur Beurtheilung übergebene in Wien erschienene Drama „Kronau und Albertine", das durch seine rührenden, freilich höchst mittelmäßig ausgeführten Situationen auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein werde. Bei der zweiten Vorstellung des „Fiesko" am 18. fand das Stück größern Beifall. Schwan hatte unterdessen den Druck der „Luise Millerin" übernommen, da vor ihr ein Stück Ifflands, dem Schiller den Namen „Verbrechen aus Ehrsucht" gegeben hatte, aufgeführt werden sollte. Auf eine Benefizvorstellung seines „Fiesko" verzichtete Schiller vorläufig, da wegen der durch Schneefälle, Eisgang und Ueberschwemmungen verdorbenen Wege sehr wenige Fremde nach Mannheim kamen. Das Stück wurde nur noch einmal, am 15. Februar, gegeben, dann blieb es liegen, wogegen die „Räuber" noch in diesem Jahre drei Aufführungen erlebten. 1784

Außer dem geringen Erfolge seines „Fiesko" drückte Schiller das Schweigen der Frau von Wolzogen, die freilich wenig Lust haben konnte, dem Dichter, der in so mißlichen

1784 Verhältnissen war, das Glück ihrer Tochter anzuvertrauen. Den Gedanken an eine Verbindung mit Lotten hatte er jetzt aufgegeben. Eine Heirat, schreibt er damals an Freund Zumsteeg, würde ihn von der Bahn zu seinem Glücke abbringen; auch wenn er nicht seine eigenen Capricen über ein großes Glück hätte, würde er bei seinem ungestümen Kopf und seinem warmen Herzen keine Frau glücklich machen. Und doch fühlte er, wie sehr ein geordneter Hausstand, der ihn über die gemeinen Sorgen des Lebens hinwegsetze, und eine in inniger Liebe verbundene Gattin ihm zur Beruhigung seiner Seele Noth thue. Daß endlich am 10. die kurfürstliche Bestätigung seiner Wahl eintraf, gereichte ihm zur Freude, doch die Sorge wegen seiner Schulden hemmte selbst seine Schaffungskraft, so daß er gar nicht zur Ausführung des dritten bis zum August versprochenen Stückes gelangen konnte, wie manche Pläne ihm auch zeitweise vorschwebten. Die Geschichte des Karlos studirte er und brütete darüber. Auch lag ihm vielleicht ein zweiter Theil der „Räuber" schon im Sinne, in welchem ein Gespenst die Entscheidung bringen sollte, aber nach längerer Zeit schien ihm dieses doch der Würde des Dramas zu widersprechen.

Dem Vater machte er jetzt ein offenes Geständniß seiner Schulden und bestimmte ihn, sich zweier Posten anzunehmen, wozu dieser sich bereit erklärte, wenn er Ende Februar 50 Gulden zur Tilgung des einen und dann vierteljährlich 25 zu zahlen sich verpflichtete. Dabei fehlte es nicht an Mahnungen zur Sparsamkeit, die den in tiefer Noth Steckenden nur erbittern konnten, auch nicht am Rathe, sich durch eine vernünftige, tugendhafte und häusliche Frau zu retten. Ja, er wandte sich sogar zu Schillers Aerger an Dalberg, den er bat, seinem Sohne, der auch bei der besten Einrichtung in Jahr und Tag seiner Einnahmen nicht froh werden könne, einen wahren Freund als Mentor zuzuordnen, der ihn seine Wirthschaft bessern lehre. Und auch Frau von Wolzogen mußte er zu beruhigen suchen. Eine Bene-

fizvorstellung habe er der schlechten Zeiten wegen noch 1784
nicht verlangen dürfen, stellte er ihr vor, weil er dabei
100 Gulden verloren hätte, doch versprach er auf sein
Ehrenwort Ostern 8 Carolin zu zahlen, auch wohl die andern
Bauerbacher Schuldner zu befriedigen; müsse sie aber das
Geld haben, so werde er Rath schaffen, es koste, was es
wolle. Gestern habe er noch 50 Gulden nach Stuttgart
schicken müssen. Als der Vater am 9. März unter starken
Vorwürfen über Eigensinn, närrische Launen und „Steifig-
keiten" sich beklagte, daß er die versprochenen 50 Gulden
noch nicht geschickt, mußte er auch diese zu beschaffen suchen,
doch hob der entsetzlich Gequälte bei der Uebersendung
scharf hervor, wie schwer ihm dies geworden. Und dabei
war er mit dem leider langsamen Drucke seiner „Luise
Millerin", welche Iffland jetzt „Kabale und Liebe" getauft
hatte, den Proben derselben, die ihm viel Sorge machten,
und neuen dramatischen Plänen beschäftigt. Ifflands „Ver-
brechen aus Ehrsucht" erntete solchen Beifall, daß Schiller
und seine Freunde fürchteten, sein neues Stück werde da-
gegen zurückstehen. Dalberg rühmte im Ausschusse diese
„wahre, große Freskomalerei", die herrlich gewählten Si-
tuationen, die edle Simplicität im Plan, die Wahrheit in
Sprache und Ausdruck, die reine Moral, Vorzüge, die er
eben an „Fiesko" vermißt hatte, und die kurfürstliche
Deutsche Gesellschaft schickte Iffland eine goldene Denkmünze,
besonders wegen des moralischen Werthes des Stückes. Dal-
berg wollte eben von Genialität auf der Bühne so wenig
wissen wie Schröder, der von Wien aus in Bezug auf
Dalbergs Aeußerungen über „Fiesko" schrieb, Schiller schlage
eine Laufbahn ein, die der Ruin des Theaters sei, und des-
halb hasse er ihn, eben seines Talentes wegen. Das konnte
nicht ohne Wirkung auf Dalberg bleiben. Doch hatte Schiller
die Genugthuung, daß seine „Räuber" jetzt auch an dem
Orte gegeben wurden, wohin er selbst nicht kommen durfte,
im herzoglichen unter dem Intendanten der Karlsschule

1784 stehenden Theater zu Stuttgart. Iffland wurde berufen, dort den Franz Moor zu geben. „Die Räuber sind indessen nochmal mit großem Beifall aufgeführt worden," schreibt der Vater am 4. April, „und haben 220 Gulden Einnahme gemacht, welches für Stuttgart sehr viel ist; auch sagt man, daß zur Aufführung der andern Stücke die Zubereitungen gemacht werden." Schon fabelte man in Stuttgart, der Dichter habe sich mit der Tochter von Schwan verheiratet, in dessen Verlag nun endlich „Kabale und Liebe" ohne Widmung und Vorrede erschienen war.

Am 15. betrat das „bürgerliche Trauerspiel" nach manchen von Schiller mit peinlicher, oft den Schauspielern lästiger Sorgfalt gehaltenen Proben die Bühne, und die geniale Dichtung schlug durch, sie trug über Ifflands sittliches Familiengemälde den Sieg davon. Schiller, der sich sehr viel von der Vorstellung versprach, wohnte ihr mit Freund Streicher in einer geschlossenen Loge bei. Mit tief erwartendem Blicke, lebhaftem Spiel der Unter- gegen die Oberlippe saß er da; bei verfehltem Ausdruck zogen sich die Augbrauen zusammen, bei treffender Wirkung schoß ein Freudestrahl aus seinen Augen. Nach dem ersten Akt sprach er nur: „Es geht gut!" Der zweite, besonders dessen Schluß, wurde mit solchem Feuer gegeben, daß nach dem Falle des Vorhanges alle Zuschauer, was unerhört war, unter stürmischen Beifallsäußerungen sich erhoben. Schiller wurde durch die lebendige Wirkung seiner Schöpfung so ergriffen, daß er vortrat und sich vor den Zuschauern verneigte. Die lebhafte Bewegung und der rauschende Beifall erhielten sich bis zum Schluß. Das unglückliche Liebespaar spielten Beck und seine junge Frau hinreißend; die Milford wurde durch Frau Rennschüb gegeben, Miller durch Beil, auf den die Rolle berechnet war, Wurm durch Iffland, der Präsident durch Bök. Schon zwei Tage vorher hatte Großmann zu Frankfurt die Vorstellungen mit dem Stücke wieder begonnen; hier, wo auch „Fiesko" (Schiller hatte seine Be-

arbeitung am 8. Februar gesandt) ein empfänglicheres Pu- 1784
blikum gefunden, war alles, nicht am wenigsten Goethes Mutter, auf die Vorstellung gespannt, die sich großen Beifalls erfreute. Zu Berlin war im vorigen Monate „Fiesko" nach Plümickes Bearbeitung mit dem tragischen Schlusse begeistert aufgenommen und sechsmal wiederholt worden, in Wien hatte ihn das Kärnthner Theater bald nach der Mannheimer Aufführung gebracht.

Gern wäre Schiller damals nach Bauerbach gegangen, um seine Wohlthäterin dankbar zu begrüßen und zu versöhnen, aber es fehlte ihm eben an Geld. Dagegen durfte er zu seiner höchsten Freude Ende April Iffland und Beil, die von Großmann zu Gastrollen eingeladen waren, nach Frankfurt begleiten, um über deren Aufnahme und die dortige Bühne zu berichten. Das Gastspiel begann am 30. April mit Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht". Gleich am folgenden Tage meldet Schiller beim Regisseur Rennschüb: „Bei einem vollgestopften Schauspielhaus und einer seit der Kaiserkrönung (1870) noch nie erhörten Stille ist gestern Herrn Ifflands Stück hier gegeben worden, und beide, Iffland und Beil, wurden mit ungestümem Applaudissement herausgerufen. Alles ist für die Mannheimer Schauspieler enthusiasmirt, und Großmanns Gesellschaft, die gestern sich selbst übertroffen haben soll, verschwindet neben der unsrigen. Wir werden von Fresserei zu Fresserei geschleppt." An demselben Abend wurde Schröders Lustspiel „Die väterliche Rache" gegeben, dann am 3. „Kabale und Liebe". Vor dieser Vorstellung fürchtete sich Schiller nach der trefflichen Mannheimer Aufführung, doch hoffte er, seine Gegenwart und Ifflands und Beils Spiel würden mehr bewirken, als man von dieser Schauspielergesellschaft erwarte. Man gab sich alle Mühe und es fehlte nicht an lebhaftem Beifall, wenn auch Ifflands rührendes Familiengemälde leichter mit gewöhnlicher Theaterroutine zu leisten war als Schillers geniale Dichtung, der man noch Gotters Lustspiel „Zwei Onkels für einen" hatte folgen lassen.

1784 Aber eine Schauspielerin, die Darstellerin der Luise, sollte auf Schillers Geist und Herz bedeutenden Eindruck üben, die eben im siebenundzwanzigsten Jahre stehende Sophie Albrecht, eine feurige Bewundererin seiner Dichtungen. Sie war die Tochter eines Professors Baumer in Erfurt, der sie ihrer trefflichen Anlagen wegen studiren lassen wollte. Nach seinem frühen Tode gab das sechzehnjährige Mädchen einem Dr. Albrecht ihre Hand; sie folgte ihm als dem Leibarzt eines reichen Edelmanns nach Reval. Doch ihre Neigung trieb sie zur Bühne; den ersten Versuch machte sie zu Erfurt, trat dann zu weiterer Ausbildung im Oktober 1783 bei der Großmannischen Gesellschaft ein. Schiller fühlte sich von ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Kunst, zu allem Edlen und Schönen, wie auch von ihrer warmen Verehrung hingerissen. „Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander, unsere Seelen verstanden sich", schreibt er gleich nach der Rückkehr an den gemeinschaftlichen Freund Reinwald. „Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ein Herz, ganz zu Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft [wenn sie nach Mannheim kommt]. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin .... Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr, aber sie wird solche bei keiner solchen Truppe ausbilden, sie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun.... Auch der Doktor ist ein lieber, schätzbarer Freund von mir." Leidenschaftlich bat er Reinwald, ihr doch vom Theater abzurathen, wie er selbst gethan, um der Menschheit vielleicht eine schöne Seele zu retten, sollten sie diese auch um eine große Schauspielerin bestehlen. Seine eifersüchtige Liebe wollte so viel Anmuth, Gemüth und Geistestiefe sich nicht mit den gewöhnlichen Schauspielern vermengen und um den Beifall der Menge buhlen lassen. Freilich sah Reinwald hier wohl

richtiger, wenn er an ihr Empfindelei und schwärmerische, 1784
unnatürliche, romanhafte Leidenschaft bemerkte.

Schiller stand augenblicklich auf dem Gipfel seines Glückes, da er mit seinem bürgerlichen Trauerspiele durchgedrungen war und auch die „Räuber" und „Fiesko" auf der Bühne mächtig wirkten, mochte letzterer auch von der Kritik nicht nach Verdienst gewürdigt werden und seine hohe Genialität von verschiedenen Seiten leidenschaftlich angegriffen werden. Auf seine beiden Benefizvorstellungen verzichtete er jetzt gegen eine Entschädigung von 200 Gulden, die er in viermonatlichen Zahlungen erhalten sollte. Seine Gedanken waren neben „Karlos" auf eine dramaturgische Zeitschrift gerichtet, die er im Auftrage der kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft herauszugeben hoffte. Aber neben der Lust an großartiger Wirksamkeit regte sich doch auch wieder die Sehnsucht nach einem zurückgezogenen Leben. „Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich wie mein Ehrgeiz", schreibt er an Reinwald, „aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen!" Und schon schwebte ihm eine Verbindung mit Schwans reizender und gebildeter Tochter vor, die ihm bereits das Gerücht bestimmt hatte. Aber nur zu bald sah er sich weiter als je von stillem Glücke verschlagen, da seine Verhältnisse sich immer ärger verwirrten. Doch sollte er vorher noch zwei folgereiche Bekanntschaften machen, von denen die eine ihn ganz außer sich setzte und in wilde Strudel zog, die andere sein Herz warm erfreute und ihm zuletzt als rettender Engel erschien.

2.

Am Morgen des 9. Mai besuchte ihn Major von Kalb mit seiner Gattin; letztere brachte ihm ein Briefchen von Reinwald. „Sie zeichnet sich gar sehr unter ihrem Geschlecht aus, und ist Ihrer Geistesprodukte große Bewundererin", schrieb dieser, „sowie sie überhaupt das Schöne und Gute enthusiastisch fühlt." Schon

1784 anfangs 1783 hatte Frau von Wolzogen ihm von dem traurigen Geſchicke der eben in Nordheim geſehenen verwandten Familie Marſchalk von Oſtheim in Waltershauſen berichtet, wodurch er zu einigen Verſen auf die um den frühen Tod des einzigen Bruders trauernden Schweſtern veranlaßt worden war. Jetzt meldete er der Bauerbacher Freundin, er habe durch Herrn und Frau von Kalb einige ſehr

Abb. 17. Charlotte von Kalb. Nach einem Originalgemälde.

angenehme Tage gehabt; wenig ſei er von ihrer Seite gekommen und er habe das Vergnügen gehabt, ihnen einiges Merkwürdige zu zeigen; beſonders die Frau habe ſehr viel Geiſt und gehöre nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerſeelen. Zu ſeiner Freude ſollte gerade am 9. „Kabale und Liebe“ zum zweitenmal aufgeführt werden: aber wie entſetzte er ſich bei dem Gedanken, welch eine gemeine Hof-

seele in seinem Stücke unter dem ihm jetzt so verehrungs- 1784
würdigen Namen Kalb erschien! Seine Verlegenheit konnte er den werthen Fremden nicht verbergen, aber auf seinen Gedanken, dem Hofmarschall bei der Vorstellung einen andern Namen geben zu lassen, konnten sie schon deßwegen nicht eingehen, weil dadurch die Aufmerksamkeit auf den Grund der Abänderung um so mehr gelenkt worden sein würde, als der Theaterzettel gedruckt war.

Charlotte Marschalk von Ostheim und ihre Schwester Eleonore gehören zu den unglücklichsten Deutschen Frauen des vorigen Jahrhunderts. Charlotte wurde am 25. Juli 1761, Eleonore am 5. Januar 1764 im Schlosse Waltershausen bei dem gleichnamigen Dorfe in Franken, südwestlich von Römhilde im damaligen Ritterkanton Rhön und Werra geboren. Die Natur hatte die Schwestern möglichst verschieden gebildet. Neigte die von vulkanischem Seelenfeuer glühende, aber zugleich mit scharfem, kalt berechnendem und, wo die Leidenschaft sie nicht hinderte, die äußern Verhältnisse geschickt beherrschendem Verstande begabte Charlotte zu Schauerlichem, Geheimnißvollem, Erhabenem und Tiefsinnigem, so liebte ihre von wunderbarer Milde und kindlicher Unschuld erfüllte, arglos sich dem Leben hingebende Schwester das Anmuthige, Natürliche, Zarte und einfach Klare. Das Familienunglück bildete Charlottens Grundzüge immer schärfer aus. Grausig ergriff sie der frühe Verlust der rasch nach einander ihr entrissenen Eltern; unendliche Sehnsucht nach Einsamkeit und dem Trost der Thränen erfüllte die Leidende; man mußte sie von den Geschwistern trennen. Auch der Wechsel des Aufenthaltes und der ihren Geist anregende Unterricht erheiterten sie nicht; sie ward immer gespannter, verschlossener, tiefsinniger, gab sich ganz ihren idealen Träumen hin. Innige Neigung empfand sie zu den einige Zeit von ihr getrennten Geschwistern. Die mittlere Schwester Wilhelmine vermählte sich in ihrem neunzehnten Jahre am 1. Januar 1782 auf dem Gute ihres

1784 Oheims zu Nordheim wider ihre Neigung mit einem Freiherrn Waldner von Freundstein aus dem Elsaß; der Schmerz der Trennung erschütterte Charlottens Seele. Ihr einziger älterer Bruder, der in Göttingen studirte, hatte versprochen, sie im nächsten Jahre mit zur verheirateten Schwester zu nehmen; er erlag unversehens am 20. November einem unglücklichen Zufall. Dieser hatte drei Wochen vor seinem Tode Charlotten geschrieben, daß sein Freund Kalb, der vom Herzog von Weimar in Ungnaden entlassene Kammerpräsident, der die Finanzen des kleinen Staates in ärgste Verwirrung gebracht hatte, bald kommen werde, um Eleonoren kennen zu lernen, wobei er sehr günstig von ihm urtheilte. Gerade an seinem Todestage läßt die Arme sich durch ihren Oheim bestimmen, sich dem ihm widerwärtigen, herzlosen Manne zu verloben, dem eine neue ehrenvolle Stelle in Aussicht stand. Noch während der tiefen Trauer um den Bruder, am 28. Dezember, ward die Heirat zu Nordheim vollzogen. Kurz darauf, am 6. Januar 1783, starb Wilhelmine im Wochenbette. Kalb übernahm die Verwaltung der den Töchtern gebliebenen Güter, begann aber auch einen Prozeß wegen der durch den Tod des letzten männlichen Erben erfallenen Güter in und bei Trabelsdorf und ließ sich in mancherlei Unternehmungen ein. Als die Schwestern sich im folgenden September mit dem ganz in Vermögensgeschäften versunkenen Präsidenten auf ihrem Jagdschloß Dankenfeld befanden, kam dessen jüngerer Bruder, der französische Major Heinrich Julius, der in Nordamerika mitgekämpft hatte. Der Präsident freute sich leidenschaftlich über dessen Ankunft; sollte dieser ja sich mit Charlotten verbinden, damit er selbst frei über alle Güter verfügen könnte. Charlotte ließ sich, da sie sich der Verzweiflung an allem Glücke des Lebens leidenschaftlich hingab, zur Heirat bereden und reichte schon am 23. Oktober dem seit einem Besuche bei seinem Vater in Kalbsried ganz verdüsterten Major auf Dankenfeld ihre Hand. Noch tiefer fühlte sie sich jetzt

zurückgescheucht. Traurig war der Winteraufenthalt in 1784
Baireuth. Auf Andringen des Präsidenten mußte Charlotte ihr Testament hinterlegen. Zu Waltershausen trafen sich die Geschwister wieder zusammen. Aber Charlotte wollte ihren Gatten nicht allein ziehen lassen, sie folgte ihm in seine Garnison Landau; wunderbar trieb es sie, neue Menschen, neue Zustände zu sehen. So schied sie am 5. Mai von der Schwester.

Die vierundzwanzigjährige, erst seit sechs Monaten verheiratete Frau mit den großen, dunkelbraunen, aber äußerst schwachen Augen, der hohen, gedankenvollen Stirn, den starken, feingebildeten Augenbrauen, den anmuthigen Lippen, den außerordentlich üppigen schwarzen Haaren mußte auf den Dichter bedeutend wirken, da aus allem, was sie sprach, eine feurige, eigen fühlende und denkende, dem Großartigen und Erhabenen zuneigende Seele hervorleuchtete, aber angezogen ward er von ihr nicht, da ihr Umgang etwas Gezwungenes, Unnatürliches hatte. In den „Räubern" hatte manches Charlotten mächtig angesprochen, aber das Ganze war ihr so widerwärtig, daß sie das Stück nicht sehen mochte. Die Vorstellung von „Kabale und Liebe", der sie an der Seite des Dichters beiwohnte, mußte sie tief bewegen. Am andern Tage begleitete Schiller sie ins Antikenkabinet; auch die bunte Jesuitenkirche und der jenseit des Rheines auf der Stelle von Ludwigshafen gelegene, von manchen Landhäusern belebte hübsche Hain Waldheim wurde besucht. Am Abend des 11. verabschiedeten sich die Freunde; öftere Wiederholung des Besuches wurde in Aussicht gestellt.

Leider wollte es Schiller mit dem dritten bis Ende August versprochenen Trauerspiel nicht gelingen. „Karlos", den er nach Wielands vor kurzem geäußerter Ansicht, ein vollkommenes Drama müsse in Versen sein, in fünffüßigen Jamben schreiben wollte, lag als eine ungeheure Aufgabe vor ihm. Auch dachte er eine dramaturgische Zeitung mit

1784 Unterſtützung der Deutſchen Geſellſchaft herauszugeben. Doch ſtieß er dabei auf unerwartete Schwierigkeiten, da die einen von dramaturgiſchen Berichten gar nichts wiſſen wollten, andere, wie Schwan, meinten, ſie ſollten nur einen Theil einer allgemeinen von der Geſellſchaft zu unternehmenden

Abb. 18. Chriſtian Gottfried Körner.
Nach der Zeichnung von Johanna Dorothea Stock.

Zeitſchrift bilden. Dieſer Widerſtand, die Unmöglichkeit, ſein drittes Stück zur Zeit zu liefern, die ihn bedrängenden Schulden, dazu ein neuer Anfall des kalten Fiebers, alles dies hatte ihn in die traurigſte Stimmung verſetzt, als er durch ein Packet aus Leipzig von vier unbekannten Perſonen

überraſcht wurde, die ſich vereinigt hatten, ihm Dank und 1784
Huldigung darzubringen. „Zu einer Zeit, da die Kunſt ſich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt“, hieß es in einem der beigelegten Briefe,

Abb. 19. Anna Maria Jakobina Stock
Nach der Zeichnung von Johanna Dorothea Stock.

„thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Menſch auch jetzt noch vermag. Der beſſere Theil der Menſchheit, den ſeines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geſchöpfe nach Größe ſchmachtete, löſcht ſeinen Durſt, fühlt in ſich einen

1784 Schwung, der ihn über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in ſeinen Augen die Thränen der Freude und der Begeiſterung ſehen laſſen, daß er auch ihn ſtärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte,

Abb. 20. Johanna Dorothea Stock.
Nach ihrer eigenen Zeichnung.

ob ſeine Zeitgenoſſen werth wären, daß er für ſie arbeitete.“ Das waren Worte, die zum Herzen drangen und zu keiner beſſern Zeit kommen konnten. Der Briefſteller hatte eine Kompoſition von Amaliens Lied „Schön wie Engel“ beigelegt;

ſeinen Namen werde er erſt nennen, wenn er in einem 1784
andern Fache gezeigt habe, daß auch er zum Salze der
Erde gehöre. Es war der am 2. Juli 1756 zu Leipzig
geborene Chriſtian Gottfried Körner, deſſen aus Weimar

Abb. 21. Ludwig Ferdinand Huber.
Nach der Zeichnung von Johanna Dorothea Stock

ſtammender Vater ſeit 1776 Lutheriſcher Superintendent und
Profeſſor in Leipzig war. Nach Vollendung ſeiner juriſti-
ſchen Studien in Göttingen und Leipzig hatte er ſich bei
der Univerſität habilitirt, darauf eine Bildungsreiſe nach

1784 Holland, England und der Schweiz angetreten, auf welcher er auch Schillers Pathen kennen lernte. Die akademiſche Thätigkeit hatte er 1781 mit der praktiſchen eines Konſiſtorialadvokaten vertauſcht, war zwei Jahre ſpäter als Rath an das Oberkonſiſtorium in Dresden gezogen worden. Der zweite, der ſeine warme Verehrung dem Dichter ausſprach, war der acht Jahr jüngere, aus Paris in ſeinem zweiten Lebensjahre nach Leipzig gekommene Ludwig Ferdinand Huber, Sohn des Lektors des Franzöſiſchen an der Univerſität, der ſich durch Ueberſetzungen Deutſcher Dichtungen in das Franzöſiſche ſehr verdient gemacht hatte; er ſelbſt hatte ſich beſonders mit Engliſcher und Franzöſiſcher Literatur beſchäftigt, auch ſchon einiges überſetzt. Huber ſcheint das Packet abgeſchickt und ſeine Adreſſe angegeben zu haben. Beiden hatten ſich ihre Geliebten, Minna (Anna Maria Jakobina) und Dora (Johanna Dorothea) Stock, angeſchloſſen, Töchter des bekannten, ſchon 1773 geſtorbenen Kupferſtechers; erſtere hatte eine koſtbare Brieftaſche für den Dichter geſtickt, die andere ſich und die drei übrigen mit Silberſtift auf Pergament gezeichnet. Wir geben hier die vier Bildniſſe nach neuen getreuen Photographien. „Ein ſolches Geſchenk“, ſchrieb Schiller nach Bauerbach, „iſt mir größere Belohnung als der laute Zuſammenruf der Welt, die einzige ſüße Entſchädigung für tauſend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Cirkel ſind, die mich unbekannt lieben, und ſich freuten mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Theuerſte, freue ich mich meines Dichterberufes, und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ Da er aber in ſeiner traurigen Verſtimmung, ohne von neuer, ihn erhebender Thätigkeit Kunde geben zu können, nicht vor ſeinen Verehrern erſcheinen wollte, unterblieb jede dankbare Erwiderung. Es war ein ſeltſamer Zufall, daß unmittelbar

darauf Frau von Lengefeld aus Rudolſtadt mit ihren beiden 1784
Töchtern ihm ihren Beſuch machte; die ältere, Karoline, war bereits mit dem ſie begleitenden Herrn von Beulwitz verlobt, für die damals im achtzehnten Jahre ſtehende Charlotte hatte die Mutter die Stelle einer Hofdame bei der Herzogin von Weimar in Ausſicht genommen, ſo daß Schiller an nichts weniger denken konnte, als daß dieſe einſt ſein Leben beglücken ſollte. Schon auf der Hinreiſe hatten ſie auf der Solitude Schillers Eltern und die ältere Schweſter geſprochen, welcher der Schnitt von Lottens himmelblauem Jäckchen ſo gefiel, daß dieſe ihr anbot, das Muſter abzuſchneiden, was in einem Nebenzimmer geſchah. Sie hatten ſchon einiges aus der „Anthologie“ geleſen und waren von den „Räubern“ angezogen worden, ſo daß die Bekanntſchaft der Eltern ihren Antheil erregte, der aber freilich nicht tief ging. Lotte gedenkt dieſes Beſuches in ihrem Tagebuche gar nicht. In Mannheim fanden ſie Schiller nicht zu Hauſe; doch konnte dieſer ſie im Gaſthofe begrüßen.

Abb. 22.
Silhouette von Charlotte von Lengefeld.
Nach Urlichs „Charlotte und ihre Freunde“.

Noch immer hoffte er, Dalberg werde vor dem September ſeinen Vertrag als Theaterdichter mit ihm erneuern. Auch ſchwebte ihm die Möglichkeit einer Verbindung mit Margareta Schwan vor. Der Freundin in Bauerbach geſteht er am 2. Juni, ſchon eine Zeit lang trage er ſich mit Heiratsgedanken, wenn er auch augenblicklich noch ganz frei ſei. In der Aeußerung: „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort

1784 nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich", können wir nur einen ehrenvollen Rückzug sehen. Nachdem er den Brief acht Tage hatte liegen lassen, spottete er über den närrischen Einfall, den sie entschuldigen möge. Natürlich ist nun auch seine Eifersucht auf Winkelmann geschwunden, ja er würde sich freuen, wenn dieser bei seiner Reise nach Meiningen einige Tage bei ihm zubrächte.

An Dalberg berichtet er über die Theatervorstellungen. Auch gedenkt er seiner Absicht, sich ganz dem „Karlos" zu widmen, da ein solches kühnere Tableau dem Dichter und dem Theater, dem er angehöre, schnellern und größern Ruhm verschaffe als drei bürgerliche Trauerspiele; doch überläßt er ihm die Entscheidung, welches Sujet er wählen solle, wobei er alle Besorgniß wegen des „Karlos" zu beseitigen sucht. Seine „Räuber" wurden noch einmal am 20. Juni, aber bei leerem Hause, gegeben, die beiden andern Stücke ruhten ganz. Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke an seine dramaturgische Zeitschrift, für welche auch die Vorlesung bestimmt war, die er endlich am 6. Juni in der Deutschen Gesellschaft über die eigentliche Wirkung einer guten stehenden Bühne hielt. Sie ist eine mehr rednerische als tief gehende Darstellung der sittlichen Wirkung der Bühne neben den Gesetzen und der Religion. Wenn wir es erlebten, eine wirkliche Nationalbühne zu haben, heißt es hier, so würden wir auch eine Nation. Schließlich wird die Schaubühne als die Stiftung gefeiert, in welcher Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung sich gatte, jeder nur der einen Empfindung, ein Mensch zu sein, Raum gebe.

Mit guten Hoffnungen begann er die zweite Hälfte des Jahres; sein Schicksal schien eine bessere Wendung zu nehmen, ja er dachte neben seinen nothwendigen Arbeiten noch Zeit zu gewinnen, in Heidelberg zu promoviren, um sich als Arzt und Schwiegersohn Schwans in Mannheim

niederzulaſſen. Den 2. Juli reichte er Dalberg auf deſſen 1784
Wunſch das Programm einer nach Leſſings Vorbild zu liefernden „Mannheimer Dramaturgie“ ein, durch welche er für die Mannheimer Bühne Epoche zu machen und die letzte Hand an das große Werk zu legen gedachte, ſie in Deutſchland herrſchend zu machen und ihren Ruhm zu befeſtigen. Um ſie „mit dem ganzen Maß ſeiner Kräfte und freiem, unbefangenem Kunſtgefühl“ vollenden zu können, ſollte ihm die Intendanz jährlich 50 Dukaten zahlen, wogegen er ihr eine beſtimmte Anzahl Exemplare frei zu liefern verſprach. Er drang auf raſche Antwort, um ſogleich ſeine Maßregeln zu nehmen und ſchon bereit liegende Briefe abzuſchicken, da das Unternehmen mit dem 1. Auguſt ins Leben treten ſolle. Dalbergs Ablehnung zerſtörte mit einem Schlage alle ſeine blühenden Ausſichten. Während ſeiner düſtern Stimmung kam am 16. Schweſter Chriſtophine mit Reinwald zum Beſuche, die er am wenigſten als Zeugen ſeiner traurigen Verlegenheit ſich gewünſcht hätte, doch beſuchte er mit ihnen wieder Heidelberg und Schwetzingen. Reinwalds Abſicht, ſeine Schweſter zu heiraten, konnte er bei der äußerſt ſchwachen Geſundheit, der bittern Schwermuth und dem knappen Gehalte des freilich leicht ſich beſchränkenden Mannes nur bedauern. Es waren für alle Theile ſehr traurige Tage, an die Reinwald nur mit „Unwillen und Schauder“ denken konnte. Die Schweſter blieb noch einige Zeit nach Reinwalds Entfernung. Schillers gute Hauswirthin, Frau Anna Hölzel, nahm ſich der Armen an, die Zeugin von des Bruders verzweifelnder Stimmung war. Chriſtophine wurde auch mit Margareta Schwan näher bekannt. Eben zu dieſer Zeit erſchütterte ganz Mannheim ein unerſetzlicher Verluſt. Karoline Beck, die in Folge eines in der Rolle der Emilia Galotti erlittenen Falles längere Zeit am Kopfe gelitten, ſtarb den 24. an einem Hirnſchlage, nachdem ſie eine Tochter geboren.

In ſchrecklichſte Verlegenheit wurde der Dichter gegen

1784 Ende des Monats verſetzt. In den nächſten vierzehn Tagen „ſtehe alles auf der Wage", ſchrieb er ſeinem Vater; könne er ſich nicht helfen, ſo müſſe er zu „deſperaten" Hülfsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Nach Streicher hätte es ſich um die Schuld gehandelt, die noch vom Drucke der „Räuber" herrührte; die Perſon, die ſich für die Summe verbürgt und den Gläubiger bisher zu beruhigen gewußt, ſei jetzt, da man endlich mit Verhaftung gedroht, nach Mannheim geflohen, dort aber feſtgehalten worden, ſo daß Schillers Ehre die Zahlung unumgänglich gefordert; da habe ihm Baumeiſter Hölzel, der in guten Verhältniſſen ſtand, die Summe geliehen. Aber nur der augenblicklichen Noth war damit abgeholfen; ob Dalberg ſeinen Vertrag erneuern werde, war zweifelhaft; Schiller befand ſich ohne Geld und in den drückendſten Schulden.

Um dieſe Zeit ſiedelte Frau von Kalb nach Mannheim über, um hier ihre Niederkunft zu erwarten. Ihr Gatte kam dreimal wöchentlich zum Beſuche. Schiller trat mit Charlotten, die ihm ſchon von Landau aus Aufträge gegeben hatte, in freundliche Verbindung. Beide bewunderten Shakeſpeares „Lear", deſſen Helden ſie am 19. Auguſt von Iffland meiſterhaft dargeſtellt ſahen. Schiller lieferte einen begeiſterten Bericht über Ifflands Spiel an den Dichter Göckingk, zu deſſen „Journal von und für Deutſchland" er ſich als Mitarbeiter anbot. Der Bericht ſchloß: „Nichts erinnert uns, daß dieſer Lear der Franz Moor ſei, den wir zwei Monate vorher mit ſchaudernder Bewunderung muſterten. Zuverläſſig hängt es nur von ihm ſelbſt ab, worin er groß ſein will, und vielleicht fehlt es ihm nur an einem kritiſchen Publikum, um den Geiſt des unerreichbaren Garrick zurückzurufen."

Gegen Schiller ſelbſt war damals ein ſehr großer Theil des Mannheimer Publikums ſo ſehr eingenommen, daß man den von Iffland am 3. Auguſt in Goethes Poſſe „Der ſchwarze Mann" geſpielten Theaterdichter auf ihn bezogen hatte. Iffland ſelbſt ſchrieb darüber an Dalberg:

„Wir hätten dieses Stück niemals geben sollen — aus Achtung für 1784
Schiller nicht. Wir selbst haben damit im Angesicht des Publikums, das ihn ohnehin nicht ganz faßt, den ersten Stein auf Schiller geworfen. Ich habe ängstlich jede Analogie vermieden [er erschien in blauem Ueberrock mit Stahlknöpfen, schmutzigen weißen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen], dennoch hat man Schiller gierig zu dem Gemälde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die Unverletzlichkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftreten? Je mehr Erhabenheit und Plattheit sich nahe grenzen, wie soll der Pöbel ihn jetzt distinguiren, da die Bahn geöffnet scheint, ihn zu persifliren!" Hatte ja selbst der Theaterarzt Mai einen Aufsatz geschrieben, worin er Stücke wie „Die Räuber" als Ruin der Schauspieler darstellte.

Schiller that alles, um Dalberg, der erst am 29. August zurückkehren sollte, in günstiger Stimmung zu erhalten. Den 24. sprach er seine Sehnsucht nach seiner Zurückkunft aus. „Karlos", der ihn jetzt beschäftige, sei vorzüglich für ihn ein herrliches Sujet, bemerkte er, wie überhaupt die hohe Tragödie das Fach, in welchem er vielleicht nicht erreicht, wogegen in andern übertroffen werden könnte. Der Vers, über den er nunmehr Meister sei, werde dem Stücke sehr viel Würde und Glanz geben. Auch lese er die Französischen Dramatiker, nicht allein um seine dramatische Kenntniß zu erweitern und seine Phantasie zu bereichern, sondern auch, um zwischen Englischem und Französischem Geschmack in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen, und mit der Zeit durch Versetzung mehrerer dieser Dramen auf Deutschen Boden unserer Bühne eine wichtige Eroberung zu verschaffen. Er sei jetzt wieder ganz in Thätigkeit und werde das einbringen, was er durch seine beinahe jahrlange Unpäßlichkeit versäumt habe. Hätten auch Kränklichkeit und üble Laune oft gegen seinen besten Willen gestritten, der Hang nach leeren Entwürfen liege nicht in seinem Charakter. Und doch mußte Dalberg, der durch Schröder, obgleich dieser ihn mit Recht für das größte

1784 dramatiſche Talent hielt, gegen ihn verſtimmt, auch durch den Brief des Vaters verdutzt worden war, es bedenklich finden, daß Schiller ihm zugleich ſeinen feſten Entſchluß eröffnete, Mediciner zu werden, wozu er ſchon Anſtalt gemacht. Was konnte er da noch für ſeine Bühne von ihm hoffen! Entſchieden war er, den Vertrag nicht zu erneuern. So ließ er ihm denn ſchon vor ſeiner Rückkehr, die ſich über die Zeit verzögerte, durch den Theaterarzt Mai die Billigung ſeines Entſchluſſes erklären. Schiller hoffte ſo feſt auf ihn, daß er darin nur einen Beweis ſeines innigſten Antheils ſah und ohne weiteres ihn bat, ihm ein Jahr lang die bisherige Unterſtützung zukommen zu laſſen, obgleich er in dieſem nicht wie ſonſt für die Mannheimer Bühne thätig ſein könne. Habe er in dieſem Jahre ſein Ziel erreicht und könne ſich in Mannheim als Arzt niederlaſſen, ſo würde es ihm nicht ſchwer fallen, ſeine Schuld nachzuholen, und ſeine Produkte blieben dann Dalberg eigen. „Da ich ohnehin ſo ſchnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, ſo kann ich immer für ein großes Stück gewähren [jährlich Gewähr leiſten], und mein Entwurf wegen der Dramaturgie ſoll ganz nach Ihren Wünſchen zu Stande kommen.“ Aber Dalberg, der an nichts weniger als an eine Unterſtützung des Talentes dachte, traute dem zwiſchen der Medicin und dem Drama ſchwankenden Dichter nicht; er glaubte, dieſer werde in dem einen ſo wenig als in dem andern Fache etwas leiſten, ſeine dramatiſche Kraft ſei erſchöpft, er hielt ihn für ein verlottertes Genie. Für ſeine Bühne wünſchte er einen wirkſamen und fruchtbaren Dichter, den er in Iffland zu beſitzen glaubte, wenn dieſer auch, ja weil er nicht ſo genial war. So ſah ſich Schiller ohne Stelle und ohne Gehalt zu einer Zeit, wo er voller äußerer Ruhe bedurft hätte, um ſeinem „Karlos“ ſich hinzugeben. Trübſte Mißſtimmung ergriff ihn, und doch wagte er nicht, Frau von Kalb oder Schwan oder den Leipziger Freunden ſich zu eröffnen: das litt ſein Stolz nicht. Iffland blieb ihm gewogen; er hoffte

auf Schillers „Karlos", der vortrefflich werden würde, und 1784
auf seine Bearbeitung des Shakespeareschen „Timon" auch noch nach seiner Entlassung. Freilich rieth er Dalberg von der Aufführung der „Räuber" und des „Fiesko" im nächsten Winter ab, da das Publikum gegen diese sei und die Schauspieler zu viele große Schauspiele neben einander nicht leisten könnten.

Am 8. September kam Charlotte mit einem Knaben nieder. Ihr Gatte begab sich zwei Tage später nach Landau; in der folgenden Nacht wurde sie durch eine schreckhafte Erscheinung dem Tode nahe gebracht. Schiller soll, da er von der Sache Kunde erhielt, rasch einen Arzt zu ihr geschickt haben, da ihre Umgebung den Kopf verloren hatte. Der Genesenen führte der Gatte den Dichter zu. Dieser ging in seiner Noth wieder den Vater an, auf dessen Vorschlag, daß er sich auf der Solitude herstelle und zur Promotion vorbereite, er aber nicht eingehen konnte. Seine Erklärung, daß er 200 bis 300 Gulden bedürfe, die er nur durch ihn zu erhalten wisse, versetzte diesen in äußerste Bestürzung und Sorge, doch beruhigte er sich in dem Gedanken, Gottes Weisheit und Güte habe keinen andern Weg als den äußersten Druck finden können, seinen Fritz zum Gefühle zu bringen, daß all unser eigenes Wissen und Können, all unsere Hoffnung auf andere und einen glücklichen Zufall meist eitel, thöricht und vergeblich sei, Gott allein denjenigen Hülfe schaffe, die mit Ernst und Geduld darum bitten. „Aber wehe dem, der keinen Gott hat, zu dem er in der Noth fliehen kann:" fügte der Vater bitter klagend hinzu. Um ihm aber zu zeigen, wie sehr ihm seine Noth zu Herzen gehe, sandte er ihm 2 Louisd'or, die er habe leihen müssen; diese seien aber auch das Letzte, was er ihm schicken könne. Doch er möge den Muth nicht sinken lassen, sondern thätig sein, sich gedulden, sein Herz unter Gott beugen und demüthig dessen Hülfe erwarten. Seine Gläubiger dürfe er nicht vermeiden, er müsse sie persönlich um längere Ge-

1784 duld bitten, hauptsächlich aber vor Freunden und Leuten, die ihm Erleichterung schaffen könnten, sich nicht aus übel angebrachtem Stolz verbergen, sondern sie sich geneigt zu erhalten suchen. Der Vater hatte hierbei besonders Dalberg und Schwan im Auge; noch immer hoffte er auf eine Verbindung mit der Tochter des letztern, von welcher der Sohn so viel Gutes geschrieben, welche auch Christophinen freundlich aufgenommen hatte.

Wir wissen nicht, wie Schiller sich augenblicklich in der drängenden Noth geholfen. Gerade jetzt schloß er sich enge an Charlotten an, die durch die Glut ihres vom Unglück nicht gebrochenen, sondern zu schwermüthiger Schwärmerei getriebenen Herzens, durch den mächtigen Schwung ihres von erhabenen Gedanken erfüllten Geistes und leidenschaftlichen Antheil an dem traurigen Schicksal des Dichters angezogen wurde, in dem ihrer durstenden Seele ein frischer Lebensquell entsprungen war. Alle seine übrigen Verbindungen mußten darunter um so mehr leiden, als er in Dalberg sich so arg getäuscht hatte und er auch von Schwan wenig hoffte, ja Margareta einige Zeit sein Mißfallen erregte. Freilich konnte er seinen Umgang mit beiden, schon des Theaters und der Deutschen Gesellschaft wegen, nicht aufgeben; auch mit Klein blieb er in Verbindung.

Wie glücklich er auch an „Karlos" arbeitete, er konnte diesen, der sich immer weniger in den engen Rahmen eines Bühnenstückes fügte, nicht so rasch vollenden, und doch drängte es ihn, vor den Freunden seines Genius wieder mit einer seiner würdigen Leistung aufzutreten. War er als Theaterdichter entlassen und vom Theaterpublikum entschieden aufgegeben, so galt es jetzt, sich eine neue Bahn mit frischem Muthe zu eröffnen — er ward Journalist in einem idealen Sinne, indem er ein Band der Freundschaft mit dem Deutschen Publikum schloß, das seinem Genius vertraue. Er hatte schon den Entschluß gefaßt, sich nach Berlin zu wenden, wo das Theaterpublikum ihm sehr ge-

wogen war, sah sich aber durch seine mißlichen Umstände 1784
gezwungen, zunächst davon abzustehen. Vielleicht änderte er auch jetzt seine Wohnung; nach Pichler soll er zuletzt in dem jetzt umgebauten Hause D 4 Nr. 3 gewohnt haben.

Frau von Wolzogen war damals selbst so bedrängt, daß sie Schiller anfangs November mahnen mußte. Dieser war jetzt, wie er ihr erklärte, dazu völlig unfähig. Die Schuld, daß er sein Wort nicht gehalten, trage seine Krankheit, die fast ein ganzes Jahr gedauert. Jetzt aber seien seine Entwürfe gemacht und, wenn er auf seinem Wege nicht beunruhigt werde, seine Zukunft gegründet; werde er jetzt gelähmt, so sei er es auf immer. „In dieser Woche kündige ich ein Journal an, das ich auf Subskription herausgebe. Dazu sind mir von vielen Orten her die Hände geboten worden und meine Hoffnungen sind die besten. Wenn ich 500 Subskribenten bekomme, welches kaum fehlen kann, da ich sehr gute Maßregeln dazu ergriffen habe, so bleiben mir nach Abzug aller Unkosten 1000 fl. fixe Revenue. Außer diesem gehen meine Einnahmen von Stücken fort, und alles beruht auf meinem Fleiß und meiner Gesundheit.“ Um sich aber nicht auf Versprechungen zu beschränken, legte er drei auf verschiedene Fristen lautende Wechsel bei, durch welche seine Schuld bis Ende 1785 vollständig berichtigt sein werde; denn Gott werde gewiß „seine Gesundheit zu diesem edlen Zwecke fristen“.

Von seinem Geburtstage, dem 11., ist die Ankündigung seiner Zeitschrift datirt, die im Decemberheft des zu Leipzig im Weygandschen Verlag erscheinenden „Deutschen Museums“ abgedruckt wurde. In Mannheim erschien ein Pfälzisches Museum; für Schillers Zeitschrift war der weiter deutende Namen der Rheinischen Thalia gewählt. Seine Ankündigung sollte im Publikum zünden; deshalb mußten alle andern Rücksichten schweigen, er sich als Märterer der Freiheit darstellen. Daher die äußerst scharfe Schilderung der Militärakademie, wo nur eine Neigung, die er nicht nennen wolle (die Schmeichelei) zur Reife ge-

1784 kommen, jede übrige Kraft des Willens erschlafft sei, während eine einzige sich konvulsivisch gespannt habe, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren gegangen. „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordinatio und des Genius in die Welt setzte — ich meine die Räuber." Diese hätten ihm Familie und Vaterland gekostet, da man ihm mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das sie ihm ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen gebracht, bei Strafe der Festung das Schreiben an seinem Geburtsorte untersagt habe. Doch bei allem Schlimmen, was er von der Schule des Herzogs gesagt, erkennt er an, daß diese das Glück mancher Hunderte gemacht; sein Beispiel werde kein Blatt aus dem Lorberkranze dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen werde. Alle seine Verbindungen seien nunmehr aufgelöst, fährt er fort, ohne seiner Stellung zur Deutschen Gesellschaft zu gedenken, das Publikum sei ihm jetzt alles, sein Studium, sein Souverän, sein Vertrauter. „Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren als an die menschliche Seele." Seine Zeitschrift solle alles begreifen, was fähig sei, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiete des Schönen liege, alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken könne. Der Inhalt werde in folgende Abtheilungen zerfallen: I. Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen. Als Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnehme, fühle er sich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Cirkel ihn auf-

zusuchen und die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. 1784
II. Philosophie für das handelnde Leben. III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. IV. Deutsches Theater, besonders eine Geschichte und Dramaturgie der Mannheimer Bühne. Da er selbst in keiner Verbindung mehr mit dieser stehe, werde sein Urtheil frei und unverfälscht sein. Durch offenherzige Zweifel werde er dem Schauspieler und dem Dichter einen Beweis seiner Achtung geben, über erstere aber nicht sein eigenes Gefühl allein richten lassen, sondern das Ergebniß mehrerer Urtheile liefern. V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken. VI. Beurtheilung wichtiger Männer und Schriften. VII. Geständnisse von mir selbst. VIII. Korrespondenzen, Anzeigen, Miscellaneen. Jeden zweiten Monat werde ein Heft von zwölf Bogen erscheinen. Die Namen der Subskribenten sollten vorgedruckt werden. Die Unterzeichnung werde nur dann Werth für ihn haben, wenn er sie persönlichem Mitgefühl danken dürfe.

Nach allen Seiten flogen jetzt die Ankündigungen in größerer Anzahl, um die ersehnten Unterzeichner zu gewinnen; nicht bloß die Jugendfreunde, zu denen jetzt auch Winkelmann gehörte, wurden in Anspruch genommen, auch Reinwald ward herangezogen, der Dichter J. G. Jacobi, dessen Bekanntschaft er vor kurzem bei seiner Durchreise nach Freiburg zum Antritt der ihm verliehenen Professur gemacht hatte, Göckingk, der ihn, den armen Wandersmann, immer in Frieden dahin ziehen lassen und seine Ankündigung ganz oder abgekürzt in sein „Journal" aufnehmen möge. Auch andere, ihm nur dem Namen nach bekannte Dichter, wie Ebert und der berühmte Schutzpatron aller jungen Dichter, der alte gute Gleim, wurden in Anspruch genommen, nur Wieland nicht. In Weimar sollte sich der durch ihn bei Bellomo angestellte Schauspieler Neumann für ihn verwenden. Die Reichspost nahm Bestellungen an, die Schwansche Buchhandlung war unbetheiligt.

1784 Während Schiller mit Spannung dem Erfolge seiner Ankündigung entgegensah, hielt er sich eifrigst an die Vollendung des ersten Aktes seines neuen, einen höhern Ton anschlagenden Dramas, das den Glanzpunkt des ersten Heftes bilden sollte. Die schwungvolle Stimmung, in welche ihn seine enthusiastische Verehrerin Charlotte setzte, begünstigte ihn nicht weniger als der Ehrgeiz, mit einer seiner würdigen Dichtung auf dem Schauplatz aufzutreten. Gern gedachte er auch noch später, wie belebend der Umgang mit Charlotten auf die Dichtung gewirkt und wie diese zu einigen Zügen seiner Königin Veranlassung gegeben, aber daß sie nicht wohlthätig auf ihn wirke, sollte er bald erkennen, und wenn er später, als er die Geliebte seines Herzens gefunden, sie keiner Herzlichkeit, nur einzelner Momente der Wärme fähig hielt, ja meinte, man müsse vor ihrem lauernden Verstande, ihrer kalt prüfenden Klugheit, welche die zartesten Verhältnisse, eigene wie fremde, zerschneide, immer auf der Hut sein, sie habe ihn immer mißverstanden, so sprach sich darin seine leidige Erfahrung, freilich mit leidenschaftlicher Bitterkeit, aus. Charlotte rieth mit ihm Christophinen und den Eltern von der Heirat mit Reinwald ab, wie die Antwort des Vaters auf einen Brief vom 21. November zeigt, in welchem Schiller noch äußerst erregt, aber wieder hoffnungsvoller sich äußerte. Daß am 22. „Kabale und Liebe" trotz der wegwerfenden Beurtheilung, mit welcher Moritz in der Vossischen Zeitung dem Stücke bei seinem Erscheinen entgegengetreten war, mit ungeheuerm Beifall in Berlin aufgeführt und in einem Monat fünfmal wiederholt wurde, gereichte ihm zu höchster Freude, besonders da seine Stücke auf der Mannheimer Bühne durch andere verdrängt waren, Dalberg seiner selbst nicht zur Bearbeitung Shakespearescher Dramen bedurfte, vielmehr selbst dessen „Julius Cäsar" in die Hand nahm. Seine Mannheimer Gegner machten sich auch über die schwachen Seiten seiner prunkenden Ankündigung der

„Thalia" lustig. Das „Pfälzische Museum" brachte nicht 1784
ungern die scharftreffenden Spottverse:

Dem Genius gebar Madame Subordinatio,
Ein zügelloses, aber herrliches Kind, die Räuber;
Fiesko, Millerin sind von Miß Freiheit und Frau Pensio.
Herr Genius, changiren Sie nicht mehr die Weiber!

Mochte der Umgang mit Charlotten, bei der er nicht selten auch in Gegenwart von ihrem Gatten und dessen Freunden erschien, seine Seele oft erheben, die stille Ruhe, die dem Herzen so wohl thut, fand er weder bei ihr noch sonst; selbst der gute Streicher vermochte wenig über den in tiefster Seele Beunruhigten. An einem Abend, wo er sich besonders wehmüthig gestimmt fühlte (es war der 7. December), sah er sich getrieben, den Leipziger Freunden seinen Dank für die vor mehr als einem halben Jahre empfangene Sendung reuig auszusprechen. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken ihm noch in diesem Augenblicke Wunden schlage (er meint seine vergeblichen Versuche, der ihn bedrängenden Noth zu entkommen), hätten den Vorsatz, in guter Stunde zu antworten, in seinem harmvollen Herzen nach und nach ausgelöscht, aber nicht seinen Dank. Nur eine engere Bekanntschaft mit ihm und seinem Wesen könne vielleicht einige Schatten der Idee, welche die Freunde einst von ihm gehegt, ihnen zurückgeben. „Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken." Auch den Freunden schickt er die Ankündigung seiner „Thalia", der er alle seine Kräfte hingeben werde; freilich würde er diese, zwängen ihn nicht Kaufmannsrücksichten, in anderer Sphäre beschäftigt haben.

Diesen Winter befand sich auch Frau von Laroche in Mannheim, die mit Charlotten in freundlicher Verbindung stand. Schiller fühlte sich in ihrer Verstimmung nicht zu der ältern Freundin hingezogen, die wenig Verständniß für das hatte, was seine Seele erfüllte. War auch ihre Unter-

1784 haltung leicht und angenehm, das „tändelnd Moraliſche“ derſelben, wie es Charlotte nannte, war ihm zuwider. Ihre Briefe aus dieſer Zeit gedenken Schillers nicht. Der Herzog von Weimar hatte bei ſeiner Rückreiſe aus der Schweiz in Mannheim Laroche und deſſen Gattin beſucht, auch beide an ſeinen Hof geladen. Er ging über Mainz und Frankfurt zu längerm Aufenthalte nach Darmſtadt. Hierauf gründete Charlotte den Plan, Schiller mit dem Herzog in nähere Verbindung zu bringen. Da ſie dort ein Fräulein von Wolzogen kannte, die Erzieherin der Mecklenburgiſchen Prinzeſſin Luiſe, die ſich mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter ſeit dem Herbſte in Darmſtadt befand, gab ſie Schiller einen Empfehlungsbrief an dieſe mit, mit deren Hülfe er Gelegenheit ſuchen ſolle, ſeinen „Karlos“ am Hofe vorzuleſen. Er kam am 23. December in Darmſtadt an, wo er im Gaſthauſe zur Sonne (Schirmſtraße 9) abſtieg. Durch die Wolzogen ward er am Hofe des Erbprinzen bekannt; nähern Umgang hatte er mit den Söhnen des Fürſten Georg Wilhelm, beſonders mit dem gleichalterigen Prinzen Friedrich Ludwig, der eine Bürgerliche zu heiraten im Begriff ſtand. Am Abend des 26. las er beim erbprinzlichen Hofe in Gegenwart der hohen Verwandten und des Herzogs Karl Auguſt den Anfang ſeines „Karlos“. Er hatte die Handſchrift in der von Minna Stock ihm geſchenkten Brieftaſche, welche von der Frau Erbprinzeſſin, in der Schiller eine unvergleichliche Fürſtin fand, bewundert wurde. Die hohe Verſammlung nahm mit vielem Antheil die Dichtung auf, über welche beſonders der Herzog von Weimar von ſeinem fürſtlichen Standpunkte aus einſichtige Bemerkungen machte. Karl Auguſt, der vergebens ſeinen durch die Strenge ſeiner Treue ihm zuweilen etwas unbequemen Freund Goethe zu ſich beſchieden, hatte ſeine Freude an dem jungen Genie; auch frug er gnädigſt nach ſeinen Ausſichten und Wünſchen, und ſo durfte er ihm den Werth, den ein Titel für ihn habe, und

selbst seine Liebe zu Margareta Schwan gestehen. Schon 1784
am folgenden Tage ertheilte ihm der Herzog den Charakter Rath als Zeichen seiner Achtung.

Erst am 29. kehrte Schiller als Weimarischer Rath nach Mannheim zurück, wo zunächst der Druck der „Thalia" beginnen sollte. Dazu mußte an den ersten Akt des „Karlos" die letzte Hand gelegt werden. Mit Klein stand er damals auf freundlichem Fuße. Dieser vermittelte es auch, daß er einen „Vorschuß" von 132 Gulden von der Deutschen Gesellschaft erhielt, den er in sechs Monaten zurückzuzahlen versprach. Am Abend des 6. wohnte er einer sehr besuchten Vorstellung von dessen sehr beliebtem Singspiel „Günther" bei. Den andern Morgen schrieb er ihm: „Bon jour. Nun, liebster Freund, wie haben Sie denn auf Ihren „Günther" geschlafen? Mir hat er einen sehr angenehmen Abend gemacht. Wollte nur Gott, unsere Phantasie müßte sich nicht so armselig an die Bleifedern unserer Sänger und Sängerinnen anschmiegen. Uebrigens ließen es die armen Schelme an Fleiß nicht fehlen." Zugleich schickt er seinen Wechsel mit lebhaftestem Danke für die gütige Verwendung. Dem Ueberbringer könne er das Geld mitgeben, da seine Ehrlichkeit eben so groß als seine Dummheit. Zwölf Tage später beklagte er sich in lebhaft übertreibender Aufregung bei Dalberg, daß am gestrigen Abend bei der Aufführung von „Kabale und Liebe", die seit dem 9. Mai geruht hatte, die Schauspieler, mit Ausnahme der Frauenzimmer, und Becks ihre Rollen „unerhört vernachlässigt", das Stück in Folge des nachlässigen Einstudirens „ganz in Lumpen zerrissen worden", er statt seines Textes nicht selten Unsinn habe hören müssen. Nur Fräulein Baumann, der Iffland die Rolle eingeübt, hatte ihn hingerissen, und er unterließ nicht, ihr nach der Vorstellung seinen warmen Dank auszusprechen. Sein gereiztes Selbstbewußtsein spricht sich in den Worten aus: „Mir selbst kann zwar an diesem Umstand wenig liegen; denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat als meine Stücke durch das Theater.

1785 Niemals werde ich mich in den Fall setzen, den Werth meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen." Nach der Erklärung, daß er sich in seiner „Thalia" weitläufiger darüber auslassen werde, schließt er: „Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die „Räuber" sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." Und wohl durfte er sich seines Ruhmes freuen, wenn auch die öffentliche Kritik seine zwei letzten Stücke weniger gefeiert hatte und manche gegen das wilde Genie loszogen; er hatte sich mit seinen Stücken trotz ihrer Genialität die Bühne erobert. In dem „Almanach für Dichter und schöne Geister auf das Jahr 1785" wurde er hoch auf den Schild gehoben. In den „Räubern", hieß es hier, herrsche noch glühendere Phantasie und genialischere Kraft als im „Götz". „In unsern empfindelnden Zeiten hätten wir keine „Räuber" und keinen „Fiesko", keine „Kabale und Liebe" gehofft. Heil dem Deutschen feurigen Schiller! Apoll und die Musen mögen mit und bei ihm sein, daß wir recht bald wieder etwas von ihm bekommen. Er, Goethe, Stolberg und noch einige wenige, glauben wir, könnten unsere Landsleute wieder männlicher und für stärkere Gefühle empfänglicher machen." In Mannheim, wo am vorigen 26. December die „Räuber" noch einmal gegeben worden, hielt man freilich von jetzt an alle seine Stücke von der Bühne fern.

Der Druck seiner „Thalia", bei der er aber über das festgesetzte Programm sich hinwegsetzen mußte, schritt rasch fort. An die Rede über die Schaubühne schloß sich ein „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache", die spannende Geschichte einer Frau von Pommeray, die Schiller aus dem handschriftlich in vornehmen Kreisen verbreiteten, ihm von Dalberg mitgetheilten Roman Diderots „Jacques le fataliste et son maître" übersetzt hatte. An dritter Stelle erschien der erste Akt des „Karlos", über den er von den Lesern und Leserinnen, besonders aber von den großen

Deutschen Schriftstellern, deren Schüler er sei, den Ausspruch 1785
ihres Gefühls mit der strengsten Offenheit sich wünschte, um sie bei der Vollendung zu benutzen. Sollte aber der Kenner schon die erste Anlage krank finden, so werde „die ganze Skizze zum Feuer wandern". Mehr als die Hälfte des Aktes war abgedruckt, als er an Freund Klein seinem Versprechen gemäß die ersten neun Bogen der „Thalia" mit der Bitte um seine kritische Meinung, besonders über sein Drama, sandte. „Wollen Sie dann auch die Güte haben", fährt er fort, „und mir meine ausgebrauchten Schreibmaterialien wieder rekrutiren helfen? Erlaubt man uns [den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft] kein Post- und Briefpapier?"

Das Verhältniß zu Charlotten ward immer beunruhigender und aufregender; sein Herz sehnte sich dringend nach warmer Freundschaft einer ihn ganz verstehenden Seele. Margareta allein zog ihn an, doch wagte er in seiner damaligen Lage nicht, sich ihres Herzens zu versichern. Da trieb es ihn am Abend des 10., wo alle seine Bekannten, um sich wieder an Kleins „Günther" zu ergetzen, ins Theater strömten, den Leipziger Freunden, deren herzlichen Brief er fast einen Monat unbeantwortet gelassen, zu vertrauen, wie sehr er sich zu ihnen gezogen fühle, wie ihn seit ihrem letzten Briefe der Gedanke nicht verlassen: „Diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du", wie ihm sein Herz sage, ihre Freundschaft werde den längst ersehnten Umschwung in seinem Schicksale bewirken. Doch wurde er durch einen unvermutheten Besuch unterbrochen. Er scheint sehr unangenehmer Natur gewesen zu sein; denn der Brief blieb zwölf Tage liegen, in denen „mit und in ihm eine Revolution vorging". „Ich kann nicht mehr hier [in Mannheim] bleiben", meldet der alles jetzt in düstersten Farben schauende und sein Mißgeschick lebhaft übertreibende Dichter den Freunden. „Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe

1785 keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch theuer sein könnte [Charlotte ist gemeint], davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Vom Theater sei er frei; auch fordere es seine Verbindung mit dem Herzog von Weimar, daß er persönlich mit ihm „negotiire"; aber die Hauptsache sei, er müsse Leipzig und die Freunde sehen. „O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach bessern Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem nähern Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigen Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Cirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein." Ja, als ob er fürchte, die Freunde wollten ihn abhalten, bemerkt er, schon habe er unwiderruflich erklärt, daß er Mannheim verlasse und in drei bis vier Wochen nach Leipzig gehe. Zum Verständniß des „Paroxysmus von Freude", der ihn bei der Aussicht nach Leipzig befalle, vertraut er ihnen: „Bis hierher haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt; mein Herz und meine Musen mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine solche Revolution meines Schicksals, daß ich ein ganz anderer Mensch, daß ich anfange, Dichter zu werden." Wenn die Umstände ihn nur entfernt begünstigten, wolle er Leipzig zum beständigen Aufenthaltsort machen. Ein Moment könne seinen jetzigen Entwürfen ja eine ganz besondere, glückliche Richtung geben. Wie begeistert er auch eben von seiner dichterischen Zukunft gesprochen, hier scheint die Absicht vorzuschweben, sich als Arzt, vielleicht mit seiner Margareta verbunden, in Leipzig niederzulassen. Noch ehe er Antwort von Leipzig erwarten konnte, theilte er Huber seine bedrängte Lage und das Bedürfniß einer Anleihe mit. Die „Thalia" selbst könne er nicht länger besorgen, der „Brief-

und Krämercommers" sei ihm äußerst läſtig; er wolle ſie, 1785
ſollte er auch einige hundert Thaler jährlich dabei verlieren, einem Verleger überlaſſen. Durch des Herzogs von Weimar Mitwirkung hoffe er förmlich Doktor der Medicin zu werden. Aber um von Mannheim los zu kommen, müſſe er wenigſtens 100 Dukaten haben, wozu er außer dem erſten Heft der „Thalia", das ihm vorläufig ſchwerlich mehr als 100 Thaler abwerfen werde, keine Mittel habe. Seine Bekanntſchaften und Freunde in Mannheim wolle er nicht auf die Probe ſtellen; die beſten könnten ihm nicht helfen. Sein Vater lebe von ſeiner Beſoldung. „Iſt es nicht möglich, daß Sie mir auf Ihren oder meinen Namen (von Buchhändlern oder von andern Juden) ungefähr 300 Thaler Vorſchuß verſchaffen können. Mein Plan iſt dieſer: alle zwei Monate bezahlte ich von meiner „Thalia" 50 Thaler zurück mit landesüblichen Zinſen, bis die Schuld getilgt wäre. Die Bezahlung aber dürfte nur mit dem dritten Hefte anfangen. Meiner ganzen Berechnung zufolge beläuft ſich meine jährliche Einnahme von der „Thalia" auf ungefähr 800 bis 900 Reichsthaler nach Abzug der Unkoſten." Wenn es darauf heißt, ein Freund, auf den er gebaut habe, ſei jetzt ſelbſt in die größten Fatalitäten wegen ſeines Vermögens verwickelt, ſo könnte dies nur Charlottens Gatte geweſen ſein.

Während Schiller in ängſtlicher Spannung der Gewährung ſeiner Bitte entgegenſah, wurde der Druck der „Thalia" vollendet. Auf den „Karlos" folgte hier zunächſt der Brief eines erdichteten Däniſchen Reiſenden über das Mannheimer Antikenkabinet, dann ein kurzes „Repertorium" des Mannheimer Theaters vom 1. Januar bis zum 3. März. Daran ſchloſſen ſich die Anzeigen dreier Streitſchriften über den Austritt einer Mannheimer Schauſpielerin, wobei er dem Intendanten Recht gab, und ein Bericht über die von Dalberg geſtellten dramaturgiſchen Preisfragen. Den Schluß bildete die Entſchuldigung, daß manche in der Ankündigung verſprochene Artikel für diesmal ausgeſchloſſen worden. Die vorgeſetzte Widmung des

1785 „Karlos" an den Herzog von Weimar, den er jetzt auch als seinen Fürsten lieben dürfe, ist vom 14. März.

Körner war unterdessen durch den am 5. Januar erfolgten Tod seines Vaters in den Besitz eines kleinen Vermögens gekommen, von dem er einen Theil in dem kurz vorher in Leipzig gegründeten Verlagsgeschäft seines aus Bremen stammenden, vier Jahre ältern Freundes Georg Joachim Göschen anlegte. Er bediente sich seiner auch als Vermittlers bei der Sendung der von Schiller gewünschten Summe. Schon am 6. März schrieb er an Göschen, er wolle dem Dichter diese leihen, doch müsse es den Anschein haben, daß es von Göschen geschehe, um den Verlag der „Thalia" zu erhalten. Er selbst wolle diesem schreiben, Göschen, bei dem er Geld stehen habe, werde ihm die Summe gegen einen Schein schicken, den dieser, falls sie über die Bedingungen wegen der „Thalia" nicht einig werden sollten, ihm als bares Geld in Anrechnung bringen werde. Mit solcher Zartheit half er dem Dichter aus der Noth, der die Buchhändler sich nur als Krämer und Juden dachte.

Schon am 8., einem Dinstage, schrieb Charlotte an Schwester Christophine, an welche sie sich in einer wirthschaftlichen Angelegenheit wandte, das erste Heft der „Thalia" werde in dieser Woche erscheinen. Sie habe einiges davon gelesen, fügte sie hinzu, worunter besonders Scenen aus dem Trauerspiel „Karlos" der Aufmerksamkeit, des Beifalls aller Denkenden und Fühlenden werth seien. Schicksale und Erfahrung hätten eine große Veränderung in seinem Gemüth hervorgebracht. Sie wünschte aber nur, daß seine Spekulation mit der „Thalia" reussire und Fleiß, Genie und Wahrheit in gleichem Maße vorschreite. Die beste Hoffnung für ihn habe sie nie verlassen, weil sie der aufrichtigste Wunsch für sein Wohl beschäftige. Daß er von Mannheim wirklich scheiden wolle, scheint sie nicht geahnt zu haben.

Kaum war das Heft der „Thalia" erschienen, als Böt

und Frau Rennschüb, die sich durch seine Beurtheilung ihres 1785
Spiels beleidigt fühlten, gegen ihn losfuhren. Am 19. beschwerte er sich darüber gegen Dalberg. Bök erröthe nicht, schrieb er, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen ihn auszuschlagen und auf die pöbelhafteste Weise von ihm zu reden. Er bat den Intendanten um eine Unterredung von einer halben Stunde. Dieser antwortete schriftlich mit dem Ausdrucke seines Bedauerns, daß Schiller durch seine scharfen Ausdrücke die Schauspieler aufgeregt habe. Daß er ihn nicht zu Worte kommen ließ, verletzte diesen. Um so glücklicher hatte sich sein Verhältniß zu den Leipziger Freunden gestaltet. Nicht allein erhielt er die Zusage des gewünschten Geldes, sondern Göschen zeigte sich auch zur Uebernahme des Verlags der „Thalia" unter guten Bedingungen bereit. Leider setzten auch die vorgestreckten 300 Thaler ihn nicht in den Stand, sein Versprechen gegen Frau von Wolzogen zu halten, und die Kosten einer Reise nach Heilbronn zu tragen, um sich dort von den Seinigen, besonders von seiner so sehr nach ihm sich sehnenden Mutter, vor seiner Reise nach Sachsen zu verabschieden.

Gegen Huber, der ihn in Leipzig erwartete, sprach er sich jetzt auf das offenste aus. Weniger Mühe koste es ihm, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen als seine Wirthschaft, und zu seiner geheimen Glückseligkeit bedürfe er einen Herzensfreund, den er immer zur Hand habe, nicht erst draußen aufsuchen müsse. Könne er *eine* Wohnung mit ihm beziehen und ihm Leute für seine kleine Wirthschaft empfehlen, so sei alles in Richtigkeit. „Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Schreibzimmer sein kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein *nothwendiges* Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und *Sopha*, dann ein Tisch und einige Sessel [Stühle]. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen,

1785 und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also ihr Gedränge. Wenn ichs nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünfblätterige Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hôte im Gasthofe engagiren; denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste.... Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

Der Wechsel kam gerade zur Zeit an; auf den 31. war von ihm allgemeine Zahlung anberaumt. Dalberg hatte ihm am 27. sein Bedauern ausgesprochen, daß er seine letzten Bemerkungen übel genommen zu haben scheine, die doch nur seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß Kritiken über Schauspieler und Künstler nothwendig Zerrüttungen, endlich gar den Zerfall eines Theaterinstituts bewirken müßten. Auch hatte er darauf hingewiesen, daß Lessing bei seiner „Dramaturgie" gerade dasselbe erfahren, worüber Schiller sich beklage. Auf den Wunsch, ihn noch vor seiner Abreise zu sprechen, deuten die Worte: „Doch ein mehreres mündlich." Schmerzlich wurde dem Dichter der Abschied von Charlotten, deren tiefe Schwermuth und erhabener Schwung ihn so lange mächtig angezogen und gehoben, aber auch den Frieden seiner Seele gestört hatten, die eines freundlichen Zuspruches so sehr bedurft hätte. Wunderlich mußte ihn gerade um diese Zeit die Nachricht berühren, daß seine Laura sich von einem jungen adeligen Akademisten hatte entführen lassen. Dagegen hatte es ihm wehe gethan und ihn beschämt, daß er die auf Zahlung dringenden Briefe der Frau von Wolzogen ebensowenig zu beantworten als sie selbst auf ihrer Reise nach Stuttgart in Heilbronn zu begrüßen vermochte. Der Vater mußte ihn mahnen, wenigstens ihr selbst zu schreiben, wenn er ihr unmöglich etwas schicken könne. In freundlichster Weise schied er von Margareta, die ihm zum Abschiede eine von ihr gearbeitete Brieftasche verehrte; ein Briefwechsel ward verabredet, aber schon hatte Schiller im Sinne, sich von Leipzig aus

bei ihrem Vater um sie zu bewerben. Nur die Höflichkeit 1785
drang ihm einen Besuch bei Dalberg ab. Klein ging damals nach Wien; sie nahmen, wie dieser berichtet, weinend von einander Abschied. In Beck ließ Schiller einen sehr werthen Bekannten zurück; weniger herzlich war jetzt seine Verbindung mit Iffland. Am letzten Abend blieb er bis Mitternacht bei seinem treuen Streicher, von dem er sich mit tiefem Schmerz, aber nicht ohne Ahnung eines ihrer harrenden glücklichen Geschicks, trennte.

So schied er von dem ihm verleideten Mannheim, das seine Schuldenlast vermehrt hatte, nach sieben Vierteljahren, seinen „Karlos" im Kopfe, Margareten im Herzen, voll Sehnsucht nach den Leipziger Freunden, die ihm die Mittel verschafft, sich von Mannheim zu lösen. Der lange Verkehr mit dem Theater und den Schauspielern hatte ihm eine lebendige Einsicht in die Anforderungen der Bühne gegeben, die für ihn nicht verloren war, freilich ihm auch zunächst die Bühne verleidete. Mannheim hatte ihm manche bittere Enttäuschungen gebracht, aber ihn auch in eine schwärmerisch ihm hingegebene, erhaben fühlende, freilich durch ihre sengende Glut und krampfhafte Ueberspannung nicht wohlthätige Seele blicken lassen, deren Anschauung ihm für seinen „Karlos" förderlich war, und er schied nicht ohne die Hoffnung, daß die anmuthige Margareta sein Leben zu verschönern bestimmt sei.

Sechſtes Buch.

Im Arm der Freundſchaft.

1.

Nach einer durch „Moraſt, Schnee und Gewäſſer“ leidig verlängerten Reiſe kam Schiller am Morgen des 17. April, eines Sonntags, „zerſtört und zerſchlagen“ in Leipzig an, wo er im Gaſthauſe zum blauen Engel einkehrte. Doch hatte er guten Muth genug, ſich bei Minna und Dora, die bei ihrem Stiefbruder, dem Kupferſtecher Endner, wohnten, durch eine ſpaßhafte Myſtifikation einführen zu wollen. Körner befand ſich in Dresden. In Huber lernte er eine begeiſterungsvoll dem Edlen und Schönen zugewandte ſchwunghafte Natur kennen, aber der arme Junge hatte unter dem Drucke ſeiner Mutter, einer Pariſerin, zu keiner männlichen Selbſtändigkeit heranreifen können; immer ſtreng beaufſichtigt und knapp gehalten, war er äußerlich ſcheu, ſchwank und ungelenk geblieben, und auch ſeine fünf Jahre ältere Geliebte, die durch maleriſches Talent, friſche Gewandtheit und kecken Witz ſich auszeichnete,

hatte ihn in einer gewissen Unterordnung gehalten. Schiller 1785
nahm zunächst in dem Kaffeehaus zum Joachimsthal in der Hainstraße seinen Aufenthalt. Da er sich von der Spannung der letzten Mannheimer Tage und den Reiseleiden herstellen wollte, stürzte er sich in das Meßgetümmel, das diesmal freilich nicht so stark war, wie er es sich gedacht. An vielen vorübergehenden Bekanntschaften fehlte es nicht; unter ihnen war außer Hubers Vater der fast sechzigjährige Kreissteuereinnehmer Weiße, der damals nicht mehr als Dichter, aber noch als Kinderschriftsteller und Herausgeber der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" thätig war, der berühmte Kapellmeister Hiller, der mit Goethe und dem Weimarer Hofe eng verbundene fast siebzigjährige Maler Professor Oeser, der Regisseur des Dresdener-Leipziger Theaters Reinecke und der Lustspieldichter Jünger. Zu letzterm, der nur ein paar Monate älter als er selbst war, einem heitern und herzlichen Manne, fand er sich näher hingezogen. Auch seine geliebte Sophie Albrecht mit ihrem Gatten fand er hier; sein dringender Rath, die Bühne zu verlassen, hatte nichts gefruchtet. Am liebsten war er in Richters Kaffeehaus, wo so viele Einheimische und Fremde zusammenströmten. Daß der Dichter der „Räuber" wie ein Wunderthier angegafft und von vielen, die sich als Schriftsteller dazu berechtigt fühlten, kollegialisch begrüßt wurde, konnte ihn nur kurze Zeit belustigen.

Gerade in dem großen Getümmel fühlte er sich bald einsam, da er sich nach einem festen Lebensziele sehnte. Schon am 24. eröffnete er Schwan seinen Herzenswunsch, den er bereits ein Jahr lang gehegt, auch schon dem Herzog von Weimar eröffnet habe. Nächstens denke er nach Gohlis zu ziehen, wo er sehr fleißig sein, den „Karlos" und die „Thalia" fortsetzen und sich unvermerkt weiter zu seiner Medicin bekehren wolle. „Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch

1785 meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre und mein ganzes Glück wird entschieden sein.“ Der Gewährung seiner Bitte glaubte er sich schon so sicher, daß er am 4. Mai dem Vater schrieb, eine Neuigkeit von Mannheim aus warte auf sie beide. Aber Schwan lehnte freundlich mit dem Vorgeben ab, der Charakter seiner Tochter passe nicht zu dem des von ihm so hoch geschätzten Dichters. So verflog dieser Traum. Schwan soll der Tochter kein Wort von Schillers Bewerbung gesagt haben. Daß dieser an sie nicht weiter schreiben konnte, verstand sich von selbst; diese aber quälte sich über sein Schweigen, da sie nicht zu ahnen vermochte, was dieses verursacht. Schiller war unterdessen wärmer als je vom Arm der Freundschaft umschlungen.

Körner zog ihn mit aller Kraft eines edlen, warmen und starken Herzens an sich. Schon im ersten Briefe ließ er ihn einen Blick in seine Seele thun, die nur in dem Gefühle, so viel Gutes zu wirken, als er durch seine Kräfte und in seinen Verhältnissen vermöge, sich ganz glücklich fühle. Dieses werde er, wenn er seinen Schiller an seiner Seite habe; gegenseitig würden sie sich anfeuern, im Streben nach ihrem höchsten Ideale nicht zu erschlaffen. Schiller fühlte sich durch eine solche Stimme, wie er sie noch nie vernommen, wunderbar ergriffen. Wie verehrungswürdig schien ihm der Mann, der, da er sein erlangtes Glück behaglich genießen könnte, nach Thaten dürstete! wie stolz fühlte er sich, daß dieser ihm eine solche Stelle an seiner Seite zuwies! wie glücklich machte ihn die Gewißheit, daß Körner ihn „auf seiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten“ wollte! Der erste Gewinn ihrer dreifachen Verbrüderung müsse Enthusiasmus, aber kalte Philosophie die Gesetzgeberin ihrer Freundschaft sein. Sehnsüchtig sah er dem Herbst entgegen, wo er nach Körners Verheiratung in Dresden mit Huber zusammenwohnen und des innigsten persönlichen Austausches mit dem einzigen Freunde genießen

ſollte. Dann wollte er ſeine Zeit in drei Theile ſchneiden, 1785
von denen einer dem Dichter, der zweite dem Arzt, der dritte dem Menſchen gehöre; denn noch war von ihm die Medicin nicht aufgegeben, obgleich er wol ſchon damals Schwans abſchlägige Antwort erhalten hatte. Dem neuen Freunde verrieth er nichts von dieſer nun ganz abgethanen Geſchichte. Körner ging auf ſeinen „ſeelenvollen“ Brief mit warmer Seele ein und weihte ihren Bund durch das traute Du, da ſie ja Brüder ſeien. Unterdeſſen war Schiller nach dem eine Viertelſtunde von Leipzig entfernten, durch das vom Dichter Zachariä geprieſene Roſenthal mit ihm verbundenen Gohlis gezogen, wo er zuerſt bei Endner und deſſen beiden Stiefſchweſtern wohnte.

Ende Mai kehrte Göſchen von ſeiner Wiener Reiſe zurück; er war über Weimar gegangen, wo er mit Wieland, Bode und Muſäus verhandelt hatte. Auch an dieſen, der häufig nach Gohlis kam, ſchloß er ſich lebhaft an; ja er bezog mit ihm daſſelbe Zimmer in dem neben der Endnerſchen Wohnung gelegenen Häuschen, das vom Schillervereine im Jahre 1856 angekauft und dem Andenken des Dichters geweiht wurde. Auch Jünger wohnte in Gohlis, wo er einen der heiterſten Tage ſeines Lebens mit Schiller verlebte. Häufig ſah dieſer den faſt drei Jahre jüngern begabten Landſchaftsmaler Reinhart, an den er ſich gern anſchloß. Die neuen Freunde redeten ſich nach einer launigen Verabredung mit Er an. Natürlich kam Schiller oft nach Leipzig, wo er beſonders mit

Abb. 23. Das Schillerhaus in Gohlis. Nach einer Originalzeichnung.

1785 dem Kaufmann Kunze, einem sehr aufgeweckten und herzlichen Freunde Körners, verkehrte.

Am 1. Juli traf Körner mit seiner Braut, deren Schwester, Schiller, Huber und Göschen auf dem etwa fünf Stunden östlich von Leipzig auf der linken Seite der Pleiße gelegenen Rittergute Kahnsdorf bei der ihm verwandten Familie von Prof. Ernesti zusammen. Wie herzlich auch die fürs Leben verbundenen Freunde sich begrüßten, die Zeit war so kurz, besonders Körner so vielseitig in Anspruch genommen, daß es zu keiner vertrauten Unterhaltung kam. Am andern Morgen mußten Göschen, Schiller und Huber scheiden, doch versprach man den folgenden Nachmittag (es war ein Sonntag) den zurückgebliebenen Damen, die Körner bis zur Mitte des Weges begleiten wollte, entgegenzufahren. Als auf der Rückreise der drei Freunde die Rede auf Entwürfe für die Zukunft kam, fühlte sich Schiller glühend von der Ahnung des Glückes ihrer Freundschaft durchzuckt. „Mein Herz wurde warm", berichtet er an Körner. „Es war nicht Schwärmerei, philosophisch feste Gewißheit wars, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere durch mich selber zernichtet." In der feurigen Gährung seiner Gefühle habe er sich gelobt, die Vergangenheit nachzuholen; seine beredte Empfindung sei elektrisch auf die Andern übergegangen. In Hubers Augen habe er Körners Namen gelesen, der ihm dann unwillkürlich auf die Lippen getreten sei. Aus ihren sich begegnenden Augen habe der heilige Vorsatz geleuchtet, sich wechselweise fortzureißen zum hohen Ziele. Das Gefühl ihrer innigen Verkettung, daß sie beide nur durcheinander groß, gut und glücklich werden könnten, habe ihn über-

kommen. Als sie auf dem Wege in einer Schenke früh- 1785
stückten, tranken sie in feierlicher Stimmung Körners Ge-
sundheit, wobei allen Thränen in die Augen traten.
„Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede
brennen fühlte, Hubers Gesicht war feuerroth, als er uns gestand,
er habe noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die
Einsetzung des Abendmahls: „Dieses thut, so oft ihr trinket, zu
meinem Gedächtniß.“ Ich hörte die Orgel gehen und stand vor
dem Altare. Jetzt erst fiels uns auf die Seele, daß heute dein
Geburtstag war.“ Mit solcher Schwärmerei hatte ihn das Gefühl gemeinsamen Strebens zu einem großen Ziele, zur Erfüllung der von der Natur ihnen gegebenen Bestimmung begeistert. Einen so warmen sittlichen Ernst, eine so heilige Würde der Freundschaft wie bei Körner hatte er noch nie gefunden und seine Seele wollte darin nicht zurückbleiben.

Da das Wetter die geplante Fahrt zu nichte machte, konnte sich Schiller nicht enthalten, diese ihm ewig unvergeßliche Feier des 2. Juli sogleich seinem Körner ausführlich zu berichten. Aber auch ein äußeres Bedürfniß trieb ihn, sich dem Freunde mitzutheilen. Er brauchte Geld, da er sich ganz ausgegeben und nicht hoffen konnte, vor einem Vierteljahre etwas von der Subskription seiner „Thalia“ von dem Mannheimer Postamte zu erhalten, wenn er anders nicht ganz darum betrogen sei. Und auch seinem Huber wünschte er unter die Arme zu greifen, da dessen Eltern, weil sie die Kosten seiner Equipirung scheuten, vom Plane, daß er zu Dresden in die diplomatische Laufbahn eintrete, abstehen wollten. Körner sollte das Geld nur vorstrecken; er wollte ihm eine verbesserte Auflage seiner drei Dramen in Verlag geben. Gegen Schwan, der, ohne ihm ein Wort zu sagen, die Stücke neu aufgelegt, habe er keine Verpflichtung; gewiß würde eine durchgängige korrektere Behandlung der „Räuber“ und des „Fiesko“ dem Publikum angenehm und für seinen Namen von wichtigen

1785 Folgen sein, auch die erstern in neuen Schwung durch einen Nachtrag kommen, den er in einem einaktigen Stücke „Räuber Moors letztes Schicksal" geben wollte.

Körners Edelmuth war für Schiller ein wahres Phänomen heiliger Freundschaft. Dieser machte ihm einen leisen Vorwurf, daß er noch eine gewisse Bedenklichkeit habe, ihm seine Bedürfnisse zu entdecken, und nicht geradezu sage, wie viel er brauche. Sofort schickte er ihm, was er augenblicklich entbehren konnte; brauche er zunächst mehr, auch dazu wolle er gleich Rath schaffen: er möge ihm die Freude lassen, ihn wenigstens ein Jahr lang aus der Nothwendigkeit des Brodverdienstes zu setzen, was seine Umstände nicht im geringsten verschlimmere; seinethalben möge er, wenn er nach ein paar Jahren im Ueberflusse sei, alles mit Zinsen wiedergeben. Die Ueberzeugung, daß er selbst, wenn er wolle, sich alle Bedürfnisse verschaffen könne und er in ein paar Jahren reichlich sein Auskommen haben werde, versüßte das aus warmem Freundesherzen fließende Anerbieten. Schiller sollte in aller Ruhe seinen „Karlos" vollenden, von dem Körner Großes erwartete; gegen die neue Ausgabe seiner Stücke, die ihm eine gute Spekulation schien, hatte er nichts, wenn sie ihn nur nicht in diesem störe. Seine Schriften möge er, um selbst den Vortheil davon zu haben, Göschen in Kommission geben; die Druckkosten wollte Körner vorschießen. „Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium", erwiderte Schiller. „Durch dich, theurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei dir und durch dich getraue ich mir diese zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst du sanft darauf

schlafen." Diese weiche Begeisterung, wie sehr sticht sie ab 1785
gegen Körners ruhige und feste Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sei, das durch äußere Sorgen gequälte Talent zu unterstützen, und gegen das tiefe Gefühl, daß er in Schiller den Freund gefunden, durch den er selbst zu lebendigem Wirken getrieben und gefördert werde!

Schiller hielt sich nach Körners Wunsch zunächst an „Karlos", von der neuen Ausgabe der andern Stücken war weiter keine Rede, dagegen versprach er Göschen bis Ende September die Fortsetzung der „Thalia", da er sein Versprechen an das Publikum lösen mußte. Auch das erste Heft sollte neu gedruckt werden. Das Mannheimer Postamt hielt ihm noch immer die Subskriptionsgelder vor. Göschen gab ihm für den Bogen 2 Louisd'or. Auf die Sendung des ersten Heftes hatte der Herzog von Weimar nicht geantwortet, doch hatte er Wielands Urtheil über den ersten Akt des „Karlos" sich erbeten. In einem ausführlichen Gutachten vom 8. Mai erkannte dieser Schillers reiche Begabung an, vermißte aber die Reife des Geistes; manches tadelte er mit Recht, aber vielfach entging ihm die Absicht des Dichters. In seinem „Merkur" über die „Thalia" zu berichten, fand er sich nicht veranlaßt und der Herzog wollte erst die Fortsetzung erwarten, ehe er Schiller dankte.

In dieser Zeit war es, daß ihm Göschen Abends einen Schriftsteller zuführte, der durch seine bitter wegwerfende Anzeige von „Kabale und Liebe" ihn scharf verletzt hatte. Es war der eben auf einer Reise nach der Schweiz begriffene Berliner Professor K. Ph. Moritz, der Verfasser von „Anton Reiser", ein Jugendfreund Ifflands. Schiller empfing den Leugner seines Genius mit lebhaftem Unwillen, aber als der erste Sturm ausgetobt und Moritz, den der ungeheure Beifall des Berliner Publikums längst widerlegt hatte, mit aller Offenheit seine leidenschaftliche Ueberstürzung eingestand, ohne aber seine Empfindung zu ver-

1785 leugnen, verständigte sich Schiller mit dem in sich zerfallenen, aber geistvollen Manne, der sich durch noch traurigere Schicksale als er selbst durchgerungen hatte. Man feierte zusammen eine frohe Nacht, und am nächsten Morgen floß der reichste Quell warmer Begeisterung für die Kunst; Schiller las Stücke aus dem ihm ans Herz gewachsenen „Karlos".

Sonntag den 7. August war Körners Hochzeittag. Schiller schickte dem Brautpaare am Morgen zwei „Urnen" (Vasen), die an ewige Dauer erinnern sollten, und eine auf die Verbindung von Tugend und Liebe hindeutende Paramythie, eine Dichtart, die Herder eben in seinen „Zerstreuten Blättern" aufgebracht hatte. Auch zu einem von herzlichem Gefühl eingegebenen längern Hochzeitgedichte hatte sich Schillers Muse begeistert, in welchem sich freilich der Strom der Dichtung etwas breit ergoß, Ueberspannung und rhetorischer Prunk die Segel blähten. Schon vorher hatte er in einem an Körners Geburtstag anknüpfenden, freilich nicht formvollendeten Gedichte auf das Glück dieses Tages hingedeutet, der des Freundes Leben „in Elysium wandeln" werde. Nachmittags um 5 Uhr fand die Trauung in Körners Gartenhause vor dem Schlosse statt (jetzt ist dort eine Brücke zwischen der Pleißenburg und der katholischen Kirche); ein frohes Fest vereinigte daselbst die nähern Freunde. Die nach einigen Tagen mit Dora Scheidenden wurden von Schiller und Huber zu Pferde bis zu dem auf der Mitte des Weges liegenden Dorfe Stauchitz begleitet. Auf dem Rückwege stürzte der Dichter, wobei er sich die rechte Hand quetschte. Erst nach mehr als drei Wochen konnte er wieder mit noch zitternder Hand schreiben. Seine ersten Zeilen galten dem Freunde, nach dem er sich sehnte. Ein kleines Ueberbleibsel an der Hand, schrieb er, wäre ihm herzlich lieb als ewige Erinnerung an des Freundes glücklichen Einzug in Dresden. Sein eigenes Dasein in Gohlis war jetzt „einsiedlerisch, traurig und leer", besonders da

unfreundliches Herbstwetter vor der Zeit eintrat. Zu einer frischen Thätigkeit konnte er nicht gelangen. Da gab es ihm einige Unterhaltung, einem Schreiber die Theaterbearbeitung seines „Fiesko“ zu diktiren, wonach dieser nächstens in Leipzig gegeben werden sollte. Doch die Sehnsucht läßt ihn nicht darauf warten. Ruhe, Muße und Laune, die seine Arbeiten dringend fordern, kann er nur im Dresdener Kreise finden. Auf die Frage, ob er kommen dürfe, folgt umgehend Körners Einladung, und da ihm Dr. Albrecht, eben als er diese erhält, den Vorschlag macht, mit ihm auf den andern Morgen Extrapost nach Dresden zu nehmen, ist er rasch entschlossen. Dabei ist es ihm angenehm, daß er durch seine geschwinde Abreise „der gepreßten Situation des Abschiednehmens von einigen guten Menschen entgeht“. Fieberhafte Spannung bewegt ihn auf der am 11. September früh um vier Uhr angetretenen Reise. In der Gegend, welche er neulich in Begleitung des glücklichen Paares gesehen, grüßt er „mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers“ alle Plätzchen, die seinem Herzen damals gefallen. Als er die Elbe zum erstenmal zwischen Bergen hervortreten sieht, schreit er laut auf. Die Aehnlichkeit der Elbgegend mit dem „Tummelplatz seiner frühen dichterischen Kindheit“ machte sie ihm dreifach theuer. Um Mitternacht fuhr er über die große Brücke in Elbflorenz ein; sein Herz glaubte unter den Häusern der Neustadt das seines innigsten Freundes, dem es entgegenschlug, zu erkennen, doch mußte er sich zufrieden geben, im noch bestehenden Gasthof zum goldenen Engel (Wilsdruffer Straße 4) eine Treppe hoch nach der langen Tagfahrt Ruhe zu finden. 1785

2.

In strömendem Regen läßt er sich am andern Morgen von zwei kanarienfarbig uniformirten kurfürstlichen Portchaiseträgern nach dem Hause von Fräulein Faust auf dem

1785 Kohlenmarkt 14 (jetzt Körnerſtraße 4) bringen, wo der Freund den erſten, etwas niedrigen, aber ſchön eingerichteten Stock bewohnte. Herzlich wurde er von den beiden Damen empfangen. Mit warmer Innigkeit umarmte Körner, als er um ein Uhr aus dem Konſiſtorium zurückkehrte, ſeinen Geiſtes- und Seelenfreund. Hubers Geſundheit wurde in Rheinwein ausgebracht. Nach dem Kaffee ſpielte Körner auf der Harmonika ſo ergreifend, daß Schiller ſich von dieſem Inſtrumente „hohe Inſpirationen“ verſprach. Abends um 5 Uhr fuhren ſie nach Körners Weinberg, oberhalb des eine Stunde von Dresden an einer Biegung der Elbe gelegenen Dorfes Loſchwitz (Nr. 29), wo ſie die ſchönen Herbſttage zuſammen zubrachten. Am Fuße des Berges lag das geräumige Wohnhaus mit einem kleinen, niedlichen Garten, auf der Höhe ein Luſthaus mit einer herrlichen Ausſicht auf das gegenüberliegende Blaſewitz und die fernen Höhen der Sächſiſchen Schweiz.

Abb. 24. Körners Luſthaus zu Loſchwitz
Nach einer Originalzeichnung.

Schon am erſten Abend kam es zwiſchen den Freunden zu philoſophiſchen Geſprächen. Körner ward zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit angeregt, Schiller widmete ſich dem „Karlos“, aber auch an die Fortſetzung der „Thalia“ ward gedacht. In Loſchwitz erhielt Schiller die Mittheilung Chriſtophinens, ſie habe doch nach reiflicher Erwägung aller Umſtände (ſie hatte auch den Hofprediger Pfranger in Meiningen befragt) Reinwald ihre Hand zugeſagt. Mit derſelben Aufrichtigkeit, mit welcher er früher ſich gegen dieſe Verbindung erklären zu müſſen geglaubt, gab er ihr jetzt dazu ſeinen

brüderlichen Segen. Dabei bedauerte er, daß der Vater 1785
noch immer nicht zugebe, er habe durch den Verlust seines Vaterlandes alles gewonnen. Daß sein Name laut genannt werde, wofür manche Leben und Gewissen geopfert, habe ihn nur drei Jünglingsjahre gekostet. Fröhlich sehe er in sein Leben zurück, voll Muth für die Zukunft. Schon die Eroberung einiger, ja vieler edler, herrlicher Menschen wäre diesen bedenklichen Schritt werth gewesen. Als im Wohnhaus gebaut wurde, bezog er das Winzerhäuschen. Hier wurde er, als er eben an der Scene zwischen Karlos und der Eboli dichtete, durch das Arbeiten und Schwatzen der im nahen Waschhause beschäftigten Weiber gestört, worüber er seinen Aerger in der launigen Bittschrift eines „niedergeschlagenen Trauerspieldichters", des „Haus- und Wirthschaftsdichters" Fr. Schillers an die „Konsistorial-Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz" ergoß. In Loschwitz könnte auch das edel schwungvolle, freilich nicht künstlerisch vollendete Lied „An die Freude" gedichtet sein, das, wie es aus Schillers zu jubelnder Freude geschaffenem Herzen sich ergoß, elektrisch in die Zeit einschlagen und das gleichnamige Lied von Uz verdrängen, manche Jahre später in Beethovens Seele zünden sollte. Den Leipziger Freunden wurde es erst im November bekannt, wonach es freilich auch erst in diesem Monat entstanden sein konnte.

Anfangs Oktober fühlte Schiller sich etwas verstimmt; sein Herz sehnte sich nach dem Dritten im Bunde, dem lange von den Seinen zurückgehaltenen Huber. Diesem schreibt er am 5. Oktober: „Das Knabenjahr unseres Geistes wird jetzo aus sein, wie ich mir einbilde, so auch die Flitterwoche unserer Freundschaft. Laß unsere Herzen sich jetzo männlich anschließen an einander, wenig schwärmen und viel empfinden, wenig projektiren und desto fruchtbarer handeln." Das war es auch, wozu Körner und Schiller sich anfeuerten. Der in philosophischem Wissen weiter vorgeschrittene Freund wirkte durch seine eingehenden Gespräche höchst förderlich auf Schiller. Als dieser

1785 Watsons „Leben Philipps II." las, sah er, daß er noch viel an seinem Philipp und Alba umgestalten müsse. Die drei letzten Akte des „Karlos" lagen als eine chaotische Masse vor ihm, und erfüllten ihn mit Kleinmuth und Schrecken. Wie schwach kam er sich gegen den Riesen Shakespeare vor!

Mitte Oktober bezog er endlich die für ihn und Huber gemiethete Wohnung auf dem ersten Stocke des am Japanischen Garten, Körner gegenüberliegenden Hauses des Hofgärtners Fleischmann Kohlenmarkt 16 (jetzt 6). Auch Huber stellte sich endlich ein, um sich zur diplomatischen Laufbahn beim Minister Stutterheim vorzubereiten. Jetzt begann das herzlichste Zusammenwirken der drei Freunde. Schiller fühlte sich frei und wohlgemuth. Von den gewöhnlichen Gesellschaftskreisen hielten sie sich möglichst zurück. Schiller verkehrte viel im Kreise seiner alten Freundin Sophie Albrecht. Das Theater zog ihn mehr an als die berühmten Kunstsammlungen. Mittags und Abends war er regelmäßig im Körnerschen Hause, und wenn er auch mit Körner selbst oft ernste philosophische Gespräche führte, so war er doch in diesem Kreise, wo er sich ganz gehen lassen durfte, ein heiterer Gesellschafter. Auch zum Whistspiele verstand er sich gern. Unter Körners Bekannten waren der durch Großthuerei und Rücksichtslosigkeit oft unbequeme Professor an der Ritterakademie Wilhelm Gottlieb Becker, Kapellmeister Naumann, Maler Graff, Oberhofprediger Reinhard, der Schriftsteller Archenholz, Kriegssekretär Neumann, Finanzrath Wagner u. a., mit denen auch Schiller verkehrte. Erst am 29. November konnte dieser den Anfang des zweiten Heftes der „Thalia" an Göschen zum Druck senden; er enthielt das Lied „An die Freude", einen Aufsatz „über moderne Größe" von Huber und die von Abel ihm ausführlich erzählte Würtembergische Geschichte vom Sonnenwirth, bei welcher Diderots Einfluß nicht zu verkennen. Den zweiten Akt des „Karlos" wollte er vorab einigen

Kennern vorlegen. Als er die vier ersten Druckbogen er- 1785
hielt, sandte er zur Ausfüllung des vierten die beiden Gedichte, die in der „Thalia" als „Freigeisterei der Leidenschaft" mit dem Zusatze: „Als Laura vermählt war im Jahr 1782" und „Resignation. Eine Phantasie" erschienen; ihnen schloß sich ein ganz leichtes Morgenlied von Sophie Albrecht an. Jene beiden Gedichte sprechen mit so leidenschaftlicher Gewalt eine dem Sittengesetze und dem christlichen Glauben widerstreitende Anschauung aus, daß der Dichter fürchten mußte, die Leipziger Censur werde sie beanstanden. Deshalb bat er Göschen um ihrer Freundschaft und des Ruhms der „Thalia" willen, diesen Bogen in Dessau drucken zu lassen, was auch Körners Idee sei; denn aus sehr wichtigen Gründen wünsche er sie bekannt zu machen, wovon er nur den einen angibt, daß er sie in einem andern Gedichte widerlegen wolle, wobei es freilich auffällt, daß sie ohne jene Widerlegung erscheinen sollten, von der auch später keine Rede war. Die Glut, welche er diesen Gedichten eingehaucht hatte, machte sie ihm eben besonders werth. Göschen legte sie dem Leipziger Censor vor, der sich gnädiger zeigte, als Schiller gedacht, er verlangte nur eine Note für intolerante Leser. Schiller verstand sich dazu, änderte auch „in etwa" die Titel, wonach wohl die Zusätze: „Als Laura vermählt war im Jahr 1782" und „Eine Phantasie" ursprünglich fehlten. Beide tragen die Unterschrift N, wie die Lauraoden der „Anthologie". Gleich darauf sandte er Göschen die Uebersetzung von Merciers Charakterschilderung Philipps II., endlich den zweiten Akt des „Karlos", von dem aber nur ein sehr kleiner Theil für das zweite, die größere Hälfte für das dritte Heft bestimmt war, das in ein paar Wochen folgen oder sogleich mit ausgegeben werden könnte, da er schon für das ganze Jahr Stoff zu haben glaubte. Die Beschleunigung kam zu Schillers Aerger nicht zu Stande. Dieser hätte gern den ganzen zweiten Akt des „Karlos"

1786 in den Händen des Publikums gesehen, aber Göschen erklärte im Januar, er könne mit aller Mühe vor Ostern nicht mehr als ein Heft liefern. Schiller begann jetzt die „Philosophischen Briefe" zwischen Julius und Raphael, zu denen Körner den einen kurzen Raphaels schrieb. Daß dieser außerordentlich schwer zur Abfassung des Briefes zu bringen war, gab zu mancherlei Scherzen zwischen den Freunden Veranlassung. Die leider unterbliebene Fortsetzung der Briefe sollte ausweisen, wie die hier vorgetragenen „einseitigen, oft überspannten, oft widersprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen". Raphael hat den jüngern Freund, um ihn von seinen schwärmerischen Ansichten über Gott und Welt abzubringen, auf den Werth des Selbstdenkens hingewiesen, und durch eine strenge Kritik deren Unhaltbarkeit gezeigt. Als er sich von Julius entfernt hat, klagt dieser, daß der Freund ihm seine schöne Ideenwelt zerstört habe, aber Raphael entgegnet, er habe nur eine für ihn nothwendige Krisis beschleunigt, und ihm dagegen die edelsten Genüsse der Vernunft geboten. Das Meiste in den Briefen des Julius geht in Schillers erste Jugendzeit zurück; schon zur Zeit der „Anthologie" hatte er an einen Roman in Briefen von Julius an Raphael gedacht, zu dem das Gedicht „Die Freundschaft" gehörte.

Als Körner mit den Seinigen und Huber am 9. April nach Leipzig ging, blieb Schiller in Dresden zurück, um sich fleißig an sein Drama zu halten; doch leider wollte es damit nicht recht gehen. Ein Anstoß, den die Censur an einer Stelle genommen, verstimmte ihn, viel schlimmer wirkte die ungewohnte Einsamkeit, die ihm jede Lust und Heiterkeit raubte. Da trat ihm denn auch seine ungewisse, schwankende Lage beunruhigend entgegen; ein Jahr war es, seit er Mannheim verlassen hatte und von Körners Freundschaft lebte, und wie fest und sicher auch sein Streben war, noch immer zeigte sich keine seiner würdige Lage.

Von Charlotten hörte er, sie solle nach dem Willen ihres 1786
Gatten Mannheim verlassen und nach Thüringen gehen; Freund Beck meinte gar, sie werde ihn in Dresden überraschen. Da er sich zu keiner dichterischen Thätigkeit erheben konnte, las er viel (außer Körners Bibliothek stand ihm die kurfürstliche zu Gebote); dies schien ihm durchaus nöthig, da er noch erstaunlich viel lernen müsse. So vertiefte er sich in Abbts Schrift „Vom Verdienste"; mit diesem vor fast zwanzig Jahren sehr frühe gestorbenen Schriftsteller fühlte er sich verwandt, da er eine ähnliche Mischung von Spekulation und Feuer in sich zu beobachten glaubte; nur nähere sich jener mehr dem scharfsinnigen Philosophen, er selbst dem Dichter, dem sinnlichen Schwärmer. Die Geschichte wurde ihm jetzt immer theurer. Von Bougeants „Historie des dreißigjährigen Krieges" (in Rambachs Uebersetzung) ward ihm der Kopf ganz warm. „Daß doch die Epoche des höchsten Nationenelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist!" schreibt er an Körner. „Wie, viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor! Ich wolltet daß ich zehn Jahre hinter einander nichts als Geschichte studir hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst du, daß ich es noch werde nachholen können?" Hier schien sich ihm ein neues lohnendes Feld seiner Thätigkeit zu eröffnen, das nicht eine solche verzehrende Aufspannung fordere wie die Dichtung. In der Fortsetzung der „Philosophischen Briefe" sollten sie, meinte er, doch die Frage behandeln, ob die politische oder idealische Bildung vorzüglicher sei; bei keinem Stoffe ließen sich Geschichte, Philosophie und Beredtsamkeit schöner vereinigen. In seiner Einsamkeit wandte er sich auch freundlich an seinen künftigen Schwager Reinwald, dem er das brüderliche Du entgegenbrachte; er sandte ihm dabei einen Einschluß an Frau von Wolzogen, der er noch immer keine Zahlung leisten konnte.

Auch als er endlich die am 26. in Meißen abgeholte Körnersche Familie wieder besitzt, dauert seine Verstimmung

1786 fort, besonders verdrießt ihn, daß Huber den Mai noch in Leipzig bleiben wollte. Am 1. Mai klagt er diesem, er sei mürrisch und sehr unzufrieden, sein Herz zusammengezogen, die Lichter seiner Phantasie ausgelöscht. „Sonderbar, fast jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Revolution, einem Entschlusse um einen Schritt mehr, den ich beinahe als ausgemacht vorhersehe. Ich bedarf einer Krisis. Die Natur bereitet eine Zerstörung, um neu zu gebären. Kann wol sein, daß du mich nicht verstehst, aber ich verstehe mich schon. Ich könnte des Lebens müde sein, wenn es der Mühe verlohnte zu sterben.“ Es drängte ihn zu einer andern, eine sichere Stellung versprechenden Thätigkeit. Körperliche Verstimmung wirkte bei seiner Schwermuth mit. Bald darauf schreibt er für den von Mannheim her ihm bekannten Musikdirektor Fränzel, der eine Woche in Dresden zubrachte, zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette, die er, wie er mißmuthig äußert, unter dem Frisieren schreiben will, um schmieren zu lernen. Das war ihm aber unmöglich. Er saß damals auch, auf den Wunsch Körners und seiner Gattin, dem Freunde Graff, der auch diese gemalt hatte. Die Stellung, in welcher sie ihn in einsamen Stunden belauscht, hatten sie gewählt, um ihn zu einer ruhigen Haltung zu nöthigen, da er gewöhnlich den Kopf etwas trotzig zurückgebogen hielt. Schiller saß bloß viermal, nur Kopf und Hände wurden gleich fertig gemalt, das übrige bloß angelegt. Wir geben das von Graff erst 1791 vollendete, 1794 von J. G. Müller zu Schillers Zufriedenheit gestochene Bild nach einem neuern, einzig richtigen Kupferstiche.

Am Nachmittag des 16. kam Schwan mit seinen beiden Töchtern in Dresden an. Noch am folgenden Morgen um 9 Uhr hatte er sich bei Schiller nicht gemeldet; sollte er Abends noch nichts von ihm gesehen haben, so wollte er ihn doch im Gasthofe aufsuchen. Wie sehr er sich auch durch Schwan verletzt fühlte, noch war in seinem Herzen der Dank nicht erloschen, daß dieser der erste außerhalb Würtem-

Abb. 25. Schiller, von Anton Graff gemalt.
Mit Bewilligung des Verlegers E. H. Schroeder in Berlin nach dem von Rob. Keyher angefertigten Linienkupferſtiche des Originals, jetzt in der Berliner Nationalgalerie. Stichgröße 24 : 18½ Cent. Preis auf Chineſiſchem Papier 12 Mark.

1786 berg gewesen, der ihm gesagt, er sei etwas, und der nicht geringen Antheil an der Fortsetzung seiner Schriftstellerei gehabt. Dazu hege Schwan in seiner Art einen hohen Grad von Anhänglichkeit an ihn, wie wenig er selbst auch deren Wirkungen unmittelbar empfinde. Wir wissen nicht, ob Schwan Schiller aufsuchte, aber sie sahen sich nach mehr als einem Jahre freundlich wieder. Schiller führte ihn auch bei Körner ein. Nach der Ablehnung des Vaters war dieser weit entfernt, bei Margareten irgend eine Erinnerung an ihre frühere Zärtlichkeit zu wecken. Schiller soll mit beiden Töchtern auf der Brühler Terrasse spaziert sein, während ihr Vater dem Maler Graff saß. Schwan dankte von Leipzig aus dem „liebsten Freunde", der ihnen den kurzen Aufenthalt in Dresden „ewig unvergeßlich" gemacht; auch die zuvorkommend freundschaftliche Aufnahme seiner dortigen Freunde würden sie nie vergessen können.

Schwan hatte Schiller von Wielands hoher Achtung vor seinem Talent erzählt. Da er über Weimar reiste, gab Schiller ihm einen Brief an diesen mit, in welchem er der schwankenden Lage seines Schicksals und des Unmuths über die ihm jetzt aufgedrungene, sonst für das höchste Gut von ihm gehaltene Unabhängigkeit gedachte. Ueber seine „Thalia" wünschte er sein Urtheil zu vernehmen, wenn noch mehrere Stücke davon fertig seien. Er dachte eben mit Weimar anzuknüpfen. Am 1. Juni bat er Göschen um eilige Uebersendung eines gut erhaltenen Exemplars des ersten Heftes der „Thalia", das er gern „seinem Herzog von Weimar" senden möchte.

Zur Fortsetzung der „Thalia" kam Schiller zunächst nicht, „Karlos" wurde einige Zeit durch eine andere dramatische Dichtung in Prosa, den „versöhnten Menschenfeind" verdrängt, zu dem er schon in Mannheim den ersten Gedanken gefaßt, und auch ein Roman, in welchem der frühere Plan seines „Friedrich Imhof" eine ganz andere Behandlung finden sollte, „Der Geisterseher", schwebte ihm bereits

vor. Um Körners Geburtstag, den 2. Juli, auf heitere 1786
Weise zu feiern, illuminirte Schiller dreizehn Körners gutmüthige Schwächen und Launen bezeichnende groteske Zeichnungen aus Doras Tuschkasten. Huber schrieb dazu launige Erklärungen unter dem Titel: „Avantüren des neuen Telemachs oder Leben und Exsertionen Körners des decenten, konsequenten, pikanten 2c. von Hogarth in schönen, illuminirten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winckelmann. Rom 1786". Mit ängstlicher Spannung sah man darauf der Niederkunft Minnas entgegen, die am 24. von einem Knaben genas. Schiller lieh sich von Freund Kunze 50 Thaler zu einem Kleide, das er dabei zum Degen tragen könne. Leider ward das schöne Leben der Freunde bald dadurch schwer getrübt, daß Minna außerordentlich leidend wurde. Schiller fühlte sich so verstimmt, daß er einen Brief des Vaters, der Christophinens Vermählung meldete, aber freilich auch von Margareten und dem Studium der Medicin sprach, unbeantwortet ließ, ja auch für eine freundliche Anfrage der ihm einst so lieben Charlotte von Wolzogen kein Wort hatte.

Um es von neuem mit der Bühne zu versuchen, wollte er jetzt seinen „Karlos" auch für diese bearbeiten. Darin bestärkte ihn der Antheil, den Schröder, wie er von Beck wußte, an den Bruchstücken des Dramas genommen. An diesen, der mittlerweile wieder die Leitung des Hamburger Theaters übernommen, wandte er sich am 12. September, Der Enthusiasmus für das Drama, den er in Mannheim beinah ganz verloren, beginne wieder in ihm aufzuleben, äußerte er, doch graue ihm vor der schrecklichen Mißhandlung auf unsern Bühnen. „Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben, aber es gibt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber überspringt. Von diesen Grenzen wünschte ich freigesprochen zu werden, und darum ist der Gedanke mir so willkommen, durch eine genauere

1786 Verbindung mit Ihnen ein Ideal zu realisiren, das ich ohne Sie ganz verloren geben muß." Alle seine Stücke sollten Schröder bestimmt sein, unter dessen Aufsicht er mit um so größerer Begeisterung schreiben werde. Seinem „Karlos" hoffe er bis zum Ende des Jahres eine theatralische Gestalt zu geben. Auch den „Menschenfeind" werde er im Anfange des nächsten Jahres vollenden; dessen Hauptcharakter könne nur derjenige darstellen, der den Lear und Hamlet in Deutschland erschaffen. Während er Schröders Antwort gespannt entgegensah, vollendete er den Anfang des „Geisterssehers" für den Schluß des vierten Heftes der „Thalia" und arbeitete an „Karlos"; auch kündigte er eine von verschiedenen Verfassern bearbeitete „Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittlern und neuern Zeiten" an, wozu er selbst den Abfall der Niederlande zu geben gedachte.

Die Thronbesteigung des neuen Königs von Preußen erregte im Dichter keine Hoffnung, da die in Berlin maßgebenden Männer ihm nicht günstig waren, dagegen meinte er Frau von Wolzogen, die wegen der Versorgung ihrer beiden jüngsten Söhne in Verlegenheit war, den Rath geben zu dürfen, sich an diesen zu wenden, der jetzt in der glücklichen Stimmung sei, Gnaden auszutheilen; er selbst wollte für sie einen Brief abfassen, den der König nicht ohne Gefühl wegwerfen solle. Geld solle sie von ihm zuverlässig Ostern erhalten.

Schon am 18. Oktober fragte Schröder bei ihm an, unter welchen Bedingungen er als Theaterdichter nach Hamburg kommen wolle; eine Behandlung, wie er sie in Mannheim erfahren, brauche er nicht zu befahren; jedenfalls möge er ihm seine Stücke senden. Aber Schiller schwankte und zauderte, er wollte sich nicht binden; von Körner sich zu trennen fiel ihm schwer und von Tag zu Tag erwartete er Antwort von Charlotten, die ihres Augenleidens wegen bei einer verwandten Familie in Gotha war, aber ihn an

sich heranzuziehen gedachte; auch mochte er nicht ohne den vollendeten „Karlos" erscheinen. So zauderte er mit der Antwort fast zwei volle Monate. Und es war ein Glück für ihn, daß er jetzt nicht zum zweitenmal Theaterdichter wurde, sondern erst bei höherer Ausbildung zur Bühne zurückkehrte. 1786

Ueber den Verlag des „Karlos", der zu Ostern erscheinen sollte, schloß er mit Göschen ab; er erhielt für den Bogen 10 Thaler. Mit dem Abgang der „Thalia" ging es so schlecht, daß der Verleger sie bandweise unter einem andern Titel erscheinen lassen wollte. Eine Anzeige derselben in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" ärgerte den Dichter wegen der „stümperhaften" Beurtheilung des „Karlos", deren plumpe Heftigkeit auf die Triebfeder des Beurtheilers deute; die Form, in welcher das vollendete Stück erscheine, sollte seine einzige Antwort sein. Direktor Döbbelin hatte eben das Stück für das Berliner Nationaltheater angenommen.

Der December war für Körner und sein Haus ein sehr trauriger. Das Kind starb am 10. und Minnas Gesundheit erregte Besorgniß. Um die Gattin zu zerstreuen und einen Leipziger Arzt zu befragen, reiste Körner in der Mitte des Monats nach Leipzig; Schiller blieb mit Huber in Dresden zurück, wo sie Körners Wohnung bezogen. Erst jetzt antwortete er Schröder: er könne nicht kommen, weil er im Schoße einer Familie lebe, der er nothwendig geworden, einige Verhältnisse, denen er jedes Opfer bringen müsse, ihn lieber in Dresden als irgendwo sonst haben wollten, er auch erst mit dem Herzog von Weimar der Form wegen übereingekommen sein müßte, weil sein Aufenthalt in Hamburg ein Engagement wäre. Noch immer hoffte er auf irgend eine Verwendung von Seiten des Herzogs, wie wenig auch der einfache Rathstitel dazu berechtigte. Vielleicht komme er doch im nächsten Jahre, fügte er hinzu. Wegen des „Karlos", den er in sechs Wochen liefern könne, fragte er an, ob er ihn in Prosa umschreiben

1786 mässe und er drei volle Stunden dauern dürfe. Während Körners Abwesenheit fühlte er sich äußerst verstimmt, zuweilen arg schwermüthig; er warf sich vor, daß er den Freunden so wenig sei, ja daß er seine Schuld noch nicht abgetragen. An „Karlos" arbeitete er, um Göschen Wort zu halten, auch ohne dichterische Stimmung; er fühlte, wie sehr ihm in den rührendsten Scenen das Feuer fehle, nur hie und da werde man einen Funken unter der Asche finden. Dringend bat Körner, nur ja das Stück nicht zu übereilen, lieber das Erscheinen desselben aufzuschieben. Auch daß er von Charlotten, die nach Weimar und dann zu ihrem Schwiegervater nach Kalbsried gegangen war, noch keine Nachricht hatte, quälte Schiller, wenn es ihm auch angenehm war, daß er die Freunde so bald nicht zu verlassen brauche.

Als Körner endlich nach drei Wochen zurückkehrte, stellte sich das alte heitere Familienleben wieder her, da Minna wohlauf war; da kehrten denn auch die philosophischen Gespräche und die ernsten Lebensbetrachtungen mit Körner wieder zurück. Höchst willkommen war es ihm, daß Reinecke für das Dresdener Theater eine prosaische Bearbeitung des „Karlos" verlangte, den er für 100 Thaler versprach. Dagegen mußte Döbbelin, als Engel und Ramler die Leitung des Berliner Nationaltheaters übernommen hatten, seine Annahme des Stückes in ihrem Namen widerrufen. Für Engel waren eben Schillers Stücke nicht regelrecht genug. Die prosaische Bearbeitung wurde rasch hingeworfen und der fehlende Schluß hinzugedichtet, daneben aber die Fassung für den Druck langsam weiter geführt. Da schlug in das muntere Schaffen des sich behaglich des Lebens freuenden Dichters urplötzlich die Liebe ein; zum erstenmal ergriff ihre volle Flamme des Dichters Geist und Herz.

3.

Auf einer Maskenredoute, welche Körner auf den 1787
Wunsch der Gattin mit Schiller und Huber besuchte, wurde der berühmte Dichter von einer hübschen wahrsagenden Zigeunerin angesprochen, die ihn äußerst anzog, und er blieb, wie er immer nur schwer aus heitern Kreisen schied, noch lange, als Körner mit seiner im Maskengewühl sich unbehaglich fühlenden Gattin geschieden war, mit Huber zurück. Die Zigeunerin, welche dem Dichter die Wahrheit gesagt hatte, war die in wunderbarem Glanze jugendlicher Schönheit prangende neunzehn Jahre alte Elisabeth Henriette von Arnim, die zweite der drei Töchter der katholischen Wittwe eines Officiers, welche Gouvernante der Hofdamen war. Die volle Blüte der hohen, schlanken, Anmuth mit Würde vereinigenden Erscheinung, die feurig und geistreich unter dem reichen dunkeln Haare hervorleuchtenden schwarzen Augen, der Reiz, der aus jeder Bewegung des Mundes, der Wangen und Stirn sprach, die neckische Heiterkeit einer von Lebenskraft und Lust sprudelnden Natur rissen Schiller unwiderstehlich hin. Bei seiner Freundin Albrecht traf er Abends oft mit der Schönen zusammen; immer mächtiger von ihr gefesselt, fand er nun auch Eingang in ihr Haus. Die Mutter sah den berühmten Dichter gern unter den Anbetern ihrer Tochter, deren Werth dadurch in den Augen der vornehmen und reichern Liebhaber, unter denen ein Graf Waldstein-Dux und ein Jüdischer Banquier, noch gesteigert werden sollte. Häufig fehlte Schiller jetzt Abends am Körnerschen Theetische; die Freundin erkannte bald den Magnet, der ihn anzog, und er selbst leugnete nicht, daß er in Jettchens Besitz sein höchstes Glück erwarte. Schiller verehrte ihr sein Bildniß und empfing dafür das ihre, dessen himmlische Schönheit er nicht genug bewundern konnte. Vergebens waren alle Mah-

1787 nungen Körners, Minnas und Doras, seine ganze Seele war von der einzigen Schönheit, Liebenswürdigkeit und Güte des Mädchens erfüllt.

Anfangs März ward der zweite Akt des „Karlos“ zum Drucke abgesandt, die übrigen bedurften, obgleich sie größtentheils fertig waren, noch einer genauen Durchsicht, manches, besonders der Schluß, der metrischen Fassung. Wieland, der eben im „Merkur“ mit großer Achtung von Schillers Genius über die drei letzten Hefte der „Thalia“ berichtete, hatte freilich im „Karlos“ in etwas geringern Grade als in den übrigen Beiträgen den Bund seiner Muse mit den Grazien finden wollen, aber Schiller durfte hoffen, in seiner vollendeten Durcharbeitung werde auch dieser sich seines Beifalls erfreuen. Neben „Karlos“ hatte er die Fortsetzung des allgemein mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen, ungemeine Spannung erregenden „Geistersehers“ im Sinne; die Geschichte des Aufstandes der Niederlande war begonnen. Dem Theaterdirektor Koch in Riga, der ihn in Leipzig besucht, sollte er den prosaischen „Karlos“ liefern. Auch Großmann in Frankfurt wünschte ihn zu haben, bat aber um billige Bedingungen, da er durch einen Brand großen Schaden gelitten hatte. „Sie sollen ihn haben“, schrieb ihm Schiller. „Was ein abgebrannter Mann von einem nie aufgebauten fordern kann, soll die Bedingung sein. 12 Dukaten ist, was ich unter Ihnen und mir für billig halte.“ Er brauchte gerade Geld, da er eben nicht „auf den Fluren das Schönste suchte, womit er die Geliebte schmückte“. Der Liebe Lust und Leid hatte ihn verschlungen; die Geliebte zu sehen, zu erfreuen, zu beschenken war sein einziges Verlangen. Sogar daß er oft Abends abgewiesen wurde und man ihm verrieth, dies geschehe mit Jettchens Vorwissen, wenn begünstigtere Verehrer bei der für ihre Tochter spekulirenden Mutter vorsprachen, konnte ihn nicht heilen, ja beunruhigte ihn nur noch mehr. Als die Familie Ostern auf einige Zeit verreiste, fand er zu Dresden, wo ihn alles an die Geliebte erinnerte, keine

Ruhe; die Dichtung, ja alle Lust des Lebens stockte. Da 1787
faßte denn Körner mit seiner Frau den Entschluß, ihn aus Dresden zu bringen; sie fuhren mit ihm am Morgen des 17. April (es war der zweite Montag nach Ostern) in Hubers Abwesenheit nach dem zwei Meilen entfernten lieblichen Thalstädtchen Tharand, wo sein Herz sich erheitern und sein Geist Ruhe zum Dichten gewinnen sollte. Aber alles kam ihm hier, wo er im Wirthshause wohnte, so undichterisch vor, als wenn er auf einer wüsten Insel ausgesetzt wäre. Zum Unglück traten mehrere Regentage ein, so daß er nicht aus dem Hause kommen konnte. „Gearbeitet habe ich doch", berichtet er den 20. „Wie? Darauf kommts nicht an." Dabei hat er die vier Bände von Klingers „Theater" gelesen. Aber die Liebe, die ihn in die Verbannung getrieben, quält ihn auch hier; sie treibt ihn schon in aller Frühe vom Lager und verläßt ihn nicht an den endlos sich hinschleppenden Tagen. An Jettchen schreibt er einen Brief, den Dora, die sich von ihm (wahrscheinlich durch seine lebhafte Erwiderung auf eine die Geliebte betreffende Aeußerung) beleidigt fühlt, an ihr Haus besorgen und die Antwort abholen lasse; sollte Jettchen noch nicht von der Reise zurück sein, müsse man den Brief zurückbringen. Den 21. erhält er „drei verflucht hübsche" Briefe, die ihm den Kopf verrücken; der anziehendste und gewiß zuerst erbrochene war der von Jettchen, der ihre Ankunft auf den Abend bestimmte. Gar wunderbar war mit Jettchens Brief ein so lange von Charlotten erwarteter eingetroffen. Diese theilte ihm mit, daß sie den Sommer in Weimar zubringen werde, wo sie ihn sehnlichst erwarte, und daß sie einen Landschaftsmaler an ihn empfohlen habe. Der dritte Brief war von Dalberg, der den ihm angebotenen „Karlos" für 100 Thaler annahm, und zwar in der jambischen Fassung, da er bereits einen glücklichen Versuch mit einem jambischen Stücke gemacht hatte. Wenn Schiller an Dalberg einen andern Brief zur Besorgung geschickt hatte, so war dieser wohl an dessen Bruder gerichtet,

1787 der eben zum Koadjutor von Mainz gewählt worden war, weshalb er von dessen Einfluß eine Beförderung erwarten konnte, aber auch als Freund des Herzogs von Weimar war er für ihn bedeutend. Am 22., dem ersten erträglichen Tage, schweifte Schiller auf den Bergen umher, um sich die durchaus nöthige Bewegung zu verschaffen. Er ordnete die Bruchstücke seines „Karlos" und übersetzte die prosaischen Scenen; eine einzige schöne Frühlingswoche würde nun alles thun, meinte er. Freilich müsse er der erstaunlichen Eile wegen viele glücklichen Ideen, manche Forderung seines bessern Gefühls abweisen; doch sei das auch gut, da sein Stück schon zu überladen, und diese andern Keime sollten ihm „herrlich aufgehen in den Zeiten reifender Vollendung". Denselben Tag kam Jettchens kleiner Bruder nach Tharand. An Körner sandte er Sonntag den 23. morgens den jetzt noch einmal durchgesehenen prosaischen „Karlos", wovon dieser drei Abschriften für die Theater machen lassen soll; für den folgenden Tag versprach er die Fortsetzung zum Druck. Nachmittags hatte er einen Besuch Jettchens und der Mutter; leider stellte Graf Waldstein sich auch in Tharand ein, worüber Schiller nicht weniger außer sich gerieth wie Jettchen, da er sah, wie sehr die Mutter diesen bevorzugte. Körner ärgerte sich, daß dadurch „Karlos" wieder ins Stocken gerieth, aber Schiller tröstete ihn damit, daß die Druckerei noch 13 Bogen habe und er nicht pressirt sei; er wolle noch eine Scene dazu dichten, vielleicht den dritten Akt vollenden. Aber dazu ließ ihn die Liebesunruhe nicht gelangen. Unmittelbar schrieb er jetzt an Jettchen, der er von seinen frühern Neigungen, auch von seinem Verhältnisse zu Charlotten berichtete, doch sollte diese ihm nun auch an sie gerichtete Briefe mittheilen. Am Morgen des 28. macht sie ihm brieflich ein offenes Bekenntniß. „Ich hatte mir erst fest vorgenommen, nie wieder zu lieben", gesteht sie ihm, „nie wieder zu glauben, daß man mich liebe; ich wollte leichtsinnig, wie die mehresten Mannspersonen, werden, und mich vor allem,

was meine Empfindung erregen könnte, hüten, und doch ein Heer 1787
von Verehrern um mich versammelt halten, wollte einen jeden anhören, aber keinem mehr etwas glauben. Ich hatte mich aber geirrt; denn ich beurtheilte damals alle Männer nach dem einen, den ich zu gut beurtheilt hatte, und dachte nicht daran, daß es noch Ausnahmen gäbe. Kaum als ich Sie zweimal gesprochen hatte, so fand ich gar bald, daß ich mich in meiner Rechnung, mein Herz vor aller Liebe zu bewahren, geirrt hatte. Es ist wahr, ich gestehe es, daß ich vorher auch schon geliebt habe, aber bei weitem nicht so als jetzt; denn der Grund bei meiner ersten Liebe wurde durch Eitelkeit auf beiden Seiten gelegt; ich wurde überrascht, und konnte nicht untersuchen, was eigentlich meine Empfindung war." Ihm allein wolle sie diese Geschichte ganz offenherzig sagen, wonach er urtheilen werde, wie sehr sie ihn liebe. Das, was Schiller ihr von seinem Verhältniß zu einer Freundin (Charlotten) gesagt, habe sie sehr neugierig gemacht; es scheine damit doch nicht so ganz richtig zu sein, da er so entsetzlich geheimnißvoll damit thue. Deshalb fragt sie, ob er ihr Näheres davon mittheilen wolle oder könne. Von den an sie geschriebenen Briefen habe sie die wenigsten aufgehoben, aber diese seien nicht des Lesens werth; große Erbärmlichkeiten würde er darin finden, und bei den „schönen" Briefen gleich sehen, daß sie aus einem alten Roman genommen seien. Gerade diese Aeußerung Jettchens mußte ihm das zu bestätigen scheinen, was ihm die beiden Freundinnen gesagt, und erkältend wirken; gestand sie ja, daß sie schon einen andern aus Eitelkeit geliebt und sie gegen viele Anbeter die Kokette gespielt, wenn sie auch jetzt durch Schiller bekehrt sein wollte. Vielleicht ahnte er bei diesem Briefe die Mitwirkung der Mutter. Noch immer fand er keine Ruhe zur Dichtung; der Schmerz über die Täuschung, daß er in Jettchen die reine für ihn geschaffene Seele gefunden, nach der sein Herz sich gesehnt, marterte ihn. Mochte er die Schuld auch der Mutter zuschreiben, Jettchens warmes, edles Gefühl verehren, von einem Herzensbunde konnte nicht mehr die Rede sein, da er

1787 von ihr nicht die innige Seelenruhe erwarten durfte, nach der er sich sehnte.

Den eigentlichen Abschluß, um nicht zu sagen den Abbruch der Liebe bilden die anmuthigen Verse, die er der Geliebten am 2. Mai zusandte. Er spricht hier nur von „Sympathie der Herzen", von „Freundschaft", deren „seltnes schönes Loos" das ihre sei, und schließt:

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein!
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennst.

Wir wissen nicht, ob ein Brief diese Verse begleitete, aber schon aus ihnen mußte Jettchen die Veränderung erkennen; und hätte sie ihr verborgen bleiben können, die Mutter würde sie darauf hingewiesen haben. Diese rieth, dem Dichter zunächst nicht zu erwidern; hierdurch allein sei es vielleicht noch möglich, ihn wiederzugewinnen. Als er aber zwei Tage vergebens einer Antwort entgegengesehen, ergoß er seinen Groll in einem Briefe, worin er Jettchen Gleichgültigkeit vorwarf und aus Rache acht Tage länger in Tharand bleiben zu wollen erklärte. „Schmeichelt es Ihnen, Empfindungen erweckt zu haben, die Sie nicht erwidern?" schrieb er. Auch deutete er darauf, daß sie durch ihre vorgegebene Liebe ihn wohl nur an ihren Triumphwagen habe spannen wollen. Darauf folgte am folgenden Tage eine scharfe Abfertigung, in welcher wir mehr die Mutter als die Tochter zu hören glauben. Sein Brief zeige, daß bei ihm der Stolz noch sehr über die Liebe herrsche. „Das wissen Sie nur zu gut, daß Sie bei mir zuerst Liebe erweckt haben, und aus Gefälligkeit thaten Sie vielleicht, als wenn Sie auch etwas empfänden; nun aber sind Sie es überdrüssig, Ihre Zeit an ein so armseliges Geschöpf (wie ich in Ihren Augen sein mag) zu ver-

schwenden, und wollen nun nach und nach an Rückzug denken, 1787
sind aber doch noch so höflich (um meine Eitelkeit zu schonen) mir Ihre Gleichgültigkeit Schuld zu geben.... Muß ich denn aber just nur ein sublimes Geschöpf sein, um Ihre Liebe zu verdienen? Gilt bei Ihnen das für kein Verdienst, was ich mir doch darzu rechne, nämlich Sie über alles zu lieben. Doch das, denken Sie, ist keine Kunst, aber von Ihnen geliebt zu sein, das will freilich mehr sagen." Wenn sie keinen Brief durch Körners bestellen wolle, so sei dies keine Caprice; sie wisse, wie diese gegen ihr Haus, besonders gegen sie selbst gesinnt seien. Zum Schlusse meldet sie, ihre Mutter habe sich vorgenommen, ihn morgen (Sonntags) in Tharand zu besuchen, wenn er keine bessere Gesellschaft, keine geistvollere Freundinnen erwarte, gegen die ihm freilich solche Alltagsmenschen, wie sie seien, entsetzlich abgeschmackt vorkommen müßten. Schiller mußte immer deutlicher sehen, wie wenig er bei dem großen Einfluß der Mutter, der schon seine Früchte getragen, ein ruhiges Leben an Jettchens Seite erwarten konnte, und so ließ er jeden Anspruch auf ihre Hand um so leichter fallen, je aussichtsloser er selbst noch immer war: die feurige Liebe ward zu ruhiger Freundschaft.

Vor der Mitte Mai kehrte er endlich nach Dresden zurück, wo er sich nun ernstlich an den Schluß des „Karlos" hielt. Da Göschen das Stück auf die Ostermesse zu bringen versprochen, diese aber schon vorüber war, ließ er vor ab die erste Abtheilung erscheinen, mit der Anzeige, die zweite nebst Titel und Kupfer folge in vierzehn Tagen.

Fest entschlossen war Schiller jetzt, baldmöglichst Charlotten, die sich so sehr nach ihm sehnte, in Weimar aufzusuchen, da ihr glühendster Wunsch war, mit ihm an demselben Orte zu leben. Dabei dachte er auch mit dem Herzog von Weimar neu anzuknüpfen und sich mit den bedeutendsten Männern von Ilmathen in Verbindung zu setzen. Daß Goethe noch auf der Italienischen Reise war, bedauerte er nicht; neben diesem Größten, mit dem er bisher nur da-

1787 durch einen Verbindungspunkt hatte, daß Göschen auch Verleger der eben im Erscheinen begriffenen Ausgabe von Goethes Schriften war, sich in Weimar zu zeigen, wäre ihm nicht erwünscht gewesen, glaubte er auch mit großem Selbstbewußtsein auf seinen vollendeten „Karlos" schauen zu dürfen.

Für die Bühne lag die prosaische Fassung vor, aber auch die jambische sollte für das Theater bearbeitet werden. Als er diese endlich am 23. Juni an Schröder sandte, schrieb er, viele Umstände und eine Abhaltung, welche die allerstärkste, da sie sehr menschlich sei, hätten ihn gehindert, die schon auf den Januar versprochene Bearbeitung früher zu vollenden. Bei den andern Theaterausgaben, die zum Theil schon versandt seien, habe er sich so ungeschickt als möglich aus der Schlinge zu ziehen gesucht, ihm aber habe er etwas Reifes und Gedachtes liefern müssen. „Möchte ich nun auch gleich die Früchte meiner Mühe genießen und im Anblick meines „Karlos" auf Ihrer Bühne schwelgen können!" fährt er fort. „Diese schöne Aussicht hellt mir jetzt schon zum voraus viele Augenblicke auf. Ich werde Sie sehen und mein beinahe erstorbenes Kunstgefühl fürs Theater wird neu in mir aufwachen. Von Ihnen hoffe ich diese Aussöhnung meiner Muse mit der Bühne, welche die meisten Theater, die ich jetzt noch gesehen, mehr entfernt als erleichtert haben. Wahrscheinlich haben Sie mich gegen Ende des Sommers in Hamburg. Ich werde in zwei oder drei Wochen eine Reise antreten, welche mit Hamburg beschließen soll. Ein neues Stück [den Menschenfeind] bringe ich Ihnen mit. Nun zu einem prosaischen Artikel. Könnten Sie mir, ehe ich abreise, noch Geld schicken, so würde mir das sehr willkommen sein. Ich brauch' es zur Reise, und denke, daß es mir lächerlich stehen würde, über diesen Punkt gegen Sie zurückzuhalten. Mit Ende dieses Monats gedenke ich Dresden zu verlassen." Seinen Entschluß nach Weimar zu kommen, theilte er Charlotten in einem sein tiefes Herz eröffnenden, besonders die nun verrauschte Leidenschaft für die wunderschöne Arnim ihr gestehenden Briefe mit. Charlotte erzählt, sie habe diesen Brief, den sie mit zwei andern fast um Mitternacht zu Hause vorgefunden, sich für den andern

Tag aufgespart, aber am Morgen nicht wiedergefunden, 1787
was ihr so sonderbar gewesen, daß sie die Sache für einen Traum gehalten und in Erwartung einer Erwiderung des Dichters trübe Tage verlebt habe, wie diesen das Ausbleiben einer freundlichen Antwort betroffen gemacht habe.

Unmittelbar vor Körners Geburtstag, dem 2. Juli, der ihm vor zwei Jahren so merkwürdig geworden war, von diesem zu scheiden, war Schiller unmöglich. Von seiner damals außerordentlich heitern Stimmung zeugt die zu diesem Tage gedichtete Posse „Körners Vormittag", in welcher manche im Hause des Freundes erlebte lustige Züge mit großem Geschick zur Darstellung verwandt sind, wie Körner einen ganzen Morgen durch allerlei Abhaltungen verliert, so daß er zuletzt sich beim Konsistorium entschuldigen lassen muß. Das freiheitere Leben des Körnerschen Hauses ist hier schalkhaft verewigt. Schiller selbst erscheint in vier verschiedenen Rollen, außer seiner eigenen, in welcher seine Haustracht als „Sommermancheſter, gelbe Pantoffel, Tobak (Tabaksdose)" bezeichnet wird.

Schon am 4. konnte Schiller für die Sendung von 21 Louisdor danken, die er von Schröder für seinen „Karlos" und Hubers Uebersetzung eines einaktigen französischen Lustspiels empfangen hatte. Er könne nun ungestört, erwiderte er dankend, seine Reise nach Weimar antreten, wo er einige Wochen zubringen, von dort aus aber ihn in Hamburg besuchen werde. Mit dem „Karlos" müsse Schröder es aufs ungefähr wagen; hätten sie sich erst gesehen und er auf seiner Bühne sich orientirt, so könne vieles anders werden.

Aber der Entschluß, von den Freunden, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu scheiden, um Charlotten in ihren Kreis zu ziehen, regte seine tiefste, nach einer neuen geistigen Erhebung sich sehnende Seele auf; es ergriff ihn die Ahnung, daß er auf einem Wendepunkte seines Lebens stehe, dessen Bedeutung noch im dunkeln Schoße der Zukunft ruhe. Als er endlich sich entschlossen, meldete er es sofort Char-

1787 lotten, auf deren Antwort er vergebens gewartet. Mit Körner und Huber kam es jetzt zu den eingehendsten Erörterungen. Einen großen „Vorrath von Toleranz“ wollte er nach Weimar mitnehmen, um die dortigen Verhältnisse mit aller Ruhe zu seinem Zwecke zu verwerthen. Auch ein Hofkleid hatte er sich angeschafft, dessen er aber in Weimar gar nicht bedurfte, da sein einfacher Frack zu Besuchen genügte. Körner schlug ihm im Scherze die Tochter des geheimen Assistenzrathes Schmidt, des Bruders von Klopstocks Fanny, als eine reiche Partie vor. Von der Familie Arnim schied er in freundlichster Weise. Jettchen, auf die sein Verstand längst verzichtet, lag ihm noch immer im Herzen. An ihre jüngere Schwester, die im Kloster zu Erfurt, wo ihre mütterliche Tante als Aebtissin gebot, in der Kost war, nahm er einen Auftrag mit. Trotz Körners Hülfe, dem freien Tische in dessen Hause und den von „Karlos“ und der „Thalia“ gezogenen Honoraren hatte ihn seine Liebe, die es an Geschenken nicht fehlen lassen wollte, in Schulden gestürzt. Da er Körner doch vor der Abreise seine Hauptschulden gestehen mußte, verhalf ihm dieser zur Zahlung der unaufschiebbaren, entweder weil er selbst über keine Gelder zu verfügen hatte oder weil er darin eine beständige Mahnung zu größerer Schätzung des Geldes für Schiller sah, zu einer Anleihe von 310 Thaler bei dem Juden Beit, wofür er selbst sich verbürgte. Den letzten Abend, es war der 19., verbrachten die Freunde in Loschwitz, wo sie in einem Wäldchen spazierten und, auf einem Hügel gelagert, an Gesang, Gläserklang und herzinnigem Gespräch sich erfreuten. Der andere Morgen entführte ihn Dresden; bis Leipzig fuhr er mit der längst bekannten Gattin des dortigen Buchhändlers Schneider.

Der geistige Ertrag des Aufenthaltes in Sachsen war vor allem die großartige Ausführung des „Karlos“, der, an edlem Schwunge, bedeutenden Charakteren, ergreifenden Situationen und lebendiger Darstellung wilder Leidenschaft

wie schwärmerischer Glut so reich, gegen die Jugenddramen 1787
größere künstlerische Mäßigung zeigt, obgleich der Dichter seine mächtige Kraft noch nicht ganz zu beherrschen vermochte; freilich ging über der langen Zeit der Bearbeitung die dichterische Einheit verloren. Außer ihm hatten ihn nur der „Menschenfeind" und der Plan zu einem Drama „Julian der Abtrünnige" angezogen. In letzterm sollte die Schönheit der Griechischen Götterwelt gegen das strenge sinnliche Abtödtung fordernde Christenthum lebhaft hervortreten. Von der „Thalia", von der er schon in Mannheim sechs Hefte jährlich versprochen hatte, erschienen während der zwei Jahre in Leipzig und Dresden, trotz der Mitarbeit von Huber, Reinwald u. a., nur drei neue, doch hatte er hier eine höchst bedeutende Dichtung in seinem „Geisterseher" angesponnen und, was für seine Zukunft so bedeutend werden sollte, sich der Geschichte zugewandt, ja schon eine Darstellung des Aufruhrs in den Niederlanden vorbereitet. Dazu war er in philosophischen Betrachtungen durch den nahen Umgang mit dem von Kant angewehten Körner gefördert worden, der heitere Familienkreis (es war der erste, an dem er Theil nahm, da im väterlichen Hause der ernste, ja etwas starre Vater gebot) hatte sein Herz erfrischt, Körners edle, mannhafte Freundschaft hatte ihn gehoben und die Strahlen der ersten wahren Liebesseligkeit hatten ihn durchzuckt, deren ideales Bild seiner Seele unverloren blieb.

Siebentes Buch.

Neue Fäden.

1.

Als er in Naumburg ankam, war der Herzog von Weimar eben nach Potsdam durchgereiſt. Schiller bedauerte dieſes Verfehlen, doch würde der Herzog, dem jetzt politiſche Sorgen am Herzen lagen, kaum näher mit ihm angeknüpft haben. Abends langte er in Weimar an, wo er im noch beſtehenden Gaſthaus zum Erbprinzen am Markt, der damaligen Poſt, abſtieg. Sofort beſuchte er Charlotten. „Unſer erſtes Wiederſehen", ſchreibt er zwei Tage ſpäter an Körner, „hatte ſo viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es euch zu beſchreiben. Charlotte iſt ſich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren der Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiederſehens für dieſen Abend aber verlöſchte, und die ich erſt heute bemerken konnte." Erſt vierzehn Tage ſpäter berichtet er die volle Wahrheit: „Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß verſicherte, ſetzte ſie in eine Unruhe, die auf ihre Geſundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an dieſem Gedanken — und als ſie mich hatte, war

ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte 1787
sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung." So ungemüthlich war der Empfang der Freundin, die er in der alten Spannung, Ueberschwänglichkeit und Schwermuth, nur kränklicher und trübseliger, wiederfand; auch war er selbst ein anderer geworden, und seine tiefe Aufregung hätte einer Beruhigung bedurft. Den ersten Tag, den Sonntag, nahm ihn die Freundin ganz für sich in Anspruch; zunächst wollte sie ihn von den Ansichten ihres künftigen Beisammenlebens und den deßhalb gethanen Schritten in Kenntniß setzen. Merkwürdig ist sein Bekenntniß vom 23.: „Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken." Die geistreiche, in ihrem Unglück so verehrungswürdige, von begeistertem Glauben an sein hohes Talent erfüllte Frau bannte ihn in ihren Zauberkreis. Gleich am ersten Tage lernte er bei ihr Frau von Imhof kennen, die gleichfalls von ihrem Manne getrennte Schwester von Goethes Herzensfreundin, Frau von Stein. Diese verkündete noch denselben Abend in einer großen Gesellschaft, daß sie den Dichter des „Karlos" gesehen. Auch ein junger kenntniß- und geistreicher Graf Solms, der auf seiner Bildungsreise sich eine Zeit in Weimar aufhielt, besuchte Charlotten, wo es denn zu einer sehr lebhaften Unterhaltung mit Schiller kam.

Am andern Tage begann er seine Weimarer Besuche. Charlotte hatte ihm über die Hauptpersonen, deren Bekanntschaft er machen müsse, in ihrer Weise berichtet, aber vor allem eingeschärft, sich gegen die Weimarischen Größen nichts zu vergeben. Zuerst meldete er sich beim Veteranen Wieland durch einige Zeilen an, die ihm sagten, daß von seiner Liebe und seiner guten Meinung die schönsten Freuden seines zukünftigen Lebens abhängen würden. Der damals

1787 im vierundfünfzigsten Jahre stehende Verfasser des „Agathon“ und „Oberon“ war eben ganz in die Uebersetzung des Lucian versunken. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit und rascher Wärme nahm er den jungen Dichter auf, der sich schon mehrfach an ihn gewandt, von dem ihm Schwan so viel erzählt hatte. Nach einem zweistündigen Gespräche schieden sie in bester Freundschaft. Wieland hatte ihm mit Wärme gesagt, sie wollten auf einander wirken, da er seinen längern Aufenthalt in Weimar voraussetzte; denn Schiller hatte ihm von seinen Erwartungen und seiner Absicht kein Wort verrathen. Am folgenden Tage kam Herder an die Reihe. In den Zeilen, mit denen Schiller um die Erlaubniß zu einem Besuch bat, hatte er bemerkt, Herder werde den Augenblick nicht für verloren halten, den er dem Vergnügen eines Menschen schenke, der ihn mit der aufrichtigsten Empfindung ehre und seinem Geiste und Herzen viele der schönsten Stunden seines Lebens danke. Vor diesem fühlte er sich von einem genialen Geiste umweht, stand er auch nicht mit solcher jugendlichen Verehrung vor ihm wie vor fast siebzehn Jahren der Student Wolfgang Goethe in Straßburg. Schillers Geist zog den gerade gutgelaunten Herder an und öffnete sein Herz. „Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer“, schreibt Schiller, „aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung.“ Sehr viel sprach er über diesen, einiges über philosophische und politische Dinge, über Weimar, den endlich freigegebenen Schubart und Schillers eigene Geschichte mit dem Herzog von Würtemberg, den er als einen Tyrannen haßte. Auch äußerte er den Wunsch, Schiller möge ihn öfters besuchen. Von seinen Werken war so wenig wie von den Herderschen die Rede. Schiller meinte, Herder habe noch nichts von seinen Werken gelesen; doch hatte er wenigstens viel von seinen Jugenddramen gehört, die sämmtlich in Weimar aufgeführt wurden. Auch dem Kammerherrn der Herzogin Mutter, den im achtunddreißigstem Jahre

stehenden dichterisch und musikalisch begabten von Einsiedel, 1787
machte Schiller seine Aufwartung, da dieser sich bei ihm hatte entschuldigen lassen, daß er ihn nicht zu Hause getroffen, obgleich er gar nicht bei ihm vorgesprochen hatte. Es war dies wohl nur eines der gangbaren Einsiedelschen Mißverständnisse, nicht, wie Charlotte argwöhnte, ein Pfiff, um den Dichter zu ihm zu bringen. Mit Einsiedel unterhielt Schiller sich eine Stunde lang über den vom Herzog so eifrig betriebenen Deutschen Fürstenbund.

Charlotte, der Schillers Aufregung nicht entging, stellte sich zunächst heiter, ja sie war bis zum Muthwillen munter und steckte ihn durch ihre Lebhaftigkeit an. In dieser guten Laune belustigte ihn der Besuch des sechsundzwanzigjährigen Weimarischen Dichters Vulpius, der durch mancherlei Romane sich und seinen Schwestern das Leben zu fristen gesucht, aber genöthigt gewesen, eine Schreiberstelle beim Kreisgesandten in Nürnberg anzunehmen. Die Art, wie Schiller den armen Menschen, der sich gedrungen fühlte, den Dichter des „Karlos" zu sehen, „die kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste", die krumm und sehr gebückt vor ihm stand, ohne ein freundliches Wort abfertigte, erregt unser Mitleid; denn auch Vulpius war sich des besten Strebens bewußt und schrieb nur aus Noth.

Am Nachmittag des 27. folgte Schiller mit Wieland einer Einladung der Herzogin Mutter nach Tiefurt, wo er äußerst gnädig aufgenommen wurde, aber die Herzogin machte auf den Idealisten einen sehr schlechten Eindruck: ihr Geist schien ihm bornirt, nur das, was mit Sinnlichkeit zusammenhänge, interessire sie; daher stamme der Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen haben wolle. Auf dieses herbe, vorschnelle Urtheil dürfte Charlotte nicht ohne Einfluß gewesen sein. Diese fuhr mit ihm am folgenden Abend zum Concert und Souper wieder nach Tiefurt, wo sich auch Wieland und Graf Solms einfanden. Charlotte, die ihm eingeredet, er könne es zu Weimar überall mit

1787 seinen Manieren wagen, trug die Schuld, daß er sich so weit vergaß, eine Antwort auf eine Frage der Herzogin nicht an diese, sondern an die über ihn gebietende Freundin zu richten. Als er Abends in den „Erbprinzen" zurückkehrte, fand er im Gastzimmer den Dichter Gotter, der vor drei Jahren die erste Anlage des „Karlos" groß gefunden hatte, und den Buchhändler Ettinger von Gotha. Zwischen Gotter, Einsiedel, Solms und dem lebhaft muntern Schiller kam es zu einer Punschpartie, bei welcher Gotters Ausstellungen an seinem „Karlos" diesen äußerst verstimmten, da es der erste Laut war, den er zu Weimar über das von ihm hochgestellte Stück vernahm; denn auch Charlotten fehlte es, weil sie „krank und schwach" war, oft an Sammlung des Geistes, selbst an Sinn, wenn auch einzelnes auf sie bedeutend wirkte. Nach der Rückkehr von Tiefurt fühlte diese sich fast jedem Gefühl abgestorben; die ihr einzig gebliebene Empfindung ihrer Ohnmacht machte sie elend; ihr Dasein ward nur durch konvulsivische Spannung des Augenblicks gehalten. Schiller fühlte sich darüber höchst unglücklich. Er hatte eben auf ein Vierteljahr eine Wohnung gemiethet, die früher Charlotte innegehabt, zwei Zimmer und eine Kammer; sie kostete ihn „viel Geld", $17\frac{1}{2}$ Thaler, und dazu hatte er sich für 6 Thaler monatlich einen Bedienten nehmen müssen, der zur Noth schreiben konnte.

Als Wielands Gast war er am 30. im Montagsklub. Auf dessen Urtheil über den „Karlos", den er ihm geschickt, war er sehr gespannt. Anfangs August traf er Herder mit seinen Kindern auf seinem Lieblingsspaziergang im sogenannten Stern, wo er mit ihm ein sehr anziehendes Gespräch hatte; er gedachte gegen ihn Charlottens und versprach ihm seinen „Karlos", über den er sich seine Meinung ausbat. Tags darauf fuhr er nach Erfurt, um im Kloster seinen Auftrag von der Familie Arnim auszurichten. Er ließ sich das Kloster zeigen, wo er freilich lauter fröhliche Gesichter, aber der verdrehten Augen genug fand; er selbst

wurde ziemlich angegafft. Da man im Gasthof erfahren, 1787
wer er sei, fand er sich äußerst fröhlich bedient und „christlich“ behandelt; Mitglieder eines Privattheaters sammelten sich vor demselben, aber niemand traute sich ihn anzureden. Der Statthalter von Dalberg war schon längere Zeit von Erfurt abwesend, da ihn seine neue Stellung in Mainz zurückhielt. Ueber die Ausführung seines Auftrags berichtete er an Jettchen, die ihm bald schreiben möge. Als er nach Weimar zurückkehrte, hörte er zu seinem Aerger von Gotter, dem er die Theaterausgabe seines „Karlos“ geliehen, daß er diese in Wielands Gegenwart zu Tiefurt vorgelesen, wo nur die erste Hälfte von der Geschichte des Marquis Wirkung gethan, die andere keine oder eine widrige. Daraus erklärte er es sich auch, daß Wieland nichts weiter von sich hören ließ. Schon hatte er sich entschlossen, einige Zeit in Meiningen zuzubringen, wo sein Schwager ihm entweder im Hause der Frau von Wolzogen oder anderwärts eine Wohnung miethen solle. Am 1. August hatte er deshalb auch an Frau von Wolzogen geschrieben. Bei dieser entschuldigte er sich, daß er seit vier Jahren immer durch seine traurige Lage sich gehindert gesehen, ihr seine Schuld zu bezahlen; manche Stunde seines Lebens sei ihm dadurch zur Marter geworden. Vielleicht könne sein Schicksal sich in einem halben Jahre durch eine Versorgung ändern; dann werde er vielleicht einen Freund finden, der ihm das Geld vorschieße. Es war dies nur einer der fliegenden Gedanken, wie sie ihm oft kamen.

Glücklicherweise stellte sich Charlotte bald wieder her; ihr Geist ward wieder freier, doch noch immer „genossen sie sich nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan“, wie er es sich gedacht hatte. Deshalb hatte er einen „wichtigen“ Brief an ihren Gatten geschrieben, welcher wohl die Nothwendigkeit eines beständigen Aufenthaltsortes für Charlotten hervorhob. Gegen Körner äußerte er, der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft zwischen ihm und Char-

1787 lotten warte nur noch auf seine Entwicklung. In ihrem Gemüthe sei übrigens mehr Einheit als in dem seinigen, obgleich sie wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen; lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens habe sein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet als das ihrige bei ihm. Der Freund meinte, ihr ruhiges Beisammensein werde ihre Begriffe von einander berichtigen und dadurch alle Mißverständnisse, Besorgnisse und getäuschten Erwartungen aufhören, die jetzt vielleicht zuweilen ihre Freuden störten. Aber Schiller bedurfte einer gelassenen Ruhe, wie sie bei Charlottens aufgeregtem, sich selbst krampfhaft verzehrendem Wesen und ihren unglücklichen äußern Verhältnissen unmöglich war.

Wieland hielt sich noch immer zurück, dagegen erklärte sich Herder selbst an der Tafel der erst am 9. zurückgekehrten Herzogin für ihn. Ehemals, wo er ihn nur vom Hörensagen gekannt, äußerte er gegen Charlotten, habe er gegen ihn gesprochen, jetzt interessire er sich für ihn, und was er im „Karlos" bisher gelesen, habe ihm die bessere Meinung von ihm bestätigt. Daß er ihr dabei die Hand drückte, deutete auf seine Beurtheilung ihres Verhältnisses zu einander, das er sich ähnlich dachte, wie Goethes Beziehung zu Frau von Stein. Letztere lernte Schiller in großer adeliger Gesellschaft auf einem höchst langweiligen Spaziergang kennen; er hielt sie für die beste von allen, für eine „wahrhaftig eigene, interessante" Person. Dagegen fand er an dem in Goethes Garten wohnenden Major von Knebel, den er als Goethes engsten Freund und als Vertrauten des Herzogs besuchte, wenig Gefallen. Trotz des hohen Lobes, das Herder dem jetzt in Rom sich zu höchster Kunsteinsicht ausbildenden Goethe gab, war er gegen dessen sinnliche Naturbetrachtung, besonders aber gegen die nach diesem gemodelten Freunde, äußerst eingenommen. Dagegen machte Hofrath Voigt, einer der tüchtigsten Geschäftsmänner, der längst sein Vorurtheil gegen Goethe abgelegt

hatte, einen ſo bedeutenden Eindruck auf Schiller, daß er 1787
ſein vollſtes Vertrauen ihm zuwandte. Aber Weimar war ihm zuwider, da es ihm zu viel Zeit, Geld und Zwang koſtete, und er auf die Hoffnung, durch den Herzog irgend eine Förderung zu erhalten, verzichtet hatte. Auch ſchien Charlotte nicht länger in Weimar bleiben zu ſollen,

Abb. 26. Charlotte Albertine Erneſtine von Stein.
Nach der Photographie ihres von ihr ſelbſt zwiſchen zwei Spiegeln 1790 gezeichneten Bildes Aus Düntzer „Goethes Leben".

was ſich Ende September entſcheiden mußte, wo ihr Gatte nach Kalbsried zu kommen verſprochen. Aus deſſen Antwort entnahm Schiller, daß ſeine Freundſchaft für ihn unverändert ſei, obgleich er ſeine Frau liebe und ſein Verhältniß zu ihr durchſchauen müſſe; ſein Glaube an dieſe ſtehe feſt, nur die Rückſicht auf die Meinung der Welt könnte ſeine Billigkeit und Stärke auf eine harte Probe ſtellen.

1787 Jetzt erst hatte die Sorge für die Zukunft ihn wieder zum Arbeiten getrieben, er hatte die Cruſius verſprochene „Niederländiſche Rebellion" vorgenommen. „Ich bin voll von meiner Materie und arbeite mit Luſt", ſchrieb er vier Wochen nach ſeiner Ankunft zu Weimar. „Es iſt gleichſam mein Debut in der Geſchichte, und ich habe Hoffnung, etwas recht Lesbares zu Stande zu bringen." In Meiningen glaubte er hierzu die nöthige Ruhe zu finden, doch vorab wollte er den Muſenſitz Jena beſuchen. Wielands an Prof. Reinhold verheiratete Tochter Sophie, die zum Beſuche gekommen, war Charlotten ſehr zugethan. Da letztere die gutmüthige und redſelige junge Frau am 20. nach Jena bringen wollte, ſchloß ſich Schiller an, der bei Reinhold ein paar Tage bleiben ſollte. Er fand ſich mit dem begeiſterten Verkünder der Kantiſchen Philoſophie ſehr wol zuſammen, wenn er auch fühlte, dieſer könne, weil ihm das Reich der Phantaſie eine verſchloſſene Zone, nie ſein Freund werden. Charlotte kehrte am Abende zurück. Schiller blieb ſechs Tage; noch nie war es ihm an einem Orte ſo behaglich geweſen. „Ganz glücklich kann ich nirgends und nie ſein, das weißt du", ſchreibt er an Körner, „weil ich nirgends die Zukunft über die Gegenwart vergeſſen kann. Ich war ſechs Tage müſſig in Jena; ſchon allein das mußte mir die reine Freude vergiften." Hier lernte er auch Schütz und Hufeland, die Leiter der allgemeinen Literaturzeitung, kennen. Angenehm war es ihm, daß dem geſchmackvollen Schütz ſein „Karlos" gefiel; in Hufeland, meinte er, ſchlummere vielleicht ein großer Mann. Auch die Theologen Döderlein und Grießbach wurden ihm bekannt. Bei letzterm war er den Abend vor ſeiner Abreiſe mit Charlotten, Reinhold und mehrern andern in ſeinem großen neuerbauten Gartenhauſe, wo ein ungemein guter Ton herrſchte. Reinhold verſicherte keck, Schiller könne, ohne ein Wort darüber zu verlieren, noch vor dem Frühjahr einen Ruf nach Jena bekommen. Dieſe Ausſicht aber ſchien ihm nicht reizend; er wünſchte ganz unab-

hängig, von den Freunden ungetrennt zu leben, wenn 1787
seine Schriftstellerei ihm ein angenehmes Dasein verschaffen könne, was sich binnen einem Jahre zeigen müsse. Erst um diese Zeit sandte er seinen jambischen „Karlos" nach Mannheim.

Goethes Geburtstag, den 28., feierte er in dessen von Knebel bewohntem Garten nichts weniger als in andächtiger Stimmung mit Charlotten, Frau von Imhof, der ihm widerwärtigen, obgleich anmuthigen, reich gebildeten und kindlich herzlichen Frau von Schardt, Voigt und Herders beiden ältern Knaben. Herder war seit längerer Zeit krank, Frau von Stein in Kochberg. „Wir fraßen herzhaft", schreibt er an Körner, „und Goethes Gesundheit wurde von mir in Rheinwein ausgetrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe; aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar." Als er Charlotten hinführte, war die Herzogin ihnen begegnet, aber es blieb beim bloßen Grüßen. Sie schien ihm von Gesicht nicht schön, aber eine hohe und edle Figur, von viel Stolz und Fürstlichkeit. Charlotte hatte ihm gesagt, daß er bei ihr sein dürfe, wie er sei, er sie für alles Schöne und Edle empfänglich finden würde, ja sie als seine eifrige Patronin und Freundin seiner Werke dargestellt: allein schon vielfach hatte er gefunden, daß Charlotte ihn falsch berichtet, und von andern Seiten hörte er, daß sie stolz und verschlossen und nur in einem steifen Cirkel zugänglich sei. Auf jede Förderung von Seiten des Hofes hatte er bereits verzichtet; er wollte sich ganz auf sich stellen, und versuchen, was er durch eigene Kraft vermöge. Gerade am Morgen von Goethes Geburtstag hatte er an Huber geschrieben: „Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist, daß ich meine Armuth erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher geschehen war. Dem Mangel, den ich im Vergleich mit Andern in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Applikation begegnen, und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben.... Glaube mir, es steht unendlich viel in unserer Gewalt, wir haben

1787 unſer Vermögen nicht gekannt; dieſes Vermögen iſt die Zeit. Eine gewiſſenhafte, ſorgfältige Anwendung dieſer kann erſtaunlich viel aus uns machen.... Mit welchem Rechte können wir das Schickſal oder den Himmel darüber belangen, daß er uns weniger als Andere begünſtigte. Er gab uns Zeit, und wir haben alles, ſobald wir Verſtand und ernſtlichen Willen haben, mit dieſem Kapital zu wuchern." Und ſo verwandte er denn von jetzt an eifrigſt alle Zeit darauf, daß er innerhalb eines Jahres „für eine Verſorgung qualificiert" ſei. Zunächſt wurde die Reiſe nach Meiningen aufgegeben und angeſtrengt an der „Rebellion" fortgearbeitet, wenn er ſich auch einmal in einer langen Sitzung mit dem von Paris zurückgekommenen Bode einen Rauſch holte. Selbſt der außerordentliche Beifall, den Schröder in Hamburg mit dem „Karlos" erntete, trieb ihn nicht zu weitern dramatiſchen Verſuchen, ja die Reiſe nach Hamburg war wenigſtens vorab aufgegeben. Täglich arbeitet er zehn Stunden. Zweimal geht er wöchentlich zu Charlotten, zweimal in dem Stern ſpazieren, an den übrigen Tagen beſucht er abwechſelnd Herder, Voigt, Bode oder den durch ſeine weitverbreiteten geſchäftlichen Verbindungen wichtigen Bertuch; Montags Abends geht er in den Klub. Freilich greift die Anſtrengung ſeine Geſundheit an und „zerrüttet" ſeinen Kopf, aber ſelbſt in ſeiner „hypochondriſchen Verdüſterung" verläßt ihn der Muth nicht. Da die Ankunft von Charlottens Gatten ſich verzögerte, blieb ihre Lage leider unverändert. „Warum wär' ich alſo hier geweſen?" ſchreibt er unmuthig an Körner. „Ich bin der Reflexionen darüber ſo müde geworden, daß ich dieſer Materie aus dem Wege gehe — und bis ich mit meiner gegenwärtigen Arbeit zu Stande bin, habe ich es ganz aufgegeben, an mich ſelbſt zu denken." Anfangs Oktober kam der Herzog, der ſich als Freiwilliger dem in Holland eingerückten Preußiſchen Heere anſchließen wollte, nach Weimar zurück, das er ſchon am Abend des 5. wieder verließ, ehe er Schiller die von ihm verlangte Audienz ertheilen konnte, da man ihn gar nicht zu Athem kommen

ließ; freilich hatte Schiller bei seiner durch Knebel an ihn gerichteten Bitte bemerkt, daß er nichts Besonderes mit ihm zu sprechen habe. 1787

Seit dem 1. hatte sich eine bloß aus Bürgerlichen bestehende Mittwochsgesellschaft gebildet, in welcher gespielt, gemeinschaftlich gespeist, auch getanzt wurde. Schiller, der sich nach Unterhaltung sehnte, nahm gern daran Theil, ja er brachte sogar eine Whistpartie mit der Kammersängerin Corona Schröter, der ehemaligen Freundin Goethes, Karoline Schmidt, dem Hofmedicus Hufeland und dem Kammerrath Riedel zu Stande, die sich auch im Mittwochsklub zusammenhielt. Die übrigen Abende brachte er bei Charlotten oder Frau von Imhof zu, wo auch gespielt ward. Die Schröter, die ihm besonders ihrer Natürlichkeit wegen gefiel, schenkte ihm das von ihr herausgegebene Liederheft, wogegen er sie bat, das ihr gegebene Exemplar des „Karlos", der ihr viel Vergnügen machte, zu seinem Andenken zu behalten. Er sah sie jetzt oft, drei- bis viermal die Woche und schätzte sie als eine Charlotten und ihm sehr behagliche und ihnen zugethane Bekanntschaft. Von seiner jetzt eingetretenen mildern Beurtheilung zeugt es auch, daß er der Schmidt, von der er bisher nur mit launigem Spotte gesprochen, seinen „Karlos" und zwar mit einer äußerst galanten Widmung in Versen verehrte. Doch klagt er an Huber, unter so vielen Bekannten habe er keinen Freund, den er lieben könne; denn ein weiblicher Freund sei keiner. Noch schlimmer litt er an Geldnoth. Das von Dalberg erwartete Honorar für „Karlos" blieb aus, da die Aufführung sich verzögerte. In seiner Bedrängniß meldete er seinem Verleger Crusius, er schreibe die „Niederländische Rebellion", die bis auf wenige Bogen fertig sei, eben ins Reine; da er Ende Oktober eine Reise zu machen habe, bat er um 12 Louisd'or, den Rest wünschte er Neujahr zu erhalten. Den an Beit ausgestellten Wechsel konnte

1787 er natürlich nicht einlösen. Körner sollte die Zinsen bis Ostern ausmachen, wogegen er einen neuen Wechsel schicken wolle. Ein Glück war es, daß er mit Wieland, der eine günstige Anzeige seines „Karlos" geliefert hatte, sich aussöhnte und zu dessen „Merkur" trat, den sie zu einem herrschenden Nationaljournal machen wollten, worüber mit Reinhold berathen wurde. Schon hielt er sich für den „präsumtiven Erben" dieser Zeitschrift. Auch zeigte sich ihm eine Aussicht, Körner nach Weimar zu ziehen.

Mit dem Ende des Vierteljahres bezog er eine neue Wohnung. Wir wissen nicht, ob es die in seiner Nachbarschaft war, die ihm die Schröter empfahl. Und nun trat er auch als Weimarischer Dichter auf, da er zu der am 8. November erfolgenden Wiedereröffnung des Bellomoschen Theaters den Prolog dichtete, den die erst im neunten Jahre stehende, von der Schröter unterrichtete Tochter seines frühern Mannheimer Freundes Neumann sprach. Vergebens suchte Körner ihn nach Dresden zurückzuziehen, da er sehr nach ihm verlange und Schiller die ungewisse Ankunft von Charlottens Gatten nicht abzuwarten brauche. Dieser fühlte sich jetzt an das gemüthliche Wielandische Haus gefesselt, obgleich er als Weltkind in diesen Kreis ganz unerfahrener Menschen nicht zu gehören glaubte. Seinen Geburtstag erlebte er diesmal in Jena, wohin er mit Wielands zweiter Tochter gefahren war. Sie fanden Reinhold leider krank, so daß er diesem immer in der Krankenstube Gesellschaft leisten mußte und er Körner nur sagen konnte, daß er ihm viel und Wichtiges zu schreiben habe. Der Gedanke, daß er schon sein achtundzwanzigstes Jahr vollendet habe, machte ihn nachdenklich. Gleich nach der Rückkunft stellte er an Körner ernstlich die Frage, ob er sich eine Frau nehmen solle und zwar ein ihm so ganz entgegengesetztes Wesen, eine so unschuldige Frau, wie Wielands zweite Tochter sei. Dieser rieth ihm noch einige Jahre zu warten, da seine lebhafte Phantasie eine vorübergehende Grille noch zu leicht

zur Leidenschaft mache; erst dann, wenn sie alle zusammen 1787
in den Hafen eingelaufen seien, wollten sie sich freuen, wenn er ihnen in einer seiner würdigen Gattin eine neue Freundin zuführe.

Die wohlmeinende Mahnung traf den Dichter nicht mehr in Weimar. Am 17. November war Charlotte zu ihrem in Kalbsried angekommenen Gatten gereist, mit dem sie nach zehn Tagen zurückzukehren gedachte. Während dieses „Interimswittwenstandes" erhielt er durch seine Schwester eine neue Einladung zu Frau von Wolzogen, die eben ihren Sohn Wilhelm und den Bräutigam ihrer Tochter, den Hildburghausenschen Regierungsrath von Lilienstern, zum Besuch hatte. Diese edle Frau betrachtete Schiller, obgleich er trotz wiederholter Versprechungen von seiner Schuld nichts hatte abtragen können, noch immer als Familienglied und treu rathenden Freund, und so wünschte sie, daß er Liliensterns Bekanntschaft mache. Diesmal war er, da er auch seine Schwester wiederzusehen sich sehnte, so rasch entschlossen, daß er sich in wenigen Stunden auf dem Wege befand. Die in Meiningen, Bauerbach und der Umgegend verlebten Tage waren ihm höchst genußreich, wenn auch keiner von allen Plätzen, die ihn bei seinem frühern Einsiedlerleben in Bauerbach so heimlich angezogen hatten, ihm noch etwas sagte. Die Bekanntschaft mehrerer adligen Familien erregte seinen Antheil; auch den Herzog von Meiningen lernte er kennen, doch schien dieser ihm gar nichts zu sein, wogegen er zu seiner Freude bei ihm den Maler Reinhart wiederfand, der ihn selbst zeichnete und ziemlich traf, ihm auch eine Landschaft der Gegend versprach.

Die Rückreise machte er zu Pferde mit Wilhelm von Wolzogen. Dieser bestimmte ihn über Rudolstadt zu gehen, wo er die nahe verwandte verwittwete Frau Oberlandjägermeister von Lengefeld und ihre beiden Töchter, seine „superklugen Cousinen", die aber beide schwärmerisch angehaucht waren, vor der Rückkehr nach Stuttgart besuchen

1787 wollte. Schiller hatte ſie ſchon in Mannheim vorüber-
gehend geſehen. Die ältere, im faſt vollendeten vierund-
zwanzigſten Jahre ſtehende Tochter Karoline war mit dem
Hofrath von Beulwitz vermählt, einem kenntnißreichen, viel-
gebildeten, lebhaften Mann, der aber durch Launen und
Grillen das Glück der kinderloſen Ehe trübte. Sie war
eine Blondine von unanſehnlicher Geſtalt, die Züge ihres

Abb 27. Karoline von Beulwitz, geb. von Lengefeld.
Nach einem Miniatur-Aquarellbild.

Geſichts ohne harmoniſche Schönheit, nur ihre kleinen Händ-
chen zeichneten ſich durch Zierlichkeit aus, aber aus den
tief blickenden Augen leuchtete ihre feurige Seele; ihre
Stimme war von ſeltenem Wohllaut, ihre Unterhaltung
geiſtreich; der ideale Schwung, die Wärme und Entſchieden-
heit ihres ganzen thatkräftigen Weſens riſſen um ſo mehr

hin, als ſie durch ihre ſchwermüthige Stimmung, aus der 1787
ſich freilich ihr Geiſt oft zu reiner Heiterkeit emporſchwang, gedämpft wurde. Sie trug ſich in Folge ihres Nervenleidens mit dem Gedanken eines frühen Todes; dazu quälte ſie der Gedanke, daß ihre Ehe ihr nicht den reichen Segen eines innigen Zuſammenklingens der Gemüther gebracht.

Abb. 28. Charlotte von Lengefeld.
Nach einem gleichzeitigen Bildniſſe in der Schrift „Schiller und Lotte".

An Wilhelm von Wolzogen hing ſie mit zarter Neigung. Mit dem Tugendbunde in Berlin, in welchem die wunderſchöne, an einen ältern berühmten Arzt verheiratete Jüdin Henriette Herz die Hauptrolle ſpielte, ſtand ſie in Verbindung; derſelbe war auf gegenſeitige ſittliche und geiſtige Heranbildung und werkthätige Liebe gerichtet. Ihre eben ein-

1787 undzwanzig Jahre alte Schweſter Charlotte war groß und ſchlank, eine anmuthige Brünette mit blauen Augen, lieblich in der Blüte der Jugend ſtrahlend, wenn auch keine blendende Schönheit. Weniger ſelbſtändig und ideenvoll als ihre Schweſter beſaß ſie ein durch ihre Mutter herangebildetes ſelbſtgefälliges Streben, ſich durch Anmuth, Geiſt und Kenntniſſe hervorzuthun, und über die Geſellſchaft eine linde Gewalt auszuüben, ja ſie liebte es, fremde Schwächen zu belächeln, wenn ſie auch ſonſt ſich äußerſt zart und gelaſſen zeigte, auf ſtrengſten Anſtand hielt und im Sprechen den faſt lispelnden Hofton angenommen hatte. Ihr Herz fühlte ſich durch Innigkeit und Edelmuth leicht gerührt, und ſo hatte ſie ſchon in der Schweiz eine ſtille Neigung gehabt. Aber viel tiefer hatte ſich das Bild des jungen Schottiſchen Kapitäns Heron ihrer Seele eingeprägt, der ſie innig liebte, doch mit ſeinem Regiment nach Oſtindien ziehen und ſo jede Hoffnung auf ihren Beſitz aufgeben mußte. Um ſo quälender war es ihr, daß die Mutter eine Verbindung mit dem Sohne des Miniſters, dem ihr widerwärtigen Kammerjunker von Ketelhodt, begünſtigte, obgleich ſie ſah, wie unglücklich ihre ältere Tochter ſich fühlte. Aber ſolche Ehen aus rein äußern Rückſichten lagen leider in der Zeit; ſelbſt die für das Wohl der Frauen ſchriftſtelleriſch ſo thätige Frau von Laroche wurde bei der Wahl ihrer Schwiegerſöhne einzig durch äußern Vortheil beſtimmt und die frommſinnige Frau von Schardt in Weimar gab ihre Tochter ſogar an einen Mann, der ſeine Frau verkauft hatte.

Am 6. December, einem regneriſchen Wintertage, ſahen die in herzlicher Liebe verbundenen Schweſtern zwei in Mäntel gehüllte Reiter auf der einſamen Straße heranſtraben. Bald erkannten ſie in dem einen, obgleich er das Geſicht halb mit dem Mantel bedeckte, ihren Vetter Wilhelm. Sie ſtiegen im nahen Gaſthofe zur Gabel ab. Sofort erſchien Wilhelm mit der Bitte, ihnen am Abend ſeinen

Reisegefährten Schiller vorstellen zu dürfen. Karoline er- 1787
suchte die Schwester, sie diesmal nicht nach ihrer Gewohnheit allein sprechen zu lassen, was diese, obgleich sie in Folge der Witterung an Kopfweh litt, gern versprach. Die Unterhaltung führte auf die „Philosophischen Briefe", wo denn die Damen Gelegenheit fanden, sich über die dort vorgetragene warme Vorstellung von Freundschaft und Liebe zu ergehen. Den „Karlos" kannten sie noch nicht. Beim Abschiede sprach Schiller die Absicht aus, den nächsten Sommer in der außerordentlich schönen Gegend zu verleben. Wilhelm begleitete ihn nach Weimar, von wo er zwei Tage darauf nach Rudolstadt zurückkehrte. „Eure Gestalten folgten mir nach Weimar", schreibt Schiller zwei Jahre später an die Schwestern, „aber sie sagten meiner Hoffnung noch nichts." Schon am 9. berichtete dieser seinem Körner über die zurückgelegte Reise, wo der denn auch seines Besuches in Rudolstadt gedachte. „Eine Frau von Lengenfeld (so!) lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter", schreibt er. „Beide Geschöpfe sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte." Daß eine Neigung sein Herz ergriffen, konnte Körner um so weniger argwöhnen, als Schiller äußerte, vielleicht lasse das Schicksal ihn in sechs oder acht Jahren ein interessanteres Mädchen als die Wieland finden. Was er ihm von Wieland geschrieben, sei nur ein hingeworfener Gedanke gewesen, den er ihm auch für nichts mehr gegeben. „Nach meinem dreißigsten [fünfunddreißigsten?] Jahre heirate ich nicht mehr", fügte er hinzu. „Schon jetzt habe ich die Neigung dazu nicht mehr; ich habe nach Gründen der Nothwendigkeit dafür gesprochen. Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt."

In Weimar fand er Charlotten mit ihrem Manne. Nach dem ersten Zusammentreffen (er war mit Wilhelm dort zu Mittag) meinte er, der Major sei noch ganz der

1787 alte; doch fühlte er bereits, daß die Anwesenheit des Mannes etwas in seinem Verhältniß zu Charlotten geändert, was weiter gehen könne. Wielands Haus besuchte er am fleißigsten. Da seine „Rebellion", zu der er viele „Folianten und staubige Autoren" durcharbeiten mußte, ihn außerordentlich in Anspruch nahm, konnte er dem Wunsche Wilhelms, vor Weihnachten noch einmal zu ihm nach Rudolstadt zu kommen, keine Folge leisten. „Bis auf die Feiertage sind alle meine Stunden und Minuten besetzt. Dieses Opfer, mein Bester, muß ich der leidigen Nothwendigkeit bringen.... Dem nächsten Frühling sei es aufbehalten, den schönsten meiner jetzigen Wünsche zu erfüllen und Sie mit Ihrer lieben Gesellschaft in Rudolstadt länger zu genießen. Empfehlen Sie mich ihrem Andenken aufs beste." Auch Lotte hatte ihn mit Sehnsucht erwartet; sie eignete sich Schillers Zeilen liebevoll an. Wieland sollte mit dem Anfang der „Rebellion" das Januarstück des „Merkur" beginnen. Dieser verkündete bereits im December, Schiller werde in Zukunft Antheil am „Merkur" nehmen und vielleicht jedes Monatsheft mit einem Beitrag von seiner Hand zieren, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrathen habe und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht habe, die durch „Fiesko" und „Karlos" erregte Erwartung rechtfertige. Wieland bestimmte ihn auch zu dem Versuche, eine Oper aus seinem „Oberon" zu machen, was ihn Körner ernstlich widerrieth, der überhaupt mit Besorgniß auf seine fast ausschließende Anhänglichkeit an Wieland blickte. Schiller freute sich, daß sein Leben jetzt einen höchst ruhigen, aber dabei sehr thätigen Gang gehe; nie sei er wachsamer gewesen, jeder Tag habe für ihn zwölf arbeitsvolle Stunden, sehr oft noch einige mehr. Nur Abends, meist um 6 Uhr, ging er aus, drei-, höchstens viermal zu Kalbs, die meist um den andern Tag bei Hof oder sonstwo waren, oft zu Wielands oder zu sonstigen Bekannten, auch in den Klub und das Theater.

Doch die angestrengte Hinlenkung seiner Seele auf

einen einzigen geschichtlichen Stoff griff seine Gesundheit an; 1788
dazu fühlte er sich verstimmt. „Das Abarbeiten meiner Seele macht mich müde", gesteht er Körner am 7. Januar 1788; „ich bin entkräftet durch den immerwährenden Streit meiner Empfindungen.... Meine jetzigen Arbeiten mögen mitunter auch an dieser Ermattung schuld sein. Ich ringe mit einem mir heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoff, dem ich Leben und Blüte geben soll, ohne die nöthige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin, und verbieten mir auf halbem Wege zu erlahmen." Durch seine geschichtliche Arbeit werde er größeres Ansehen erlangen als durch eine dramatische, wie „Karlos" zeige, der ihm mit Unlust belohnt worden sei. Vielleicht erhalte er dadurch schon in einem halben Jahre einen Ruf nach Jena; freilich werde er diesen wegen der schlechten Bedingungen (Reinhold hatte mit Noth 200 Thaler Gehalt bekommen) nicht annehmen, aber auch nicht ganz abschlagen, da er erst sehen wolle, ob er durch seinen Antheil am „Merkur" sich und eine Frau ernähren könne, deren Besitz ihm durchaus nöthig sei. „Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal (denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut), sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen." Die Hoffnung, sich durch seine Arbeiten dieses Glück zu verschaffen, ließ ihn alles geduldig ertragen, besonders da er auf diese Weise wirklichen Nutzen zu stiften und sich einen verehrten und bewundecten Namen dadurch verschaffen zu können hoffte, daß er die trockene Wissenschaft in eine reizende verwandle und da Genüsse hinstreue, wo man nur Mühe zu finden gefaßt sein müsse. Darüber kam es mit Körner zu weitern Auseinandersetzungen, die aber Schiller weder von seiner einstweiligen Thätigkeit abbringen, noch ihn überzeugen konnten, die Quelle seines Unmuths liege nicht darin, daß ihm die Ruhe des Familien-

1788 lebens, „die Uebung des Gefühls in vielen ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen fehle". Für das Glück des Familienlebens, meinte Körner, werde der Freund erst nach einigen Jahren empfänglich sein, wenn er zu einer gewissen Ruhe und zu Gleichmuth in sich gelangt sei; war er ja der Ueberzeugung, Schiller sei zum großen Dichter bestimmt, womit die vom Familienglücke unzertrennlichen Sorgen zunächst unvereinbar seien. Auch konnte er den Wunsch nicht unterdrücken, Schiller möchte so gescheit sein, den Sommer bei ihnen zuzubringen. Aber von allem, was Körner sich gedacht, sollte das gerade Gegentheil erfolgen. Von den sechs Bänden des Geschichtswerkes wurde nur einer, nach längerer Zeit, fertig; Schiller fühlte sich zu Rudolstadt gefesselt und er nahm gar, um zu einer äußern Stellung zu gelangen, eine unbesoldete Professur an.

2.

Zu der immer durch besondere Maskenaufzüge ausgezeichneten sogenannten Geburtstagsredoute, die an dem Freitage, welchem der Geburtstag der Herzogin am nächsten lag, diesmal am 1. Februar, im Redoutensale stattfand, hatte Schiller ein Gedicht zu einem Aufzug der Priesterinnen des Sonnentempels zu Quito (nach Naumanns beliebter Oper „Cora") gedichtet, das von einer derselben der Herzogin überreicht werden sollte. Auf der eigentlichen Fastnachtsredoute, am 5., wurde er durch Lotte von Lengefeld überrascht, von deren Ankunft er nichts vernommen hatte; sie war kurz vor Fastnacht gekommen. Schiller empfand eine unendliche Freude, daß er sie im glänzenden Maskengetümmel vor sich sah und durch seine Bekanntschaft das Recht erhalten hatte, heitere Stunden an ihrer Seite zu genießen. Er durfte sie auch in ihrer Wohnung bei Frau von Imhof begrüßen, doch konnten diese Besuche nur selten

stattfinden, und in den Kreisen, wo sie sonst erschien, war 1788
er nicht eingeführt oder fand kaum Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen. Am wenigsten durfte Charlotte, bei welcher er diese zuweilen fand, etwas von seiner Neigung ahnen. Dazu mochte die Erinnerung an seine Dresdener Redoutenbekanntschaft ihn mahnend warnen, ein aussichtsloses Verhältniß zu beginnen. Größere Gesellschaften waren am wenigsten der Ort, wo er sich der anmuthigen Erscheinung freuen konnte, und er gerade jetzt durch die drängende Arbeit an seiner „Rebellion" so sehr in Anspruch genommen, daß er sogar das Theater wenig besuchen konnte. Die Nacht vom 6. auf den 7. mußte er durcharbeiten, um eine Sendung an den Verleger fertig zu machen. Als er Morgens um halb 4 damit zu Ende ist, schreibt er an Körner: „Die hiesigen Redouten und einige Gesellschaften, bei denen ich herumgezogen worden bin, haben mich diese Woche ein wenig zerstreut; da habe ich nun das Versäumte wieder einbringen müssen.... Die hiesigen Redouten sind recht artig und durch die große Anzahl der Noblesse und den Hof nicht so gemein wie die Dresdener. Ich habe mich recht gut darauf befunden, woran wol auch die größere Anzahl meiner hiesigen Bekannten Schuld sein mag." Wenn er dem Freunde fünf Tage später sagt, er habe noch keine Frau, doch möchten sie Gott bitten, daß er sich nicht ernsthaft verplempere, so lag dem Scherze wohl das Gefühl der in seiner Brust sich regenden Neigung zu Grunde, die er bekämpfen mußte. Sah er Lotten auch selten, schon daß sie in seiner Nähe war, erfreute ihn.

An der Geschichtschreibung fand er jetzt so große Lust, daß er sich dem Publicisten näher als dem Dichter glaubte. Da kam Freund Göschen, gegen welchen Körner verstimmt war, weil er seine frühere Braut verlassen, als glücklicher Bräutigam auf acht Tage nach Weimar. Wieland, Bode und Bertuch feierten ihn als musenfreundlichen Verleger. Da Schiller mit diesen viel verkehrte, mußte er an den geselschaftlichen Genüssen Theil nehmen. Zu seiner Freude

1788 hörte er, daß die Ausgabe des „Karlos", trotz eines Abdrucks für Wien und eines Nachdrucks, fast vergriffen war. Durch die Mittheilung, Crusius suche nach Papier für die „Rebellion", bestimmte ihn Göschen, ihm das fünfte Heft der „Thalia", und in diesem die mit leidenschaftlicher Spannung erwartete Fortsetzung des „Geistersehers", für Ostern zuzusagen. Mit dem sechsten dachte er zu schließen, da er ursprünglich so viele versprochen und er neben dem „Merkur" die ältere Zeitschrift nicht fortsetzen wollte. Nur selten kam er mit seiner geliebten Lotte zusammen, da er das Gerede fürchtete, und er wenig Aussicht hatte, das „gnädige Fräulein" je heimzuführen. Außer bei Frau von Imhof, wo er sie am liebsten sah, begegnete er ihr bei Charlotten, die er Abends nach acht Uhr zu besuchen pflegte. Wie sehr Lotte seinen Umgang liebte, zeigen einige Zeilen, in welchen sie ihn bittet, seinen Besuch bei Frau von Imhof, welche an diesem Tage sehr beschäftigt sei, auf morgen zu verschieben. Vorher hatte er ihr einmal ein Billet auf rothem Papier geschickt, in welchem er sich sehr zurückhaltend und fremd äußerte. Dieses rothen Billets gedachte Lotte später oft neckisch.

Während er sich der „Thalia" wegen, deren Honorar er bedurfte, eifrig mit dem „Geisterseher" beschäftigte, mahnte ihn Frau von Wolzogen an seine Schuld, zu deren Zahlung sie ihm bestimmte Fristen vorschlug. Er sandte ihr am 6. März vier Wechsel auf die nächsten Buchhändlermessen von Michaelis an; sie möge diese Andern in Zahlung geben, damit er zur Einlösung gezwungen werde. Leider sei er jetzt gedrückt, doch hoffe er bis Ostern ihr die Zinsen zu schicken. Er war damals so überbeschäftigt, daß er einen Brief an ihre Lotte und ein von der Mutter gewünschtes Dankschreiben derselben an die Herzogin von Gotha einige Tage verschieben mußte. Zu seinem Schrecken hatte er vernommen, daß Crusius rasch an seiner Niederländischen Geschichte drucke; auch Wieland forderte dringend

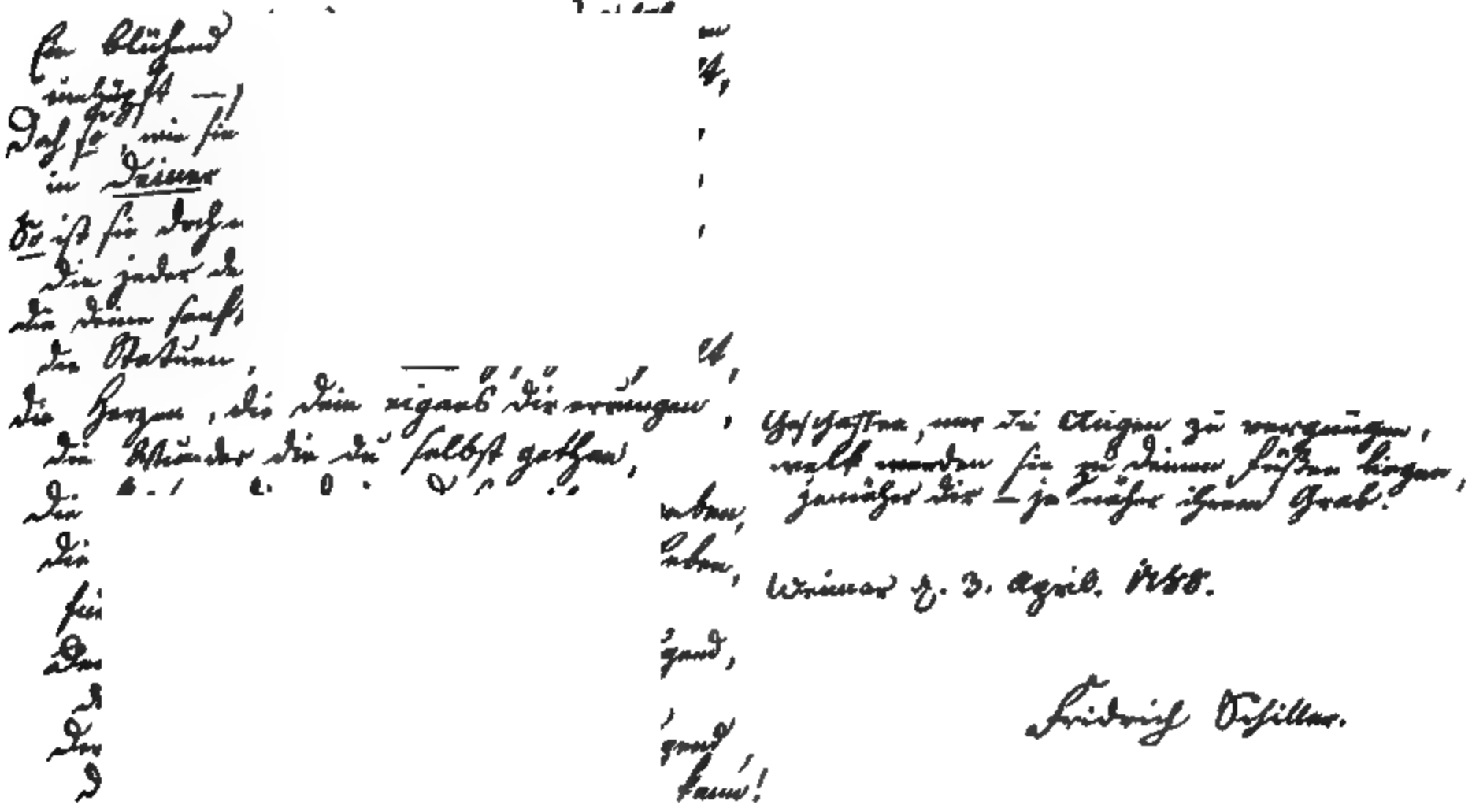
einen Beitrag für das dritte Heft des „Merkur", wo mög- 1788
lich einen dichterischen. An Körner, der aus guter Quelle wissen wollte, daß er eine ernsthafte Liebesgeschichte habe, schrieb er an demselben 6. März, er sei „von etwas wirklichem dieser Art so weit entfernt, als nur jemals in Dresden", doch folgt darauf die Erklärung: „Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen dich fallen, das dich auf irgend eine Vermuthung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele und Charlotte selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnet. Wenn dieses mich weiter führt, so sei gewiß, daß du, wie in allen ernsthaften Angelegenheiten meines Lebens, der erste sein wirst, gegen den ich mich öffne." Charlotte sollte mit ihrem Gatten nächstens nach Waltershausen reisen, wohin sie der Präsident beschieden, um sie zur Aufnahme eines Kapitals zu bestimmen, dessen er zur Führung des geldverschlingenden Processes bedurfte. Trotz aller Bedrängnisse gelang Schiller im Laufe weniger Tage die schwungvolle Dichtung „Die Götter Griechenlands", bei welcher er zu seiner höchsten Freude bemerkte, daß seine Muse nicht mit ihm schmolle. Wieland war von der Korrektheit des Gedichtes betroffen, und er unterließ nicht, Schiller zur Beseitigung aller kleinen Anstöße zu bestimmen, die er noch zu finden meinte. In der begeisterten Darstellung der gefühlvollen, heitern, das Leben anmuthig beseelenden Griechischen Götterwelt gegenüber der christlichen Abtödtung der Sinne und der rein mechanischen Auffassung der Natur fühlt man den warmen Pulsschlag des von der Liebe erregten Herzens. Dagegen konnte er der „Farce" des „Geisterssehers", der seinem Herzen so fremd war, jetzt keinen Antheil abgewinnen. Auch forderte es viel Nachdenken, „in eine planlose Sache Plan zu bringen und so viel zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen". Zu seinem Glücke war die Lust an der Geschichte noch im Steigen. So kaufte er sich denn trotz seiner beschränkten Mittel Schmidts umfangreiche „Geschichte der Deutschen", Pütters

1788 drei Bände „Historische Entwicklung der Verfassung des Deutschen Reichs“ und Montesquieus „Esprit des lois“, da er diese Bücher selbst besitzen müsse. „Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes“, schreibt er an Körner. „Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Nach Charlottens Abreise (am 13. März) fühlte er sich in den Abendstunden etwas vereinsamt, da ihm seine Arbeiten nur gestatteten, Abends nach 8 Uhr auszugehen. „Das Wielandsche Haus und allenfalls noch eins“, schreibt er an Körner, „sind jetzt meine einzigen Zufluchtswinkel, die Klubs ausgenommen; in die Komödie gerathe ich fast gar nicht mehr.“ Das eine Haus, das er hier nicht näher bezeichnet, war eben das der Frau von Imhof; wurden auch jetzt seine Besuche daselbst häufiger, so mußten sie sich doch immer auf ein gewisses Maß beschränken, um nicht, besonders bei der Geschwätzigkeit von Lottens Gastfreundin, sein Geheimniß zu verrathen. Gegen den 15. sandte ihm Lotte, die er immer nur als „gnädiges Fräulein“ anredete, ihr Stammbuch. Er wolle sich morgen einschreiben, erwiderte er, und würde sie gleich besuchen, hätte er nicht auf heute der Frau Geheimeräthin von Koppenfels eine Schachpartie zugesagt. Sehr wünschte er, Lotte möchte an diese eine Besuchschuld haben, die sie heute abzutragen sich gedrungen fühlte. „Die Tage haben für mich einen schönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen, und schon die Aussicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen.“

Ostermorgen (den 23.) schreibt er an Wolzogen, Fräulein von Lengefeld sei seine liebste Gesellschaft: den größten Theil des Sommers werde er in Rudolstadt zubringen; sollte er dort zu viel sein, so habe der Freund es zu verantworten. Als er zum Feste bei Frau von Imhof vorspricht, wird er mit Ostereiern beschenkt, die er im Eifer der Unterhaltung mitzunehmen vergißt, wie lieb ihm diese auch der Jugenderinnerung und ganz besonders der Geberin

wegen waren. Er schenke sie ihr nicht, schreibt er Lotten, 1788
als er ihr die gewünschte Geschichte der Maria Stuart von Robertson sendet. Auch den ersten Band der Bodeschen Uebersetzung von Fieldings „Tom Jones" lieh er ihr, in welcher Sophie Westerns Geschichte ihr zartes Herz rühren mußte. Er selbst arbeitete sich am „Geisterseher" ab. Seinem Körner vertraut er: „Es gibt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit dem Fräulein von Arnim nicht ausgenommen [wie viel inniger, aber leidenschaftsloser fühlte er sich zu Lotten gezogen!], bei denen ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war als bei dieser Schmiererei. Aber bezahlt wird es nun einmal, und ich habe wirklich bei der ganzen Sache auf Göschens Vortheil gesehen." Schwer wurde ihm der Eintrag in Lottens Stammbuch: durfte er ja seiner Liebe auch nicht den leisesten Ausdruck geben. Er half sich auf eigenthümliche Weise, indem er hervorhob, daß sie alle Freunde, welche ihre jugendliche Anmuth, ihre Güte, ihre Würde, Unschuld und Tugend ihr erworben, nur in dem Lichte ihrer eigenen schönen Seele schaue; bei näherer Betrachtung werde sie finden, daß diese ihrer nicht werth seien. Er hatte diese übergalanten, für ihre Freunde gerade nicht schmeichelhaften Verse auf die Vorderseite des Blattes geschrieben, auf dessen Hinterseite Frau von Kalb am 11. März ihre Freude ausgesprochen hatte, noch spät ein solches Lebensblümchen gefunden zu haben, nebst der Mahnung, sich noch sterbend die Hoffnung baldigen jenseitigen Wiedersehens einander zuzuwinken. Die Zeilen, mit welchen er das Stammbuch am Morgen des 3. April überschickte, gedachten seines Bedauerns, sie so selten gesehen zu haben; selbst die Hoffnung, bald in Rudolstadt ihres nähern Umganges zu genießen, trat etwas unbestimmt hervor, um so lebhafter der Schmerz, sie so bald verlieren zu sollen; auch äußerte er den Wunsch, sie diesen Abend noch einmal zu sehen. Lotte versicherte ihn, daß sie zwischen ältern und neuern Freunden keinen Unterschied mache; leider sei sie in Verhältnisse verflochten,



Facsimile 1 Stammbuchblatt für Charlotte von Lengefeld. Nach „Schiller und Lotte."

die sie nicht abwerfen könne, um so mehr freue sie sich auf 1788
sein Zusammenleben mit ihnen in Rudolstadt. Den Nachmittag möge er frühe sie besuchen, da sie auf den Abend zu Frau von Stein geladen seien. So sah er sie denn noch einmal, ja er durfte hoffen, ihr Aufenthalt werde sich um ein paar Tage verlängern. Auf den Mittag des 5. war er zu Frau von Schardt geladen; leider ließ er sich als unwohl entschuldigen, da er Lotten dort zu finden nicht ahnen konnte. Er vernahm sein Mißgeschick noch denselben Abend durch Lotten, die ihm melden mußte, daß sie nächsten Mittag nach Rudolstadt abgeholt werde; zugleich bat sie um die weitern Bände von Fielding. Sein Umgang (da er das Wort Freundschaft nicht liebe) habe ihr manche Freude verschafft; er möge nur bald nach Rudolstadt kommen: diese Hoffnung erleichtere ihr den Abschied. Da er sie in den Bedrängnissen der Abreise nicht sehen wollte, nahm er schriftlich von ihr Abschied, wo er sein Herz besser sprechen lassen konnte. „Lassen Sie das kleine Samenkorn [der Freundschaft] nur aufgehen", schrieb er; „wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird.... Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken mit einander sympathisiren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung sein." Freundlich bat er, ihr zuweilen sagen zu dürfen, wenn seine Phantasie sich mit ihr beschäftige; die Antworten wolle er ihr erlassen, nur müsse sie ihm einmal Nachricht geben, ob er die in Aussicht genommene Wohnung in Rudolstadt erhalten könne. Entschiedener seine keimende Liebe zu gestehen, mußte er sich versagen. Auch Lotte hielt ihr Herz zurück, da sie sich kaum gestehen durfte, daß mehr als Bewunderung und Verehrung sie zu dem herrlichen Dichter hinziehe.

Drei Tage nach Lottens Entfernung kam der zum Legationssekretär beim Gesandten von Bünau in Mainz

1788 ernannte Freund Huber. Den folgenden Morgen ritt Schiller mit ihm nach Erfurt. Von dort eilte er nach Gotha, wo er Charlotten vermuthete, um eine Zusammenkunft derselben mit dem nachkommenden Huber zu veranstalten. Er ließ sich bei ihr anmelden, wurde aber nicht angenommen, weil sie eben sich bei einem großen Diner unter zwölf unbekannten steifen Personen befand. Da Huber keine Stunde in Gotha verweilen durfte, kam die erwünschte Begegnung nicht zu Stande; auch Schiller selbst konnte nicht länger bleiben. Gleich nach der Rückkunft wandte er sich an Lotten, der er seine treue Anhänglichkeit lebhaft aussprach. Das schöne Wetter stimmte ihn sehr heiter, besonders liebte er den Spaziergang im Stern und im Welschen Garten, wo die Nachtigallen so schön schlugen und die Liebe in seinem Herzen weckten. Aber auch ein neuer, wie der „Menschenfeind", rein erfundener dramatischer Plan bildete sich in ihm; das unglückselige Zusammentreffen zweier feindlichen Brüder schwebte ihm vor, das erst so viele Jahre später in der „Braut von Messina" zur Ausführung gelangte. Er schrieb um diese Zeit auch einige Beurtheilungen für die allgemeine Literaturzeitung, welche von Hufeland mit recht warmem Dank und der Bitte um fleißige Mitarbeit begrüßt wurden.

Eifriger als je dachte er jetzt daran, sich allmählich von allen Schulden frei zu machen; daß er endlich damit anfangen konnte, gab ihm Muth und Freude, und schon stellte er sich lebhaft die Einnahmen vor, welche ihm die zweite Auflage seiner vollendeten „Rebellion", eine Gesammtausgabe seiner Dramen, eine Sammlung seiner Aufsätze und Gedichte und die Zahlungen der Theater bringen würden. Um so ärgerlicher war es ihm, daß die Schwan-Götzische Buchhandlung in Mannheim, obgleich Schwan ihm nur eine Ausgabe seiner Stücke kärglich bezahlt hatte, immer neue Abdrücke in die Welt schickte, ohne ihm irgend eine Entschädigung anzubieten, ja die von ihm bezogenen

Exemplare ließ sie sich bezahlen. Auch wußte sie seine Absicht, 1788
sie zur Zahlung zu zwingen, dadurch zu vereiteln, daß sie sich auf sein Eigenthum ein Privilegium geben ließ. Leider fand er eben nicht Zeit noch Lust durch eine Umgestaltung der Stücke ihr die gute Beute zu entreißen. Bei Körner fragte er jetzt an, ob er nicht durch die ihm geliehenen Gelder gedrückt werde, worüber dieser ihn glücklich beruhigen konnte. Je höher Schiller seine seltene Freundschaft zu schätzen hatte, um so erfreulicher war ihm die Nachricht von Minnas glücklicher Niederkunft. Aber Charlotte, die mit ihrem Manne von Gotha zurückgekehrt war, fand sich bald so leidend, daß sie Schillers Besuch nicht annehmen konnte; in nächster Zeit wollte sie mit den Ihrigen nach Kalbsried gehen.

Während seine ganze Seele nach Rudolstadt verlangte, erfuhr er zu seinem Ergetzen durch Reinwald von dem Anschlag, den die Tochter des Burgemeisters in Schweinfurt auf ihn machte: es sollte ihm die Stelle eines Schweinfurter Rathsherrn verschafft werden, wenn er sich anheischig machte, die schmachtende Schweinfurterin heimzuführen. Fast zu derselben Zeit sandte ihm Schwan nach so langer Pause sein Bild, wobei er bemerkte, daß seine Margareta, die er ihm zur Zeit so entschieden abgeschlagen hatte, seiner noch gedenke. Ihm selbst kam jene Liebe jetzt als eine seltsame Verirrung vor, da er in Lotten einen viel würdigern Gegenstand für sein Herz gefunden, das damals mehr durch die sich ihm darbietenden äußern glücklichen Verhältnisse als durch innige Neigung bestimmt worden war. Schillers ganze Antwort an Schwan ist ein Muster feiner Höflichkeit, hinter welcher sich der lustige Schalk versteckt; von seinem jetzigen Zustand entwirft er das behaglichste Bild dem ehemaligen Freunde, der ihn geschickt um den Ertrag seiner Stücke zu bringen gewußt. Ueber die unfreundliche Aufnahme seines von Dalberg äußerst willkürlich geänderten „Karlos“ auf der Mannheimer Bühne

1788 ſpricht er ganz ruhig, wie ein ſeines Werthes ſich bewußter Mann, der nebenbei merken läßt, die Schuld des Mißlingens ſei zum großen Theil andern beizumeſſen; zudem hatte das Stück bei der zweiten verkürzten Aufführung, wie Schiller vernahm, beſſer gefallen.

Unterdeſſen hatte Lotte in dem kaum eine halbe Stunde von Rudolſtadt entfernten Dorfe Volkſtädt von dem Cantor und Schullehrer Unbehaun ein Zimmer nebſt Schlafſtube und einer Bedientenkammer in deſſen ganz neuem, frei am nördlichen Eingange des Dorfes zur Seite des Kirchthurms, der Porzellanfabrik gegenüber gelegenen Hauſe zu Schillers voller Zufriedenheit gemiethet und ihm ihre Freude geäußert, manchen ſchönen Tag mit ihm verleben zu können. Er wartete nur den Eintritt des guten Wetters und die Erledigung einiger Kleinigkeiten ab, um dem Wunſche ſeines Herzens zu folgen. Vor ſeiner Abreiſe ſollte er noch die Bekanntſchaft des guten alten Vaters Gleim machen, der beim ſchlechteſten Wetter auf mehrere Tage Herder beſuchte. Dadurch wurde er viel in Geſellſchaft gezogen, kam auch wieder mit Herder näher zuſammen. Das eben erſchienene Heft der „Thalia“ machte des „Geiſterſehers“ wegen großes Aufſehen; überall wurde davon geſprochen und der Dichter mit Lobſprüchen überhäuft. Dieſen Geſchmack des Publikums wollte er ſich zu Nutze machen, die Geſchichte möglichſt weit ausdehnen, um viel Geld damit zu verdienen. Außer der Fortſetzung des „Geiſterſehers“, der bis 30 Bogen ſtark werden dürfte, dachte er auf dem Lande nicht allein den Reſt des erſten Theils der „Rebellion“, ſondern auch den zweiten zu ſchreiben, den „Menſchenfeind“ zu vollenden oder die „feindlichen Brüder“ auszuführen, auch einiges in den „Merkur“ und die Literaturzeitung zu liefern, dabei noch möglichſt viel zu leſen.

Kaum hatte das Wetter ſich aufgehellt, ſo eilte er den 18. oder 19. nach Rudolſtadt, wo er am andern Morgen aus dem ihm ſchon bekannten Gaſthof zur Gabel Lotten um

die Angabe der Adreſſe ſeines Hauswirthes und der Stunde 1788
bat, wo er ihnen aufwarten dürfe; ſofort wolle er ſeinen Koffer wegſchicken und noch vor Mittag ſeine Wohnung beziehen.

Abb. 29. Das Schillerhaus in Volkſtädt.

Eine Woche ſpäter beſchreibt er Körner ſeinen angenehmen Aufenthalt. „Das Dorf liegt in einem ſchmalen, aber lieblichen Thale, das die Saale durchfließt, zwiſchen ſanft anſteigenden Bergen. Von dieſen habe ich eine ſehr reizende Ausſicht auf

1788 die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsen gepflanzt ist, sehr vortheilhaft angekündigt wird, und zu der mich ein sehr angenehmer Fußpfad längs des Flusses an Gärten und Kornfeldern vorüberführt." Das Haus, in welchem Schiller wohnte, ist ganz umgestaltet, dagegen die mit wildem Strauchwerk und Steingeröll bedeckte Bergecke, zu der dieser oft wandelte, ein Vierteljahrhundert nach dessen Tode, durch die begeisterte Liebe des natur- und kunstsinnigen Kammerrathes Werlich auf würdigste Weise dem Andenken des erhabenen Dichters des „Spazierganges" geweiht worden. Jetzt steht die „Schillerhöhe" unter fürstlicher Obhut.

Noch hatte er keine andere Bekanntschaft als die der Familien Lengefeld und Beulwitz gemacht. Frau von Lengefeld mit Lotten und Hofrath von Beulwitz mit der ihm seit mehrern Jahren angetrauten Schwester bewohnten zwei mit einander in Verbindung gesetzte Häuser in der neuen Gasse (jetzt „Straße"), hinter denen nach Westen der Garten lief. Seine Neigung zu Lotten verrieth er Körner, der diese schon vermuthet hatte. Er werde aber, schrieb er ihm, eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person desselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen; etwas der Art hätte ihm begegnen können, wenn er sich ganz sich selbst überlassen. „Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und meine Geschäfte gebracht habe, durch solche Distraktion wieder über den Haufen werfen wollte." Zunächst galt es ihm, sich als Schriftsteller, ohne Einbuße seines Rufes so viel zu verdienen, daß er sich allmählich aus seinen Schulden herausarbeite.

Regelmäßig kam Schiller Abends gegen 6, zuweilen auf besondere Einladung auch früher oder, wenn die Familie auf Besuch war oder er selbst länger arbeiten mußte, etwas später in das Lengefeldsche Haus. Der gewöhnliche Weg von Volkstädt um die schöne Ecke herum

bei der Brücke [des in die Saale fließenden Schaalbachs], 1788
die Berge jenseit der Saale, vom Abendroth so schön beleuchtet, Rudolstadt vor ihm und von weitem der grüne Pavillon [in dem Lengefeldschen Garten], den sein Perspektiv just noch erreichte," standen sehr lange in Schillers Erinnerung. Häufig kamen die beiden Schwestern ihm bis zur Brücke entgegen. Nur Freitags hielt er sich meist zurück; weil dann eine Gesellschaft, unter denen auch die zwei jungen Prinzen, sich bei ihnen versammelte, wo man bloß Französisch sprach, doch stellte er sich ein, wenn man im Garten eine Französische Komödie spielte, nach der man denn lange lustig zusammenblieb. In die Umgegend wurden manche Ausflüge gemacht. Am glücklichsten fand sich Schiller, wenn er mit den beiden Schwestern allein war; häufig waren die Mutter und der für Schiller begeisterte Beulwitz zugegen, der leider durch seine Grillen und Launen, die ihm den Spitznamen L'ours eingetragen, oft die Stimmung trübte. Lotte wurde ihrer weisen Erwägungen wegen scherzhaft die Weisheit, Karoline ihrer Liebe zur Ruhe wegen die Bequemlichkeit genannt. Der schwungvolle Geist der reifer gebildeten Karoline zog Schiller mächtig an, wogegen das anmuthige, rein unschuldige Wesen der zartern, das Zierliche liebenden Lotte sein Herz bewegte, nur mußte er seine Liebe zurückhalten und, um sich nicht zu verrathen, seine Neigung geschickt zwischen ihnen theilen. „Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei", berichtet er Körner, „doch ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geistesweben, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen." Da Schiller sein Herz zurückhielt und sich wenigstens gleich freundlich gegen beide Schwestern zeigte, ja die Ideen der ihm an Alter näher stehenden Karoline ihn besonders anzogen, so schwankte Lotte zwischen dem

1788 süßen Gefühl seiner Liebe und bangem Zweifel, ob seine Seele wirklich sich zu der ihren neige. Schiller hielt ihr bescheidenes Vermeiden jeder Zudringlichkeit für Kälte, ja er meinte, in ihrem Herzen lebte noch der Eindruck Herons, dem sie nachhänge. So kam es, daß er in seinem Mißmuthe, da auch eine adlige Verbindung für ihn fast aussichtslos schien, nach einer andern sich sehnte. Einmal fragte er Körner, der sich mit warmem Lobe über seine Freundin, die von Matthisson und Göschen verlassene Sophie Becker ausgesprochen, ob diese eines von den Geschöpfen sei, für die er Sinn habe.

Lotte war auch eine geschickte Zeichnerin. Beide Schwestern erfreuten ihn oft durch musikalische Vorträge. Den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete eine mannigfaltige Lektüre, auch in Französischer und Englischer Literatur, ja auch vor Shaftesbury und selbst Bacon schreckten die Schwestern nicht zurück, während Schiller das Englische kaum las. Schillers „Philosophische Briefe" und die im Drucke befindliche „Rebellion" wurden besprochen. Auch über religiöse Gegenstände durfte er sich frei ergehen. Als Lotte an einem Morgen mit Mutter und Schwester zur Beichte gegangen war, schrieb sie Schiller, er würde über sie gelacht haben, da sie so ehrwürdig und heilig ausgesehen wie eine Betschwester, aber es sei nur ihr Anzug gewesen. In eine Englische Bibel, welche Schiller der streng christlichen Mutter schenkte, wagte er die Verse aus seiner Elegie auf Weckerlin zu schreiben, gewiß würden sie sich einst begegnen, wenn auch nicht in den Traumwelten der Weisen noch im Paradiese des Pöbels, woraus sie wenigstens sah daß er kein Atheist sei. Zarten Andeutungen seiner Liebe zu Lotten konnte der Dichter sich zuweilen nicht enthalten, aber diese hielt sie nur für Galanterie.

Zu den Bekanntschaften, welche er im Kreise der Freundinnen machte, gehörten die Söhne des Erbprinzen, von denen der ältere lebhaften Antheil an ihm nahm, und der

Miniſter von Ketelhodt. Der Letztere, der auf gelehrte, 1788
beſonders berühmte Bekanntſchaften ſehr erpicht war, öffnete ihm ſeine reiche Bibliothek, bewirthete ihn mit einem feinen Souper, ja er ließ ihm durch ſeinen auf der Straße aufgegriffenen Bedienten Ludwig Wein nach Volkſtädt ſchicken. Große Freude bereitete dem Dichter der mehrtägige Beſuch ſeines mit inniger Liebe an Karoline hängenden Freundes Wolzogen. Auch Frau von Kalb lud er nach Rudolſtadt ein; dieſe aber, die nicht ohne Eiferſucht bemerkte, wie ſehr er an dieſen Ort gefeſſelt ſei, lehnte einfach ab. Sie kehrte bald nach Weimar zurück, wo man zu Schillers Aerger bereits von ſeinem Verhältniſſe zu Lotten ſprach, wie er aus einem Briefe Wielands ſah. Frau von Kalb meinte verächtlich, dieſe werde ihn nicht lange feſſeln können.

Schwer traf Schiller die Kunde von dem Tode ſeiner mütterlichen Freundin, Frau von Wolzogen, die am 5. Auguſt unerwartet nach einer glücklich beſtandenen Operation verſchied. Ihr Sohn bat ihn dringend, einige Verſe auf ſie zu dichten oder beſſer ſelbſt ſofort zu kommen, da er eines Freundes bedürfe. Aber dieſer lud ihn nach Rudolſtadt ein, von wo er ihm bis Ilmenau entgegenreiten wolle; für ein Gedicht ſei es jetzt zu ſpät, doch habe er eine andere Idee, das Andenken der Hingeſchiedenen, die auch ihm eine Mutter geweſen ſei, zu ehren. „Wir ſind ſchon längſt durch die zärtlichſte Freundſchaft gebunden", ſchrieb er; „laſſen Sie uns dieſes Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortſetzen und womöglich noch feſter knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören.... Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerſtreuung. Finden Sie ſie bei uns!" Aber leider war Wolzogen in ſeiner Zeit ſo bedrängt, daß er unmöglich vor ſeiner Reiſe nach Paris einen Abſtecher nach Rudolſtadt machen konnte, und auch für Schiller war es unmöglich, ſich augenblicklich zu entfernen.

Während der elf Wochen des Volkſtädter Aufenthaltes war freilich viel weniger gefördert worden, als Schiller

1788 sich vorgesetzt hatte. Am 5. Juli hören wir, in zehn Tagen werde er mit dem ersten Theile der „Rebellion" fertig, doch habe er sich so satt daran gearbeitet, daß er dann eine Pause äußerst nöthig habe. Dagegen fühlte er wieder das Regen seines dramatischen Genius; sein „Menschenfeind", dessen Plan er sich ganz ausbilden wollte, ehe er eine Feder daran setzte, werde gut werden, meinte er. Doch kam weder dieser zu Stande, so lebhaft er sich auch in die Freude versetzte, diesen selbst im Herbste zu Hamburg spielen zu sehen, noch konnte er mit dem ersten Bande seines geschichtlichen Werkes nach Wunsch fertig werden. Auch der „Geisterseher" wollte nicht fortgehen, den er größtentheils in der „Thalia", dann aber auch in einer besondern Ausgabe vollständig zu bringen gedachte. Nichts vollendete er als die vier ersten für den „Merkur" des stets mahnenden Wieland bestimmten Briefe über „Don Karlos", in denen er den Charakter des Marquis Posa zu rechtfertigen versuchte, und das launige Gedicht „Die berühmte Frau", das er für den Taschenkalender „Pandora" lieferte. Von den gewünschten zwanzig Beurtheilungen für die Literaturzeitung schrieb er keine einzige, wenn er nicht etwa die von Goethes „Egmont" in dieser Zeit begann.

Schon bisher hatte er mehrfach an Erkältungen gelitten, so daß er sich zuweilen durch ein Chaischen nach Rudolstadt bringen lassen mußte. Anfangs August machte ein stärkerer Anfall ihm seine Einsamkeit äußerst widerwärtig; es ergriff ihn eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Lotten. Um nicht zu lange und zu oft durch das üble Wetter von der geliebten Familie getrennt zu werden, beschloß er, noch vor dem am 19. beginnenden Vogelschießen nach Rudolstadt überzusiedeln. Er wohnte in der Nähe des Lengefeldschen Hauses. Am 19. nahm er am öffentlichen Mittagessen Theil, dagegen hielt er sich den folgenden Tag von dem fürstlichen Souper und dem Balle fern, auf den Lotte sich sehr freute. In seinen Zeilen vom folgenden

Tage spricht sich eifersüchtiges Mißbehagen aus. Auch daß 1788
Lotte bald nach Kochberg zum Besuch gehen sollte, miß-
stimmte den noch leidenden Dichter. Dazu beunruhigte ihn
Körners Unwohlsein. Auf dessen Wunsch, ihn wieder an
seiner Seite zu haben, erwiderte er, sein jetziger Gemüths-
zustand würde nicht wohlthätig auf ihn wirken. „Herz und
Kopf jagen sich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment
sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue....
Hier habe ich viele gesellige Freuden schon genossen; aber da ich
mich wieder losreißen muß, so verdirbt mir ein Gedanke an die
Zukunft den augenblicklichen Genuß. Ein bischen mehr ruhiges
Blut machte mich zu einem glücklichen Menschen.“ Es war dies
nur eine augenblickliche, freilich oft wiederkehrende Ver-
stimmung seiner aussichtslosen Liebe, die ihn auch zu keiner
frohen Thätigkeit gelangen ließ, ja ihm alles Schaffen ver-
leidete. „Meine Geschichte hat viel Dichterkraft in mir ver-
dorben“, klagt er, „und diese Journalarbeiten ziehen mich zu sehr
aus einander. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ich auf ein einziges
Objekt alle meine Kräfte zusammenhäufte.“ Statt des „Menschen-
feindes“ zog ihn der Plan der „feindlichen Brüder“ an,
der einer „Griechischen Manier“ fähig sei; denn diese edle
Einfachheit galt ihm jetzt alles. Schon seit einiger Zeit
las er nichts als Homer, neben der prosaischen Stolbergi-
schen Uebersetzung der Ilias die Vossische Odyssee, die ihm
mit Ausnahme des ihm leidigen Hexameters ungemein
gefiel. Nur die Alten gaben ihm jetzt noch Genuß, und
er fühlte, daß er ihrer zur Reinigung seines Geschmackes
im höchsten Grade bedürfe, da diese durch Spitzfindigkeit,
Künstlichkeit und Witzelei verdorben sei. Und doch mußte
er der „Thalia“ wegen an den ihn jetzt anwidernden
„Geisterseher“ gehen. In dieser Zeit machte er an dem
Herausgeber des Reichsanzeigers Rudolf Zacharias Becker,
dessen volksthümliches „Noth- und Hülfsbüchlein“ eben ganz
außerordentlichen Erfolg hatte, eine äußerst angenehme Be-
kanntschaft, da er in ihm einen stillen, denkenden, vorurtheils-

1788 freien Mann gefunden zu haben glaubte, deſſen weltbürgerliche Anſichten ihm nicht fern ſtanden, wogegen dieſer für ſeinen künſtleriſchen Gehalt kein Organ hatte.

Zu einer Erklärung ſeiner Liebe konnte er ſich noch immer nicht ermuthigen. Eines Abends fand er Lotten in tiefer Erregung wegen eines Vorfalls, den ſie mit ihrer Mutter gehabt. Sie erzählte ihm, als Karoline ſich einen Augenblick entfernte, die Veranlaſſung und gedachte des bittern ihr widerfahrenen Unrechts. Schiller tröſtete ſie ſo herzlich und bat ſie ſo innig, es nicht ſo genau zu nehmen, daß ſie ihm mit lebhafter Rührung die Hand drückte. Damals glaubte er ſtille Neigung in Lottens Herzen zu leſen, aber um den zur Erklärung günſtigen Augenblick kam er durch Karolinens Rückkehr.

Den letzten Auguſt fuhr Lotte auf einige Tage nach Kochberg zu Frau von Stein. Schiller konnte ihre Abweſenheit kaum ertragen. Ueber Pläne, wie er in der Nähe bleiben könne, wurden zwiſchen ihm, ihrer Schweſter und Mutter verhandelt, wobei denn auch die Rede auf Jena kam. Lotte ſchrieb ihm noch immer zu kalt, wenn ſie auch fein zierlich den Wunſch äußerte, das Schickſal möge ihn in der Nähe laſſen und ihnen frohe, ſchöne, angenehme Tage geben. „Könnte ich doch zur Verſchönerung Ihres Lebens etwas thun!“ erwidert er. „Ich glaube, ich würde das meinige dann ſelbſt mehr lieben. Was iſt edler und angenehmer als einer ſchönen Seele den Genuß ihrer ſelbſt zu geben, und was könnte ich eher wünſchen als die lieblichen Geſtalten Ihres Geiſtes anzuſchauen und immer und immer um mich her zu fühlen! Sie ſind nicht allein glücklich, wenn Sie es ſind. So leicht kann ich mich nicht in die Nothwendigkeit ergeben, wie Sie, wie es überhaupt Ihr Geſchlecht kann. Ich meine immer, ich müſſe das Schickſal zwingen, das mich aus Ihrem Cirkel reißen will.“ Schiller war auf dem beſten Wege, wie er brieflich kühner als mündlich ſich zeigte, der Abweſenden das Geheimniß ſeiner Liebe zu verrathen. Da kam ſchon am 5. September Lotte mit der Nachricht zurück, Goethe ſei mit Frau von Schardt, Herders Gattin und dem

sechzehnjährigen Sohne der Frau von Stein, Lottens brüder- 1788
lichem Fritz, in Kochberg angekommen, zwei Tage später werde die ganze Gesellschaft in Rudolstadt eintreffen. So sollte er denn den vielbewunderten, von manchen beneideten und von dem gemeinen Geklatsche nicht verschonten genialen Dichter sehen. Schon früher waren Grüße zwischen ihnen gewechselt worden, ja Goethe hatte höflich geäußert, er würde Schiller auf der Rückreise besucht haben, hätte er gewußt, daß er so nahe am Wege wohne. Welch einen Seelenkampf Goethe gerade damals bestand, wie er ein Scheinwesen annehmen mußte, um die ihn beglückende Liebe nicht zu verrathen, wie sehr ihn die Gegenwart der ihm zürnenden Frau von Stein drückte, konnte Schiller nicht ahnen. Goethe zeigte sich außerordentlich freundlich gegen alle sowohl im Hause, wo man zusammenspeiste, wie im Garten und auf einem Spaziergange an der Saale, wo er an Schillers Seite ging: aber zu einer eingehenden Unterhaltung kam es nicht. Durch seine außerordentlich lebendigen Erzählungen aus Italien riß er alle hin. Das Heft des „Merkur", in welchem die „Götter Griechenlands" standen, fand er zufällig auf dem Tische liegen; er sah hinein und bat, es mitnehmen zu dürfen. Als die Gesellschaft am Abend schied, fühlte Schiller, der statt freundlicher Herablassung einen gemüthlichen Erguß von Goethes Seele erwartet hatte, sich so wenig ihm zugethan, daß er sich sagte, sie würden sich nie näher rücken. Schon seine äußere Erscheinung entsprach nicht seiner Erwartung, da er etwas kleiner als Schiller selbst war und strack und gerade mit zurückgezogenen Schultern ging, was Schiller, der selbst mit zurückgeworfenem Kopfe und breit einherwandelte, und viele andere steif fanden. Goethes Gesicht schien verschlossen, wenn auch das Auge sehr ausdrucksvoll und lebhaft war und seine Gesichtszüge bei allem Ernst viel Wohlwollendes und Gutes hatten. Meinte Schiller auch, seine in der That große Idee von Goethe sei durch die persön-

1788 liche Bekanntschaft nicht vermindert worden, dieser hatte ihn so wenig gewonnen, daß er die Gründe, weshalb sie nicht zusammenstimmten, sich ernstlich vorhielt, Gründe, die doch nur zum allergeringsten Theile auf seiner persönlichen Bekanntschaft beruhten. Goethe erkannte in Schiller einen freundlichen Mann von guter Lebensart, und es konnte ihm nicht entgehen, welchen bedeutenden Eindruck er auf die sehr gebildete, ihm längst bekannte Lengefeldsche Familie gemacht. Bei seiner gewaltigen, ihm jedes lebendige Außersichgehen unmöglich machenden Aufregung fand er keinen nähern Anknüpfungspunkt. Wie wenig ihre Ansichten über die dramatische Dichtkunst zusammenstimmten, zeigte ihm die kurz darauf erschienene Beurtheilung seines „Egmont", deren Verfasser ihm nicht unbekannt blieb. Den sittlichen Theil des Stückes fand er hier gar gut zergliedert, aber über den poetischen sei andern noch etwas zurückgeblieben. Schiller vernahm, daß er mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen.

Zu einer regen Thätigkeit konnte dieser sich noch immer nicht aufraffen; für den „Merkur" kamen ein paar Kleinigkeiten zu Stande, für die Wieland am 17. „mit Mund und Hand" dankte. Auch dachte er an die Fortsetzung seiner Briefe über „Karlos", in welche er im Gegensatze zu ein paar die dichterische Einheit in Frage stellenden Beurtheilungen dieselbe auf künstliche Weise zu rechtfertigen suchen wollte. Im ersten Eifer hatte er auch auf Stolbergs unverständige Bekämpfung seiner „Götter Griechenlands" erwidern wollen, aber trotz Wielands Aufmunterung sich bald darüber beruhigt. Die längere Abwesenheit der Lengefeldschen Familie, besonders Lottens, verstimmte ihn sehr. Nach der Mitte des Monats litt er zwei Wochen an einem rheumatischen Fieber, das ihm durch die schrecklichsten Zahnschmerzen alle Freude und Lust zum Leben stahl und seinen ganzen Kopf verwüstete. Erst am 1. Oktober konnte er sich wieder einmal, obgleich das Gesicht noch ge-

schwollen war, an Körner wenden. Mit Freude fühlte er, 1788
daß sein Geist auch unter der drückenden Last von Sorgen und äußerlichen Umständen sich seine Elasticität erhalten habe, er sich von kleinen Leidenschaften erhebe. Immer mehr werde er sich auf sich selbst einschränken und kleinen Verhältnissen abstreben, um die ganze Kraft seines Wesens, so wie seine ganze Zeit zu retten und zu genießen; einen ruhigen Geist und einen männlichen Vorsatz werde er nach Weimar zurückbringen. Daß ihn die Liebe beunruhige, mußte er dem Freunde verhehlen; wagte er es ja kaum, sich selbst sie zu gestehen. Fest stand es ihm, daß er Rudolstadt erst nach seinem Geburtstage, den er immer für so bedeutsam hielt, verlassen könne. Vergebens rief ihn Charlotte nach Weimar zurück.

Während seines Unwohlseins kam der längst erwartete Sohn der Frau von Laroche, der in Berlin eine Anstellung im Bergfache hatte und Mitglied des Tugendbundes war. Um Karolinen kennen zu lernen, besuchte er Rudolstadt, wo er die Schwestern besonders durch seine Erzählungen aus England anzog, das er mit seiner Mutter besucht hatte. Von der moralischen Schriftstellerei seiner Mutter war er so wenig als Schiller und dessen Freundinnen erbaut. Auch Schiller sah ihn noch einen Abend. Kaum fühlte er sich wieder hergestellt, so trieb ihn der schöne Herbsttag nach Volkstädt, um seine dort noch beim Cantor befindlichen Papiere zu ordnen und in der frischen Landschaft wieder einmal sich ganz selbst zu leben; ja er blieb trotz seiner Sehnsucht nach Lotten bis zum folgenden Tage. Damals wird der den Dank für seine Dichtergabe rührend aussprechende Hymnus an die Natur gedichtet sein, der später in der „Thalia" unter der Ueberschrift „Im Oktober 1788" erschien. Auch die „Künstler" wurden hier wohl begonnen, wenigstens der Plan dazu empfangen. An Lotten schrieb er, der schöne Sommertag habe ihn an die ihm bald bevorstehende Trennung erinnert. „Er ist hin, dieser schöne

1788 Sommer, und viele meiner Freuden mit ihm!" schrieb er der Freundin, die seine Seele gefesselt hatte. „Sie gehen dieser Tage auch wieder [nach Kochberg], und eines Theils ist das für mich gut [daß er sie nicht zu viel sehe]. Machen Sie aber doch, daß Sie bald wieder zurückkommen — daß ich noch Abschied wenigstens von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Ist es Ahnung? oder ist es nur schwarze Laune? Heben Sie dieses Billet doch auf. Vielleicht ist es Ahnung, aber ich mag heute daran nicht weiter denken." Als sie auf acht Tage zu Frau von Stein nach Kochberg gegangen, wird ihm die Zeit sehr lang, doch will er sie nicht in einer größern Gesellschaft sehen, die sich auf einem Zwischenorte zusammentraf, weil sie sich unter fremden Gesichtern doch nichts sein könnten. Daß sie seiner gedacht, freut ihn. „Bessere als ich finden Sie überall, aber ich fordere jeden heraus, ob ers besser als ich mit Ihnen meint." Während ihrer Abwesenheit sandte er dem Verleger endlich den Schluß des ersten Bandes des „Abfalls der Niederlande" und eine in einigen Zeilen bestehende Nachricht zu dem ersten Bande der „Geschichte der Rebellion", wofür er weder die beabsichtigte Vorrede noch seine Darstellung der Verschwörung des Fiesko hatte liefern können.

Nach Lottens am 17. erfolgter Rückkunft genießt er mit den Schwestern noch anmuthige Tage; ein Mißverständniß mit der ältern hatte sich bald gelöst, ja er hatte dabei tief in ihre Seele geschaut und fühlte sich von neuer Hoffnung belebt. Frau von Kalb war gegen ihn verstimmt, weil er trotz ihrer dringenden Einladung nicht kam. „Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe", schreibt er an Körner: „sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen". Dies empfand er eben jetzt recht im Gegensatze zum Umgange der beiden anmuthig ihn fesselnden Schwestern, der freilich seinen Fleiß gestört hatte, so daß er in seinen Einnahmen sehr zu kurz kam. Körner mahnte ihn wegen des Beitschen Wechsels und der Forderung seines Schneiders, damit er in solchen

Dingen nicht zu nachläſſig werde. Da er ſah, daß Schiller 1788
nicht zahlen konnte und er die hohen Koſten der Verlänge-
rung erſparen wollte, befriedigte er den gierigen Gläubiger
ſelbſt, doch ſollte der Freund glauben, er habe die jetzt
280 Thaler betragende Schuld nur bis Neujahr erneuert.
„Wenn du monatlich etwas eher beſorgſt, ſo gehen dir fünf Procent
zu gut", ſchrieb er. Aber Schiller mußte melden, daß er
von Göſchen oder Wieland ſich einen Vorſchuß habe geben
laſſen, um nur das zu haben, was er für ſich nöthig brauche.
So wenig war es ihm möglich geweſen, ſich durch die
Geldnoth zum Schreiben drängen zu laſſen. Noch drei Hefte
„Thalia" hoffte er im Laufe des Jahres zu liefern; in dieſe
ſollte auch die eben begonnene Ueberſetzung der „Iphigenie
in Aulis" des Euripides kommen, welche ſeine dramati-
ſche Feder üben, ihn in den Geiſt der Griechen hineinführen
und ihm unvermerkt ihre Manier geben werde. Auch das
ſich immer weiter ausdehnende Gedicht über die Würde der
Kunſt war für ſie beſtimmt. „Ich ſchränke mich gewaltig ein,
und werde es noch mehr thun", bemerkt er auf Körners Mah-
nung. „Ich wünſchte ſehnlich mich einigermaßen in Ordnung ge-
bracht zu ſehen. Vielleicht ſchießt Göſchen mir das Geld ganz vor."
Die der verſtorbenen Freundin ſchuldige Summe wollte er
an Wolzogens Gerichtshalter zahlen und „mit Gott Oſtern
einen gründlichen Anfang damit machen".

Schillers letzte Tage in Rudolſtadt waren von der
nahen Trennung wehmüthig beſchattet. Der Geliebten ſchrieb
er in dieſer Zeit: „Laſſen Sie uns der ſchönen Hoffnung uns
freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Dieſe Vor-
ſtellung habe ich mir frühe von unſerer Freundſchaft gebildet und
jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir ge-
geben". Nach der Sendung einer ihm zum Andenken ge-
ſchenkten Zeichnung Lottens wünſchte er nur etwas zu
wiſſen, womit er ſie eben ſo ſchön an ſich erinnern könnte;
ihr Geſchenk werde ſeinem Schreibtiſch gegenüberhängen
und ihm an manchem ſtillen Abend das Bild derjenigen

1788 zurückrufen, die ihm hier so freundlich und wohlthätig vorübergeeilt seien. Oft meine er, ihr viel, gar viel gesagt zu haben, und doch finde er in andern Zeiten, daß er ihr noch mehr hätte sagen können und wollen; doch werde, wenn der gelegte Grund fest und massiv sei, die liebe wohlthätige Zeit noch alles zur Reife bringen. Am Vorabend seines Geburtstages las er ihnen „Die Künstler", deren herzliche Aufnahme ihm bewies, daß ihre Seelen Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen seien, die er aus dem Innersten seines Wesens gegriffen. Am Morgen des Geburtstages empfing er die brieflichen Glückwünsche der Schwestern. Erst Abends um 5 Uhr konnte er sich einstellen; Lotte erfreute ihn durch einen Blumenstrauß. Der denkwürdige Abend wurde mit heitern Gesprächen und Gesängen gefeiert, dämpfte auch die baldige Scheidung wehmüthig die frohe Lust. Schiller dachte noch in derselben Woche zu scheiden; er ahnte nicht, daß dieser Abend den Schlußstein seines so lange hinausgezogenen Rudolstädter Sommers bilden sollte. Man hatte von einem baldigen Besuche des Hauses des Kammerpräsidenten von Dacheröden in Erfurt gesprochen, dessen selbst des Griechischen kundige, gefühlvolle, heitere, bis zur Unvorsichtigkeit unschuldig offene, leider kränkliche Tochter Karoline mit der ältern Schwester innigst befreundet war und, wie diese, zum Berliner Tugendbund gehörte. Daß die Abreise schon nach zwei Tagen mit ihrem Oheim erfolgen sollte verschwieg man absichtlich, oder die Schwestern erfuhren es selbst erst am nächsten Morgen, wo sie ihm eine Vase mit wohlriechenden Blumen als gemeinsames Andenken zugleich mit der Anzeige ihrer morgigen Abreise sandten. Die lebhafte Vorstellung der Nähe der längst gefürchteten Trennung preßte Schiller Thränen aus, ja er konnte es nicht über sich bringen, das Schwesterpaar vor dem traurigen 12. noch einmal zu sehen. Brieflich sprach er seinen warmen Dank und die Bitte aus, ihn durch schriftliche Mittheilungen zu erfreuen. Tief ergriffen er-

wiederte Lotte am späten Abend; den folgenden Morgen 1788
fügte sie noch ein herzliches Lebewohl und die Ahnung baldigen Wiedersehens hinzu. Auch ein selbstgepflegtes Geranium folgte dem Scheidenden, der sie noch durch ein letztes Wort erfreute. „Ich möchte Sie doch gerne heute noch sehen, wärs auch nur von weitem und einen Augenblick", schrieb er. „Die Anstalten zur Reise betäuben mich, und ich werde erst, wenn ich unterwegs bin, zu mir selbst kommen.... Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen.... Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde." Fühlte er sich auch mit Lotten unzertrennlich verbunden, er hatte noch nicht den Muth gefaßt, sich ihr zu erklären; konnte er ja sie zu besitzen kaum hoffen, besonders bei seiner eigenen Noth, deren sichere Abhülfe in weite Ferne gerückt schien.

3.

Tiefe Sehnsucht und der beengende Druck seiner äußern Verhältnisse quälten den Zurückgekehrten, der fest entschlossen war, allen zeitraubenden gesellschaftlichen Unterhaltungen zu entsagen, alle Zeit und Kraft auf eine glücklichere Gestaltung seiner Lebensstellung zu verwenden. Zunächst verhandelte er mit Wieland über den „Merkur", der die Grundlage seiner Zukunft bilden sollte. Die schon früher für das Jahr 1790 geplante Neugestaltung wurde näher besprochen; Schiller sollte für vierundzwanzig jährlich zu liefernde Bogen 100 Carolin erhalten, aber auch über die im Jahre 1789 zu liefernden Beiträge und ihre Bezahlung wollte man Abrede treffen. Daneben lag Schiller die in Verbindung mit andern zu unternehmende Herausgabe ausgezogener Memoiren am Herzen, die ihm bei geringer Arbeit eine erkleckliche Einnahme abwerfen werde. Die „Thalia" sollte rasch vorschreiten. In der bittersüßen Er-

1788 innerung an die beiden Freundinnen, von denen die jüngere sein Herz, die ältere seinen Geist mächtig angezogen hatte, in dem lebhaft empfundenen Glücke, in Körner einen Freund seltener Treue und Charakterstärke zu besitzen, war es ihm leicht, sich auf sich zurückzuziehen. „Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz", vertraut er Körner. „Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Thee und einer Pfeife, und da denkt und arbeitet sichs herrlich." Das Rauchen scheint er bei Körner gelernt zu haben. Aber dem besten Freunde verrieth er nicht, welche liebliche, alles überglänzende Bilder ihn dabei umschwebten. Um ihn nicht zu beunruhigen, gab er sein Herz für noch ganz frei aus; durch Vertheilung habe er seine Empfindungen geschwächt und das Verhältniß in den Grenzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft gehalten. Freilich hatte er sich nicht, wie in Dresden, blind seiner Leidenschaft hingegeben, sich nicht äußerlich gebunden, aber sein Herz lebte ganz in Lotten, deren Besitz allein ihn wahrhaft glücklich machen werde: dabei war er Karolinen innig zugethan. Lotte gestand ihm, noch niemand habe wie er die Saiten ihres innersten Wesens gerührt; die Zartheit, mit welcher er ihre Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen, habe sie oft zu Thränen bewegt; die Ahnung künftiger Glückseligkeit im Zusammenleben mit ihm sei zu ihrem Leben nöthig. Wie sehr mußte dieser edlen Neigung gegenüber Charlotte von Kalb in Schatten treten, die ihn ganz an sich zu reißen suchte. Als er sie zuerst besuchte, hatte er sie nicht allein getroffen; beim zweiten Besuche schien sie recht wohl und aufgeheitert. Es kam weder zu einer Erklärung noch weniger zu leidenschaftlichen brieflichen Vorwürfen; da sie Schillers nahes Verhältniß zu den Rudolstädter Freundinnen ahnte, wandte sie sich verletzt von ihm ab, zeigte sich aber absichtlich munter und vergnügt, ja stürzte sich in Zerstreuungen, gab selbst einen Ball, bei dem sie tanzte und sang. Einmal besuchte Schiller auch Frau von

Stein, die ihm sehr lieb und werth war, besonders auch als warme Freundin Lottens und Karolinens. 1788

Die briefliche Verbindung mit diesen beiden bildete seine liebste Unterhaltung. Lotten schrieb er am Abend ihres Geburtstages, des 22. November, er habe diesen auf eine für ihn gar angenehme und wohlthätige Art beschlossen. „Der Himmel schenkte mir eine gute Stimmung (er muß diesen Tag einmal besonders lieb gewonnen haben) und ließ mich in heiterer Stille mich selbst genießen. Seit ich hier bin, war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht ans Herz wollen, gespannt und zusammengedrückt; dies war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen dichterischen Träumen; alle erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf.... Und dieses Vergnügen lassen Sie mich Ihnen danken. Sie sind die Heilige dieses Tages, und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange." Fortwährend berichtet er den Freundinnen über alles, was ihn betrifft. Ihre Sorge um seine Gesundheit beruhigt er mit der Versicherung, daß er sich durch frische Luft und Bewegung helfe und sich recht gesund fühle. Vertuch gebe sich um ihn viele „theilnehmende Sorgfalt", ja er scheine sogar die Absicht zu haben ihn zu verheiraten. Er hatte jetzt neben der „Iphigenia" die „Phönicierinnen" des Euripides zu übersetzen begonnen, arbeitete auch wieder, freilich ohne Freude, am „Geisterseher".

Im ungemein kalten Anfang des Decembers kam er gar nicht aus dem Hause. Angenehme Unterhaltung gaben ihm Besuche von Moritz, der auf der Rückreise aus Rom längere Zeit bei Goethe verweilte, und sein Miteleve, der junge Schubart. Letzterer, der von Berlin als Gesandtschaftssekretär nach Mainz ging, konnte ihm von der großen Wirkung seines „Karlos" im Berliner Nationaltheater berichten; denn Engel und Ramler hatten trotz ihres Widerwillens auf Befehl des Königs das Stück einüben müssen. Die Scene zwischen Philipp und Posa hatte auf den König sichtlichen Eindruck gemacht. Bei seinem rastlosen Fleiße fand

1788 Schiller ſich äußerſt behaglich. Von der Ueberſetzung des Euripides wollte er nach einer kurzen Pauſe an den „Agamemnon“ des Aeſchylus gehen, die für ihn ein rechter Leckerbiſſen ſei. Nach einem Jahre, meinte er, würde ſein Stil ſchöne Früchte ſeines Studiums der Griechen zeigen. Doch dachte er den „Geiſterſeher“ nächſtens wieder aufzunehmen; auch eine Fortſetzung der „Philoſophiſchen Briefe“ lag ihm im Sinne. Noch immer waren die „Künſtler“ nicht ganz vollendet.

Sein „Abfall der Niederlande“ hatte unterdeſſen in Weimar große Aufmerkſamkeit erregt. Voigt, der Schiller immer geneigt geweſen, wurde dadurch auf den Gedanken gebracht, den Verfaſſer, da der Abgang des Prof. Eichhorn nach Göttingen eine Lücke in Jena geriſſen, dorthin zu berufen; er theilte ihn Goethe mit, der vollkommen zuſtimmte, und ihn bat, ſich bei Schiller zu erkundigen, ob er eine außerordentliche Profeſſur, wenn auch vorerſt ohne Gehalt, zu übernehmen bereit ſei. Schiller ließ ſich durch Voigts warme und einſichtige Zuſprache beſtimmen, ſeine Geneigtheit auszuſprechen. Da Goethe am 30. November mit dem Herzog auf einige Tage nach Gotha gegangen war, theilte Voigt dieſem ſofort das Ergebniß ſeiner Anfrage mit und erſuchte ihn, die Sache bei den Herzogen von Weimar und von Gotha und bei dem Gothaiſchen Miniſter von Frankenberg zur Sprache zu bringen. Dieſe gingen gern darauf ein. Karl Auguſt befahl Goethe, durch ein Promemoria die Sache dem geheimen Conſeil zur ſchleunigen Beurtheilung zu unterbreiten, was dieſer fünf Tage nach ſeiner Rückkehr, am 9. December, that. Hier hieß es: „Herr Friedrich Schiller, welchem Sereniſſimus vor einigen Jahren den Titel als Rath ertheilt, der ſich ſeit einiger Zeit theils hier theils in der Nachbarſchaft aufgehalten, hat ſich durch ſeine Schriften einen Namen erworben, beſonders neuerdings durch eine Geſchichte des Abfalls der Niederlande von der Spaniſchen Regierung die Hoffnung gegeben, daß er das hiſtoriſche Fach mit Glück bearbeiten werde.... Er wird von Perſonen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters

und der Lebensart vortheilhaft geschildert; sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute großen Einfluß haben werde.... Er würde suchen sich in der Geschichte festzusetzen und in diesem Fache der Akademie nützlich zu sein." 1788
Schon nach zwei Tagen erging von der Weimarischen Regierung der Antrag auf Bestätigung des Rufes an die Herzoge von Gotha, Coburg, Meiningen und Hildburghausen. Am 12. machte Schiller seinen lange verschobenen Besuch dem Minister Goethe, der die Rede auf seine Berufung brachte und das Bedenken wegen zu geringer Gelehrsamkeit durch das bekannte Wort, daß man durch Lehren lerne, und die Aeußerung seiner Ueberzeugung beschwichtigte, seine Lehrthätigkeit werde ihm selbst und der Akademie Vortheil bringen. Schon am 15. sandte ihm Goethe, dessen Theilnahme ihm sehr wohl that, die eben an ihn gelangte Zuschrift der Regierung, worin es hieß, Schiller möge sich auf die Uebersiedlung nach Jena zu Ostern einrichten, weil seine Berufung so gut wie entschieden sei.

Die nicht so rasch erwartete Entscheidung setzte ihn in große Verlegenheit, da sie die Möglichkeit, für die Tilgung seiner Schulden zu sorgen, in die Ferne rückte, und so klagte er gegen Körner schon am 15. in seiner aufgeregten Weise, Voigt habe ihn „übertölpelt". „Ich bin in dem schrecklichsten Drang", schrieb er, „wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann.... Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsal und dergleichen nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieses Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir aufs Studiren drauf geht, am wenigsten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode; denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen." Auch daß die Professur ihn um den ersehnten Sommeraufenthalt in Rudolstadt bringe, fiel ihm aufs Herz, durfte er es auch als ein Glück betrachten, daß er so nahe bei dem geliebten Orte sei, ja in

1788 dieſer Anſtellung eine Begünſtigung ſeines Herzenswunſches erkennen, die Geliebte heimzuführen. Zunächſt mußte er, um das ſechſte Heft der „Thalia“ zu vollenden, den „Geiſterſeher“ fördern, deſſen weitere Fortſetzungen das ſiebente und achte Heft bringen ſollten; dieſe gedachte er raſch aufeinander folgen zu laſſen, da er des Geldes ſehr bedurfte. In ſeiner äußerſten Noth, da er nur noch ein paar Groſchen, das Porto zu bezahlen, beſaß, wurde er durch die Sendung des Honorars der Literaturzeitung erfreut, an das er nicht gedacht hatte. Dieſer „angenehmen Beſtürzung“ erinnerte er ſich noch ſieben Jahre ſpäter ſehr lebhaft.

Erſt in der Nacht vom 22. auf den 23., als er eben von einem Souper gekommen war, theilte er den Freundinnen ſeine neue Beſtimmung gleichſam als Weihnachtsgabe mit, nachdem er ſich endlich darüber beruhigt hatte. Sein innigſter Wunſch war, daß ſie ihm dieſen Sommer in Jena „eine himmliſche Erſcheinung“ ſein möchten. Und wie mußte die Ausſicht auf häufigen Beſuch, welchen die ſeine neue Beſtimmung mit Jubel begrüßenden Schweſtern ihm eröffneten, ſein Herz erfreuen! Darüber, daß er keinen Gehalt bekam, ſetzte er ſich jetzt mit ſeiner ihm eigenen Vornehmheit hinweg. Eine Bettelei von zweihundert Thalern, wie man ſie bei Reinholds Anſtellung herausgeſchlagen, hätte ihn, meinte er, mehr erniedrigt, als dieſe im Grunde helfen könnten. „Mein ganzes Abſehen bei dieſer Sache iſt in eine gewiſſe Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine beſſere Verſorgung finden kann“, ſchreibt er an Körner, der gemeint hatte, er müſſe ſich eine gute Beſoldung verſchaffen. „Jena iſt unter allen, die mir bekannt ſind, dazu der einzig ſchickliche Platz. Mit 400 Thalern kann ich gemächlich leben; es hetzt mich während eines Jahres in akademiſche Berufsgeſchäfte ein, und gibt mir gewiſſermaßen einen gelehrten Namen, der mir nöthig iſt, um geſucht zu werden.“ Ein mittelmäßiges Gnadengeld hätte ihm eine Verbindlichkeit aufgelegt, auch ein Vorſchuß von zwei- bis dreihundert Thalern, den er ſonſt

wohl durch Goethe hätte betreiben lassen können. Und 1788
welche Freude machte es den Eltern, ihn als Professor berufen zu sehen, welches Ansehen erwarb es ihm in Würtemberg, ja den Herzog selbst mußte es erfreuen, daß sein durchgegangener Eleve zu einer ansehnlichen Stelle gelangt war. Aber nun galt es auch sich auf das neue Amt vorzubereiten. Deshalb versenkte er sich die letzten Tage des Jahres in die Werke von Schmidt und Pütter; die Deutsche Geschichte später ganz aus den Quellen kennen zu lernen, war ihm eine erfreuliche Aussicht.

Große Beruhigung gab ihm am Neujahrstage 1789 Bertuchs Versprechen, ihm einen Verleger für seine Memoiren zu verschaffen, der ihm, wenn er seinen Namen auf den Titel setze und eine eigne Abhandlung zu jedem Bande liefere, für jeden Bogen einen Carolin zahlen werde. So konnte er mit drei Stunden täglich das Nöthige verdienen; neun reichten zum Studium der Geschichte und zur Vorbereitung für die Vorlesung vollständig hin. Binnen zwei Jahren hoffte er so zu einer Stellung zu gelangen, welche ihm nicht nur sein Auskommen sichere, sondern ihn auch seine Schulden bezahlen lasse, die ihm jetzt das Leben verbitterten und die Ruhe zu schriftstellerischer Thätigkeit raubten. Lotte suchte ihm die Unannehmlichkeiten seiner neuen Stellung auszureden, dagegen schmerzte es sie, daß er von einer künftigen Berufung an eine andere Universität sprach; sie wollte diese Aussichten noch unter die finstere Zukunft verbergen. Gerade in dieser für sein Leben so äußerst wichtigen Zeit sah er Frau von Kalb gar nicht. „Der Cirkel, in dem sie jetzt lebt, ist nicht der meinige", schreibt er, „und die Spuren ihres Umgangs bleiben dann auch zuweilen in ihrer Art zu denken und zu empfinden zurück."

Neben der eifrigen Beschäftigung mit den geschmacklosesten Pedanten, durch die er seines Faches wegen sich durchschlagen mußte, ging die Arbeit am „Geisterseher", der ihn zuletzt gar anzog, da er seinen Prinzen erst

1789 zum entschiedensten Freigeist werden lassen mußte, ehe er zur katholischen Kirche herübergezogen werden sollte; auch sann er noch über Veränderungen an seinen „Künstlern", ja er fühlte die stärkste Versuchung, ein neues Schauspiel, wohl die „feindlichen Brüder", anzufangen. Zu besonderer Freude gereichte es ihm, daß Bertuch mit Buchhändler Mauke wegen der Herausgabe der Memoiren so günstig abgeschlossen hatte, daß er davon allein leben könnte. Aber die Expeditionsgebühren für die Kanzleien der vier außer Weimar an der Universität Jena betheiligten Sächsischen Herzoge, die drohenden Kosten für den „Magisterquark", den die Fakultät bei Leibe nicht umsonst geben wollte, wie auch für die Einführung auf der Universität ließen ihn die Professur verwünschen. Dazu hielt ihn Unwohlsein in dem außerordentlich kalten Januar vierzehn Tage ans Zimmer gefesselt. Als er endlich wieder an die freie Luft kam, fühlte er sich Herz und Kopf frisch gestärkt, aber noch immer bereute er es, daß er ohne den entschiedensten ökonomischen Vortheil, bloßer Aussichten wegen, Zeit und Freiheit geopfert habe. Trotz seiner Verstimmung besuchte er am 31. Januar die Geburtstagsredoute, um sich, wie er launig äußerte, dort ein Ideal zur liebenswürdigen Griechin seines „Geisterssehers" zu holen, die aber eine abgefeimte Betrügerin sein solle. Doch bei ihrer bezaubernden Schönheit schwebte ihm vor allen das Bild Henriettens vor, die er aber für keine Betrügerin und am wenigsten für abgerichtet hielt, ihn zu ihrem katholischen Glauben zu bekehren. Lebhaft erinnerte er sich diesmal der vorigjährigen Redoute, wo er Lotten so unverhofft gefunden. Den folgenden Tag besuchte er zum erstenmal nach neun Monaten das Theater, wo die Unnatur der Oper ihm stark auffiel. Erfreulich war ihm die Kunde, daß Beulwitz im Mai mit den Prinzen verreise, wodurch die Schwestern den Sommer größere Freiheit erhielten; ja Lotte träumte schon von einer Zusammenkunft mit Schiller und Körner im Bade Lauchstädt.

Den 1. Februar reiſte Moritz, der ein Prophet der 1789
Damen geweſen, mit dem Herzog ab. Schiller hatte ihn im Umgange „drollig intereſſant" gefunden. Er hielt ihn für einen ſehr edlen Menſchen und einen tiefen Denker, deſſen ganze Exiſtenz auf ſeinen Schönheitsgefühlen ruhe, trotz ſeiner Vergötterung Goethes, ſeiner Verachtung jeder nicht durchaus vollendeten Dichtung und ſeines leidenſchaftlichen Haſſes von „Kabale und Liebe", die er den von der Aufführung des Stückes ergriffenen Weimarer Damen unbarmherzig zerfetzte. Seinen „Abfall der Niederlande" hatte Moritz gelobt; ja in manchen Schiller beſonders werthen Vorſtellungen trafen ſie zuſammen, zum Theil auch in den Anſichten über das Schöne; ſeiner in Weimar auch unter den Damen große Aufregung machenden Schrift „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" hatte er ſich gegen Knebel lebhaft angenommen.

Erſt am 3. (zu ſeiner Freude erfuhr er ſpäter, daß dieſer Karolinens Geburtstag ſei) vollendete er, nicht ohne Einwirkung der durch Moritz empfangenen Anregung, die durch Schwung und edlen Gehalt ausgezeichneten „Künſtler", die er ſelbſt für das Vollendetſte hielt, was er je gemacht. Er ſandte ſie Wieland für den „Merkur"; deſſen kritiſche Bemerkungen und wiederholte Verhandlungen mit ihm veranlaßten ſehr bedeutende Veränderungen und Zuſätze, wodurch ſie noch mehr Gehalt, reinern Fluß und höhere Vollendung empfingen. Daneben dachte er aber auch wieder an ſeinen „Geiſterſeher", wozu er ſich zu ſtimmen ſuchen mußte. Deshalb bat er Wieland um einige Bände der Bibliothèque de la campagne.

Während er das Ideal des Künſtlers dichteriſch verklärte, erfüllte ihn bitterer Ingrimm gegen Goethe. Hatte dieſer ſich ihm als Miniſter freundlich erwieſen, ſo hoffte er, auch als Dichter werde er zu ihm in nähere Beziehung treten, was dieſem nach dem entſchiedenen Gegenſatze ihrer Natur und ihrer durchaus verſchiedenen Ausbildung damals

1789 unmöglich gewesen wäre, hätte er sich auch nicht Frau von Stein gegenüber in einem äußerst gespannten Zustande und in innigstem Zusammenleben mit Moritz beglückt gefühlt, über dem ihm mehr als ein Hauch des sehnsüchtig von ihm vermißten Italiens schwebte, und selbst die Nähe dieses Freundes wurde ihm bei seiner noch immer ängstlich geheim gehaltenen Verbindung mit Christiane Vulpius lästig. Obgleich Schiller ihn äußerst selten sah und sich nur an das halten konnte, was er zum Theil von den wegen Frau von Stein gegen ihn aufgebrachten Damen über ihn hörte, sah er in ihm einen Menschen, der sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen. Dazu kam das bittere Gefühl, daß diesen stets des Schicksals Gunst gehoben, während die ärgste Noth sein eigenes Leben zerrüttet, und so gab es Augenblicke, wo sein lebhaft aufgeregter Geist Goethe als Menschen haßte und sich zu den leidenschaftlichsten Ausbrüchen gegen ihn hinreißen ließ. „Ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben", schreibt er einmal an Körner. Freilich äußert er in einem einen Monat spätern Briefe, der Freund werde in dem, was er über Goethe gesagt, ihn recht in seiner Schwäche gesehen haben, doch fügt er hinzu: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr (nach dem dreißigsten [Jahr] bildet man sich nicht mehr um), und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft." Während die immer mehr nach Schiller sich bildende Lotte sich seiner Ansicht über Goethe, wenn auch mit Bedauern fügte, nahm Karoline sich ihres verehrten Freundes an, der nur kalt und theilnahmlos *scheine*. Schiller aber meinte ärgerlich,

man habe zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe 1789
daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern seien. „Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen; diese ist: Gebrauche deine Kräfte! Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne.“ Karoline gab zu, daß sie vielleicht ein unrichtiges Bild von Goethe habe, von dessen Persönlichkeit sie doch im Grunde mehr als Schiller wußte, aber seines Genies wegen könne man ihm viel vergeben, und sie mahnte weise, man müsse den Menschen vergeben, sonst höre aller Umgang auf.

In Betreff seiner dichterischen Begabung kam es mit Körner zu einer angeregten Verhandlung. Schiller vertraute diesem, schon den ganzen Winter quäle ihn die Unmöglichkeit, zu seinem in Rudolstadt ausgeheckten Schauspiele, den „feindlichen Brüdern“, zu kommen. Aber wie sehr es ihn auch verdroß, daß er sich vielleicht Jahre lang mit Dingen abgeben müsse, die so weit vom Lichtpunkte seiner Fähigkeiten und Neigungen ablägen, so war er doch überzeugt, dieses werde einen glücklichen Einfluß auf seine erste dramatische Arbeit haben, seine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit trotz allem aufgepfropften Fremden und Neuen immer ihre Rechte behaupten. Daß Körner ihm das Lyrische als sein Fach anwies, in welchem er einzig sei, wogegen er im Dramatischen an Goethe einen gefährlichen Nebenbuhler habe, war ihm so wenig recht, daß er die Lyrik für die kleinlichste und undankbarste Dichtart, eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz hielt. Mit dem Drama wollte er noch einige Versuche machen; denn könne er auch mit Goethe, wenn dieser seine ganze Kraft anwende, sich keineswegs messen und stehe im natürlichen Drama hinter ihm und vielen ältern Dichtern zurück, so habe er sich doch ein besonderes Drama nach seinem Talente ge-

1789 bildet, worin er eben einen Vorrang habe, weil es sein eigenes sei. Körner wollte nichts davon wissen, daß Goethe ein größeres Genie sei, nur möge er in einigen Fächern mehr Kunstfertigkeit haben, die Schiller sich erwerben könne. Wie er ihm früher ein Epos auf Friedrich den Großen vorgeschlagen, ihm auch die Gattung Horazischer Oden empfohlen hatte, so meinte er jetzt, er sollte sich einmal im edlen Lustspiel versuchen. Schiller ward über Körners Vorschläge und die Ausstellungen am „Geisterseher", besonders aber darüber ärgerlich, daß er die „Künstler" bei aller Bewunderung nicht für ein Gedicht gelten lassen wollte, und so brach er diese Verhandlungen mit dem launigen Trumpfe ab: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftausend Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich affichiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine klassische Tragödie und, weil du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern." Seufzte er ja unter dem Joche der aufgenöthigten Arbeiten und unter der Erinnyenverfolgung seiner Schulden.

Seine ganze Seele neigte sich nach den Rudolstädter Freundinnen hin. Die Verbindung mit Frau von Kalb war zu einem mehr gesellig freundlichen als innig freundschaftlichen Umgang geworden; diese ging ihre eigenen Wege. Von Rudolstadt vernahm er, Frau von Lengefeld sei auf den Antrag eingegangen, die Erziehung der beiden im fünf- und sechszehnten Jahre stehenden Töchter des Erbprinzen zu übernehmen. Schon am 10. März trat sie ihre Stelle im Schlosse an. Fünf Tage später ritt Schiller nach Rudolstadt, wo seine Gegenwart den seit vier Monaten nicht gesehenen Geliebten unendliche Freude bereitete. Die Mutter auf dem Schlosse zu besuchen fand er keine Zeit. Schon am folgenden Tage ritt er nach Jena, um dort seine Einrichtungen zu treffen. Im Verzeichniß der Vorlesungen ließ er eine wöchentlich in zwei Stunden öffentlich zu gebende „Einleitung in die Universalgeschichte" ankündigen, da

Schütz eine Privatvorlesung über den Niederländischen Auf- 1789
stand als aussichtslos abgerathen hatte. Seine neue Einrichtung wurde ihm durch Schütz, Hufeland und Reinhold sehr erleichtert. Er miethete sich bei den Demoiselles Schramm an der Ecke des Marktes und der Straße unterm Markt ein. Bei Schütz, dessen sehr lebhafte, gefallsüchtige und eitle Gattin ihn „mit Aufmerksamkeiten belagerte", wollte er zu Mittag speisen. Dem Professorenklub auf der Rose, zu dem auch einzelne Studenten gezogen wurden, trat er bei. „Man bezahlt halbjährlich acht Thaler", schreibt er an Körner, „wofür man fünfundzwanzigmal zu Abend ißt, versteht sich, daß man für den Wein besonders zu sorgen hat." Versprach er sich davon auch wenig Vergnügen, so könne man doch dort viele Sachen abmachen, die man sonst zu Hause auf dem Halse habe. Für feinern Umgang, an dem auch Frauen theilnehmen könnten, sei freilich in Jena gar nichts, auch nicht in dem sonst ausgezeichneten Grießbachischen Hause.

Am 25. nach Weimar zurückgekehrt, konnte er sich ganz in seine weltgeschichtlichen Studien versenken, wozu er sich Becks und des Französischen Abbé Millot Weltgeschichte, die Uebersetzung von Gibbon, Spittlers Kirchengeschichte und Herders „Ideen" verschrieb. Auch Bossuet, Robertson und Schroeckh wollte er zunächst zum Zwecke seiner Vorlesung benutzen. Das achte Heft der „Thalia" hatte er vollendet; es enthielt von ihm außer der Uebersetzung der „Phönicierinnen" ein sehr spannend schließendes Bruchstück aus dem zweiten Bande des „Geistersehers" und eine Darstellung von Egmonts „Leben und Tod".

Die ihn drückende Beitsche Schuld hatte ihn jetzt vermocht, dem Buchhändler Crusius eine Sammlung seiner vermischten Schriften in drei Bändchen anzubieten, für welche dieser sogleich das Honorar, einen Carolin für den Bogen, bezahle; die Handschrift sollte er sogleich erhalten, der Druck erst ein Jahr später erfolgen, nachdem er die Handschrift vorher noch einmal durchgesehen. Schiller war

1789 glücklich, daß der Verleger darauf einging; Michaelis sollte er 200 Thaler, nächste Ostern 24 Caroline zahlen; freilich mußte er ihm die einjährigen Zinsen dafür erstatten. Aergerlich war ihm, daß die Fakultät ihm für ihren Doctor philosophiae 50 Thaler abnahm. Sonst war er jetzt guten Muthes: wenn er nur den fünften Theil der 900 Studenten als Zuhörer bekomme und davon bloß die Hälfte bezahle, erhalte er jährlich 100 Louisdor; einen Nebenbuhler habe er nicht zu fürchten und das Fach, worüber er lese, sei für alle. Freilich las er zunächst nur eine öffentliche Vorlesung, aber den Sommer über erhielt ihn seine Herausgabe der Memoiren. Für den August hoffte er auf eine Zusammenkunft mit Körner in Leipzig, vielleicht auch in Jena, ja er dachte daran, ihn den Rudolstädter Schwestern zuzuführen.

Gegen Ende April machte er noch die Bekanntschaft des zweiunddreißigjährigen Privatdocenten und Dichters Bürger, den die rücksichtslos herrschende Partei noch immer von einer Professur ausschloß. Seine Gedichte waren eben in zweiter Auflage erschienen. Schiller fand in dem unscheinbaren Manne einen „geraden, ehrlichen Kerl“: seine Volksthümlichkeit verliere sich freilich in seinem Umgange, wie in seinen Gedichten, zuweilen ins Platte; auch sei der Frühling seines Geistes schon vorüber. Er unterhielt sich mit ihm über die „Götter Griechenlands“ und deren bornirte Gegner, sprach auch anerkennend über seine Uebersetzung der „Iphigenia“. Sie verabredeten einen Wettstreit in der Uebersetzung eines Stückes aus Virgils „Aeneis“ in beliebigem Versmaße; Schiller wollte dazu die Stanzenform wählen. Bürger gedachte bereits seiner beabsichtigten Zeitschrift „Akademie der schönen Redekünste“. Auch den Kapellmeister Reichardt lernte Schiller kennen, fand sich aber durch dessen anmaßendes, zudringliches Wesen höchst abgestoßen. Daß Goethe einen solchen Menschen, weil er seine „Klaudine“ komponirt hatte, bei sich wohnen ließ und

ihm sein Vertrauen schenkte, war ihm, wie so vielen in 1789
Weimar, besonders den Damen, sehr anstößig. Ueberhaupt stand Goethe damals bei der Damenwelt wegen des Bruches mit Frau von Stein im schlimmsten Rufe. Von Wieland schied Schiller in aller Freundschaft; zu dem vom Jahre 1790 erscheinenden „Neuen Merkur" versprach er ihm jährlich zwölf Bogen, meist geschichtlichen Inhalts.

Seine Uebersiedelung von Weimar verzögerte sich. Wohlgemuth schied er, da ihn in Jena, wo er sich sogar Rudolstadt näher glaubte, ein neues Leben erwartete, das für die Zukunft folgereich werden sollte. Vor zwei Jahren hatte ihn Charlotte, die er dem Dresdener Kreise zuzuführen gedachte, nach Weimar gezogen; jetzt war sie ihm fremd geworden und in der Freundschaft Lottens und Karolinens, denen er sich unzertrennlich verbunden fühlte, ihm ein neues, heitereres Leben aufgegangen. Damals hatte er von der Gunst des Herzogs irgend eine Förderung erwartet, jetzt war er durch seine Arbeiten und seine hohe Begabung zu einer Professur gelangt, freilich zunächst noch ohne Besoldung, aber er sah sich glücklich auf dem Archimedischen Punkte, wo er bald eine größere Thätigkeit entfalten und seinen Besitz den bedeutendsten Deutschen Hochschulen erwünscht machen könne. Leider sollte des Schicksals rauhe Hand seine schönsten Hoffnungen nur zu bald zerknicken.

Achtes Buch.

Die Profeſſur.

1.

Am 11. Mai bezog Schiller ſeine Jenaer Wohnung, die er über alle Erwartung gut fand. „Der freundliche Anblick um mich herum gibt mir eine ſehr angenehme Exiſtenz“, ſchreibt er an Körner. „Es ſind drei Piecen, die in einander laufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenſtern und alles entweder ganz neu oder gut konſervirt. Meubles habe ich reichlich und ſchön: zwei Sophas, Spieltiſch, drei Kommoden und anderthalb Dutzend Seſſel, mit rothem Plüſch ausgeſchlagen. Eine Schreibkommode habe ich mir ſelbſt machen laſſen, die mir zwei Karoline koſtet, und dir [in Dresden] gewiß auf drei zu ſtehen kommen würde. Dies iſt, wonach ich längſt getrachtet habe, weil ein Schreibtiſch doch mein wichtigſtes Meuble iſt, und ich mich immer damit habe behelfen müſſen. Ein Vorzug meines Logis iſt auch die Flur, die überaus geräumig, hell und reinlich iſt. Ich habe zwei alte Jungfern zu Hausmietherinnen, die ſehr dienſtfertig, aber auch ſehr redſelig ſind. Die Koſt habe ich auch von ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groſchen das Mittageſſen; wofür ich daſſelbe habe, was mich in Weimar vier Groſchen koſtete.“ Da er ſchwerlich

über 450 Thaler brauche und so viel schon die „Memoires" einbringen würden, könne er mit dem, was er sonst einnehme, Schulden abtragen und etwas für seine Einrichtung thun. Für die „Memoires" wollte er die „Alexias" der Griechischen Prinzessin Anna Komnena (nach dem französischen) und die Lateinisch geschriebene Geschichte Friedrichs I. von Otto von Freising übersetzen und eine weltgeschichtliche Abhandlung über die Kreuzzüge dazu geben. 1789

Ein behagliches Gefühl war es ihm, daß er sich jetzt als Theil eines Ganzen ansehen und seine Stellung als Vorstufe zu einer ausreichenden Versorgung betrachten durfte, was ihm gestattete, sich um Lotten zu bewerben. Gar bald hatte er sich in Jena eingelebt, freilich nicht ohne „sündliche" Zeitverschwendung. Ein Ball auf der Rose zeigte ihm auch Jenas Damenflor, der ihn aber so wenig anzog, daß er sich an das Kartenspiel hielt. Die hübscheste von allen war eine Kirchenrathstochter, aber auch die leerste und seelenloseste; am meisten gefiel ihm wegen ihrer Charaktergüte und ihres gefälligen, nicht unfeinen Wesens Dorette Seidler, Tochter eines verstorbenen Weimarer Consistorialrathes, Schwester des Universitätsstallmeisters, später zweite Gattin des feinen Friedrich Jacobs. Das reich sich entfaltende wissenschaftliche Leben that Schiller sehr wohl, dagegen widerte ihm der nicht weniger verbreitete akademische Geist des Neides und der Kabale.

Unter den mancherlei Zerstreuungen überraschte ihn fast der Anfang der Vorlesungen. Seine „Einleitung in die Universalgeschichte", die der außerordentliche und deshalb auf die Nachmittagsstunden angewiesene Professor Mittwochs und Donnerstags Abends um 6 Uhr hielt, sollte einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechtes geben, wobei er sich freilich noch nicht klar war, bis zu welcher Zeit er damit kommen werde. Die erste Vorlesung über den Unterschied des philosophischen Kopfes vom Brodgelehrten bezeichnete seinen Standpunkt

1789 gegenüber dem rein fachmännischen. Der 26. Mai war der für Schiller, da er der Uebung im öffentlichen Vortrag seit lange ganz entbehrte, entscheidende Tag. Zu, seiner Vorlesung hatte er Reinholds etwa hundert Personen fassenden Hörsal gewählt. Freilich war vorauszusehen, die Studenten würden schaarenweis kommen, um den Dichter ihres Lieblingsstückes, der „Räuber", über die Weltgeschichte reden zu hören, aber die Wahl eines größern Hörsales hätte anmaßend scheinen können. „Halb sechs war das Auditorium voll", berichtet er selbst an Körner. „Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager [Schütz aus Bückeburg] war gerade unter den Studirenden. Ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gabs das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um in dem Grießbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte Anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. ‚Was ists denn? was gibts denn?' hieß es. Da rief man denn: ‚Der neue Professor wird lesen.' ... Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe. Grießbachs Auditorium ist das größte, und kann, wenn es vollgedrängt

ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal, und so sehr, daß ein Vorsal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn.... So schwül der Sal war, so erträglich wars am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst (?) noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören." Obgleich Schiller vom Blatte las, machte doch der ideenreiche, durch eine feine, warme Sprache belebte Vortrag bedeutenden Eindruck. Ganz Jena sprach den Abend nur von Schillers Vorlesung. Die Studenten brachten ihm, was bei einem neuen Professor, und dazu einem bloß außerordentlichen, unerhört war, eine Nachtmusik mit Vivats. Grießbach gab gern seinen Hörsal für die Folge her. Bei der zweiten Vorlesung waren 480 Zuhörer zugegen; an fünfzig hatten keinen Platz gefunden. Diesmal, wo er schon einiges frei sprach, entwickelte er den Begriff der philosophischen Weltgeschichte. Hinreißend wirkte die Schlußbemerkung: jeder, bei dem ein heller Geist sich mit einem empfindenden Herzen vereine, müsse den Wunsch hegen, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er den vergangenen für die überkommenen kostbaren Güter nicht mehr abtragen könne. Trotz allen Beifalls konnte Schiller dem Vorlesen noch keinen rechten Geschmack abgewinnen, da er an der Empfänglichkeit der Zuhörer zweifelte und es ihm schwer fiel, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Auch begann er schon den Neid zu fürchten, den der Erfolg des Neulings bei manchen Amtsgenossen, nach der leidigen epidemischen Schwäche der Universitätsverwandten, erregen werde. 1789

In den kurzen Pfingstferien fand er keine Zeit, die Geliebten in Rudolstadt zu sehen; eine Zusammenkunft mit

1789 ihnen bei der Naturdichterin Bohl im nahen Lobeda wurde leider vereitelt; auch die über Jena führende Reise nach Bad Lauchstädt verzögerte sich: dagegen erfreute ihn Körners Versprechen, Anfangs August nach Leipzig zu kommen, wo er ihn zu treffen und mit ihm nach Jena und Weimar zu reisen gedenke, wenn er auch damals mehr nach den sein Herz fesselnden Schwestern als nach dem alten treuen Freunde schmachtete. In der zweiten Woche nach Pfingsten hielt er seine dritte und vierte Vorlesung über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde. Die ungeheure Anzahl der Zuhörer erhielt sich, doch meinte er, wolle er die Leute, die bisher der Glanz und die Neuheit seines Vortrages geblendet, länger festhalten, so müsse er ihn allgemein faßlich machen, was ihm am meisten Mühe koste und doch vielleicht nicht gehe. „Meine Vorlesungen kosten mich jetzt noch erstaunlich viel Zeit und Mühe", vertraut er Körner, „sowohl weil ich erst selbst lernen muß, als auch weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird, als ich sie für den Augenblick brauche und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag." Die begonnene Uebersetzung der Anna Komnena gab er bald auf und übertrug sie einem Studenten, wohl dem unbemittelten Schweden Berling, der von seiner Unterstützung lebte. Den jungen Professor beunruhigte sein Herz, das sich nach Lottens Besitz sehnte, aber vom Zweifel gequält wurde, ob diese ihm je angehören werde, und am wenigsten durfte er hoffen, diese werde so bald, wie es seine Ruhe forderte, ihm ihre Hand reichen. Sein Zustand war um so peinlicher, als er sein tiefstes Sehnen aller Welt verbergen zu müssen glaubte. Ja selbst seinen treuen Körner führte er geflissentlich irre, aus Furcht, dieser könnte sein Geheimniß den Frauen vertrauen. Zweimal versicherte er ihn, wegen seines „Verplemperns" könne er ganz sicher sein. Endlich mußte er die Geliebten sehen. Freitag den 19. ritt er nach Rudolstadt, wo er bis zum Sonntag blieb, einen Tag länger,

als er beabsichtigt hatte. Hier wurden allerlei Pläne ge- 1789
faßt, auch Schillers Besuch in Lauchstädt, wo Karoline und ihre sehr leidende Freundin Dacheröden das Bad gebrauchen sollten, und das Zusammentreffen mit Körner besprochen. Heiter und wohlgemuth kehrte er zurück. Seine Vorlesungen waren jetzt zur Sprachenverwirrung und Menschenzerstreuung bei Babel gekommen.

Am 10. Juli reisten die Schwestern nach Jena, wo sie im Grießbachschen Garten wohnten. Vor Jena sollte Schiller ihnen bei den hohen Erlen an der Saale begegnen. Leider wurde das Vergnügen des Wiedersehens traurig gestört. Auf den Abend war eine größere Gesellschaft, Schiller, Prof. Paulus und Frau u. a., von Grießbach geladen, aber zum Unglück ward Schiller zufällig aufgehalten, so daß er nur spät oder gar nicht erschien. Noch lange erinnerte sich Lotte mit Schmerz der Unruhe über sein Ausbleiben, die sie wie ein böser Geist im Sale herumgetrieben; dabei kamen ihr Paulus und seine Frau, als Schillers Landsleute, noch am erträglichsten vor. Am andern Morgen begleitete Schiller die Scheidenden eine Strecke auf dem Wege nach Naumburg. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum", schreibt Schiller vierzehn Tage später an Lotten; „denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anschuldigen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen, die einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig in einander leben, wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nah und doch so fern!" Deutlich genug verrieth diese Aeußerung das süße Geheimniß, und so erregte sie in der Seele der stets von Lust zu thätigem Eingreifen getriebenen Karoline den Entschluß, dem scheuen Schweigen ein Ende zu machen.

Diese hatte auf dem Dacherödenschen Gute Burgörner

1789 bei Hettſtädt, von wo ſie die Freundin nach Lauchſtädt abholen ſollten, auch Laroche und den eben ins dreiundzwanzigſte Jahr getretenen Wilhelm von Humboldt gefunden. Schiller hatte Laroche ſchon in Rudolſtadt geſehen. Humboldt, wie dieſer, Mitglied des Berliner Tugendbundes und Freund des Dacheröden'ſchen Hauſes, war im Januar von Göttingen aus, wo er eben ſtudirte, um Karolinen kennen zu lernen, nach Rudolſtadt und darauf nach Erfurt gekommen. Karoline ſah, daß ihre leidende Freundin „in ihren Gefühlen verſchlungen" ſei, daß ſie für beide Neigung

Abb. 30. Schillerhaus zu Lauchſtädt, von der Gartenſeite.
Nach einer Zeichnung von Schillers Gattin

fühlte, und ſie entſchloß ſich, wie ſie Schiller ſchrieb, „dies auseinanderzulöſen". Daß ſie für Humboldt zu entſcheiden gedachte, verräth ihre Bemerkung an Schiller, dieſer ſei weit mehr als Laroche. Schiller ahnte nichts weniger als daß Karoline auch für ihn die Löſung ſich vorgeſetzt hatte. Den dringenden Einladungen der Schweſtern folgte er am 1. oder 2. Auguſt nach Lauchſtädt, wo dieſe mit ihrer Freundin im Hauſe des Tiſchlers Küchler in der Armenhausgaſſe 108 wohnten. Ehe Schiller am Morgen des 3. nach Leipzig zu Körner reiſte, entlockte ihm ein Ge-

spräch mit Karolinen das Geständniß seiner Liebe; sie kam 1789
seinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegen, brach das so lange schmerzhafte Schweigen und sprach das entscheidende Wort, daß Lotte ihn von Herzen liebe, ihm ganz angehöre. Aber auch der innige Freundschaftsbund mit ihr sollte dadurch nicht gelöst werden, vielmehr wollte Karoline mit dem jungen Paare zusammenleben, da sie von Lotten sich nicht trennen konnte und Schillers Umgang ein für sie unentbehrliches Glück geworden; ihr trauriges Verhältniß zu Beulwitz, der ihr, der äußerst Leidenden, durch seine Launen und den Mangel an Feinheit das Leben verbitterte, drückte sie längst, und so erklärte sie sich entschlossen, um jeden Preis die Scheidung zu erwirken. Schiller war unendlich erfreut, daß die so lang sehnsüchtig Geliebte ihm ganz angehören solle und er auch Karolinen, deren ebenbürtiger Geist ihn mächtig hob, deren thatkräftiges Beherrschen aller Verhältnisse ihn erfreute, nicht verlieren sollte. Daß in einem solchen Bunde nichts Unsittliches liege, daß sie die feinen Grenzen ehelicher Gemeinschaft, je tiefer sie von der ihn begründenden geistigen Wahlverwandtschaft durchdrungen waren, um so sicherer inne halten würden, sagte ihnen ihre tiefste Achtung. Schiller und Karoline fühlten sich wie durch die Bande der Natur einander verbunden, und wenn ihre zärtlichen Aeußerungen inniger Liebe feurig genug waren, so lag dies eben in der Sitte dieser kuß- und umarmungsseligen Zeit, die deshalb sittlich keinen Grad tiefer stand als die unsere, ja von dem Gefühle von strenger Pflicht und edler Menschlichkeit inniger durchdrungen war.

Lotten wollte Schiller vor der Abreise nicht mehr sehen, er ließ ihr einen Brief zurück, der sich auf das berief, was ihm Karoline gesagt, den Grund, weshalb er sein Geheimniß so lange in der Brust verschlossen, ausführte und sein ganzes Dasein, alles, was in ihm lebe, ihr darbot. „Ist es wahr, theuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Karoline in

1789 Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? ... Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsere Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, was sich bisher zwischen uns stellte, und nichts, nichts die freie Mittheilung unserer Seelen stören." Es war das erstemal, daß er sie mit ihrem Vornamen anzureden wagte.

Den Abend freute er sich in Leipzig, wo er wieder im Joachimsthal abgestiegen war, seines treuen Körner, den er glücklich allein traf, da Frau und Schwägerin in Gesellschaft waren. Diesen fand er entschlossen, innerhalb eines Jahres nach Jena überzusiedeln. In der Freude des Wiedersehens war es ihm unmöglich, dem Freunde die selige Wonne seiner gewissen Hoffnung auf Lottens Besitz zu verbergen. Daß dieser darüber äußerst betroffen war, da er deutlich erkannte, Schiller habe absichtlich jedes ihn anziehende Verhältniß entschieden in Abrede gestellt, entging ihm in seiner Freude. Körner konnte unmöglich dem in seiner ausschweifenden Weise von seinem Glücke hingerissenen Freunde mit ernstem Vorwurf entgegentreten, noch weniger das Bedenkliche eines solchen Verhältnisses für den mittellosen, von seiner eigentlichen Lebensaufgabe dadurch zurückgehaltenen Dichter hervorheben. Noch am Abend dieses Glückstages, dessen Morgen ihn durch Karolinens Wort beseligt hatte, schrieb er beiden Schwestern, er habe Körner das Geheimniß verrathen müssen; innerhalb eines Jahres werde er auch von diesem seinem theuersten Freunde, dem er alles geblieben, was er ihm gewesen, wie auch dieser ihm, in Jena unzertrennlich sein; Freitag Nachmittag den 7. sei dieser mit Frau und Schwägerin frei, und so könnten Lotte und Karoline diesen Tag zur Reise nach Leipzig wählen. „Sie müssen meine Freunde sehen — und ich muß Sie bald wieder sehen." Doch möchten beide ihm schriftlich bestätigen, daß Lotte ihm angehören wolle, daß er sie glück-

lich machen könne. „Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer 1789
Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; lassen Sie meine Freude bald auch von dieser Furcht ganz rein sein. Sie können nicht handeln wie gewöhnliche Menschen, Sie brauchen also auch gegen mich nichts als Wahrheit; wir dürfen alle diese Umständlichkeiten überspringen, und unsere Seelen frei und rein vor einander entfalten." Lotte erwiderte auf beide Briefe: „Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es aussprechen zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. — Für heute nichts mehr, Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehen und Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Hier ist der Brief, den ich Ihnen letzt bestimmte. Adieu! Ewig Ihre treue Lotte." Im mitgesandten Briefe vom 27. Juli hatte sie geäußert: „Ich möchte immer gern, daß Sie den Gedanken an unsere Freundschaft nicht aus den Augen verlören und immer wahr und gewiß von der meinigen überzeugt wären, lieber Freund."

Lotte und Karoline kamen am 7. mit dem Geheimerath von Barckhausen nach Leipzig. Sie stellten sich der Körnerschen Familie vor, aber die Geliebten hatten sich so viel zu sagen, daß sie meist allein zusammen waren, und Körner wenig Gelegenheit hatte, Lotten näher kennen zu lernen, die wohl fühlen mochte, daß dieser nicht ohne Bedenken sei. Schon am folgenden Morgen ging Schiller mit ihnen nach Lauchstädt zurück. Hier beschloß man, die Verlobung geheim zu halten, bis Schiller einen, wenn auch nur kleinen Gehalt vom Herzog empfange. Mit den Schwestern und der in das Geheimniß eingeweihten sehr leidenden Dacheröden genoß er Abends beim Thee die wonnigsten Stunden. Selbst Schwester Christophine erfuhr nicht den Namen der Auserwählten, deren Herz schon sein sei, zu deren Besitz aber sein Glück und die Umstände das übrige thun müßten. Am 10. verließ er Lauchstädt; auf

1789 dem Wege traf er mit Körner und dessen Familie zusammen, die mit ihm nach Jena fuhren, wo sie in seinem Hause wohnten. Zu einem herzlich vertraulichen Zusammensein konnte es nicht kommen; Schiller war ganz von seinem Glück verschlungen, Körner fühlte sich zurückgescheucht; dazu zerstreuten sie manche Besuche und Ausflüge. Auch Weimar ward besucht. Körner sprach hier beim Geheimerath Voigt vor, dem er auf seine Geneigtheit deutete, in herzogliche Dienste zu treten. Schiller führte ihn auch zur Kalb, die sich sehr unglücklich fühlte, da sie von ihrem Gatten gar keine Kunde vernahm; sie hatte diesem jetzt die Scheidung vorgeschlagen. Da Schiller vierzehn Tage lang alle Vorlesungen versäumt hatte, gab er Körner vor seinem Scheiden Gelegenheit, ihn auch als Professor zu hören. Am 16. oder 17. wohnte dieser seiner Vorlesung über Lykurg vor, bei welcher Schiller der Darstellung seines Lehrers Nast folgte; es war wohl der neunte seiner sämmtlichen Vorträge; vorhergegangen war der über die Sendung des Moses, bei welchem er einer bei Göschen erschienenen Schrift Reinholds folgte, der sich auf ein Werk Warburtons stützte.

Am 18. schied Körner mit den Seinigen, wenig zufrieden mit dieser so ersehnten Zusammenkunft, die sie eher von einander entfernt als sich genähert hatte. Zwei Tage später waren die Schwestern auf der Rückreise von Lauchstädt in Jena, wo sie wieder bei Grießbachs wohnten. Jedenfalls erfreute sich Schiller an diesem Tage ihrer Gegenwart. Leider vernahm er sehr Trauriges von den schrecklichen Krämpfen, welche die Dacheröden heimgesucht und die reizbare Karoline in Mitleidenschaft gezogen hatten. Krank hatte sie nach Burgörner zurückkehren müssen. Schillers Aufenthalt in Volkstädt während der Ferien wurde in Aussicht genommen, die Verbindung der Dacheröden mit Humboldt besprochen, die auch mit ihnen zusammen leben sollten, ja man verstieg sich zu dem Plane einer Ver-

heiratung der Mutter mit dem Geheimerath von Dacheröden. Jetzt erfreuten sich die Liebenden zum erstenmal des süßen Du. Kaum waren die Schwestern geschieden, so fühlte sich Schiller von unendlicher Sehnsucht nach ihnen ergriffen. Die drei Wochen, die sie noch von einander trennen sollten, schienen ihm eine entsetzliche Ewigkeit. Darüber machten die weltgeschichtlichen Ereignisse, die aus Paris herüberschallten und von Wolzogen als Augenzeugen berichtet wurden, auf Schiller einen bei weitem schwächern Eindruck als auf die meisten, die den Anbruch eines neuen Tages der Völkerfreiheit jubelnd begrüßten. Auf einen feurigen Brief Karolinens erwiderte er: „Bereite dich, edles Geschöpf, in mir nichts zu finden als die Kraft zum Vortrefflichen und einen begeisterten Willen, es zu üben. Deine schöne Seele will ich auffassen, deine schönen Empfindungen verstehen und erwidern, aber ein Mißton in den meinigen muß dich weder betrüben noch befremden. Glaube alsdann, aber fest, daß diese fremden Gestalten meines Gemüthes von außen hereingekommen sind. Die Spuren der Gestalten, die von frühen Jahren an bis jetzt mich umgaben, konnte mein besseres Wesen nicht ganz von sich scheiden. Aber du glaubst an meine Seele und auf diesen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln (denn alle sollt ihr endlich kennen lernen) wirst du das immer finden, was du einmal in mir liebtest. Meine Liebe wirst du in mir lieben." So war der edelste Liebesbund der Seelen, frei von aller sinnlichen Neigung, geschlossen und besiegelt. Nur Karolinens durch den Anblick der schrecklichen Zufälle ihrer Freundin und die fortwährende Sorge um diese sehr angegriffene Gesundheit trübte ihr Glück. 1789

Seine Vorlesungen dachte Schiller gegen Mitte September mit Alexander dem Großen zu schließen. „Ich eile jetzt ganz gewaltig", schreibt er am 1. September, „und meine Studenten freuen sich ordentlich, wie schnell es geht; ganze Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich schon mit dem Alcibiades fertig und es geht dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre. Unser Plutarch thut mir jetzt gute Dienste, aber freilich habe

1789 ich jetzt auch mehr Gelegenheit, mich über ihn zu ärgern.“ Die Ueberſetzung der Anna Komnena ſah er für die „Memoires“ durch und beſorgte den Druck, aber weder zu der für den erſten Band beſtimmten Abhandlung, noch zur Bearbeitung ſeiner beiden erſten Vorleſungen, noch zur Vollendung des erſten Bandes des „Geiſterſehers“ konnte er gelangen. Er lebte allein in Lotten und Karolinen und in allem, was deren Antheil erregte. Selbſt Freund Körner mußte ſich mit einem eiligen kurzen Briefe begnügen. „Es iſt mir jetzt auf eine Zeit lang viel Freude entzogen“, vertraut er den Schweſtern, „daß ich mein Herz nicht gegen ihn reden laſſen kann: aber wie vieles macht ihr mich vergeſſen!“

Schon am 1. September beſtellte er beim Kantor in Volkſtädt ſeine frühere Wohnung. Um jede Mißſtimmung der Mutter über ſeinen Beſuch und jeden Verdacht abzuwenden, ſchrieb er zugleich einen an die Schweſtern gerichteten, ſeinen Entſchluß begründenden Brief, den ſie der Mutter zeigen ſollten. Ueber die Tageszeit, wann ſie einander ſehen wollten, wurde Abrede getroffen. In ſchwärmeriſchen Träumen über ihr Glück und ihre lachende Zukunft, in ſüßen Erinnerungen, in wonnigem Wiederleſen ihrer Briefe und in reichen brieflichen Mittheilungen ſuchten die Liebenden die Ungeduld der langen Trennung zu beſchwichtigen. Unſerm Dichter ſchwand alles vor dem heitern Glanze ſeines unendlichen Liebesglückes. Die Natur mit allen ihren Reizen war ihm jetzt nichts mehr; es ſchien ihm, daß dieſe nur durch das reize und entzücke, was wir ihr leihen. Selbſt als die adlige Lotte über die Umgeſtaltung Frankreichs durch die Nationalverſammlung ihre Herzensfreude ausſprach, hatte Schiller dafür kein Wort der Theilnahme. Alle geſellſchaftlichen Genüſſe, die ihm Jena bot, ekelten ihn.

In ſeinem Glücke wurde er durch die Angelegenheit der Kalb geſtört. Daß dieſe den beabſichtigten Beſuch in Rudolſtadt aufgegeben hatte und auch während ſeiner An-

wesenheit sie nicht stören könne, war ihm äußerst lieb, weil 1789
sie ihnen Zwang aufgelegt haben würde und sie bei ihrer mißtrauischen Natur leicht ihr Verhältniß hätte ahnen können. „Sie hat auf meine Freundschaft die gerechtesten Ansprüche", bemerkt er den Freundinnen, „und ich muß sie bewundern, wie rein und treu sie die ersten Empfindungen unserer Freundschaft in so sonderbaren Labyrinthen, die wir mit einander durchirrten, bewahrt hat." Sein jetzt sehr gutes Verhältniß zu ihr wollte er, so lang es gehe, gern erhalten, besonders da sie augenblicklich seines Rathes und Beistandes in den Verhandlungen mit ihrem Manne bedurfte. Dieser hatte geantwortet, er wolle ihrem Willen wegen der Scheidung keine Gewalt anthun, sich aber auf ihre gegenseitige Liebe, die sich freilich nie gezeigt hatte, berufen. Am 10. bat die Kalb Schiller, zu ihr nach Weimar zu kommen, um hier über ihr weiteres Vorgehen zu berathen; er konnte aber seiner Vorlesungen und anderer Geschäfte wegen weder an diesem noch an den beiden folgenden Tagen hinreisen. Damit sie sich nicht beleidigt fühle, besonders wenn sie seinen längern Aufenthalt in Volkstädt erfahre, bat er sie, unter Hervorhebung aller Gründe, ihn mit Corona Schröter in Jena zu besuchen, was sie aber ablehnen zu müssen meinte, weil man ihr dies in ihrer Lage sehr verübeln würde. Schiller glaubte damit das Seinige gethan zu haben.

Den 15. schloß er seine Vorlesungen, doch erst am 18. konnte er abreisen, da er das vom Buchhändler Mauke erwartete Geld nicht zur Zeit erhielt. In Rudolstadt besuchte er die Geliebten gewöhnlich in den Nachmittagsstunden, zuweilen auch Morgens, da er meist die Zeiten wählte, wo die Mutter am Hofe war. Aber die erste Woche wurde ihm durch arge Zahnschmerzen verleidet. Er arbeitete in dieser Zeit seine beiden ersten Vorlesungen als „Antrittsrede" für den „Merkur" aus, schrieb den Schluß des ersten Bandes des „Geisterssehers", der selbständig gedruckt wurde, und bereitete sich auf seine Winter-

1789 vorlesungen vor; auch an dichterischen und sonstigen Plänen fehlte es nicht. Die Liebe der Kalb verfolgte ihn auch nach Volkstädt. Darauf deutet die Aeußerung an Körner vom 28., eine sonderbare Sache, über die er ungern schreibe, habe ihm eine starke Diversion gemacht; sie betreffe die Kalb und sein neues Verhältniß zu Lotten. Karoline schreibt einen Monat später, sie danke dem Himmel, daß die Kalb nicht seine Frau werde. Aber auch in Rudolstadt war die Stimmung nicht ganz ungetrübt. Schon daß man vor der Mutter, mit der er doch häufig zusammenkommen mußte, das Geheimniß zu bewahren hatte, gab einen gewissen Zwang. Karoline war äußerst angegriffen, so daß man fürchtete, ihre Gesundheit könne sich niemals wieder ganz herstellen; die Mißstimmung ward dadurch gesteigert, daß die Mutter die Verschlimmerung ihres Zustandes auf den theuern Aufenthalt in Lauchstädt schob, von wo sie ganz zerstört zurückgekommen war. Je mehr Karoline litt, um so zärtlicher zeigte sich Schiller um sie besorgt, so daß Lotte in trüben, bei ihrem Ernste nicht seltenen Augenblicken sich ängstigte, Schiller liebe sie nicht so sehr wie die Schwester, ja es könne ihn einmal gereuen, sie gewählt zu haben, doch verscheuchte seine heitere Gegenwart diese quälende Angst. Karoline gefiel sich besonders in Zukunftsträumen, bei denen der seit dem Mai nach Erfurt zurückgekehrte Koadjutor des Kurfürsten von Mainz, der dem Dacheröden'schen Hause sehr befreundet war, eine bedeutende Rolle spielte; wußte man ja, daß dieser für Wissenschaft und Kunst begeisterte katholische Prälat, der eben im fünfundvierzigsten Jahre stehende Statthalter von Erfurt, Freiherr Karl von Dalberg, der bald dem alten Kurfürsten folgen werde, sich anerkennend über Schillers dichterische Begabung geäußert. In den Wintermonaten sollten die Schwestern nach Weimar kommen, vorläufig die „große Angelegenheit", die Mittheilung des Geheimnisses an die Mutter, ruhen. Zum Nachtheil seiner Vorlesungen ließ er

ſich bis zum 22. in Rudolſtadt zurückhalten; denn die ein- 1789
geſchickte Ankündigung war, weil etwas daran fehlte, liegen geblieben, und konnte erſt angeſchlagen werden, als er zurück

war, die Vorleſungen begonnen und die meiſten Studenten ihre Dukaten ſchon beſtimmt hatten. Schiller las diesmal an den fünf erſten Wochentagen Univerſalgeſchichte von

1789 der Fränkischen Monarchie bis auf Friedrich II. in der Stunde von 5 bis 6 und Donnerstags von 6 bis 7 über Römische Geschichte. Daß die Zahl der Zuhörer sich auf 30 beschränkte, machte freilich durch Schillers Berechnung einen leidigen Strich, erklärte sich aber außer der verspäteten Ankündigung, auch daraus, daß seine Vorlesung mit andern nöthigen zusammenfiel und er kein eigentlicher Fachlehrer war, ja die übrigen Geschichtsvorlesungen waren noch schwächer besetzt. Seine ganze Einnahme betrug, da die wenigsten zahlten, 60 Thaler. Trotz des schwachen Besuches wollte er die Vorlesungen so fleißig ausarbeiten, als ob er hundert Zuhörer hätte. Seine öffentliche Vorlesung war „ziemlich voll"; freilich konnte diese für die Masse nicht den Reiz haben, wie die im Sommer gehaltene, in welcher schon die Vorträge über die Griechische Geschichte den ersten an Werth nicht gleich standen. Am ersten Bande der „Memoires" wurde so fleißig gedruckt, daß dieser schon Ende Oktober fertig vorlag, doch noch immer konnte er nicht Zeit noch Lust zu der dazu bestimmten Abhandlung finden.

Daß er jetzt fast alle Tage las, belästigte ihn so wenig, daß es ihn in einem gewissen Feuer der Arbeit hielt. Nur wenn ihn ein anderer Gegenstand anzog, mußten die Vorlesungen weichen. So setzte er zweimal Anfangs November aus, als er die „Universalhistorische Uebersicht" über die Kreuzzüge schrieb, welche eine glückliche Geistesstimmung ihm unter der Feder so veredelte, daß sie eine ihn selbst überraschende Vortrefflichkeit gewann, er noch nie so viel Gehalt des Gedankens in einer so schönen Form vereinigt und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen zu haben meinte. Leider blieb auch diese unvollendet, da er die Fortsetzung für den folgenden Band aufsparte. Seine Stellung, die ihn zum angestrengten Ausarbeiten eines umfangreichen, größtentheils fremden Stoffes nöthigte, wurde ihm bald um so widerwärtiger, als sie ihn

von dem ihm jetzt allein vorschwebenden Zwecke der Ver- 1789
bindung mit den Geliebten mehr entfernt als ihm näher gebracht hatte. „Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden!“ schreibt er an seinem Geburtstage. „Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt einen Plan zu einem Etablissement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre.“ Seine nächste Hoffnung ruhte auf dem Koadjutor, an den er sich jetzt wandte, aber auch an Berlin dachte er; in Wien meinte er es wohl in einem halben Jahre durchzusetzen, könnte er es mit den Wünschen der Schwestern vereinigen. Einen besondern Handel hatte er eben mit dem Jenaischen Senat. In gutem Glauben hatte er sich auf dem besondern Abdruck seiner Antrittsrede Professor der Geschichte genannt, was aber ein Eingriff in die Rechte des Prof. Heinrich war, der die eigentliche Professur der Geschichte in Jena inne hatte; dieser forderte denn im eiteln Gefühle gekränkter Würde, daß der Titel geändert werde und Schiller als das, was er sei, als Professor der Philosophie erscheine, ja er hatte den am Buchladen angeschlagenen Titel durch den Akademiediener abreißen lassen — um sich für ewige Zeiten lächerlich zu machen durch diesen privilegirten Hochmuth gegen das Genie. Der Senat mußte freilich dem Professor historiarum Recht geben.

Des Koadjutors freundliche Antwort gab leider keine nahe Aussicht. Hinge es von ihm ab, äußerte dieser, so würde er Schiller in Erfurt oder Mainz so anstellen, daß sein Geist nach eigenem Trieb sich seinem Flug überlassen könne; aber darüber habe der Kurfürst zu verfügen, der mit Recht wünsche, daß so verdienstvolle Männer sich unmittelbar an ihn wendeten. Dies war nicht ganz richtig, da der Geschichtschreiber der Schweiz, Johannes Müller, des Kurfürsten rechte Hand war. Eine baldige Verbindung mit Lotten und das Heranziehen Karolinens in seine nächste

1789 Nähe schienen, wenn er in Jena blieb, unmöglich; denn, da er noch Schulden hatte, konnte die Einnahme seiner Vorlesungen sein Auskommen nicht sichern. Wie tief er sich seines eigenthümlichen Verhältnisses zu den Schwestern bewußt war, beweist die zuversichtliche Beschwichtigung von Lottens Furcht, sie könne einmal aufhören, ihm das zu sein, was sie jetzt sei. „Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit", äußerte er. „Wie könnte ich mich zwischen euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für euch beide, für jedes von euch, nicht diese süße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurücke — derselbe Lichtstrahl, laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung, derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer Gefühle und Gedanken; sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß du anders wärest, als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen." In ähnlicher Weise hatte die Dacheröden Lottens Klage über Schillers Doppelliebe zu beruhigen gesucht, wobei sie freilich behauptete, der volle Gegenausdruck weiblicher Liebe fehle auch dem besten Manne. Ihr eigenes Verhältniß zu Humboldt und Laroche sei ganz dasselbe wie das Schillers gegen sie und Karolinen; keiner von ihnen fühle eine Leere. Schiller liebe Lotten um ihrer Weiblichkeit willen unendlich, sein heiliges Herz umfasse sie und die Schwester, es vermische sie und doch stehe jede wieder allein und verschieden in seiner Seele, jede im verschiedenen Ausdruck desselben Gefühls. Lottens Erklärung, Schiller überallhin, selbst auch nach

Petersburg folgen zu wollen, der volle Blick, den sie ihm 1789
in ihr wogendes Herz öffnete, die Hingabe, mit der sie in allen Anschauungen sich an ihn anschmiegte, ließen ihn in ihr immer klarer die einzige erkennen, welcher er zum reinen Lebensgenusse, zur Gründung einer ihn tragenden, aller gemeinen Sorgen überhebenden, mit liebevollem Verständniß ihm entgegenkommenden Seelengemeinschaft bedurfte.

Seine nächste Aussicht galt der auf den 2. December festgesetzten Reise nach Weimar, wo er sie zuweilen zu sehen hoffte; auch einzelne Ausflüge nach Jena schienen nicht ausgeschlossen, aber schon sehnte er sich nach dem ersten Lenzhauche des Februar, schon seufzte er den Frühling herbei, schon schwelgte er in der Wonne innigen Zusammenlebens zu Rudolstadt. Seine größte Freude war es, wenn Freitag Abends die Vorlesungen vorüber waren, und er sich einige Tage ganz der Erinnerung an die Geliebten hingeben konnte. Lottens Einladung, am Schlusse der Woche einmal nach Rudolstadt zu kommen, mußte er mit schwerem Herzen ablehnen, da ein solcher Besuch auffallen würde, auch bei der Hast keiner von ihnen recht des Wiedersehens froh werden würde; selbst in Weimar durfte er, um Aufsehen zu vermeiden, sie erst in den Weihnachtsferien sehen. Von dem Herzoge von Weimar wollte er im Frühjahr eine Erleichterung verlangen, die freilich im glücklichsten Falle 200 Thaler nicht übersteigen werde; an eine nahe Heirat konnte er noch um so weniger denken, als er die Verwendungen seiner Freunde zu Erlangung eines Rufes erst durch ein neues gründliches Werk unterstützen zu müssen glaubte, wie er am 23. November an Körner schrieb. Aber schon vier Tage später vertraut er den Schwestern, Lotte müsse bald möglichst in Jena, wo er noch einige Jahre aushalten wolle, sein Leben theilen. „Ich wüßte bei Gott nicht, wie ich es sonst ertrüge! Keinen hellen Blick in die Zukunft und dieses rastlose Verlangen in meinem Herzen!... Mein Herz und mein Kopf halten einen so anhaltenden

1789 heftigen Zustand nicht aus, und zu meiner Thätigkeit selbst ist es nöthig, daß ich mich von Anstrengungen des Kopfs in Genüssen des Herzens erhole. Meine Aussichten selbst, so weit ich sie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüths verzögert, weil mich diese für alle Wirksamkeit verschließt, und weil mir der erfreuende Genius nicht zur Seite schwebt, ohne den alles unser Streben umsonst ist." Seine Sehnsucht läßt ihn herausrechnen, daß, wenn der Herzog ihm Ostern 150 Thaler gebe, die Vorlesungen nur eben so viel eintrügen, er mit seinen geringstens auf 400 Thaler anzuschlagenden schriftstellerischen Einnahmen 700 Thaler habe, womit sie, auch wenn die Mutter nichts dazu gebe, wie sie es doch bei Karolinen gethan, leidlich leben könnten, da sie sich vorab nicht einrichten würden, weil er auf keinen Fall in Jena bleibe, in zwei Jahren entweder nach Mainz komme oder bei der Berliner Akademie einen Platz erhalte. Daß Karoline zunächst noch in Rudolstadt blieb, war dabei freilich nicht zu vermeiden. Lotte ging auf alles freudig ein.

Am frühen Nachmittag des 2. December kamen die Schwestern in Jena an, wo sie gleich zu Schiller schickten, mit dem sie ein paar vertraute Stunden verlebten; erst kurz vor der Abreise gingen sie in Grießbachs Haus. Schiller mußte von 5 bis 6 Uhr lesen. Die Damen fuhren mit ihrer Kammerjungfer und einem Diener vor 6 ab. Schiller folgte ihnen gleich nach der Vorlesung zu Pferde und ritt beim Mondschein eine weite Strecke des dort sehr schlechten Weges neben dem Wagen her. Schon auf dem Rückritte quälte er sich mit dem Wahne, er sei ihnen diesmal zu wenig gewesen, habe in dieser Eilfertigkeit sein volles Herz nicht ergießen können. Am 4. kam der Herzog mit dem Koadjutor und Goethe nach Jena, wo er sich die Professoren vorstellen ließ. Der Koadjutor zeigte sich gegen Schiller recht freundlich; er fragte nach seiner Lage in Jena, nach seiner gegenwärtigen Beschäftigung und seinen Schriften, wurde aber häufig durch die Dazwischenkunft

des Herzogs unterbrochen. Alle Gedanken Schillers gingen 1789
jetzt auf die Beschleunigung ihrer „gänzlichen Vereinigung". In Weimar sprach man schon von ihrem Verhältnisse; um jeden Preis mußte man verhüten, daß die Mutter zuerst durch Fremde von der Sache höre. Da Goethe bei Hofe so artig gegen Lotten gewesen, meinte Schiller, sie sollten doch diesem, der nicht ohne Sinn für Verhältnisse solcher Art sei, ihr Geheimniß vertrauen, damit er ihre im Frühjahre gewünschte Verbindung befördere. Sonderbar verhielt sich Frau von Kalb. Sie hatte Anfangs November ihrem untreuen Liebhaber einen „seltsamen" Brief geschrieben, da es ihr so schwer fiel, auf ihn zu verzichten. In Kalbsried kam es zu scharfen Erklärungen mit ihrem Gatten, der sie nach Weimar begleitete, wohin auch ihr Schwager, der Präsident, mit ihrer Schwester kam. Es handelte sich damals um die Scheidung und die Feststellung der Vermögensverhältnisse, doch scheiterte die Sache daran, daß Charlotte nicht auf ihren Sohn verzichten wollte. Sie selbst erkrankte, stellte sich aber bald wieder so weit her, daß Lotte sie besuchen konnte. Schiller forderte diese auf, gegen sie auf der Hut zu sein; sie sei nicht gerecht gegen sie, urtheile über ihre Liebe kalt und befangen; er selbst könne sie nicht besuchen, was sie freilich beleidige, aber noch mehr werde seine Gegenwart sie verletzen, da sie sich in seine Liebe gar nicht zu finden wisse. Die Kalb ließ Lotten einladen, gegen die sie sich ruhig, gefaßt und freundlich zeigte; auch Karoline mußte zu ihr kommen. Aber gerade ihre äußerste Theilnahme ließ Schiller argwöhnen, dahinter stecke ein neuer Plan, sie habe ihn noch nicht ganz aufgegeben.

Am 12. kam er nach Weimar, wo er ganz in der Nähe der Wohnung der Geliebten im Elephanten an der Südseite des Marktes abstieg. Er hatte die Vorstellung von Goethes „Klaudine" zum Vorwande seiner Reise nehmen wollen, kam aber doch, obgleich an dem Abend

1789 Weißes Trauerspiel „Der Fanatismus oder Jean Calas“ gegeben wurde. Diesmal überraschte Schiller die Schwestern mit einem ganz neuen Plan, der auf jede Unterstützung des Herzogs verzichtete und der Mutter den schweren Entschluß, sich von Lotten zu trennen, ersparen sollte. Er wollte mit seiner jungen Frau zu Rudolstadt in dem einen der beiden in Verbindung stehenden Häuser wohnen. In die Haushaltung gebe er 300 Thaler, da Lotte für sich 200 von der Mutter bekomme; für sich bedürfe er etwa 200; die hiernach nöthigen 500 Thaler könne ihm allein die „Thalia“ geben. Von Wielands „Neuem Teutschen Merkur“, auf den er früher seine Hoffnung gesetzt, war er ganz zurückgetreten, da die „Erneuerung“ jetzt nur darin bestehen sollte, daß Wieland wieder mehr dafür arbeite, vorzüglich sich mit der neuesten Deutschen Literatur beschäftige. Von den „Memoires“ hoffte er, wenn er einige brauchbare Mitarbeiter habe, bei sehr geringer eigener Arbeit, 300 bis 400 Thaler zu beziehen. Von Ostern ab wollte er einen festen Gehalt verlangen, bei dessen vorauszusehender Verweigerung die Professur niederlegen und vier bis fünf Jahre für sich arbeiten, um seinem Geiste die zu einem sichern öffentlichen Auftreten nöthige Stärke und Reife zu geben. Später fiel ihm ein, er könne sich bloß Urlaub auf ein Jahr zur Vollendung seines „Abfalls der Niederlande“ nehmen. Um Lotten einen Ersatz für ihren Adel zu bieten, wollte er sich irgendwo den Hofrathscharakter geben lassen. In der Frühe des nächsten Morgens, eines Sonntags, ritt er nach Jena zurück. Am 14. fuhren die Schwestern nach Erfurt, von wo sie, rasch entschlossen (denn in Weimar war davon noch keine Rede gewesen), der Mutter das Geheimniß entdeckten. Der Koadjutor wurde besucht; dieser zeigte sich äußerst freundlich, verrieth auch, daß Goethe schon von dem Geheimnisse Kunde habe. Karoline setzte jetzt bei dem Geheimerath von Dacheröden die Verlobung seiner Tochter mit Wilhelm

von Humboldt durch, und erhielt von ihm die Erlaubniß, 1789
daß diese sie nach Weimar begleite; auch die Verbindung des Geheimeraths mit ihrer Mutter wollte sie in Anregung bringen. Karolinens Brief hatte die Mutter so überrascht und erschüttert, daß sie nicht im Stande war, ein Wort zu erwidern, doch könne Lottchen versichert sein, daß sie nur ihre Glückseligkeit wünsche. Erst den 18. bat Schiller diese um Lottchens Hand, die, wenn Liebe sie glücklich machen könne, es durch ihn sein werde.

Am Nachmittag des 19. kam er mit der Familie Paulus zum Theater nach Weimar, wo er sich des vertrauten Zusammenseins mit den Geliebten erfreute; nur einem der fünf Akte des Schauspieles „Kunz von Kaufungen" seines Freundes Neumann wohnte er bei. Er vernahm, der Herzog habe diesen Nachmittag Frau von Stein besucht und sie wegen Lottchens Verhältniß zu ihm befragt; er habe dieses gebilligt und die Hindeutung auf einen Gehalt nicht abgewiesen. Schiller wollte, sobald er die Einwilligung der Mutter habe, dem Herzog die volle Wahrheit sagen, daß er nur einen Urlaub auf ein Jahr verlange und keinen Gehalt beanspruche, bis er selbst ihm seiner Leistungen wegen einen solchen anbiete. In der Nacht fuhr er zurück. Am nächsten Tage wurde Lotte bei Hof äußerst heftig von Frau von Kalb angefahren, weil Schiller sie nicht besucht; das sei sehr unartig gewesen, bei ihrem Verhältnisse zu ihr habe sie fordern können, daß er allein zu ihr gekommen. Goethe war um diese Zeit in Jena, ganz mit der Ausarbeitung seiner Abhandlung von der Metamorphose der Pflanze beschäftigt. Schiller, der ihn nicht sah, schrieb: „Ich würde mich freuen, wenn ich ihm mehr sein könnte." Gegen Körner war endlich die alte Offenheit wieder eingetreten, worüber dieser sich außerordentlich freute, und auch Schiller fühlte sich wie von einem Alp befreit.

Am 22. erhielt er die Antwort der Mutter, die sich

1789 bereit erklärte, das Beste und Liebste, was sie habe, ihm zu geben, da die Liebe Lottchens und seine edle Denkungsart ihr für das Glück ihres Kindes bürgten, nur über sein Auskommen wünschte sie beruhigt zu werden, da ohne hinlänglichen Unterhalt kein Familienglück bestehen könne. Schiller antwortete sofort in dankbarster Freude. Er rechnete ihr heraus, wie er, wenn ihm der Herzog 150 bis 200 Thaler gebe, sicher, ohne besondern Glücksfall, an 800 Thaler jährlich habe. Morgen wolle er an den Herzog schreiben; vertröste dieser ihn auf das Jahr 1791, so wolle er ihr für 1790 einen Vorschlag machen, der ihr vielleicht nicht mißfallen werde. An demselben 22. bat er den Herzog von Meiningen, den er bei seiner persönlichen Bekanntschaft durchaus nichtig gefunden hatte, um Verleihung des Hofrathscharakters, damit er der Mutter seiner ihm genannten Braut das Opfer des Adels ersetze. Hoffnungsvoll sah er der Antwort auf die am 23. abgesandte Bitte an den Herzog von Weimar entgegen, aber wie diese auch ausfallen möge, über sein Auskommen war er beruhigt. Gerade um diese Zeit bat ihn Göschen um eine Darstellung des dreißigjährigen Krieges zu seinem „Historischen Kalender für Damen" gegen ein Honorar von 400 Thaler. Dieser Stoff hatte ihn längst angezogen, und die Arbeit schien ihm leicht, da er bloß die Liebhaber, nicht die Kenner der Geschichte zu befriedigen habe. So kam ihm der Antrag wie ein wahres Heiratsgut. Die Heirat sollte Ostern stattfinden: zu seiner bisherigen Wohnung wollte er noch die andern Zimmer desselben Stockes miethen; für Möbel brauchte er nicht zu sorgen; die Hausjungfern übernahmen auch die Sorge für den Tisch.

Ganz von seinem Glück erfüllt, eilte er zur Feier des Christabends nach Weimar, wo er auch die Dacheröden und Laroche, der ihm ziemlich fremd blieb, wiederfand und den Bräutigam der erstern, Wilhelm von Humboldt, kennen lernte. Am 26. kehrte er zurück. Lotte war den 28. mit

Humboldt bei Goethe, dem gerade am Weihnachtstage sein 1789
erster Sohn geboren worden war; er hatte sie auf den Vormittag zu sich eingeladen, wo er ihnen schöne Abdrücke zeigte und sich recht freundlich und zutraulich bewies. An demselben oder am folgenden Tage kam Humboldt nach Jena, wo er bei Schiller wohnte und mit ihm in der Nachbarschaft herumschweifte. Schiller, der ganz in seiner Liebe lebte, hielt ihn für zu flüchtig, zu sehr aus sich gerissen, zu weit verbreitet; sein Geist sei durch Kenntnisse reich und geschäftig, aber es fehle ihm an Tiefe; sein Herz sei edel, doch mangle ihm die Ruhe und Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflege und mit Anhänglichkeit bei ihrem Lieblingsgeschöpfe verweile.

Der mehr als sieben Jahre ältere Schiller war reifer und ruhiger und zu festerer Gediegenheit gelangt als der nicht bloß juristisch, sondern auch in Politik, Philosophie, alten und neuen Sprachen bewanderte, durch den Umgang mit vornehmen Personen und dem geistreichen Kreise von Henriette Herz gebildete, von sinnlicher Genußsucht glühende Humboldt, der eben mit dem für die französische Umwälzung schwärmenden philanthropinistischen Campe Paris und die Naturwunder der freien Schweiz besucht und mit besonderer Lust die bedeutendsten Männer kennen gelernt, sich mit Jacobi und Forster innig befreundet hatte. Auch von dem berühmten Dichter der großartigen Freiheitsstücke von den „Räubern“ bis zum „Karlos“, der „Götter Griechenlands“ und der „Künstler“, dem Geschichtschreiber des „Abfalls der Niederlande“ und dem Schöpfer des „Geisterssehers“ wollte er sich mit dem ihm eigenen Spürsinne eine klare Anschauung verschaffen; diesem aber konnten die Berlinische rasche Entschiedenheit und rücksichtslose, selbstgewisse Anmaßlichkeit und die Begeisterung für den Französischen Freiheitsrausch um so weniger behagen, als seine gespannte Seele nach stiller Ruhe verlangte. Humboldt, dem sein sehnsüchtiger Drang nach Lotten nicht ent-

1789 ging, forderte ihn dringend auf, die Verbindung möglichst zu beschleunigen.

Am letzten Tage des Jahres trieb es Schiller wieder nach Weimar. Kaum hatte der Herzog seine Anwesenheit erfahren, so beschied er ihn zu sich, um persönlich sein Gesuch zu beantworten. Er wolle gern etwas thun, um ihm seine Achtung zu beweisen, bemerkte er, aber leider könne er, fügte er mit gesenkter Stimme und einer gewissen Verlegenheit hinzu, nicht mehr als 200 Thaler geben. Da Schiller sich damit vollkommen zufrieden und zu wärmstem Danke verbunden erklärte, erkundigte er sich theilnehmend nach der Zeit der Heirat. Auch die Dacheröden, Humboldt und Laroche fand er wieder in Weimar. Den ersten Tag ging man Abends in das Theater, wo Schiller Kotzebues mit so unendlichem Beifall aufgenommenes Schauspiel „Menschenhaß und Reue", das ihm schon Körner als ein elendes Machwerk geschildert hatte, doch mit eigenen Augen sehen wollte. Spotteten auch die Freunde lustig über die falsche Empfindsamkeit und Schwäche des Stückes, daß der Geschmack so tief heruntergesunken, war für Schiller doch eine gar betrübte Erscheinung. Der Dichter, ein geborener Weimarer, der sich in Rußland zum Präsidenten des Gouvernementsmagistrats von Esthland emporgeschwungen, als welcher er sich auch das von beilegte, hatte mit diesem rührenden Schauspiel einen glücklichen Wurf gethan; es machte bei dem Europa beherrschenden Ungeschmack ihm einen Weltruf und war der Beginn einer gegen Ifflands Familiengemälde und Schillers Dramen gerichteten Kotzebueschen Bühnenüberschwemmung zur Zeit, wo Schillers Genius in Geschichte und Kunstphilosophie versenkt war. Doch kehren wir zu unsern Freunden zurück. Die Abende brachten sie sehr ungemüthlich in einem belebten Kaffeehause zu, da Humboldt ein solches Leben liebte. Am Neujahrstage 1790 speiste Schiller mit den Schwestern Mittags bei Frau von Stein, welche die ihr früher wegen Schillers

Kränklichkeit sehr bedenkliche Verbindung begünstigte. Der 1790
Herzog kam selbst zu ihr und äußerte mit launiger Selbstbefriedigung, er gebe doch das Beste zur Heirat, das Geld. Statt der erwarteten Antwort der Schwiegermutter traf den Dichter in Weimar die Meldung von der bedenklichen Erkrankung der Mutter, die einen äußerst trüben Schein auf sein Glück warf.

In Jena empfing ihn ein Brief Christophinens, der den Zustand der Mutter als hoffnungslos schilderte, doch erfreuten ihn bald günstigere Nachrichten. Noch einmal mußte er jetzt Lottens selbstquälerische Zweifel beruhigen; sie fürchtete ihm ihre Liebe nicht so recht fühlbar zu machen, wie sie wünsche. Da die Antwort ihrer Mutter noch säumte, drängte Schiller auf Entscheidung. Ihre Verbindung sei für ihn bei seinen vielen Geschäften nöthig, da sonst Verlangen und Sehnsucht sein Gemüth zu sehr zerstreuten. Den Schwestern vertraute er: „Nie bin ich in mir selbst so arm und so wenig gewesen als jetzt in der Annäherung zu meinem seligsten Glück. Die Gegenwart ist mir nichts mehr, die Freuden der Hoffnung nichts mehr, und doch seid ihr mir noch ferne. Gerne will ich mich selbst verloren haben; reicher und schöner werde ich mich aus den Händen der Liebe, aus euren Händen zurückempfangen." Am 12. traf die Einwilligung der Schwiegermutter ein, die Lottchen einen Zuschuß von 150 Thaler versprach, so lange sie ihre Stelle bekleide. In einigen Wochen wollte sie nach Jena kommen, wo am Tage nach ihrer Ankunft die Trauung, dort oder auf einem nahen Dorfe, erfolgen möge. Gleich darauf empfing Schiller das Hofrathspatent vom Herzog von Meiningen ganz kostenfrei, wodurch er der Schwiegermutter eine besondere Freude bereitete. Sofort ließ er seine Standeserhöhung durch die Literaturzeitung bekannt machen. Bei seiner Spannung wurden ihm seine sechs wöchentlichen Vorlesungen äußerst lästig. Freilich arbeitete er diese nicht mehr aus, sondern sprach frei, wodurch er die Zeit des Niederschreibens gewann, aber um

1790 so fester mußte er sich jetzt die Thatsachen und den Gang des Vortrages einprägen.

Länger als zwei Wochen konnten sie ihre Trennung nicht ertragen. In den zwei schönen Tagen, welche Schiller mit den Geliebten verlebte, wurden schon die Hauseinrichtungen näher besprochen. Als aber die Schwiegermutter gegen die Heirat vor Ostern Bedenken äußerte, wurde Schiller durch seine getäuschte Liebessehnsucht so aufgeregt, daß er die Geliebten um Beschränkung des Briefwechsels bitten mußte, der ihn jetzt zu sehr angreife. „Ich bin für jedes Geschäft sonst verloren und mein Dasein wird mir unleidlich", schrieb er; „wie mir der Versuch gelingen wird, weiß ich nicht, aber ich muß suchen mich für etwas Wissenschaftliches zu interessiren." Um so glücklicher fühlte sich Lotte, welche jetzt die vollste Ueberzeugung gewonnen, ein guter Genius habe ihr Wesen gebildet, um einst wohlthätig auf das seine zu wirken; ihre Stimmung, ihre Art, die Dinge anzusehen, werde ihm nie widrige Gefühle geben. Um zu seiner Unterhaltung möglichst beizutragen, gibt sie sich jetzt große Mühe mit der Musik, in der sie bereits einen guten Anfang gemacht; daneben will sie viel zeichnen und lesen, so daß die Abende ihnen immer angenehm hinfließen sollen. Ein einsames thätiges Leben, äußert sie, trage zur dauernden Ruhe ihres Lebens bei; sie müsse für ihren Geist und ihr Herz leben, und gerade ihr künftiges Leben, in welchem Schillers Liebe ihr freundlich leuchte, erfülle diese Wünsche so schön.

Mit Paulus und dessen Gattin fuhr Schiller am 29. Abends nach der Vorlesung zur Geburtstagsredoute, auf welcher er mit den Schwestern zusammentraf. Es waren gerade drei Jahre, daß Lottens Erscheinung ihn hier überrascht hatte. Er blieb bis zum andern Nachmittag gegen 5, und wußte es so einzurichten, daß er möglichst viel mit den Geliebten allein war. Die Schwiegermutter hatte ihre Ankunft auf den 10. bis 12. Februar bestimmt. Da die

Räume in Schillers Hause zur Aufnahme Karolinens und der Mutter nicht genügten, so wurden jetzt in dessen Nähe bei Fräulein von Seegner ein recht artiges sechsfensteriges Zimmer und eine große Kammer, meublirt, aber ohne Betten, für den „nicht wohlfeilen“ halbjährigen Preis von 15 Thaler gemiethet. Leider verschob sich die Ankunft der Mutter. 1790

Mit Körner hatte er sich unterdessen über seine Wahl verständigt. Bei dem ganzen Verlauf der Sache, äußerte er, sei er mit seinem Kopf und seinem Herzen sehr zufrieden; er habe eben eine Frau für sich gewählt und glücklich ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele gewonnen. „Ich freue mich deiner jetzigen Freude“, erwiderte dieser mit herzlicher Innigkeit; „aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen du bedarfst. Du bist nicht fähig als ein isolirtes Wesen bloß für selbstsüchtigen Genuß zu leben: irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl deiner Ueberlegenheit bei dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeit lang alle persönliche Anhänglichkeit, aber das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse deiner Freundschaft, aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von dir; sie sind in deinem Charakter nothwendig und mit andern Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit deiner Liebe wird es nicht anders sein, und deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können als das Talent, dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.“ Schiller theilte den Brief Lotten mit, die Körner ganz recht gab. Liebe sei es nicht, sich ein Bild aller Vollkommenheiten einzubilden, sondern die Menschen so zu lieben, wie sie seien, und ihre Schwachheiten mit einem Herzen voll Liebe aufzunehmen. Und so hoffe sie,

1790 Schiller werde auch ihr verzeihen, wenn zuweilen eine zu große Ernsthaftigkeit und Ruhe oder ein Hang zur Schwermuth ihm das Bild ihrer Liebe nicht hell und klar zeigen könne.

Während so das alte Verhältniß zwischen den Freunden wieder voll und rein hergestellt war, hatte sich Frau von Kalb immer mehr gegen das glückliche Paar erbittert, ja sie hielt Schiller derselben schnöden Treulosigkeit schuldig, deren Frau von Stein in ihrem grimmen Grolle Goethe zieh. Sie schrieb ihm einen in ihrer heftigen Art „sehr ungraziösen" Brief, worin sie ihn unter andern vor den „giftigen Zungen" warnte, die er „nicht die Wahrheit solle geredet haben lassen". Sie bat um Genauigkeit in der Aufschrift der Antwort, damit diese nicht in die Hände ihrer Schwester kommen könne. Schon ein paarmal hatte Schiller ihre Bitte, doch einmal, weil sie ihm etwas sehr wichtiges zu sagen habe, bei ihr vorzusprechen, unerfüllt gelassen; als er ihr zuletzt, da er eine Scene fürchtete, einen Besuch entschieden abschlug, nannte sie eine Sache, um derentwillen sie ihn habe sprechen müssen, die ganz wohl brieflich abgemacht werden konnte. Auf seine Aeußerung, sie werde, wie er aus einigen Vorfällen schließe, noch kaum die Stimmung gefunden haben, in welche eine Zusammenkunft für sie beide erfreulich sein könnte, erwiderte sie, er irre, wenn er ihr jetziges Betragen mit „jener Tollheit", mit „jenem längst vergessenen ungeschickten Traume" in Verbindung setze, u. ä. Darauf erwiderte denn Schiller, ihre Versicherung, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgelöscht sei, erlaube ihm endlich, freimüthig über das Glück seiner nahen Verbindung zu sprechen, das er dann aus vollstem Herzen schilderte. Auch bemerkte er, die Vorsicht wegen der Aufschrift sei nicht überflüssig, da wirklich einige von ihm nach Weimar geschriebene Briefe durch fremde Hände gegangen seien. Die Schwestern hatten die Kalb im Verdacht, einen von ihnen an Schiller gerichteten

Brief, der verspätet und bloß mit einem Umschlag in 1790
seine Hände gekommen, sich verschafft, auch einen von unbekannter Hand geschriebenen namenlosen Brief veranlaßt zu haben, worin Lotte aufgefordert wurde, statt nach Poeten zu jagen, sich zu einer guten Hausfrau zu bilden. Lotte wollte sogar wissen, sie habe ausgestreut, Schiller liebe nicht sie, sondern Karolinen. Daß der Dichter, da er bei allen sich seinem Glück entgegenstellenden Hindernissen sich auch durch die eifersüchtige Wuth seiner ältern Freundin so widerwärtig bedrängt sah, äußerst erbittert wurde und sich nur durch heroische Mittel der unglücklichen Frau gegenüber zu helfen wußte, war leider nicht zu ändern. Als Lotte diese bald darauf bei Frau von Stein traf, war sie ganz kalt und wie innerlich zerstört.

Schillers seliges Glück spricht sich in den Worten aus: „Ich kann meine schönen Besitzungen jetzt kaum mehr übersehen. Wie viel Edles und Treffliches schließe ich an mein Wesen und nenne es mein! Mein Herz fließt auseinander in einem reichen und herrlichen Gefühl.“ Und zu seiner vollsten Wonne begann auch die Stimme des Genius wieder zu sprechen, die ihm so lange geschwiegen hatte; es gelang ihm die glückliche Umarbeitung von Huttens Monolog in seinem „Menschenfeind“. „Amor und der Genius der Dichter sind auf einander nicht neidisch“, jubelt er, „vielmehr ist es ihr Interesse, wenigstens bei mir, freundlich zusammen zu halten. Ich kann gar nicht beschreiben, meine Lieben, wie mich die Ansicht freut, mich in eurer Mitte mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen.... Liebe allein, ohne dieses innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen. Wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird, und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue.“

1790 Frau von Lengefeld ſollte nun den 22. kommen und am folgenden Tage die Trauung ſtattfinden, Schiller Lotten und Karolinen in Erfurt abholen und dort dem Koadjutor ſeinen Beſuch abſtatten. Dieſer zeigte ſich ſo freundlich, daß er, was freilich die Schwiegermutter nicht zugeben konnte, die Hochzeit ausrichten wollte und ein Lotten beſtimmtes Gemälde des Hymen begann. Eine von ihm gemalte Madonna wurde allgemein gelobt. Nachdem Schiller die ihm äußerſt widerwärtigen Verhandlungen mit der Geiſtlichkeit wegen der Trauung überwunden, auch alle Briefe der Frau von Kalb nach ihrem Wunſche ihr zurückgeſchickt hatte, fuhr er Donnerſtag den 18. Abends um 6 Uhr nach gehaltener Vorleſung zu den Geliebten. In Erfurt wohnte er mit den Schweſtern in demſelben Gaſthof. Der Koadjutor nahm ihn mit wärmſter Freude und innigſtem Antheil an ſeinem Glücke auf; ſobald er Kurfürſt ſei, müſſe er in Mainz um ihn ſein, wo er ihm eine ſeiner würdige Stellung verſchaffen werde. Die Schweſtern und ihre Dacheröden waren in dieſen „Goldſchatz", wie ſie ihn nannten, ſchwärmeriſch verliebt, und ſahen ſich ſchon in Mainz, wie auf einer glücklichen Inſel, vereint. Aber auch ſeinen Umgang fand Schiller höchſt anregend: er fühlte ſeinen Geiſt durch ihn entzündet; ſeine hellen, raſchen und weit verbreiteten Blicke machten ihm ſein Geſpräch ſehr angenehm, habe er auch etwas Schwankendes und Unbeſtimmtes. Hatte ja auch Goethe große Freude an den „unendlichen" Geſprächen dieſes wohlwollenden, verſtändigen, ſtrebſamen und welterfahrenen Mannes. Drei ſchöne Tage verlebte der Bräutigam in Erfurt, wo ihn die höchſten Kreiſe theilnehmend beglückwünſchten. Am 21. fuhren ſie über Weimar nach Jena; leider konnte Frau von Stein ſie nicht begleiten, da ihr Gatte eben einen neuen Schlaganfall erlitten. Ein Glückwunſch von Herders Gattin erfreute ſie hier. Die Schweſtern nahmen ihre Wohnung im Seegnerſchen Hauſe. Am andern Morgen fuhr Schiller

mit ihnen der Schwiegermutter bis Kahla entgegen, von 1790
wo sie gegen 2 Uhr aufbrachen; drei Stunden später kamen sie an der Kirche des bei Jena gelegenen Dorfes Wenigenjena an. Hier traute sie der Pfarrer und Adjunkt, der Kantianer Magister Gottlieb Ludwig Schmid im Auftrage des Superintendenten Oemler von Jena bei verschlossener Thüre. Es war für Schiller, wie er Körner vertraute,

Abb. 32. Die Kirche in Wenigenjena.
Nach der Zeichnung von Schillers Gattin bei Urlichs „Charlotte von Schiller und ihre Freunde"

„ein sehr kurzweiliger Auftritt", da ihm das Ganze nur eine leere Formel schien, der er sich nicht entziehen durfte. Lotte konnte sich nicht enthalten, die kleine Kirche, in welcher der Segen des Himmels ihre Ehe geweiht hatte, zu zeichnen. Schiller war froh, daß er in aller Heimlichkeit die vorgeschriebene Trauung erlangt, die ihm nur durch das ehrwürdig war, was sie ihm bedeutete, und durch den frommen

1790 Eindruck auf Lotten und ihre Mutter. „Den Abend brachten wir still und ruhig mit einander in Gesprächen zu beim Thee", schrieb Lotte als Wittwe sechzehn Jahre später. Ohne Prunk führte Schiller seine Gattin in seine bescheidene, doch wohl eingerichtete Wohnung, die nun sein höchstes Glück umschloß. Allen Anschlägen der Professoren und Studenten, ihn zu überraschen, war er glücklich entgangen.

2.

Zehn der seligsten Monate seines Lebens sollte der nach so langem Harren eingesegnete Liebesbund dem Dichter bringen. Alle sehnsüchtigen Hoffnungen reinsten ehelichen Glückes gingen in glänzende Erfüllung. Lotte war ganz von dem unendlichen Werthe der Hingebung eines so einzigen Mannes durchdrungen, dessen Leben zu schmücken und zu heben ihre heiligste Pflicht und zugleich ihre süßeste Lust war; von ihm alle Beschwerden des Lebens abzuwenden, ihr Herz in treuester Theilnahme und reinstem Anklingen ihm zu öffnen, sich innig an sein Seelenleben anzuschmiegen, sich nach ihm zu bilden, ihn zu erfreuen erkannte sie als ihren herrlichen Beruf. Neben dem Zeichnen wurde das Singen und das Klavierspiel eifrig fortgetrieben, da Schiller sich durch Musik sehr erheitert fühlte, die auch Goethe zur Linderung der Seele und zur Entbindung der Geister der Dichtung verwandte. Das Italienische trat gleichfalls bald in den Kreis ihrer Beschäftigungen. Schiller war der zärtlichste Ehemann, dem es die höchste Freude machte, seiner „kleinen Maus" ihre Liebe durch warme, volle Hingabe zu belohnen, sie empfinden zu lassen, wie er in ihr die Seele gefunden, die sein eigenes Wesen vollende, ihm den ganzen Genuß und die lebendige Wirksamkeit aller seiner Geistes- und Herzensgaben verleihe, ihn auch zu der angestrengtesten Arbeit stärke, den Ermüdeten neu erquicke und belebe. Mit zartem Gefühl wußte er

mit dieser edelsten Gattenliebe die geschwisterliche Neigung 1790
zu Karolinen zu verbinden, welche der Schutzengel seines Glückes gewesen, die seinem Ideenschwunge sich frei anzuschließen vermochte, die über gewöhnliche Rücksichten sich hinwegsetzte, die bei allen Leiden mit heiterer Entschlossenheit das Zweckmäßige ergriff, stets zu Rath und That bereit. Die sehr anständige häusliche Einrichtung, die ausreichende Bedienung durch einen Diener und eine Kammerjungfer und die Freiheit seiner Frau von allen Sorgen der Wirthschaft, welche die Hausbesitzerinnen übernommen hatten, gaben dem stillen Familienleben erwünschte Behaglichkeit. Die schönsten Aussichten in die Zukunft eröffnete das Versprechen des Koadjutors, und gern gab man sich der Hoffnung hin, der alte Kurfürst, „der Papa", werde bald seine Augen schließen, oder erging' sich gar in launigen Plänen, wie dieser noch bei Lebzeiten den Kurhut verlieren möchte.

Die erste Woche der Ehe war durch die Anwesenheit der Schwiegermutter, Besuche der Frau von Stein u. a. sehr zerstreut. Anfangs März kehrte Schiller zur angestrengten Arbeit zurück. Besonders forderten die Vorlesungen viele Zeit, da er sich zu sehr hatte gehen lassen und manche Stunde ausgefallen war, so daß er sehr eilen mußte; daneben hatte er den zweiten Band der „Memoires" durchzusehen. Göschen drängte wegen des zehnten Heftes der „Thalia", zu welchem die Scenen des „Menschenfeindes" Schiller noch zu schaffen machten. Gar sehr verlangte er in diesem Gedränge nothwendiger Arbeiten nach einer seiner Neigung entsprechenden dichterischen Thätigkeit. Von neuem erfaßte ihn der Gedanke an ein episches Gedicht auf Friedrich den Großen. Um sich in der ihm dazu passend scheinenden Form der Stanze zu versuchen, begann er in dieser, wie er sich längst vorgesetzt, den Anfang des zweiten Buches der Aeneis zu übertragen, doch wollte es damit nicht recht gelingen.

1790 Anfangs April begab er sich mit Lotten und Karolinen, die bei Fräulein Seegner wohnte, aber eine Woche in Erfurt gewesen war, für die Ferienzeit nach Rudolstadt, wo er sich der freundlichsten Aufnahme von allen Seiten zu erfreuen hatte. Auch dorthin verfolgten ihn die übernommenen Arbeiten und die Sorge für seine Vorlesungen. Er hatte diesmal den ersten Theil der Weltgeschichte bis zur Gründung der fränkischen Monarchie, aber daneben noch eine einstündige Vorlesung über die Theorie der Tragödie angekündigt, um auch seiner Lieblingsneigung einigen Spielraum zu gönnen, da er in den geschichtlichen Vorträgen meist nur einen Ueberblick der Thatsachen geben konnte, von denen er freilich schon früher die hauptsächlichsten großentheils behandelt hatte, aber diesmal mußte er doch auf manches früher zur Seite Gelassene eingehen und durch genaueres Verfolgen sein Urtheil bestimmen. Jetzt erst begann er auch an der politischen Lage der Dinge ernsten Antheil zu nehmen, da der für seine Aussichten so unentbehrliche Friede durch den Zwiespalt zwischen Preußen und Oestreich gefährdet schien. „Ich zittere vor dem Kriege", äußerte er gegen Körner; „denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen." Eben hatte der Koadjutor sein Gemälde Lotten geschickt, einen Hymen, der die Namen Lengefeld und Schiller (L. S.) auf einen Baum schreibt; in der Nähe sah man den Dichterquell Hippokrene und die Attribute des Trauerspiels und der Geschichte. Bei der Uebersendung hatte er geschrieben: „Mein Malerstümpern ist mir sonst Ausruhen und Hintändeln einiger Nebenstunden. Diesmal ist es mir werth und lieb, weil es dem erhabenen Schiller und seiner liebenswürdigen Gattin Freude macht." Schiller fand, wie die Damen, das nichts weniger als kunstvollendete Bild sehr schön ausgeführt, wenn auch der Gedanke an sich wenig Gehalt habe.

Ende April kehrte er mit Lotten nach Jena zurück; Karoline blieb noch einige Wochen in Rudolstadt. Es war

für den glücklichen Gatten ein außerordentlich angestrengter Sommer, da er außer den Vorlesungen bis zum August die Geschichte des dreißigjährigen Krieges für Göschen liefern sollte. Freilich strengte ihn diese nicht so an, wie der „Abfall der Niederlande", da er sich bloß an die vorhandenen Bearbeitungen hielt, die er frei benutzte, um seine Ansicht vom Wesen dieses Krieges auszuführen, Charakterbilder der bedeutendsten Personen und Schlachtgemälde zu liefern, welche, künstlerisch vollendet, wie die ganze Anordnung, einem weiten Kreise eine eben so belehrende wie anziehende und geschmackvolle Unterhaltung bieten sollten. Die nothwendige Eilfertigkeit des Schreibens kam dem Buche zu Statten; der frische Fluß, das Feuer und die Wärme der Darstellung, die lebendige Auffassung und der tiefe Blick wirkten hinreißend. Bei seiner übermäßigen Anstrengung, die ihn vierzehn Stunden täglich in Anspruch nahm, fühlte er so recht den Segen seines häuslichen Glückes, das er längst als nothwendig erkannt hatte. 1790

Innige Freude machten ihm die Vorlesungen über die Tragödie, die er ganz aus sich schöpfte; der lebendige Antheil der Zuhörer gab ihm Schwingen, und so hatte er, wie er an Karolinen schrieb, doch jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an dem Orte, wo sie sonst nicht sehr zu erwarten sei. „Ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat und von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hätte," äußert er. „Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles zusammenfügendes Ganze." Spaß machte es ihm, daß Lotte ihm einmal in einem Zimmer neben seinem Hörsal Thee kochte und ihn zwei Stunden lesen hörte. Ueber aller Arbeit wurden doch Spaziergänge in der bei Jena so schönen Natur nicht versäumt. Auch Weimar besuchte man, wo Herders Bewunderung seiner „Universalischen Uebersicht" Schiller sehr wohl that. In Jena stand er nur mit seinen Landsleuten Paulus besonders nahe;

1790 der reizende Gesang und das muntere Wesen der jungen Frau zogen ihn an.

Schwer wurde ihm die erste Trennung von Lotten, als diese am 26. Juli nach Rudolstadt ging. Sie sollte hier nicht allein den Geburtstag der Mutter mitfeiern, sondern auch Karolinen zum Troste sein, die mit ihrem eben zurückgekehrten Gatten in kein freundliches Verhältniß treten konnte, und doch mußte man der Mutter wegen zunächst noch den Gedanken an eine Scheidung ruhen lassen. Schiller suchte Karolinen zu bestimmen, daß sie die jetzige Weichheit ihres Gatten zur Erlangung größerer Freiheit benutze. Da bei dem „Dreißigjährigen Kriege" die Zeit sehr drängte, wollte er sich des herkömmlichen Mittels bedienen, seine Vorlesungen unter dem Vorwande des Unwohlseins einige Tage auszusetzen. Aber zu seiner Strafe bildete sich bei ihm ein mit heftigen Zahnschmerzen verbundenes Backengeschwulst. Damals besuchte ihn einer seiner überschwänglichsten Verehrer, der siebenundzwanzigjährige Dänische Dichter Jens Baggesen, der sich vor kurzem mit einer Enkelin des von Schiller verehrten großen Haller vermählt hatte. Dieser viele Götter glüh verehrende Schwärmer, der als Messiasse Christus, Kant, Schiller und Reinhold in einem Athem nannte, war nach Weimar gekommen, um den Dichter des „Oberon" kennen zu lernen. Wieland nahm ihn mit so warmer Freundschaft auf, daß er ihm und seiner Gattin sein Haus zu längerm Aufenthalte anbot und ihn nach Jena zu seinem Schwiegersohn Reinhold brachte, von dem er nicht weniger bezaubert ward. Lotte empfing die Fremden freundlichst. Schiller selbst wollte, obwohl ihm das Sprechen ungemein schwer fiel, Baggesen und dessen Gattin nicht unbegrüßt lassen. Natürlich konnte es zu keinem angeregten Gespräch kommen. Das, was Baggesen von andern über Schiller vernahm, mußte ihm ein unrichtiges Bild von seinem Umgange geben, besonders da Reinhold eben gegen ihn verstimmt war. In den zehn

Versen, die Schiller am 10. August in Baggesens Stamm- 1790
buch schrieb, wird des Dichters Lied als schönste Krone des Verdienstes gefeiert.

Erst Anfangs September wurde der „Dreißigjährige Krieg" vorläufig mit der Breitenfelder Schlacht abgeschlossen. Am 28. hatte Schiller Freiexemplare des mit zwölf Kupfern ausgestatteten Damenkalenders. Ehe er in die Ferien ging, mußte er noch den dritten Band der „Memoires" und das elfte Heft der „Thalia" beenden. Doch trotz aller Anstrengung fühlte er sich bei seinen glücklichen häuslichen Verhältnissen sehr wohl. Auch von Hause erhielt er die besten Nachrichten. Seinem Vater gereichte es zur höchsten Freude, daß man in Stuttgart seine Schriften mit Begeisterung las, daß sein Pathe Generallieutenant von Gabelentz ihm und seiner Gattin sich herzlich empfehlen ließ, auch der Herzog sich weit gnädiger gegen ihn selbst zeigte. Als Lotte und Karoline am 3. Oktober nach Rudolstadt fuhren, blieb Schiller in Jena zurück, um zu den „Memoires" ein geschichtsphilosophisches Gespräch zu schreiben, wozu er sich aber so wenig gestellt fand, daß er statt dessen eine „leidlich und leichthin erzählte" Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Friedrichs I. gab. Die mit Konrads III. Kreuzzug abbrechende Uebersicht war, mit Ausnahme der Darstellung der Normannen, wesentlich aus Schmidts „Geschichte der Deutschen" geflossen. Als der Herzog am 6. bei der Rückkehr aus Schlesien in Grießbachs Garten vom Hofe, den Deputirten und den Studenten feierlich begrüßt wurde, war die Universität als solche nicht vertreten; auch Schiller hielt sich zurück. Er vernahm, daß der Herzog seinen „Geisterseher" mitgenommen und Goethe, der ihn begleitete, einen baldigen längern Besuch zu Jena in Aussicht gestellt hatte.

Nie war ihm eine Erholung nöthiger gewesen als nach diesem anstrengenden Sommer. Und wie sehnte er sich den Geliebten entgegen! „Euer liebes Bild erneut sich immer vor

1790 meiner Seele", schrieb er den Schwestern am 8. „Alles ist mir so sprechend, wo die kleine Frau [Lotte] wandelte und die Bequemlichkeit [Karoline] thronte. Und daß meine Hand immer erreichen kann, was mein Herz an sich zieht, daß wir unzertrennlich sind, dies ist ein Gefühl, das ich immer in meinem Herzen nähre, und immer neu finde und nie erschöpfe." Am Nachmittag des 11. (Morgens hatte er seine Arbeit beendet) ritt er mit seinem Diener auf der gewohnten Straße den Seinen zu.

Sein Vorsatz, in Rudolstadt nur sich und den Seinigen zu leben, wurde redlich gehalten; zwölf Tage brachte er, wie er launig seinem jetzt endlich zum Appellationsrath beförderten Körner schrieb, mit Essen, Trinken und Schach und Blindekuhspielen zu. Am 23. kehrte er mit Lotten nach Jena zurück, wo er durch fröhliche Nachrichten und eine Weinsendung des Vaters erfreut wurde, dessen bald darauf einfallenden Geburtstag sie heiter feierten. Sofort begann er seine amtliche Thätigkeit, die ihm schon jetzt mehr Vergnügen machte. Er hatte zwei Privatvorlesungen, Universal- und Staatengeschichte, und eine einstündige öffentliche über die Kreuzzüge angekündigt. Durch den großen Erfolg seines „Dreißigjährigen Krieges" fühlte er sich gehoben. Der Herzog dankte verbindlichst für das hübsche und merkwürdige Werk, das er ihm durch Voigt zugesandt hatte, und er schickte es, wie er Schiller mittheilte, an den Herzog von Braunschweig. Auch die Herzogin las es mit besonderm Antheil und ließ es sich noch einmal von Frau von Stein vorlesen. Am 31. besuchte ihn Goethe, der in Begleitung des mit Schiller befreundeten Malers Lips bei Loder ein paar Wochen Muskellehre hörte. Dieser brachte ihm Grüße von Körner, mit dem er sich in Dresden freundlich zusammengefunden. „Das Gespräch kam bald auf Kant, berichtet Schiller dem Freunde. „Interessant ists, wie er alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen; ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört

denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag 1790
ich auch nicht ganz; ſie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen

Abb. 33. Goethe, gemalt und geſtochen von Lips 1791

Seiten, und ſtrebt ſich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Manne.“ Damals kam auch wohl die Rede auf Goethes eben erſchienene „Metamorphoſe der Pflanze“, die Schiller für eine bloße Idee hielt. Wider-

1790 wärtig mußte ihm bei seinem reinen Glücke Goethes Verhältniß zu Christiane Vulpius sein, das er so wenig verstand, daß er meinte, er werde mit dem Genieſtreich enden, sie zu heiraten. Körner suchte seinen Widerwillen gegen Goethe zu überwinden: gut sei es doch, sich mit ihm zu reiben, damit sie gewarnt würden, sich im Intellektuellen nicht zu weit zu verlieren; liebe Goethe das Mädchen, so wäre es so übel nicht, wenn er ihm durch eine Heirat ein erträgliches Dasein verschaffe. Daß Schiller für seine Verehrung der Natur keinen Sinn hatte, konnte Goethe nicht entgehen. Dieser hielt sich um so mehr zurück, als ihre gegenwärtigen Beschäftigungen so durchaus verschieden waren. Schiller meinte, wenn er ernstlich wolle, könne er der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden, und da müßten sich ihm doch auf jeden Fall Aussichten eröffnen. Schon seit längerer Zeit trug er sich mit einem „Deutschen Plutarch", von dem er jährlich zwei Bändchen zu liefern gedachte. Daß es hier kleine, leicht zu übersehende Ganze gebe, der Stoff abwechsle und kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung fordere, also alle seine durch Uebung ausgebildeten Fähigkeiten beschäftige, schien ihm ebenso erwünscht als die Wirkung auf das Zeitalter sicher. Durch diese Arbeit, von der er den Bogen nicht unter drei Louisdors liefere, werde seine schriftstellerische Thätigkeit eine gewisse solide Bestimmung, Gleichförmigkeit und Ordnung erhalten, und so auch seine Vorlesungen nicht mehr eine außer seinem Wesen liegende unnütze Zerstreuung sein. An dramatische Arbeiten wollte er erst dann gehen, wenn er der Griechischen Tragödie durchaus mächtig sei und seine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in wahre Begriffe verwandelt habe.

Nie hatte er seinen Geburtstag mit solcher Freude feiern können, da er, im Besitze seines höchsten Glückes, mit frohem Blicke in die Zukunft schauen durfte. In der gehobensten Stimmung schrieb er eine Anzeige von Bürgers

Gedichten, die ihm die allgemeine Literaturzeitung schon vor 1790
anderthalb Jahren aufgetragen hatte. Er legte hier den höchsten Maßstab der Kunst an, wie man es bei einem Dichter von solchem Talent und Ruhm, auf den so viele nachahmende Federn lauerten, thun müsse, aber seine Behauptung, den Gedichten fehle die letzte Hand, weil sie dem Dichter selbst fehle, keines derselben gewähre einen durchaus reinen Genuß, Bürger habe in der neuern Zeit weder seine Manier veredelt noch seinen Geschmack gereinigt, mußte den vom Schicksal, freilich nicht ganz ohne Schuld, hart behandelten, jedenfalls vom Unglück gebeugten, noch immer auf eine Versorgung hoffenden Kollegen ohne Gehalt tief schmerzen, wie glänzend auch das Lob war, das Schiller seinen Balladen und Sonetten ertheilte, und wie ehrenvoll die etwas unvorsichtige Anerkennung lautete, das ganze Heer unserer jetzt lebenden Dichter, das mit Bürger um den lyrischen Lorberkranz ringe, stehe tief unter ihm, der, wenn irgend einer von unsern Dichtern, werth sei, daß er sich vollende, um etwas Vollendetes zu leisten. Schiller wollte die hohe Bedeutung und Vollendung des wahren lyrischen Dichters in seiner schwungvollen Weise darstellen; daß er diese auf Bürger, den volksthümlichsten lebenden Dichter, dem ein Strahl des Glücks so sehr zu wünschen war, in schärfster Weise anwandte, war grausam. Freilich hatte Schiller „die Partei der Kunst ergriffen", aber in der leidenschaftlichen Verfolgung seines Zweckes hatte er die Wirkung auf den unglücklichen, um Deutschland hochverdienten Dichter übersehen, für den es zu spät war eine andere, dazu ihm fremde Richtung einzuschlagen, den seine Ausstellungen nur zu einer seinen Dichtungen ihren natürlichen Reiz raubenden ängstlichen Feile trieben.

In diesem Winter schlossen sich einige begabte Zuhörer näher an Schiller an. Wir nennen unter ihnen zuerst den dreiundzwanzigjährigen Livländer Gustav Behaghel von Adlerskron, Sohn eines Rittmeisters, der, nachdem er den

1790 Russischen Militärdienst aufgegeben, mit geringen Mitteln, da seine Mutter ihm jede Unterstützung verweigerte, unter dem Namen Le Bon in Jena studirte, wo er sich mit Eifer der Geschichte und Philosophie widmete. Schillers, Lottens und Karolinens Freundschaft gaben dem nach reiner Ausbildung Strebenden ein neues Leben und erwärmten, wie er sagte, sein Herz, das bis dahin seinem rauhen, frostigen Vaterland geglichen. Den sich gleichfalls an ihn anschließenden fünfundzwanzigjährigen Mediciner Johann Benjamin Erhard aus Nürnberg, der nach Jena gekommen war, um Reinhold und Schiller kennen zu lernen, hielt er für den reichsten, vielumfassendsten Kopf, den er je kennen gelernt. Er war Mathematiker, denkender Arzt, scharfsinniger Kenner der Kantischen Philosophie, vortrefflicher Zeichner und Musiker. Auch den vierzigjährigen Fabrikanten Baron von Herbert, den Reinholds Ruf in diesem Winter aus Klagenfurt nach Jena gezogen, lernte er kennen. Zu seinen schwärmerischen Verehrern gehörte auch der neunzehnjährige dichterisch begabte Friedrich von Hardenberg, aus der Grafschaft Mansfeld, der sich später nach einem ältern Familiennamen Novalis nannte. Er sollte in Jena die Vorbereitungsstudien treiben, um sich später dem Rechte zu widmen. Ein Wort von Schiller zündete in seiner Seele und wirkte mächtiger als die noch so guten Lehren und Mahnungen anderer, selbst Reinholds.

Freund Huber und der durch ihn mit Schiller in Verbindung getretene Professor Georg Forster wollten ihn nach Mainz ziehen, aber die gar schlechten Kanäle, deren er sich bedienen sollte, um einen Ruf von dem in hohem Alter stehenden Kurfürsten zu erwirken, schreckten ihn zurück; auch wollte er nur gegen den bedeutenden Gehalt von 1200 Thaler sich einen Zwang auflegen, da er in Jena sein eigener Herr sei und, wenn er auch die Vorlesungen als Nebensache betrachte, 500 Thaler als Professor einnehmen werde. „Mein Verhältniß mit Dalberg wird immer fester und enger“,

schreibt der ganz von dem in diesem ihm winkenden Glücke hin- 1790
gerissene Dichter an Körner; „ich verspreche mir einmal überaus viel von einem nähern Umgange mit ihm. Er ist ein so reines, so edles und so geistreiches Wesen, wie ich wenig kenne; so ganz über jede Armseligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute, und doch frei von Schwärmerei — frei geworden; denn er war nicht immer so." Ein vom Vater gewünschter Ruf nach Würtemberg reizte ihn nicht, am wenigsten konnte er sich dazu verstehen, sich deshalb an den Herzog zu wenden; erst wenn dieser durch seinen steigenden Ruf zu einer bessern Gesinnung gegen ihn vorbereitet sei, könne er, ohne sich etwas zu vergeben, diesen zu versöhnen hoffen. Deshalb freute es ihn, daß sein „Dreißigjähriger Krieg" auch in seiner Heimat größte Verbreitung fand. Mit gerechtem Stolze konnte er seinem Vater melden, mehr als 7000 Stücke seien davon verkauft; seit vielen Jahren habe keine Schrift nur den halben Absatz gehabt. Voll frohen Muthes sah er dem neuen Jahre entgegen, das er bei dem Koadjutor in Erfurt beginnen wollte.

Am letzten Tage des Jahres fuhr Schiller mit Lotten über Weimar, wo sie den Mittag bei Frau von Stein zubrachten, nach Erfurt. Sie wohnten im „Schlehdorn", dem jetzigen „Rheinischen Hofe". Auch Karoline war mit ihrem Gatten gekommen. Der Koadjutor, der schon früher das Drama als eigentliche Sphäre Schillers bezeichnet hatte, bestimmte ihn, Wallensteins Geschichte dramatisch zu behandeln. Am 2. Januar wohnte Schiller in des Koadjutors Loge einer Liebhabervorstellung bei; man gab das erste Trauerspiel des blutjungen Zschokke, „Graf Monaldeschi". Am Nachmittage des 3., des Geburtstages des Kurfürsten von Mainz, ward er in der Sitzung der kurfürstlichen Akademie nützlicher Forschungen, welcher er beiwohnte, zum Mitgliede ernannt. Abends fand auf dem Redoutensaale ein zahlreich, auch von Weimar aus besuchtes Konzert der Sängerin Häßler statt, auf welchem auch ein Singstück zu

1791 Ehren des Kurfürsten, des „Lieblings seines Volkes", zum Vortrag kam. Es war ein seltsamer Zufall, daß Schiller gerade auf diesem Konzerte so unwohl ward, daß er in einer Sänfte nach Hause gebracht werden mußte. Ein heftiges Katarrhalfieber ergriff ihn und ward so bedenklich, daß Schiller selbst an seinem Aufkommen verzweifelte. Der Arzt des Koadjutors suchte es zurückzutreiben, statt es gründlich zu heilen, damit der Kranke bald wieder in Gesellschaft erscheinen könne. Nur einen Tag hütete Schiller das Bett, einige das Zimmer. Der Koadjutor, der ihn häufig besuchte, machte ihm „die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen"; die Osterferien sollte er bei ihm zubringen.

Unter den Bewohnern Erfurts, welche die Nachricht von Schillers Krankheit aufregen mußte, befand sich eine alte Geliebte — Henriette von Arnim, die mit ihrer jüngern Schwester seit dem vorigen Oktober in der Kost des dortigen Klosters war. Karoline von Dacheröden hatte gehört, beide seien mit einem Grafen gekommen, der die jüngste heiraten wolle; auf Schillers Bekanntschaft hätten sie sich viel zu Gute gethan. Es ist das letztemal, daß uns die bezaubernde Dresdener Schönheit im Leben des Dichters begegnet. Ihre spätern Schicksale waren sonderbar, aber nach ihrem bisherigen Lebensgange nicht auffallend. Wir wissen, daß sie zuerst einen Grafen Ernst Wilhelm Alexander Friedrich von Kunheim auf Spanden heiratete, dessen Vater mit seinen beiden Brüdern im Jahre 1798 in den Grafenstand erhoben worden war; er starb bereits 1810. In demselben Jahre erschienen Schillers an Henrietten gerichtete Verse in der „Nachlese" zu dessen Werken, mit der Bemerkung, der Herausgeber habe sie von der „Gräfin von K . . ., geborenen von A." erhalten, auf die sie sich bezögen. Später heiratete sie den Oheim ihres verstorbenen Gatten, Erhard Alexander Graf von Kunheim, Majoratsherr auf Stollen, der das schöne Rittergut Kloschenen an der Aller bei Friedland bewohnte. Dieser starb am 15. November 1815.

Prof. Reusch aus Königsberg lernte im Mai 1821 die 1791
kinderlose, wie er sagt, in hoher Achtung stehende Frau auf ihrem reizenden Landsitze kennen. Er fand ihr Wesen mit Hoheit und Anmuth gepaart, ihre Züge noch schön, ihr Auge noch feurig und geistreich. In ihrem Zimmer hing Schillers Bildniß. Erst nach längerer Zeit zog es sie nach Dresden zurück, wo sie am 12. Januar 1847 in der Wilsdruffergasse 47 an Entkräftung starb. Sie ruht auf dem alten katholischen Friedhof, im vierzehnten Grabe der dritten Reihe; kein Grabstein gedenkt des Namens der einst blendenden Schönheit, der Gattin zweier Grafen, der Geliebten des großen Dichters.

Auf der Rückreise weilte Schiller mit seiner Gattin drei Tage in Weimar, wo er jetzt zum erstenmal sich bei Hofe vorstellen ließ. Er wohnte bei der lieben Freundin von Stein. Zu seiner Freude traf er hier seinen Mannheimer Beck und dessen Gattin, deren Gastspiel allgemeinen Beifall fand. Auch die Kalb, die sich jetzt endlich gefaßt hatte, Voigt, Wieland und die eben in Weimar anwesende empfindsame von ihrem Gatten getrennte Emilie von Berlepsch besuchte er. Daß er bei Goethe vorgesprochen, finden wir nicht. Am Morgen des 11. kehrte er allein nach Jena zurück, wo er den folgenden Tag zu lesen begann. Aber gleich nach der Vorlesung stellte sich das Fieber wieder heftig ein; er litt an Seitenstichen und begann Blut zu spuken. Den 15. schrieb er Lotten, sie möge zurückkommen, da er sie nicht länger entbehren möge, doch sei keine Gefahr. Der Zustand ward immer bedenklicher. Lotte litt unsäglich; nach einigen Tagen kam Karoline, deren Hülfe und Trost sie so sehr bedurfte. Erst am Ende des Monats trat entschiedene Besserung ein. Die Theilnahme war in Jena und Weimar allgemein; viele Studenten, unter ihnen vor allen Adlerskron, boten sich zur Nachtwache und Pflege an. Der Herzog schickte zur Stärkung Maderawein. Noch am 22. Februar dauerte der Schmerz und die Spannung auf

1791 der Brust fort, so daß Schiller selbst an völliger Heilung der Krankheit zweifelte; die Kräfte kehrten nur sehr langsam zurück. „Die Pflege war vortrefflich", schreibt er an Körner, „und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hiesigen Freunde mir bewiesen wurde; sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dies dreimal in der Woche." An Fortsetzung der Vorlesungen war nicht zu denken; sobald sein Zustand es erlaubte, wollte er nach Rudolstadt, um dort in aller Ruhe den „Dreißigjährigen Krieg" fortzusetzen; erst im Winter dachte er in seinem Hause ästhetische Vorlesungen zu halten, die er als Gespräch und Unterhaltung behandeln könne. Da der Zustand des Kranken angestrengtes Reden und Denken verbot, sann man auf Mittel, die schleichende Langweile zu verscheuchen, wobei ganz besonders das Kartenspiel herhalten mußte, das er, da er erst spät einschlief, bis in die tiefe Nacht, auch mit seinen Hausjungfern, trieb. Zum neuen, Ostern erscheinenden Bande der „Memoires" mußte die Einleitung angefertigt werden, womit Schiller es sich denn leicht machte; er zog in seiner die drei folgenden Jahren fortgesetzten „Geschichte der Französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen", wesentlich Anquetils „L'esprit de la Ligue" aus.

Gerade am Anfange der Krankheit war seine Beurtheilung von Bürgers Gedichten erschienen, die in Weimar viel besprochen wurde, ohne daß man, so weit er hörte, zu ahnen schien, daß sie von ihm sei. Seit Goethe geäußert haben sollte, er wünsche sie gemacht zu haben, galt sie allgemein als vortrefflich. Als er sich wieder herzustellen begann, las er Kants „Kritik der Urtheilskraft", deren lichtvoller, geistreicher Inhalt ihn hinriß und das Verlangen erregte, sich nach und nach in dessen Philosophie, deren Hauptwerke ihn bisher abgeschreckt hatten, ganz hineinzuarbeiten; erleichtert wurde ihm dies dadurch, daß er hier

viele Kantische Vorstellungen gelegentlich bei der Anwendung 1791
auf ihm nahe liegende Gegenstände kennen lernte. Daneben las und sann er manches zur Fortsetzung des „Dreißigjährigen Krieges". Ehe er am 2. April nach Rudolstadt ging, mußte er eine ihm äußerst beschwerliche und leidige Erwiderung an Bürger liefern. Dieser hatte am 3. März eine „Vorläufige Antikritik und Anzeige" der Literaturzeitung eingeschickt, worin er unter andern bemerkte, es komme ihm lächerlich vor, wenn er jene Kritik ein Meisterstück nennen und sie keinem Geringern als einem Engel und Schiller beilegen höre; kein Künstler, kein ausübender Meister könne so nichtige Phantome sich erträumt haben; die gestrenge und vermuthlich ebenso tapfere Maske möge ihr Visir aufziehen. Schiller ward dadurch sehr aufgeregt; es galt ihm besonders, den Ungrund mancher ihm vorgeworfenen Widersprüche zu zeigen, wobei er zum Beweise, daß die Reife und Ausdauer, welche er von einem vortrefflichen Dichter fordere, nicht die Schranken der Menschheit übersteige, Wieland, Goethe, Geßner und Lessing anführte, und auch der gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock und von Salis mit Achtung gedachte, bei denen doch von jener geforderten Kunstvollendung nicht die Rede sein konnte.

In Rudolstadt versuchte man alle Mittel zur Erheiterung und Herstellung des Kranken, der bald drei- bis viermal wöchentlich spazieren ritt. Sonderbar war es, daß er den Wettstreit, den er mit Bürger vor zwei Jahren eingegangen war, erst im vorigen wirklich versucht hatte, gerade jetzt wieder aufnahm, die Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneis in Stanzen, von denen ihm 32 gelangen. Auch zu einem lyrischen Gedichte fand er einen begeisternden Stoff; er dachte auf eine Hymne an das Licht. Obgleich er noch immer an der Brust litt und die Wiederkehr der Krankheit fürchten mußte, war er heitern Gemüthes; „es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über

1791 mich kommen wird", schrieb er an Körner. Doch war dies nur eine gewaltsame augenblickliche Ermuthigung; der Schmerz, Lotten allein lassen zu müssen und an der vollen Bewährung seiner dramatischen Begabung gehindert zu werden, zerriß ihm das Herz. Am 8. Mai traf ihn der härteste Anfall, dem am Abend des 10. wieder ein so starker folgte, daß er zu ersticken meinte; damals schrieb er, da er nicht zu sprechen vermochte, auf ein Blättchen als Abschiedswort an die Seinigen: „Sorgt für eure Gesundheit! ohne diese kann man nie gut sein." Auch an Körner richtete er einige Worte. In der Nacht ließ man Schillers Arzt Hofrath Stark von Jena kommen, der den Kranken schon wieder besser fand. Zu Schillers Beruhigung konnte er versichern, daß die Lunge nicht angegriffen sei, nur Krämpfe im Unterleibe und im Zwerchfell zu Grunde lägen. Aber hörten auch die fürchterlichen Anfälle auf, der Kranke litt noch immer an Krämpfen, zu deren Linderung er viel Opium brauchen mußte; auch nahm die Schwäche immer mehr überhand, und es fehlte nicht an den erschütterndsten Scenen. Lotte, die fürchterlich litt, unterdrückte mit Gewalt ihre tiefe Trauer, da sie wußte, wie glücklich Schiller war, wenn er sie munter sah und „mit feiner Art die kleine Kokette machte". Die jüngern Jenaer Freunde wurden durch die schlimmen Nachrichten außerordentlich aufgeregt. Adlerskron eilte nach Rudolstadt zur Pflege und Unterhaltung des geliebten Kranken, wobei er die größte Zartheit und Umsicht bewährte. Die Schwestern nannten ihn den Trabanten. Zu Karolinen faßte er eine leidenschaftliche Liebe; ihr eigenes, schwungvolles Wesen und ihre warme Freundschaft für den Gatten ihrer heißgeliebten Schwester rissen ihn hin. Leider gestatteten seine Verhältnisse nicht seinen längern Aufenthalt zu Jena; er ging nach Stuttgart, wo er am 26. Mai als Kameralist in die Karlsakademie eintrat. Auch Erhard kam nach Rudolstadt, wo er einige der glücklichsten Tage verlebte; freilich nahm der Hof den geistvollen Klavier-

spieler sehr in Anspruch. Gleichzeitig mit ihm weilten 1791
Reinhold und Göschen in Rudolstadt.

Schon am 21. schrieb Schiller Göschen von einer neuen für das nächste Jahr bestimmten Ausgabe seines „Karlos", die um ein Fünftel, ja vielleicht um ein Viertel kleiner werden solle. Drei Tage später meldete er Körner, daß er so ziemlich wieder hergestellt sei, nur dauere der spannende Schmerz auf der rechten Seite der Brust unverändert fort. „Was daraus werden soll, weiß ich nicht; doch habe ich jetzt weniger Furcht als vor vier Wochen. Ueberhaupt hat dieser schreckhafte Anfall mir innerlich sehr gut gethan; ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen, und mein Muth ist dadurch gestärkt worden.... Mein Geist war heiter, und alles Leiden, was ich in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben." Körner drang in ihn, daß er sich schone und keine Kosten zu seiner Wiederherstellung scheue. Göschen habe ihm gesagt, daß er jährlich über tausend Thaler bei ihm zu verfügen habe, wenn er auch nicht zwei Bändchen liefere. Für den Damenkalender genügten einige Bogen. Auch darüber, ob er ein Bad besuche, habe der Arzt, nicht der Finanzminister zu entscheiden. „Meine ökonomische Lage ist auch jetzt besser als ehemals", fügte er hinzu, „und wenn du Göschen nicht brauchen willst, so bin ich noch da und schaffe Rath." Und der seltene Freund wiederholte sein Anerbieten ernstlich. Doch war der Kranke noch so schwach, daß man zunächst an eine Reise nicht denken konnte; die Versuche einer kleinen Fahrt hatten schädliche Folgen. Noch am 12. Juni meldete Lotte, Schiller habe wieder einen heftigen, doch nicht so lange andauernden Anfall von Krämpfen gehabt. Schon hatten die Zeitungen seinen Tod verkündet. Die Schreckenskunde kam auch zur Solitude. In dem romantischen Hellebek bei Kopenhagen wollte der Kreis des Grafen Schimmelmann mit Baggesen ein heiteres Schillerfest veranstalten, als die Kunde vom Tode des Dichters es in eine ergreifende Todtenfeier verwandelte.

1791 Der auch dichterisch begabte Livländer Karl Graß, der vor mehrern Jahren zum Studium der Theologie nach Jena gekommen war, aber sich später der Malerei zugewandt hatte, eilte auf der Rückkehr aus der Schweiz zu dem kranken Dichter in Rudolstadt, dem er in seinen schlimmen Tagen treu zur Seite stand. Vier Jahre später schrieb er ihm: „Ich sehe noch jeden einzelnen Moment unverrückt und deutlich vor mir. Wie wir am Bett saßen und Ihnen vorlasen und was wir lasen; wie wir die Mondlandschaft vor Ihnen aufstellten; dann wieder, wie Ihre Gattin an Ihrem Bett kniete und die Thränen verbarg und Ihre Hände sie umschlangen; wie sie mit mir Malaga und auf Wiedersehen tranken; dies alles, und was Sie mir sagten und was ich empfand, dies alles ist mir so gegenwärtig wie von gestern her.“ Und nach Schillers Tod erinnerte er Lotten an eine ihm unvergeßliche Scene: „Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, so viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also da liegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor sein Bette hin, Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch Jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie, mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ.“

Am 3. Juli ging auch Hardenberg nach Rudolstadt, den Graß vor kurzem kennen gelernt hat. Er brachte dem Dichter Briefe von Graß und Prof. Schmid. Letzterer bat ihn, im Namen des Vaters, dem mit ganzem Herzen an ihm hängenden Musensohne das Rechtsstudium und die ernste Vorbereitung zum künftigen Geschäftsleben anziehend zu

machen, da es zu seinem eigenen Besten und zum Wohl 1791
seiner in ihm ihre Stütze erwartenden Familie gereiche. Und Schiller that dies auf so liebevoll überzeugende Weise, daß der Jüngling es für seine heilige Pflicht erkannte, trotz aller seiner Neigung zu den Musen dem Willen des Vaters zu folgen, und sich einer freilich saure Arbeit kostenden, aber einem gesunden Kopfe eine bedeutende Wirksamkeit bietenden Wissenschaft mit vollem Ernst zu widmen.

Da Schillers Zustand sich besserte, konnte er am 9. Juli mit seiner in Folge aller Sorgen selbst äußerst leidenden Gattin und Karolinen die Reise nach Karlsbad antreten. In Eger sah er das Rathhaus, wo er ein Bild Wallensteins fand, und das Pachhäbelsche Haus, worin dieser fiel. Am Kurorte lebte er sehr eingezogen, doch zog ihn die Bekanntschaft einiger bedeutenden höhern Oestreichischen Officiere an, die ihn einen Blick in das Kriegerleben thun ließen. Großen Antheil nahm an ihm die Gräfin Lanthieri von Wagensperg aus Grätz, eine genaue Bekannte des Herzogs und Goethes. Langsam stellte er sich her. An Arbeiten war nicht zu denken, doch unterhielt ihn das Nachdenken über die Fortsetzung seines „Geisterſehers", die bedeutender werden sollte, als selbst die einsichtigste Beurtheilung desselben sich gedacht hatte. Leider wurde die Kur zu früh unterbrochen, da Karoline bei dem am 5. August erfolgenden Einzuge des eben vermählten Erbprinzen in Rudolstadt nicht fehlen durfte. Zur Nachkur ging Schiller nach Erfurt, das er schon Ostern hatte besuchen wollen. Er wohnte hier Langebrücke 36 in dem Hause „zum Bürgersteige" bei der Wittwe Beyer, wo im Erkerstübchen des ersten Stockes eine Fensterscheibe noch Schillers Namen zeigt. Der Gebrauch des Egerwassers that den Leidenden sehr wohl. Die Unterredungen mit dem Koadjutor, bei dem sie jeden Abend waren, dienten zu anregender Unterhaltung. Karoline Dacheröden, die sich am 29. Juni mit Humboldt vermählt hatte, befand sich auf Reisen. Zu seiner größten Freude

1791 ſah Schiller hier Wilhelm von Wolzogen wieder, auch Karoline kam nach Erfurt. Es gelang Schiller, täglich vier, auch fünf Stunden an ſeinem „Dreißigjährigen Kriege“ ohne Anſtrengung zu diktiren, und ſo an fünf Bogen zuſammenzubringen. Auch ſah er ſeine jambiſche Theaterbearbeitung

Abb. 54. Schiller in Karlsbad. Nach einer gleichzeitigen Zeichnung.

des „Karlos“ raſch durch, da die in Erfurt anweſenden, unter Goethes Leitung ſtehenden Weimariſchen Schauſpieler zum Schluſſe ihrer Vorſtellungen am 25. das Stück auf den Wunſch des Koadjutors geben ſollten, wofür ſie aber auch die Erlaubniß einer Aufführung in Weimar verlangten. Dabei er-

lebte er einen Streit der Schauspieler wegen der Rollen, von 1791
denen einer den Domingo ablehnte, weil er keine Spitzbuben mehr zu spielen brauche. Die „Nationalgesellschaft" gab Tags darauf Schillers „Fiesko".

Außerordentlich beunruhigte den Kranken seine ungewisse Lage, da dieses traurige Jahr für ihn sehr kostbar gewesen war; außer 90 Thalern älterer Schuld und 120, die er als Bürge für einen andern zahlen mußte, hatte er 1400 Thaler aufgewandt, und in nächster Zeit schien es bei seinem traurigen Gesundheitszustande gar schlecht um sein Auskommen bestellt. Auf den Rath des Koadjutors, der nichts geben konnte, da er selbst froh war, wenn er mit seinem Gehalte ausreichte, wandte sich Schiller an seinen Herzog mit der Bitte um eine Besoldung, die ihn in äußerstem Falle sichere; schlüge dieser Versuch fehl, so wollte er nothgedrungen sein Glück in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen aufsuchen. Kurz vor seiner Abreise schickte der Herzog 250 Thaler an Lotten, mit der Versicherung, sollte ihr Gatte in einem Jahre noch nicht zu arbeiten vermögen, so werde er überlegen, was er thun könne. Da Schiller bei Lottens und seinem eigenen leidenden Zustande den Aufenthalt an einem fremden Orte unbequem und zugleich kostspielig fand, er auch nach seinen Jenaer Freunden, besonders nach einer „Auswahl talentvoller junger Leute" sich sehnte, reiste er schon am 1. Oktober in sein liebes Heim zurück. Kurz vorher hatte Körner ihn durch die Kunde von der Geburt eines Sohnes erfreut; unter den Pathinnen des spätern Dichters von „Leier und Schwert" befand sich auch Lotte.

3.

Schon von Erfurt aus hatte Lotte ihrem in Jena studirenden Jugendfreunde, dem Hofjunker und Assessor Fritz von Stein, die letzte Stube ihrer Wohnung angeboten, da Schiller statt dieser das im vorigen Winter nicht gebrauchte

1791 große Zimmer bewohnen könne; auch hatte sie ihn eingeladen, Mittags mit ihnen zu essen. Dieser hatte sich bereits entschlossen, mit Goethes Landsmann, dem achtzehn Jahre alten Johann Karl von Fichard, genannt Baur von Eyseneck, dessen Hofmeister, dem Würtembergischen Magister Göritz, und dem dreiundzwanzigjährigen Schöffen Bartholomäus Fischenich aus Bonn, der sich in Jena zu der ihm versprochenen juristischen Professur ausbilden sollte, auf dem Zimmer des erstern zu speisen. Da aber Fritz gern viel um Schiller war, so erboten sich seine Tischgenossen, sich mit ihm in die Kost der Schillerschen Hausjungfern zu begeben. So genoß denn der Dichter das Glück, Mittags immer heitere, recht gebildete Gesellschaft zu haben; freilich war Göritz kein bedeutender Kopf, Fichard, den sein Vater in frühester Kindheit zum Staatsmann bestimmt hatte, damals noch sehr unreif und nichts weniger als aufgeweckt, aber Fritz von Stein eine edle, frische von Goethe allseitig ausgebildete Natur und Fischenich ein Freund ernsten philosophischen Denkens, besonders in Kant, sehr bewandert und für alles Wahre, Gute und Schönmenschliche rein empfänglich. Wurde auch das nicht gerade ausgezeichnete Mittagessen häufig durch Schillers Krankheit gestört, die Tischgenossen fühlten sich durch die Gegenwart des geistvollen, äußerst leutseligen und gemüthlichen Dichters gehoben, der, wenn er auch meist schweigsam war, sich doch manchmal zu heiterm, selbst muthwilligem Scherze aufgelegt fühlte, und warm floß seine Rede aus der Seele, wenn irgend ein Gegenstand ihn anzog oder aufregte. Niemand durfte sich bei ihm Zwang anthun, vielmehr herrschte an guten Tagen burschikose Freiheit. Da er oft abgespannt und leidend war, beeiferten sich die Tischgenossen, alles zu seiner Unterhaltung beizutragen. So blieben sie oft Nachmittags zum Kartenspiele, das Schiller zur Ausfüllung der Stunden, da ihm jede Anstrengung verboten war, besonders liebte. Fischenich schrieb kurz, nachdem er Jena verlassen: „Wann werden wir wieder bei

einem frohen Mahle schäkern? wann werde ich mit Schiller kanti- 1791
siren, mit ihm entschlummern und aufwachen?" Von der Art, wie man sich gegenseitig aufzog, zeugt die Aeußerung Lottens an Fritz: „Fichard, der eben da ist und liest, trägt mir auf das feierlichste auf, ihn zu empfehlen. Er schläft comme à l'ordinaire und schwatzt auch so. Letzt haben wir und Fischenich ausgedacht, warum er sein Herz so schnell zu Ihnen gewendet hat, als er herkam; denn Sie haben übrigens doch nicht viel Gleichartiges. Erstlich weil Sie von Adel und Hofjunker sind, und weil er die Höfe so liebt. Fischenich ist auch wohl und putzt die Nägel fleißig. Wir haben ausgedacht, er könnte auf dieses Geschäft reisen und so wie die Zahnärzte seine Kunst ausbieten. Die Damen würden es bald für eben so wichtig halten, schöne Nägel als schöne Zähne zu haben." Ja der Scherz ging so weit, daß man auch wohl einmal Seifenblasen in die Höhe trieb. Dagegen gab es oft sehr trübe Tage, wenn der edle Dichter litt. Doch hielt dies Schiller nicht ab, an zwei Privatgesellschaften von Freunden (wohl Paulus und Reinhold) sich zu betheiligen und wöchentlich zweimal drei bis vier Leute Abends auf ein Butterbrod zu sich einzuladen, ja dies war ihm, da er sonst nicht herauskam, zu seinem Wohlsein durchaus nöthig. Leider mußte er dem Wunsch entsagen, sich durch eine Equipage die ihm zuträgliche Bewegung zu verschaffen.

Der Trieb nach Beschäftigung, „die nie ermattet", und heitere Unterhaltung ließen ihn oft Stunden lang seinen traurigen Zustand vergessen. Da ihm zu Erfurt bei der Vorstellung seines „Karlos" manches aufgefallen war, wollte er für die in Weimar bevorstehende Aufführung einiges ändern. Wieland sollte deshalb Goethe bitten, ihm dazu sechs Wochen Zeit zu lassen. Wie ungern auch Goethe die festgesetzte Aufführung verschob und Aenderungen in dem schon eingelernten Stücke zuließ, so war er doch bereit, bis zum letzten Jahrestage das Stück zu verschieben. Aber die Aufführung fand erst Ende Februar statt. Auf Ostern versprach Schiller dem Buchhändler Crusius den ersten Band

1791 seiner „Kleinen prosaischen Schriften", wozu er die betreffenden Aufsätze durchzugehen hatte. Aber auch auf die Fortsetzung der „Thalia" mußte er denken. Dazu nahm er die Uebersetzung des zweiten Buches der „Aeneis" wieder vor, die ihm zu seiner ganz besondern Freude so rasch gelang, daß er in neun Tagen die noch fehlenden 103 Stanzen vollendete. Sehr tröstlich war es ihm auch, daß er alle 135 Stanzen mit ziemlichem Affekt hintereinander vorlesen konnte. Nun aber wollte er auch wieder an die Uebersetzung des „Agamemnon" gehen, der nicht bloß einen Beitrag zur „Thalia" geben, sondern auch den ersten Band seines „Griechischen Theaters" bilden und ihn zugleich immer mehr des Griechischen Stiles mächtig machen sollte. Aber unversehens gerieth er in das vierte Buch der Aeneis, das er im Fluge übersetzte. Die Leichtigkeit, mit welcher ihm die Stanzen gelangen, ließ ihn auch wieder an ein episches Gedicht denken, für welches es keine passendere Versform gebe. Körner schlug ihm dafür einen Stoff von allgemeinem, nicht bloß nationalem Interesse vor, bei dem sich philosophischer Gehalt mit lebendiger Darstellung und aller Pracht der Sprache vereinigen ließe, wie etwa die Erziehung des Menschengeschlechts, eine Art Philosophie der Geschichte. Aber Schiller mochte sich nur für einen nationellen Stoff begeistern, und da er den Charakter des verstorbenen großen Preußenkönigs nicht lieb gewinnen konnte, zog ihn Gustav Adolf an, bei dem nationelles, politisches und poetisches Interesse sich vereinigten, auch philosophische Ideen nothwendig angeregt würden, da die mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbundene Reformation zur Geschichte der Menschheit gehöre. Aber zu einer selbständigen Dichtung konnte er in seinem leidenden, auch durch äußere Sorgen gedrückten Zustande nicht gelangen. Eine besondere Einnahmequelle sollte jetzt die „Thalia" bilden, von der Göschen alle zwei Monate ein Heft geben wollte; mit dem nächsten Jahre sollte sie als „Neue Thalia" er-

scheinen. Auch Uebersetzungen, zu denen er bloß eine Vor- 1791
rede schrieb, mußten neben den „Memoires" zu seinem Unterhalt beisteuern. Schon im Oktober hatte er einen tüchtigen Kopf in einem fünfundzwanzig Jahre alten in Jena Theologie und Philosophie studirenden Landsmanne Friedrich Immanuel Niethammer kennen gelernt, der durch seine Umstände zu schriftstellerischem Erwerb genöthigt war; durch ihn ließ er jetzt Vertots „Geschichte des Malteserordens", von der die „Thalia" ein Stück schon im vorigen Jahre gebracht hatte, und de Garsaults Bearbeitung von Pitavals „Merkwürdigen Rechtsfällen" übersetzen. Niethammer übernahm auch die Korrektur der „Thalia". Er ward einer von Schillers Tischgenossen, die sich jetzt auch Abends bei ihm versammelten. Als tüchtiger Kantianer nahm Niethammer an den philosophischen Gesprächen lebhaften Antheil. Mit ihm und Fischenich konnte Schiller auch die ihn jetzt beschäftigenden Abhandlungen über die Tragödie besprechen, in denen er die Ergebnisse seiner im vorigen Sommer gehaltenen Vorlesungen unter Einfluß der Kantischen Lehre ausführen wollte. Schon Anfangs December beschäftigte ihn der Aufsatz „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", der als solchen das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit darstellte.

Aber Athembeschwerden und Krämpfe verleideten ihm das Leben. Lotte fühlte sich durch die beständige Spannung und die Furcht um den Verlust des Heißgeliebten, der sich, um das Nothwendige zu erwerben, nicht schonen konnte, äußerst angegriffen. Da wurde plötzlich alle Noth in vollsten Jubel verwandelt. Baggesen hatte an Freund Reinhold von der Todtenfeier in Hellebek berichtet, worauf dieser antwortete, Schiller würde sich vielleicht noch einmal erholen, wäre er nicht von Nahrungssorgen gequält. „Wir haben beide 200 Thaler, und wenn wir krank werden, wissen wir nicht, ob wir sie in die Küche oder die Apotheke tragen sollen." Baggesen, dessen „Herzen und Philosophie" Schiller so theuer

1791 war, der auch an dessen Gattin innigen Antheil nahm, las diese Stelle dem Erbprinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein von Augustenburg vor, der, seit er durch „Karlos" von seiner frühern Mißstimmung gegen Schiller bekehrt worden, warmen Antheil an dem Leidenden nahm, von dessen Zuständen er vor kurzem in Karlsbad durch Körners Schwägerin Näheres erfahren hatte. Dieser beschloß sogleich, dem Bedrängten zu helfen. Nach reiflicher Ueberlegung trug er Baggesen auf, den Minister Graf Ernst Heinrich von Schimmelmann zu fragen, ob er auf eine Reihe von Jahren etwas zur Unterstützung Schillers beitragen wolle. Schimmelmann war zwölf Jahre vor Schiller in Dresden geboren, wo sein aus Pommern stammender Vater im siebenjährigen Kriege sich ein großes Vermögen erworben und dadurch den Grund zu seinem spätern Reichthum und seiner Erhebung gelegt hatte. In einem von Hochherzigkeit der Gesinnung und zarter Schonung eingegebenen Briefe boten der Erbprinz und der Minister am 27. November dem Leidenden auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thaler an, damit er sich die nöthige Ruhe zur Herstellung seiner durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrütteten Gesundheit gestatte. „Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann!" schrieben sie dem Dichter des „Karlos". „Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen." Gerne würden sie ihn in Kopenhagen, der großen Haupt- und Handelsstadt, sehen, wo sie nicht die einzigen seien, die ihn kennten und liebten; auch solle ihm nach seiner Wiederherstellung dort eine Staatsanstellung nicht fehlen: doch seien sie nicht so klein eigennützig, das Ge-

schenk von einer solchen Bedingung abhängig zu machen. 1791
Der Brief wurde durch Baggesen mit einem Glückwunsche desselben und seiner Gattin an Reinhold gesandt, der damit wie ein Engel des Himmels seinem kranken Zweihundertthalerkollegen erschien. Es war für Schiller ein neuer Geburtstag. Sofort mußte er die frohe Kunde seinem Körner melden. „Das, wonach ich mich, schon so lange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt", äußert er dabei. „Ich bin auf lange, vielleicht auf immer, aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes.... Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Versorgung finden oder es fällt mit Mainz etwas vor, und dann bin ich auf zeitlebens gedeckt." Nach Kopenhagen überzusiedeln gehe schon deshalb nicht, weil seine Verbindlichkeit gegen den Herzog von Weimar zu neu sei, aber doch werde er hinreisen, wenn auch erst in einem oder in zwei Jahren. Drei Tage später sprach er Baggesen seinen wärmsten Dank aus. Seitdem er die Freiheit des Geistes zu schätzen wisse, sei er verurtheilt gewesen, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt habe ihn genöthigt, durch schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren, noch ehe er Kenntniß und Reife des Geistes dazu gehabt. Ueber seinem zehnjährigen Ringen, die strengen Forderungen der Kunst mit der Sorge für sein Auskommen zu verbinden, habe er seine Gesundheit eingebüßt. „Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traum geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe daran war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Die Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften noch einmal den Kampf mit dem Schicksal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus

1791 Dänemark erhielt." Drei Tage später dankte er den großmüthigen Gebern. „Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen", schrieb er. „Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihre Geschenke und ich meinen Dank niederlege."

Seine nächste Aufgabe schien ihm jetzt außer der Sorge für seine Gesundheit und seine nothwendigen Arbeiten die völlige Ergründung der Kantischen Philosophie, sollte diese ihm auch die ganzen drei Jahre kosten; denn tief fühlte er, wie sehr ihm eine gründliche philosophische Durchbildung Noth thue. Schon am 16. bestellte er sich die „Kritik der reinen Vernunft" zugleich mit Garves „Vermischten Schriften". Auch an Kants Vorgänger, Locke, Hume und Leibnitz, wollte er sich machen. Weihnachten erfreute ihn ein Besuch des begeistert an ihm hängenden Hardenberg. Frohgemuth fing er das Jahr 1792 an. War er auch noch keineswegs hergestellt, sein Kopf hatte seine ganze Freiheit und in seiner Thätigkeit fand er sich nur wenig gehindert. Da seine Gesundheit verlange, daß er täglich zwei Stunden fahre, er auch drei Reisen vorhabe, nach Dresden, nach einem Bade, wahrscheinlich Karlsbad, und nach seiner Heimat, wollte er sich Wagen und Pferd halten. Für die „Thalia" ward jetzt der Aufsatz „Ueber die tragische Kunst" ausgearbeitet, der in folgerichtiger Anknüpfung an die frühere Ausführung die Wirkung der tragischen Handlung allein in das Rührende setzt, keinen Kampf des Helden mit dem Schicksal, nur den des sittlichen Willens mit der sinnlichen Neigung annimmt. Den „Geisterseher" wollte er neu durchsehen, auch den „Dreißigjährigen Krieg" bald wieder aufnehmen, wogegen er einstweilen von der Bearbeitung des „Karlos" absah, die ihn zwei Monate kosten würde.

Anfangs Januar hatte er, wie er von jetzt an immer that, zur Ader gelassen; trotzdem erlitt er am 19. einen schweren Anfall, von dem er sich aber bald herstellte. Leider

hinderten das schlechte Wetter und die große Kälte vorab 1792
die Bewegungskur, doch konnte Schiller seine Zeit angenehm zwischen Arbeit und Gesellschaft theilen. Die Kopenhagener Gabe setzte ihn in den Stand, dieses Jahr alle seine Schulden zu bezahlen, mit Ausnahme der von Körner ihm vorgestreckten Summe, die er später, ohne sich zu berauben, wiedererstatten könne. Als er nach dem Beitschen Wechsel fragte, überraschte ihn Körner mit der Erklärung, daß er diesen längst bezahlt; auch möge er die Sache noch lassen, wenn er etwas Dringenderes abzustoßen habe. „Ich denke, wir verstehen uns über diesen Punkt", fügte er treuherzig hinzu. Doch Schiller trug das, was Körner an Beit bezahlt hatte, ganz ab. Für die Ostermesse hatte er noch Vorreden zu den beiden Uebersetzungen und die Fortsetzung der Einleitung zu einem Bande der „Memoires" zu liefern, auch der „Dreißigjährige Krieg" mußte weiter gefördert werden: aber daneben dachte er schon damals an „etwas Gescheiteres", was er Körner mündlich verrathen wolle. Es war dies eine Tragödie in Griechischen Stile mit Chören, die ihm aus dem Werke Vertots aufgegangen war, „Die Malteser", hinter denen der gewaltige Stoff des Wallenstein zurücktrat. „Ich bin und bleibe bloß Poet und als Poet werde ich auch noch sterben", hatte er vor kurzem Körner geschrieben.

Während er mit Ungeduld dem Eintritt der mildern Jahreszeit entgegensah, in der er mit Lotten Körner besuchen wollte, schaffte er sich ein Pferd an, aber die einbrechende schreckliche Kälte hinderte nicht allein dessen Benutzung, sondern regte auch die bösen Krämpfe des Unterleibs wieder auf. Die Abreise wurde durch seinen Gesundheitszustand und die rauhe Witterung immer weiter verschoben. Erst gegen den 10. April fuhr er mit Lotten und Fischenich, von einem Bedienten und einer Kammerjungfer begleitet, in einem Miethwagen nach Dresden, wo er bei Körner wohnte. Die Freunde hatten sich sehr viel zu vertrauen; von Schillers Seite kamen die „Mal-

1792 teser" und ein großes einträgliches Journal zur Sprache, an dem die bedeutendsten Schriftsteller sich betheiligen sollten. Auch über die Grundsätze der Aesthetik verhandelten die Freunde; in Bezug auf Schillers Krankheit wurde viel von der Wirkung des Magnetismus gesprochen. Eine anziehende Bekanntschaft machte Schiller an Körners Freunde, dem Preußischen Gesandten, Graf von Geßler. Auch sah er den jungen Friedrich Schlegel, der sich während der Ferien bei seiner an den Sekretär Ernst verheirateten Schwester aufhielt und damals seine meiste Zeit den Kunstwerken widmete. Der unruhige Schwärmer, der in Leipzig neben seinen auf Kunst und Philosophie im weitesten Sinne gerichteten Studien sich einem ausschweifenden Leben hingegeben hatte und noch immer nicht zu einer bestimmten Lebensrichtung gelangt war, machte durch sein anmaßliches, unruhiges, unsicheres Wesen auf Schiller einen höchst ungünstigen Eindruck. Launig nannte man ihn, da er in neugierigen Fragen unerschöpflich, den „Frager". Die drei den Freunden gegönnten Wochen wurden durch Körners Amtsgeschäfte, noch schlimmer durch Schillers wiederholte Anfälle gestört, aber sie hatten sich doch herzlicher wiedergefunden als das letztemal, und manchmal einige Stunden ungestört genossen. Leider war das Verhältniß zum Dritten im Bunde in der Auflösung begriffen, da Huber nicht allein auf unverantwortliche Weise Dora hinhielt, sondern sich aus dem frostigen Tone seiner Briefe an diese ergab, daß seine Liebe ganz erloschen. Schiller hatte fast nur noch durch die von ihm gelieferten Beiträge zu den „Memoires" und der „Thalia" mit ihm in Verbindung gestanden. Auch in Leipzig, wohin Fischenich die Rückkehrenden begleitete, wurde Schiller von seinen Krämpfen befallen.

In Jena fühlte er sich leidlich wohl, so daß er sich mit seinen jungen Freunden auch am Kegeln in dem Garten von Fichards Hause betheiligte, wobei er zuweilen mit Fritz

von Stein in launigen Streit gerieth. Göritz besaß ein als Titel geschriebenes Blatt von Schillers Hand: „Abhandlung über die Kegelkunst von Friedrich von Stein, Herzoglich-Sachsen-Weimarischen Kammerherrn, Brodhusaren und Kümmeltürken“ (burschikose Bezeichnungen von Studenten, die nicht weit von Jena zu Hause waren). Die Vorlesungen ließ Schiller diesmal ausfallen. Am „Dreißigjährigen Kriege“ ging die Arbeit so leicht, daß er täglich in sechs Stunden, von denen zwei auf die Durchsicht kamen, einen Viertelbogen schrieb, was freilich nicht als die in Aussicht genommene Schonung gelten konnte. Aber sich zu schonen hielt Schiller bei seiner lebhaften Natur außerordentlich schwer, wie er auch die vom Arzt verordnete Lebensordnung nicht immer befolgte, wodurch er sein Uebel häufig verschlimmerte. Wegen der mit Körner verabredeten ästhetischen Briefe las er Kants „Kritik der Urtheilskraft“; auch wollte er sich an des alten Baumgarten Aesthetik machen. Daneben war er voll Ungeduld, etwas Dichterisches vorzunehmen; vor allem zog ihn „Wallenstein“ an; auch die „Hymne an das Licht“ beschäftigte ihn manche Augenblicke. „Eigentlich ist es doch nur die Kunst, wo ich meine Kräfte fühle“, äußerte er gegen Körner, „in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie; die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren.... Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück.“ 1792

Wohnung und Tisch hielt Schiller der Gesellschaft wegen bei, obgleich das harte Fleisch ihm und Lotten schadete, dagegen schaffte er sich jetzt wirklich einen Wagen an. Anfangs Juni fuhr er in diesem mit Lotten nach Erfurt.

1792 Hatte er die Taufe von Wilhelm von Humboldts Tochter Karoline verſäumt, ſo mußte er doch die alten Freunde wieder begrüßen. In Erfurt traf er auch Karolinen. Dieſe hatte unterdeſſen den Gedanken der Scheidung von Beulwitz immer mehr in ſich befeſtigt und ſich mit wunderlich ſchwärmeriſcher Neigung an den Koadjutor angeſchloſſen, da ſie ihm etwas ſein zu können und dieſem hohen und ſchönen Weſen ein harmoniſches Daſein zu geben hoffte; habe bei ihm ja das äußere Treiben den Kern des Wahren und Guten nicht verderben können. Die auch für die äußere Lage der Mutter wichtige Angelegenheit der Scheidung und die eigenſinnig verfolgten Pläne der noch immer leidenden Karoline beunruhigten Schiller und Lotten. Karoline ſelbſt fürchtete für beide, da Schiller nur noch ein paar Jahre leben könne.

So weit es die immer wiederkehrenden Krämpfe geſtatteten, arbeitete dieſer nothgedrungen am „Dreißigjährigen Kriege"; für die drei nächſten Hefte der „Thalia" konnte er nichts thun und an guten Beiträgen fehlte es, ſo daß dieſe ſehr ſchwach ausfielen. Am 30. Juli klagte er, die Laſt ſeiner Arbeit liege noch ſchwer auf ihm, die Krämpfe plagten ihn redlich fort; oft wiſſe er kaum, wo aus noch ein. Da an eine Reiſe in die Heimat bei ſeinem Zuſtande nicht zu denken war, lud er am 10. Auguſt die Mutter zu ſich ein, die zu ſeiner höchſten Freude mit ſeiner jüngſten Schweſter Nanette zu kommen verſprach. In dieſer Zeit ſtellte ſich auch der auf einer Reiſe nach Sachſen begriffene, ihm jetzt durch ſeine unförmliche Dicke und Ungewandtheit auffallende Jugendfreund Conz bei Schiller ein; er war Prediger an der Karlsakademie geworden und hatte ſich neuerdings beſonders der alten Philoſophie zugewandt. Schiller wurde durch ſeine Erſcheinung wenig erbaut; wahrſcheinlich fiel ſeine Anweſenheit auch in eine für ihn ungünſtige Zeit, da er ihm nicht einmal eine Empfehlung an Körner mitgab.

Am 26. ertheilte die Französische Nationalversammlung 1792
mehrern Ausländern, die sich durch Gesinnungen, Schriften und Muth ausgezeichnet, das Bürgerrecht; von Deutschen befanden sich darunter Campe, Pestalozzi und Klopstock. Nachträglich wurde auf den Antrag eines Mitgliedes auch „le Sieur Gille, publiciste Allemande" dieser Ehre gewürdigt. Als die Herzogin das betreffende Gesetz im Moniteur las, schrieb sie an Frau von Stein, sie hoffe Schiller werde das Bürgerrecht ausschlagen, das ihm als einem der Ausländer, die für die Revolution geschrieben, ertheilt worden. Dieser wußte von der Sache noch nichts. Das betreffende Diplom ward erst am 10. Oktober ausgefertigt und mit einem Abdruck des Gesetzes zur Absendung bestimmt. Schiller erhielt es damals nicht und kam demnach auch nicht in den Fall, es, wie Klopstock, zurückzuschicken.

Zwei Tage früher, als er erwartet, überraschten ihn Mutter und Schwester. Süße Wonne empfand er, daß die große Reise und die schlechte Witterung der Mutter nichts angehabt und er die Gute, der er außerordentlich viel Sorge bereitet, nach so schwerer Krankheit gesund bei sich sah und ihr Freude bereiten konnte, wenn sie auch freilich den einst blühenden Sohn als ein Bild des Jammers und Leidens vor sich sah. Seine fünfzehn Jahre alte Schwester war noch ganz Kind der Natur, was ihm das Beste schien, da sie doch zu Hause keine vernünftige Bildung hätte erhalten können; unter seiner Leitung hoffte er, solle noch etwas aus ihr werden. Glücklicherweise war er mit dem „Dreißigjährigen Kriege", den er zuletzt als eine drückende Last rasch abgethan hatte, bald zu Ende. Am 21. sandte er den Schluß zum Drucke. „Jetzt bin ich frei", schrieb er damals an Körner. „und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt oder die einen andern Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung. Ich werde acht oder zehn Tage schlechterdings nichts thun und sehen, ob die völlige Ruhe des

1792 Kopfes, freie Luft, Bewegung und Geſellſchaftsgewäſche an meiner Geſundheit nichts verbeſſern.“ Zu dieſem Zwecke ging er mit den Seinigen nach Rudolſtadt, wo ihr heiteres Leben freilich durch Karolinens Scheidungsplan etwas getrübt wurde. Am 4. Oktober kehrten ſie nach Jena zurück. Mutter und Schweſter ſchieden bald darauf; im nächſten Jahre wollte

Abb. 35. Nach einem Oelgemälde der Frau Simanowitz.

er ſie beſuchen; an die Aerzte Elwert und Hoven, ſeine lieben Jugendgenoſſen, gab er ihnen Briefe mit.

Den Wunſch, ſich wieder einmal dichteriſch zu verſuchen, vereitelte der nahe Anfang der Vorleſungen; denn er hatte ſich entſchloſſen, im Winter ein vier- bis fünfſtündiges Privatiſſimum über Aeſthetik zu leſen. „Jetzt ſtecke

ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft", schreibt er 1792
den 15. an Körner. „Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares für die „Thalia" zu jeder Zeit schreiben zu können."

Zu seinem Privatissimum meldeten sich 24 Zuhörer, von denen 18 zahlten, so daß er 100 Thaler, wie er sagte, bloß dadurch verdiente, daß er sich einen reichen Vorrath von Ideen zu schriftstellerischem Gebrauche zusammentrug, wodurch er vielleicht zu einem Ergebniß für die Kunst gelange. Auch machte er literarische Pläne, zum Theil mit Rücksicht auf Körner, der, weil ihm die längst gehoffte große Erbschaft fehlgeschlagen, auf bedeutenden schriftstellerischen Erwerb rechnen mußte.

Unterdessen waren die Franzosen am Rheine vorgedrungen. Schon am 14. hatten sie Mainz genommen, wo er einst eine angenehme Stellung durch den Koadjutor gehofft hatte. Auch Frankfurt wurde gebrandschatzt und alles schien auf dem Spiele zu stehen. Erst jetzt nach der Vertreibung der Verbündeten aus Frankreich hegte Schiller größere Hoffnungen von der Thatkraft der Franzosen und ihrer neuen Republik. Eifrig las er in ihrem „Moniteur" die Verhandlungen des Konvents, aus denen man ihre Stärke und Schwäche kennen lerne. Johannes Müller, der durch Jena kam, wo er Schiller gern besucht hätte, war der Ansicht, die Rheinstaaten seien für Deutschland verloren, jedenfalls werde man die Macht des Mainzer Kurfürsten sehr einschränken. „Wenn die Franzosen mich um meine Aussichten bringen", schrieb Schiller in seiner Aufregung an Körner, „so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu verschaffen." Freudig setzte er seine Vorlesungen über das Schöne fort, wenn auch seine schlaflosen Nächte ihn

1792 häufig nöthigten, bis zu Mittag das Bett zu hüten, worauf er denn bis lange nach Mitternacht aufblieb. Er glaubte den von Kant aufgegebenen objektiven Grundsatz des Geschmacks entdeckt zu haben, und schon dachte er in seinem fliegenden Feuer, seine Gedanken rasch in einem Gespräch „Kallias oder über die Schönheit" darzustellen, da diese Form ihm für den Stoff durchaus passend schien und das Kunstmäßige derselben seinen Antheil an der Behandlung erhöhte. Freund Fischenich war unterdessen nach Bonn zurückgegangen; einen Ersatz für ihn fand Schiller in dem gerade sechs Jahre nach ihm geborenen Schwäbischen Theologen Magister Karl Heinrich Gros, der Hofmeister beim Prinzen von Würtemberg gewesen, jetzt, da er mit diesem zerfallen, zum Rechtsstudium nach Jena gekommen war. Schiller rühmte ihn gegen Fischenich als einen hellen Kopf, der besonders in der Kantischen Philosophie vortrefflich zu Hause, voll Geist und scharfer Beurtheilungskraft sei.

Die jetzt in Frankreich immer mehr hervortretende Gewaltherrschaft, besonders die Anklage gegen den König, regte Schiller so schrecklich auf, daß er für Ludwig XVI. öffentlich aufzutreten beschloß. „Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen", schrieb er den 21. December an Körner; „und ein Deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen." Bei solchen Anlässen dürfe man nicht indolent und unthätig bleiben. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen; gerade in Zeiten, wo, wie jetzt, Empfänglichkeit dafür da sei, müsse man öffentlich sprechen. Er wollte dabei auch die „Brutalität" Deutscher Regierungen nicht schonen, wobei er sich auf die freiere Gesinnung in Weimar beziehen konnte. Durch den Herzog von Weimar hoffte er eine Anzahl Exemplare in Paris zu verbreiten. Schon war ein Französischer Uebersetzer in

Zacharias Becker gewonnen, der zunächst die Sache geheim halten sollte, aber dem Dichter wurde bei der Ausführung nicht wohl, er fühlte sich zu gewaltig davon angegriffen, und so wandte er sich mit erneutem Eifer seinen Untersuchungen über das Schöne zu. 1792

Gegen Ende des Jahres kam auch Karoline wieder einmal zu längerm Besuche nach Jena. Sie war sehr leidend, beschäftigte sich aber mit mancherlei dichterischen Arbeiten, durch deren Honorar sie ihre noch dunkle Zukunft äußerlich sichern wollte. Schiller nahm die Märchen und sonstigen Versuche der begabten Freundin beifällig auf. „Eine Beschäftigung, die mich äußerst interessirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen", schreibt er den 11. Januar. „Oft wünsche ich, daß mir meine Gesundheit auch nur so lang bleiben möchte, bis dieser „Kallias" geendigt ist." Unendliche Freude machte ihm seine Entdeckung einer sinnlich objektiven Erklärung der Schönheit, aber noch lag ihm ein sehr weites Feld der Betrachtung vor, da er, um etwas Befriedigendes zu leisten, sich erst des Ganzen bemächtigen mußte. Da traf ihn die Kunde von der Hinrichtung des unglücklichen Ludwig XVI. „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen", schreibt er am 8. Februar; „so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an." In demselben Briefe führt er Körner seine Ansicht aus, daß Schönheit nichts anders als Freiheit in der Erscheinung sei. Schon am folgenden Tage stellte er an den Prinzen von Augustenburg die Bitte, ihm seine Ideen über die Philosophie des Schönen stückweise in einer Reihe von Briefen vorlegen zu dürfen. Die Kantische Philosophie gebe auch zu dem System der Aesthetik die festen Grundsätze her; bloß aus einer vorgefaßten Idee habe ihr Schöpfer sich nicht auch dieses Verdienst erworben. Mit dem ersten Hauche des Frühlings fühlte er sich wieder angegriffen, aber sein Geist war um so rastloser thätig. Das Ergebniß seiner ästhetischen Untersuchungen theilte er Körner ausführlich mit. Kants merkwürdige, eben in Jena

1793 gedruckte Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" las er mit großer Spannung in den Aushängebogen. Auch sann er über zwei philosophische Gedichte; das eine war eine Theodicee, von dem andern versprach er sich noch mehr. Für den Sommer hatte er sich ein Gartenhaus gemiethet, da Lotte leidend war und die Unruhe des gemeinsamen Mittagstisches scheute; seine zweite Schwester Luise sollte den Haushalt führen. Ob er im Sommer oder Herbst nach Schwaben reise, sollte von seiner Gesundheit abhangen. Schon zweimal hatte er sich an den Herzog von Würtemberg um gnädigste Erlaubniß zum Gebrauche der Bäder in der Heimat gewandt, aber keine Antwort erhalten. Die Mutter schrieb Ende Januar, vielleicht habe des Herzogs Unwille über die vor vierzehn Tagen in Stuttgart erfolgte Aufführung von „Kabale und Liebe" zu diesem Schweigen mit beigetragen. Das Stück sei zwar mit großem Beifall aufgenommen worden, auch habe der anwesende Erbprinz beständig Beifall geklatscht und sei sehr vergnügt gewesen, wie Luise und Nanette gesehen, die freien Eintritt gehabt, aber die darin gar zu sehr mitgenommene Noblesse habe sich beim Herzog beschwert, worauf dieser die weitere Aufführung verboten. Auch hatte der Herzog dem Vater die durch die Vermehrung der Geschäfte und seine vierzigjährigen Dienste begründete Bitte um Zulage abgeschlagen, freilich mit der leeren Vertröstung, ihm auf eine andere Art seine herzogliche Gnade erweisen zu lassen. Der im siebzigsten Jahre stehende treue Diener hatte noch immer nur 400 Gulden, während er sich bewußt war, 1000 zu verdienen. Dieses schreiende Unrecht brachte ihn zum Entschlusse, sich durch eine seine besondere Fähigkeit beweisende Schrift einen Ruf und so, da der Herzog ihn ungern gehen lassen werde, einen seinen Leistungen entsprechenden Gehalt zu verschaffen. Schiller veranlaßte Göschen die vom Vater ihm eingesandten „Gedanken über die Baumzucht im Großen" zu verlegen.

Vor Mitte März litt Schiller wieder an argen Krämpfen. 1793
In dieser Zeit kam der ehemalige Freund Huber nach Jena, wo er als fleißiger Mitarbeiter an der Literaturzeitung bei Prof. Schütz wohnte. Es war Schiller lieb, daß er diesen, der so treulos die arme Dora drei Jahre hingehalten und seinen Freund Forster so schmählich hintergangen hatte, nur kurze Zeit allein zu sehen brauchte. Huber sprach von seiner äußern Lage, aber zu einem vertrauten Worte konnte es nicht kommen, da der einst herzlich Geliebte Schillers sittliche Achtung verloren. Am 22. wurde dieser von seinem Uebel, das ihn einige Tage in Ruhe gelassen, mitten in der Vorlesung befallen. „Meine Existenz wird durch diese elenden Zufälle so zerrissen, daß ich in nichts recht fortfahren kann", klagt er Körner. Am 26. schloß er seine Vorlesungen. Den 1. April kam Humboldt von Erfurt auf einige Tage nach Jena, um den Dichter vor dessen Reise in die Heimat zu besuchen. Vor kurzem hatte dieser ein Stück aus einer politischen Schrift Humboldts in seine „Thalia" aufgenommen, aber vergebens Göschen zur Uebernahme des Verlages des Ganzen zu gewinnen gesucht. Humboldt hatte dann in ländlicher Einsamkeit sich mit größtem philologischem Eifer unter Leitung des Meisters Fr. Aug. Wolf in die Griechischen Dichter versenkt. Seine „Skizze über die Griechen" hatte er auch Schiller zur Beurtheilung mitgetheilt. Bei ihrem jetzigen persönlichen Wiedersehen kam die Rede auf Schillers ästhetische Entdeckungen. Humboldt fühlte sich von der lebhaften, tiefdringenden Auffassung des Dichters so wunderbar bewegt, daß er versprach, im nächsten Jahre längere Zeit in Jena zu verweilen, um sich seiner so anregenden Nähe zu erfreuen.

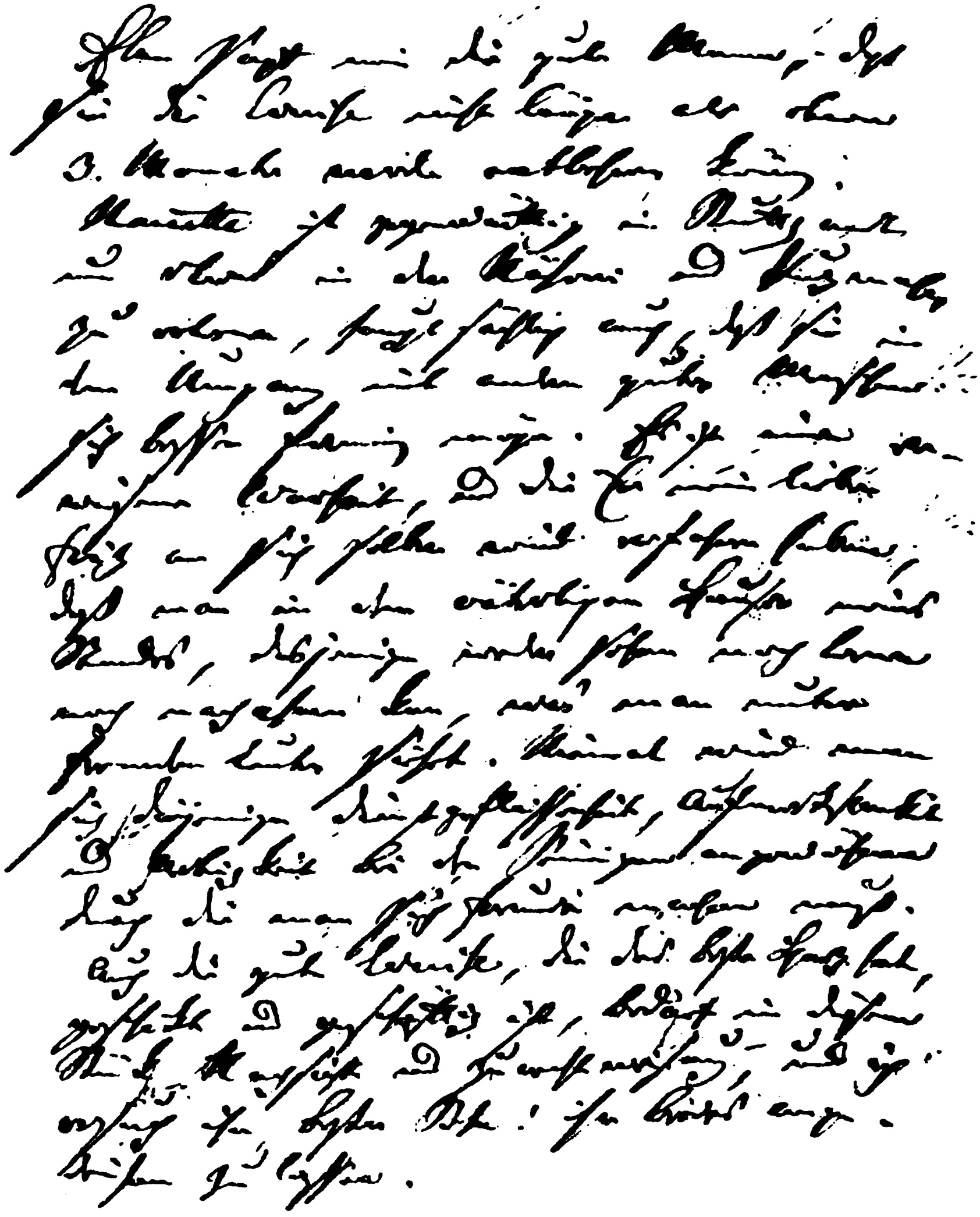
Schon am 7. zog Schiller in den Garten, froh, endlich wieder einmal Feld und Himmel zu sehen; denn den Winter über war er kaum fünfmal ins Freie gekommen. Leider mußte er sich fünf Tage einer „nicht gar angenehmen Arbeit" unterziehen, wahrscheinlich der ihm jetzt

1793 äußerst lästigen Einleitung zu dem neuen Bande der „Memoires", welche die Fortsetzung der Uebersicht der bürgerlichen Unruhen in Frankreich (von 1569 bis 1572) darstellen sollte. Außerordentlich freute ihn die Aussicht auf einen Besuch Körners und seine eigene Reise nach Schwaben. Noch immer hatte er vom Herzog Karl Eugen keine Antwort, doch ein drittes Bittgesuch zu stellen schien ihm um so weniger gerathen, als es noch immer fraglich war, ob er wirklich zur Reise komme. Daß er an keiner Auszehrung oder einer andern Krankheit leide, die seinen nahen Tod fürchten lasse, hatte ihm vor kurzem sein Arzt bezeugen müssen, da die Schwiegermutter ihn für 400 Thaler in die Berliner Wittwenkasse einkaufen wollte; dieses Zeugniß mußte er sich jetzt durch vier Personen bestätigen lassen; es waren Schütz, Reinhold, Paulus und der Bibliothekar und Professor Mereau.

Ein heftiger Krampfanfall, den ihm das unfreundliche Wetter in dem kalten Gartenhause zuzog, setzte ihm hart zu und verdarb ihm alle Lust am Denken und Schreiben. Dabei beunruhigten ihn Lottens unerklärliche und bedenkliche Zufälle. Oft bedurfte er den ganzen Beistand der Philosophie, um beim Anblicke ihrer Leiden und beim Gefühl seiner eigenen verfallenden Gesundheit frischen Muth zu behalten. Die einzige Erhebung in solcher Herzensnoth fand er, wie immer, in lebendiger Thätigkeit. Zunächst wollte er seine Gedichte, deren Sammlung er längst dem Verleger Crusius versprochen hatte, mit aller Sorgfalt durchsehen, doch die Lust an seinen ästhetischen Arbeiten riß ihn davon weg. Leider regte sich bei dem wechselnden Wetter das alte Uebel wieder stärker, so daß er von drei Tagen immer zwei verlor. Seinen „Kallias" hatte er aufgegeben und wollte nun seine ästhetischen Ansichten in einzelnen Abhandlungen mittheilen. An einen Aufsatz über Anmuth und Würde hielt er sich so eifrig, daß er ihn trotz aller Anfälle in sechs Wochen beendigte. Niemand ahnt bei der außerordentlich glücklichen,

heiter belebten Ausführung, in welchen traurigen Zu- 1793
ständen er entstanden. Die gleich in der „Thalia" ge-
druckte Abhandlung wurde mit allgemeinem Beifall auf-
genommen. Er verfocht hier gegen Kants starres Sitten-
gesetz die Lehre, der Mensch solle den sinnlichen und den
sittlichen Trieb, Lust und Pflicht, in harmonische Verbin-
dung bringen, so daß er seiner Vernunft mit Freuden
gehorche. Als Ideal menschlicher Schönheit bezeichnete er
die Vereinigung von Anmuth und Würde in den Antiken.
Unmittelbar darauf begann er eine Abhandlung über das
Pathetisch-Erhabene.

Im Juni hatte es sich entschieden, daß er zunächst nach Heilbronn gehe, von wo er an den Herzog schreiben wollte. Sehr rechnete er dabei auf den Rath des dort wohnenden, durch seine magnetischen Kuren bekannten Arztes Gmelin. Seine Schwägerin hatte sich bereits zu längerm Aufenthalt nach Cannstadt begeben, damit während ihrer Abwesenheit die Scheidung betrieben werde. Für die in Jena erwartete Schwester Luise hatte Schiller schon das Reisegeld geschickt, als ein Unwohlsein der Mutter und die nahe Aussicht der Reise nach Heilbronn diesen Plan vereitelte. Wir geben hier die von Schillers Vater dem Briefe vom 15. Juli beigefügte Nachschrift. Außerordentliche Freude machte Schiller der Wunsch Christophinens, ihn mit ihrem Gatten zu besuchen; sein ganzes Herz schwamm jetzt in Sehnsucht nach den Seinigen. Auf Reinwalds Bitte, ihm sein finsteres Gesicht und seine kranken Launen, für die er nicht könne, zu verzeihen, erwiderte er: „Kein Geschäft, auch keine Krankheit, wie ich hoffe, soll mich abhalten, eurer Gegenwart herzlich froh zu werden. Bringe immer das ganze Geräthe deiner Launen mit, lieber Reinwald: ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch ist bei mir, das sei zu eurem Trost gesagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Brust als im Gemüth, welches bei allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank sei dem guten Gott! noch leidlich frei geblieben



Facsimile 2. Nachschrift von Schillers Vater vom 15. Juli 1793.
Mit Genehmigung des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, zum erstenmal gegeben

ist.... Wir lassen euch so bald nicht wieder gehen. So bringe ich 1793
also in diesem glücklichen Sommer meine zwei lieben Schwestern zusammen [er wußte noch nicht, daß Luisens Reise aufgegeben war], und kann meinem guten Reinwald zeigen, daß, bei allen, Gott weiß nicht zu entschuldigenden Sorglosigkeiten von meiner Seite, meine Liebe und herzliche Hochachtung für ihn sich immer gleich geblieben ist." Am Mittag des 25. fuhr er dem lieben Paare bis Erfurt entgegen, wo er sich am folgenden Tage von dem Koadjutor verabschiedete. Erst in dieser Zeit wurde Schiller durch die endliche Gewißheit erfreut, daß er dem längst ersehnten Glücke der Vaterschaft im September entgegensehen dürfe, und von der Entbindung eine günstige Wendung für Lottens Gesundheit zu erwarten sei. „Jetzt bin ich die Hälfte meines Leidens los", schreibt er an Körner, „und aus der andern, die mich selbst betrifft, mache ich mir jetzt auch viel weniger. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal." Zur Freude gereichte es Schiller, jetzt, wo er endlich das Geld aus Dänemark erhalten, auch mit der Abzahlung der ihm von Körner mit solcher Großherzigkeit bedingungslos gegebenen Summe zu beginnen, aber leider konnte er der großen Reisekosten wegen und weil die Weimarische Besoldung nicht einging, auch Göschen mit dem Honorar säumte, nur 16 Louisd'ors auf Abschlag schicken.

Aeußerst schmerzlich empfand er es, daß Körners Besuch durch die Beschleunigung seiner eigenen Reise vereitelt wurde. In lebhafter brieflicher Verbindung stand er jetzt wieder mit Frau von Kalb, die sich Anfangs Mai eines Hauslehrers wegen an ihn gewandt hatte. „Ihr Kopf scheint mir noch nicht ganz geheilt", schreibt er an Körner, „und angespannt scheint sie mehr als je, aber die Oberfläche ist ruhiger, und ihre Ansprüche haben ihren Gegenstand verändert."

Innige Freude bereitete ihm der Besuch des ihm so wohlthätig gewordenen Baggesen, welcher mit seiner Frau

1793 auf der Reise nach der Schweiz in Jena eintraf. Während seiner Anwesenheit schrieb er, am 13. Juli, den zweiten Brief an den Erbprinzen von Augustenburg, der auf den ersten in freundlichster Weise erwidert und ihm die wärmste Aufnahme der von ihm beabsichtigten Briefe zugesichert hatte. Diesmal entwickelte er die Gründe, die ihn zur Wahl eines von den gewaltigen Zeitereignissen fern liegenden Stoffes, seiner Ideen von Schönheit und schöner Kunst, bestimmt habe. „Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europens und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht werth war und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Thierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif zur bürgerlichen Freiheit ist, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.... Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Centrum aller Kultur: aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen und damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann." Dringend bedürfe das Zeitalter der Veredlung der Gefühle und der sittlichen Reinigung des Willens, die von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig seien. Kunst und Geschmack müßten ihre bildende Hand an den Menschen legen. „Damit aber der Kunst nicht das Unglück begegne, zur Nachahmung des Zeitgeistes herunterzusinken, den sie zu sich erheben soll, so muß sie Ideale haben, die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten, wie tief auch das Zeitalter

sich entwürdigen mag; so muß sie durch ein eigenes Gesetzbuch so- 1793
wohl vor dem Despotismus eines lokalen und einseitigen Geschmacks als vor der Anarchie eines verwilderten, vor Barbarei, sicher gestellt werden. Ideale besitzt sie zum Theil schon in den unsterblichen Mustern, die der Griechische und der ihm verwandte Genius einiger Neuern gebar, und die, ewig unerreicht, jeden Wechsel des Modegeschmacks überdauern werden. Aber ein Gesetzbuch ist es, woran es ihr bisher gemangelt, und dieses ihr zu verschaffen eins der schwersten Probleme, welches die philosophirende Vernunft sich aufgeben kann; denn was kann schwerer sein als die Wirkungen des Genies unter Principien zu bringen und die Freiheit mit Nothwendigkeit zu vereinigen!" Dem Briefe lag der Aufsatz über Anmuth und Würde bei, in welchem er einige der Ideen angekündigt und niedergelegt habe, deren nähere Entwicklung ihn nunmehr beschäftigen werde. Die folgenden Briefe sollte der heimische Himmel zeitigen. Für die „Thalia" hatte Schiller noch den Aufsatz über das Erhabene zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen vollendet, an dessen Schluß er aus der Natur des Pathetisch-Erhabenen die beiden Hauptgrundsätze aller tragischen Kunst herleitete. Kurz vor seiner Abreise wurde er mit Goethe, Herder und Wieland zum Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft ernannt, die der ihm befreundete, unter beschränkten Verhältnissen sich abarbeitende, charakterfeste, freisinnige, rein gemüthliche Prof. Batsch gegründet hatte. Auch erfreute ihn eine kurze Anwesenheit Voigts und seiner Dichtung und Kunst liebenden Gattin.

Mit welcher Sehnsucht und Wonne er der Heimat zustrebte, verräth die Aeußerung an Körner: „Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein.... Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben

1793 vergeſſen kann.“ So verließ er denn am 2. Auguſt das anmuthige Athen an der Saale, nach einer durch dauernde ſchwere Körperleiden unterbrochenen und viel gehinderten fünftehalbjährigen akademiſchen Wirkſamkeit, die er nie mehr aufnehmen ſollte.

Neuntes Buch.

Beſuch der Heimat.

Ueber Nürnberg, wo Schiller den dort als Arzt anſäſſigen Freund Erhard beſuchte und mit Baggeſen und deſſen Gattin zuſammentraf, kam er nach einer beſchwerlichen Reiſe im eigenen Wagen am 8. Auguſt mit ſeiner Gattin im reichsſtädtiſchen Heilbronn an. Hier, wo er zunächſt im Gaſthofe „zur Sonne“ wohnte, hatte er die Freude, ſeinen faſt ſiebzigjährigen Vater, das Bild eines durch ewige Thätigkeit erhaltenen geſunden Alters, und ſeine achtzehnjährige Schweſter Luiſe nach ſo langer Trennung wieder zu umarmen. Man verabredete, der Vater ſolle den Herzog um die Erlaubniß bitten, ſeinen Sohn zuweilen in Heilbronn zu beſuchen, dabei auch deſſen Wunſch einfließen laſſen, das Cannſtadter Bad zu gebrauchen, woran er nur dadurch gehindert werde, daß er auf zwei unterthänigſte Bittſchreiben keine Antwort vom Herzog erhalten habe. Die Hoffnung, Karl Eugen werde hierdurch und durch die Hindeutung auf die großen Reiſekoſten veranlaßt werden,

1793 seinem ausgerissenen ehemaligen Eleven und Regimentsfeldscherer die Rückkehr nach der Heimat zu gestatten, ging nicht in Erfüllung. Da mußte Schiller sich denn in Heilbronn einrichten, wohin die Eltern ihm Betten schickten. Er wohnte bei dem Kaufmann Rueff am Sulmerthore. Von Heilbronn aus wagte er ohne Erlaubniß einmal Freund Hoven in Ludwigsburg und die Eltern auf der Solitude zu besuchen. Da in Heilbronn alles, mit Ausnahme des guten Neckarweines, sehr theuer war, fing er einen eigenen Haushalt an, doch fehlte es ihm an der gewünschten häuslichen Bequemlichkeit und an anregendem Umgange für sich und Lotten. In Gmelin, der eine magnetische Kur für ihn nicht zuträglich hielt, fand er einen „sehr fidelen Patron" und einen verständigen Arzt, auch mit dem Senator Schüller stand er in freundschaftlichem Verkehr, aber zu einem herzlichen Ergusse kam es nicht, und von einem ihm so sehr am Herzen liegenden Kunstinteresse zeigte sich keine Spur. Da die Durchzüge der Soldaten sehr große Unruhe verursachten und die zehnstündige Entfernung von der Solitude den Besuch der Seinigen erschwerte, entschloß er sich, nach dem freundlich in seiner Jugenderinnerung lebenden Ludwigsburg überzusiedeln, wovon er vorher dem Herzog Mittheilung machte, der sich aber gerade auf einer Rheinreise befand. In Heilbronn fand er auch, aber in welchen ganz veränderten Zuständen seine Margareta Schwan wieder — als Frau eines dortigen Schreibers und Winkelkonsulenten Treffz. Der Vater war darüber, daß sie sich diesem hingegeben, in solchen Zorn gerathen, daß er sie verstieß. Erst als sie in äußerste Noth gekommen, ließ er sich erbitten, sie aus seinem Ueberflusse nothdürftig zu unterstützen. Lotte war Zeugin, mit welcher tiefen Rührung die durch den Eigensinn des alten Schwan Getrennten sich wiedersahen. Die arme Margareta starb schon am 7. Januar 1796.

Den 8. September zog Schiller in Ludwigsburg ein. Hier fand er in Hoven einen treuen Jugendfreund, der ihm

freilich, wie alle seine Bekannten, etwas verbauert schien, 1793
doch konnte er sich in herzlichen Erinnerungen an die goldenen Tage der Jugend mit ihm ergehen, auch manche verständige Unterhaltung führen, nur mangelte auch ihm der Sinn für Kunst und seine darauf gerichteten Bestrebungen. Besonders schätzte er ihn als erfahrenen Arzt, dessen Hülfe Lotte so bald bedurfte. Nach Ludwigsburg kamen die Mutter und Nanette zum Besuche; auch Karoline und deren Schwägerin Ulrike von Beulwitz stellten sich von Cannstadt ein, wohnten und aßen bei ihnen. Unerwartet früh erfolgte die Niederkunft in der Nacht des 14. Lotte hatte lange gelitten, Schiller endlich sich in großen Sorgen zu Bette begeben. Hovens Frau brachte dem Schlafenden den Knaben; über ihre Ankunft erwachte er; sein erster Blick fiel auf das Pfand treuester Liebe. Die Freude über Lottens Rettung und sein Vaterglück regte Schillers Seele mächtig auf; inbrünstig dankte er seinem Schicksal, das ihn durch ein neues Band an das Leben feßle. Erst zehn Tage später fand die Taufe in Gegenwart der Eltern und Schwestern statt. Pathen des jungen Karl Friedrich Ludwig waren die Herzogin Luise, der Koadjutor, Frau von Lengefeld, die Eltern, Hovens Vater und Frau; die beiden ersten Vornamen hatte der Knabe vom Koadjutor und Schiller, der dritte sollte wohl an Ludwigsburg erinnern. Höchst rührend war es, wie die Großeltern, besonders die Mutter, die in ihrem schwarzen, noch jetzt in der Familie aufbewahrten Kleide das Kind aus der Taufe hob, den Enkel segneten. Auch dem Herzog von Weimar zeigte Schiller die Geburt seines Sohnes an. Karl Eugen ließ ihn unbehelligt in Ludwigsburg; auch auf sein drittes Gesuch hatte er nichts erwidert, doch dem Vater gestattet, seines Gliederreißens wegen das Cannstadter Bad zu gebrauchen. Schiller besuchte zuweilen mit Hoven die benachbarten Orte, obgleich er noch sehr an seinen Krämpfen litt, die ihn einmal Abends auf dem Rückwege schrecklich befielen. Um diese

1793 Zeit genoß er die Befriedigung, daß sein ehemaliger Gegner Stäudlin sich an ihn andrängte. Dieser empfahl ihm auch den Stuttgarter Magister Hölderlin zur Hofmeisterstelle bei Frau von Kalb. Hölderlin stellte sich Schiller vor, auf dessen Meldung Frau von Kalb ihn zu sich berief, obgleich dieser ihm, wie er der Freundin bemerkte, nach seiner halbstündigen Bekanntschaft noch nicht völlig gesetzt vorgekommen und er weder von seinem Wissen noch von seinem Betragen Gründlichkeit erwartete.

Mit Anfang Oktober steigerte sich Schillers Leiden; selten gelang es ihm, sich zur Arbeit zu sammeln, viele Tage haßte er Schreibtisch und Feder. „So ein hartnäckiges Uebel, so sparsam zugewogene freie Intervalle drücken mich oft schwer", schreibt er an Körner. „Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten und nie konnte ich, wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Druckes, weniger ausharren. An größere Kompositionen darf ich gar nicht mehr denken, und bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann." So machte ihm jetzt eine Arbeit über den ästhetischen Umgang viele Freude; für die „Thalia" dachte er an einen Aufsatz über das Naive. Sein ungewisser Zustand war ihm auch deshalb höchst bedauerlich, weil er Aussicht zu haben meinte, der Herzog und die Herzogin von Weimar, mit denen er gut stand, würden ihm die Erziehung des zehn Jahre alten Erbprinzen übertragen.

Hielt er sich auch in Ludwigsburg sehr zurück, so konnte er sich doch dem Besuche seiner Stuttgarter Freunde nicht entziehen. Da kamen der weinliebende Bibliothekar Petersen und der heitere Epigrammatiker Sekretär Haug, der den dicken Helfer Conz von Vaihingen mitbrachte. In seiner lebhaften Heiterkeit ließ Schiller sich hinreißen, Petersen trunken zu machen, doch endete dieser Versuch mit seiner eigenen Niederlage. Am meisten zog ihn der in den Griechen bewanderte Conz an, dessen eben unter dem

Namen „Analekten“ erschienene Uebersetzungen aus dem 1793
Griechischen manches Gute enthielten. Seitdem er ihn in Jena gesehen, schien er ihm viel gewonnen zu haben. Von Fremden besuchte ihn der nach der Schweiz reisende Matthisson, der ihn todtenblaß und abgezehrt fand. Die bei Schiller wohnende Schwägerin Karoline war sehr leidend und ihre noch immer betriebene, von der Mutter nicht gebilligte Scheidung brachte manche Verstimmung.

Während Schiller immer mißmuthiger und matter wurde, starb zu Hohenheim am 24. nach längerer Krankheit der Herzog, der seinen Groll gegen ihn nicht hatte überwinden können. Mag Schiller auch von dem Heimgange seines einstigen Vaters und Drängers augenblicklich betroffen worden sein, er weinte ihm keine Thräne nach. Ruhig konnte er sehen, wie der Fürst, der ihm nicht hatte verzeihen wollen, in der Ludwigsburger Schloßkirche beigesetzt wurde. Gegen Körner nannte er ihn den alten Herodes, dessen Nachfolger wenigstens ein Mensch sei; als er Haug zu einem Spaziergang nach Ludwigsburg aufforderte, fügte er launig hinzu: „wäre es auch nur als Wallfahrt zu den theuern Reliquien eines Herrn, der sich so sehr um Sie verdient machte.“ Freilich jubelte er nicht über seinen Tod, ja er verkannte nicht des Herzogs große Verdienste um die Bildung Würtembergs, aber die Erinnerung an seine unbeugbare Härte ergriff ihn immer mit bitterm Nachgefühl, die alte Narbe schmerzte bei jeder Berührung von neuem.

Durch Haug suchte der im dreißigsten Jahre stehende Johann Christoph Cotta, der vor sechs Jahren die väterliche Buchhandlung in Tübingen übernommen hatte, mit dem berühmten, einst in Stäudlins „Blumenlese“ verspotteten Landsmanne in Verbindung zu treten. Schiller antwortete, schon Haugs wegen wünschte er Cotta irgend eine Schrift in Verlag zu geben, doch habe Göschen das erste Anrecht an die ihn eben beschäftigende „Theorie des schönen Umganges“. Ueber seine Tragödie „Die Johanniter“ („Die

1793 Malteſer"), wenn dieſe zu Stande kommen ſollte, habe er freiere Macht, doch könne er ihm dieſe nicht unter 30 Carolinen laſſen, da ſie ihn drei- bis viermal ſo viel Arbeit koſte als die beſte philoſophiſche oder hiſtoriſche Schrift. Doch wie hätte er ſich damals zu einer dramatiſchen Dichtung zu ſammeln und zu erheben vermocht!

Hatte er des Vaters Geburtstag mit den Seinigen auf der Solitude gefeiert, ſo mußte er bei ſeinem eigenen die Gegenwart der durch Unwohlſein zurückgehaltenen Eltern entbehren. Kurz vorher war ihm der dritte Brief an den Erbprinzen von Auguſtenburg gelungen, in welchem er den Einfluß äſthetiſcher Bildung auf die ſittliche nachwies. Am 11. November beendete er den vierten Brief, dem in den nächſten vier Wochen noch drei andere folgten, welche die reichhaltigſten Ideen ſeiner „Künſtler" weiter ausführten. Hier verſchwieg er denn auch dem Prinzen nicht ſeine Ueberzeugung, daß der Geſchmack dem verfeinerten Menſchen das ſei, was die Religion dem ſinnlichen, daß dieſer für das gewöhnliche Leben das, was beim Aufhören der Empfindungen die Religion. „An eine dieſer beiden Stützen, wo nicht lieber an beide, müſſen wir uns halten", äußerte er, „ſo lange wir keine Götter ſind." Freilich mußte dieſe Aeußerung den Erbprinzen und den Kreis ſeiner Bekannten, welche dieſe ihnen mitgetheilten Briefe verſchlangen, etwas ſtutzig machen. Um dieſe Zeit ließ er von ſeiner Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde", von der ihm Schütz einige Stellen in Lateiniſcher Ueberſetzung geſchickt, einen beſondern Abdruck machen mit der Widmung auf dem Titelblatt: „An Karl von Dalberg. Was du hier ſieheſt, edler Geiſt, biſt du ſelbſt. Milton", und auch von den betreffenden Bogen der „Thalia" wurden Exemplare mit dieſem Titel ausgegeben. Es galt dem Koadjutor zu zeigen, daß er trotz der unglücklichen Zeiten ihm noch vertraue.

Die Briefe an den Prinzen waren leider nur Lichtblicke in einer für Schiller trotz ſeines Familienglückes

düstern und trüben Zeit, in welcher ihn sogar Körners 1793
abweichende Ansichten in der Bestimmung des Schönen und Erhabenen auf das bitterste wider den alten treuen Freund verstimmten, so daß er auch gegen diesen ganz schwieg. Erst am 10. December hatte er sich so weit zurecht gefunden, daß er sein Herz ihm wieder öffnen konnte. „Seit meinem letzten Brief an dich [vom 4. Oktober] vereinigte sich so vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen", schreibt er noch immer sehr aufgeregt. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir so gar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspekten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Konversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist.... Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als sonst von Menschen, und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind.... Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte.... Schon lange ist es bloß meine Thätigkeit, die mir mein Dasein noch erträglich macht, und es kann mir unter diesen Umständen wohl begegnet sein, daß ich diesen subjektiven Werth, den meine neuern Arbeiten für mich haben, für objektiv nahm, und besser davon dachte, als sie wohl werth sein mögen. Kurz, ich bildete mir ein, sowohl in meinen Briefen von vergangenem Winter als in einigen neuern gedruckten Aufsätzen Ideen ausgestreut zu haben, die einer wärmern Aufnahme würdig wären, als sie bei dir fanden. Bei dieser Dürre um mich her wäre es mir sehr wohlthätig gewesen, eine Aufmunterung von dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von dir habe, konnte ich mir dein Stillschweigen oder deine Kälte nur zu meinem Nachtheil erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederschlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich selbst ist nie mein Fehler gewesen." Damals hoffte er bis Ostern

1793 den ersten Band seiner Briefe an den Prinzen drucken zu lassen. Leider aber hielt die Verstimmung länger an, so daß er gar, da auch die in Ludwigslust immer steigende Theure ihn drückte, mitten im Winter zurückreisen wollte, wovon ihm die Schwiegermutter bei Sendung ihres Jahreszuschusses von 200 Thalern am 11. Januar 1794 ernstlich abrieth.

Als die gefürchtete erste Hälfte des Januar vorüber war, fühlte er sich viel leidlicher, doch sehnte er sich nach Jena und der Nähe seiner Freunde zurück; bleibe er so wohl und erlaube es das Wetter, so wollte er Anfangs März Schwaben verlassen. „Meine Frau ist noch immer recht erträglich wohl auf," schreibt er am 3. Februar nach achtwöchentlichem Schweigen an Körner, „und der Kleine ist wie das Leben. Er macht mir jetzt schon überaus viel Freude, und seine Lebhaftigkeit gibt mir Hoffnung, daß er in sechs bis acht Monaten schon närrisches Zeug machen wird." Seine Briefe will er jetzt wenigstens noch vier Monate im Pult behalten, obgleich sie schon gegen 14 gedruckte Bogen ausmachen dürften. Vom Einfluß des Schönen auf den Menschen war er zur Wirkung der Theorie auf Beurtheilung und Erzeugung des Schönen gekommen und stand eben bei der von aller Theorie unabhängigen Erzeugung des Originalschönen. Hier hielt er inne, um sich (ein Beweis, wie wohl es ihm jetzt trotz der Furcht vor den Franzosen war) wieder einmal dem „Wallenstein" zuzuwenden. Hoven will einige ausgeführte Scenen des Stückes damals gelesen haben.

Mit diesem besuchte Schiller auf drei Tage Tübingen, wohin der alte Abel versetzt worden war. Sie waren im Gasthofe abgestiegen, aber Abel ruhte nicht, bis ihr Koffer in seine Wohnung, die sogenannte Bursch, gebracht war, wo er die Aufsicht über die hier frei unterhaltenen Studirenden der Theologie hatte. Auch die Ludwigsburger Gäste mußten mit an der gemeinschaftlichen Tafel speisen.

Schiller erfreute sich seines alten, guten, um ihn so ver- 1794
dienten Lehrers. Auch Cotta wurde damals besucht.

Bei der Kunde, daß ein kaiserliches Lazareth nach Ludwigsburg komme, setzte die Furcht, Kranke würden in demselben untergebracht werden, den jetzt außerordentlich reizbaren Dichter in solche Noth, daß er eilends nach Stuttgart ziehen wollte, das er seiner traurigen Erinnerungen wegen nicht hatte betreten wollen, doch verzögerte sich die Uebersiedelung. Zu gleicher Zeit setzte ihn die Zukunft seines Vaters in Sorge, da der neue Herzog die Solitude nicht weniger als die Akademie haßte und beide eingehen lassen wollte; schon sprach man vom Abreißen des Schlosses und aller Gebäude, von Zerstörung der Gärten und Anlagen, von Versetzung der Orangerie und Verlegung der Baumschule. Die leicht erregte Mutter gerieth darüber ganz außer sich, während der Vater fest auf Gott vertraute. Drei Wochen später wollte Schiller in aller Eile Schwaben verlassen und am nächsten Sonntag, den 9. März, nach der Solitude kommen, um von Eltern und Schwestern Abschied zu nehmen. Mit schwerem Herzen willigte der Vater ein, besonders durch die Furcht bestimmt, daß sein Fritz von der herrschenden Seuche angesteckt werden könnte. Aber glücklicher Weise änderte Schiller rasch seinen Entschluß und zog nun nach Stuttgart, wo das schöne Wetter und die gute Luft bald einen wohlthätigen Einfluß auf ihn üben und ein geistigeres Leben ihn umgeben sollte.

Am 17. berichtet er Körner, er denke in Stuttgart einige Wochen angenehm zu verleben und hoffe dabei seinem Vater nicht ganz unnützlich zu werden. Das Verbleiben desselben auf der Solitude wurde glücklich erwirkt, und wohl durch seine Verbindung mit Haug, der Geheimsekretär des neuen Herzogs war, geschah es, daß seinem Vater am 26. der Charakter eines Oberwachtmeisters ertheilt wurde. Schiller wohnte in Stuttgart in dem Hofgärtnershause hinter der Reinsburgstraße. Der beispiellos

1794 frühe, heitere und schöne Frühling belebte ihn ungemein, so daß er sich lange nicht so wohl gefühlt hatte. Frisch und munter arbeitete er am Plane seines „Wallenstein"; habe er diesen erst fertig, so hoffte er das Stück binnen drei Wochen auszuführen. „Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade", schrieb er an Körner, „und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert. Eine Lesegesellschaft ist hier, welche das Jahr 1300 Gulden aufwendet, um das Neueste aus der Literatur und Politik zu haben. Auch ist hier ein passables Theater mit einem vortrefflichen Orchester und sehr gutem Ballet." In seinem Jugendfreunde Dannecker fand er ein wahres Kunstgenie, das ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hatte. Sein Umgang that ihm äußerst wohl; auch lernte er von ihm sehr viel, was ihm bei seinen ästhetischen Forschungen zu statten kam. Dannecker ließ es sich nicht nehmen, seine Büste zu modelliren; die Unterhaltung mit dem ideenreichen und formgewandten, dabei gemüthlichen Künstler war ihm höchst anregend und genußreich. Dannecker soll einmal, als er zur Fortsetzung seiner fast vollendeten Arbeit bei Schiller eintrat, ihn schlafend gefunden, bei dieser Gelegenheit die einzelnen Theile des Kopfes mit dem Modell durch den Zirkel verglichen und die vollständige Uebereinstimmung beider gefunden haben. Karoline erzählt, er sei nach Vollendung des Modells zu ihr ins Nebenzimmer getreten, und habe, Thränen im Auge, ausgerufen: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!" Durch Dannecker wurde Schiller mit dessen Schwager, dem Kaufmann Rapp, bekannt, der sich selbst in landschaftlichen Zeichnungen versuchte; besonders dessen Bemerkungen über die Behandlung des Landschaftlichen waren dem Dichter sehr anziehend. Auch mit Hetsch und Scheffauer fand er sich freundlich zusammen, nicht weniger mit dem guten Zumsteeg, dem bedeutendsten der dortigen Tonkünstler, an dem er aber mehr Genie als

Ausbildung fand. Den Hofkaplan Werkmeister, einen der bedeutendsten Gelehrten, schätzte er besonders wegen seiner Neigung zur Kantischen Philosophie. Der Kupferstecher Müller war eben mit seinem Bilde von Graff beschäftigt. Die ihm befreundete Malerin Simanowitz, eine geborene Reichenbach, malte ihn, später auch seine Frau. Sonst verkehrte er mit Petersen, Haug und der Familie Hartmann, besonders mit Prof. Johann Georg August Hartmann, der bei zu der zu Ostern erfolgten Aufhebung der Karlsakademie in Ruhestand versetzt wurde. Daß diese auch um ihn in mancher Weise verdiente Anstalt eben während seiner Anwesenheit geschlossen wurde, berührte ihn sonderbar. Auch Wilhelm von Wolzogen kam eben nach Stuttgart zurück, von wo er mit Karolinen, seiner alten Jugendliebe, zum höchsten Aerger der Frau von Lengefeld, in die Schweiz reiste; sie blieben dort bis nach Schillers Entfernung zu Stein am Rhein. 1794

Mit Cotta kam Schiller zunächst wegen Annahme eines Wechsels von 200 Thalern an Göschen in nähere Verbindung. Kurz darauf bot er ihm ein „Griechisches Theater" in etwa sieben Bänden zum Verlage an, das er mit Prof. Nast in Stuttgart und Diaconus Conz herauszugeben beabsichtige. Jeder Band sollte eine Beurtheilung der darin übersetzten Stücke von seiner Hand bringen, wobei er Gelegenheit nehmen wollte, die hauptsächlichsten Schönheiten des Griechischen Trauerspiels und die ganze Theorie der tragischen Dichtkunst zu entwickeln. Die Sache zerschlug sich, da Cotta keine neuen Uebersetzungen, nur Schillers kritische Abhandlungen geben wollte, die freilich, wenn sie zusammen erscheinen sollten, viele Zeit und Mühe gefordert haben würden.

Schiller fühlte sich in Stuttgart, wenn auch die Krampfanfälle nicht ganz ausblieben, viel freier und kräftiger, doch regte sich allmählich das Verlangen nach den nordischen Freunden und einem ruhigen, gleichförmigen Leben, dessen

1794 er zum Arbeiten bedurfte; auch wünſchte er Schritte wegen ſeiner Zukunft zu thun. Lotte hatte durch Frau von Stein der Herzogin die Berufung Schillers zur Erziehung des Erbprinzen nahegelegt, aber, wie herzlich gern dieſe auch den von ihr geliebten und geſchätzten Dichter in eine ruhige Lage verſetzt hätte, bei ſeiner geſtörten Geſundheit konnte ſie ihm unmöglich Hoffnung dazu machen. Schon gegen den 23. wollte er mit dem nach Jena zurückeilenden Paulus von Stuttgart abreiſen; aber der Zeitpunkt ward zu ſeinem Glücke immer weiter verſchoben, da er gerade in den letzten Tagen in eine für ſeine Zukunft höchſt folgenreiche nähere Verbindung mit Cotta kommen ſollte.

Es trieb ihn noch einmal nach Tübingen, wo ſeine Freunde es an Plänen nicht fehlen ließen, den Landsmann für die Hochſchule zu gewinnen. Diesmal ſtieg er bei Cotta ab, der ihn ſchon früher dazu eingeladen hatte. In Tübingen beſuchte ihn der an Reinholds Stelle nach Jena berufene, auch mit Cotta bekannte Fichte. Dieſer hatte durch den in Kantiſchem Sinne geſchriebenen „Verſuch einer Kritik aller Offenbarung“, dann durch ſeine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution“ Schillers Aufmerkſamkeit erregt, der ſchon im vorigen Oktober gegen Körner geäußert, dieſer werde für Jena „eine gute Acquiſition“ ſein und Reinhold, wenigſtens dem Geiſte nach, mehr als erſetzen. Die perſönliche Bekanntſchaft des friſchen, geiſtreichen Mannes, der eben mit der Durcharbeitung der Philoſophie nach einem neuen, dieſe zum Range einer evidenten Wiſſenſchaft erhebenden Princip beſchäftigt war, wehte Schiller um ſo erhebender an, als er ſelbſt mit einer ähnlichen Umgeſtaltung der Aeſthetik ſich trug. Gern wäre er mit ihm nach Jena gereiſt, hätte dieſer nicht den Weg über Mainz genommen. Cotta kam darauf nach Stuttgart, von wo er am 4. Mai mit unſerm Dichter einen Ausflug nach dem Kahlenſtein machte, einer mäßigen Anhöhe bei Cannſtadt, einem der reizendſten Aus-

sichtspunkte, auf welchem König Wilhelm dreißig Jahre 1794
später das Schloß Rosenstein erbauen ließ. Hier legte er Schiller den Plan einer „Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung" vor, über den sie später weiter verhandeln wollten. Von Kahlenstein fuhr man nach Untertürkheim. Auf dem Rückwege entwickelte Schiller dem unternehmenden Verleger seine Idee einer großen literarischen Zeitschrift, über den er sich schon längst gegen Wieland, Göschen und Körner ausgesprochen hatte. Zwei Tage später verließ der Dichter Stuttgart. Die Seinen befanden sich so wohl, daß er sie nicht zum letztenmal gesehen zu haben hoffen durfte. Der Vater wollte im folgenden Jahre nach Meiningen und Jena geritten kommen. Schiller nahm den Anfang der Handschrift seines neuen Werkes über die Baumzucht mit; das dadurch gewonnene Honorar sollte zum Ankauf des Pferdes für seinen letzten großen Ritt nach Norden dienen. Dr. Erhard, der eben mit Baron Herbert Italien besucht hatte, fand ihn noch in Stuttgart. Der wegen seiner Zukunft besorgte, durch einen Schwindler vor kurzem betrogene Freund begleitete ihn bis Nürnberg, als er mit den Seinen am 6. im eigenen Wagen die Schwäbische Hauptstadt verließ, um sie nie wieder zu sehen. Ueber Nürnberg ging es auf Meiningen, wo man drei herrliche Tage verlebte, besonders sich des von Reinwald auf einem Berge erworbenen Gartens freute. Am 15. erfolgte die Heimkehr.

Zehntes Buch.

Auf der Höhe.

1.

Wir ſtehen an der Schwelle der letzten, unſerm immerfort kränkelnden Dichter beſchiedenen elf Jahre, in welchen er, geſtützt und gehoben durch Körner und drei neue höchſt bedeutende Freundſchaftsbündniſſe, ſeine äſthetiſchen Forſchungen, ſeine lyriſche und (den eigentlichen Schwerpunkt ſeiner unverrückt darauf hinzielenden Natur) ſeine dramatiſche Dichtung in nächſter Verbindung mit der von Goethes Kunſtſinn geleiteten Bühne voll entfalten, auf dem Deutſchen Theater die reichſten Triumphe feiern, die Huldigung der von ihm einſt erſehnten Preußiſchen Königsſtadt empfangen, unſeres Volkes und ſeiner edelſten Geiſter Liebe und Verehrung ſich gewinnen, bei Fürſten und Königen die höchſte Anerkennung finden und ſich des glücklichſten Familienlebens ohne drückende Sorgen, wenn auch in ſtets geſpannter, ihm unentbehrlicher, die Zukunft der Seinigen ſichernder Thätigkeit erfreuen ſollte. Freilich an Kämpfen fehlte es auch jetzt nicht, doch diesmal ſtand

er nicht allein, er stritt an der Seite des großen Dichters, 1794
dem sein ganzes Leben, wenn auch oft durch seine traurige äußere Lage abgelenkt, ihn entgegengetrieben hatte, und die nothwendigen Gegenstrebungen konnten ihn nicht beirren, vielmehr stärkten sie die Thatkraft des rastlos seinem Ideale Nachstrebenden.

Schiller bezog eine während seiner Abwesenheit gemiethete Wohnung, in welcher er sich erst einrichten mußte. Ihm gegenüber wohnte seit dem Februar im Hause des Hofcommissarius Voigt Wilhelm von Humboldt, der mit Frau und Kind, besonders Schillers wegen, bis zum Herbst in Jena verweilen wollte. Dieser hatte sich unterdessen immer tiefer in die Griechen versenkt, das einzige Volk, in dem uns der ganze, zur harmonischen Thätigkeit gestimmte Mensch entgegentrete. Selbst seine Gattin hatte in ländlicher Einsamkeit Homer und Herodot in der Ursprache kennen gelernt, ja sich an Aeschylus gewagt. Bei einem längern Aufenthalte zu Dresden im vorigen Herbst hatte sich Humboldt mit Körner innig befreundet und an dessen ästhetischen Untersuchungen lebhaften Antheil genommen. Körner hatte Humboldts nicht gemeine Kenntniß in der alten Literatur, sein Gefühl für allerlei Art von Vortrefflichkeit und seinen sehr angenehmen, durch eine gewisse Offenheit und Jovialität wohlthuenden Umgang Schiller gerühmt. Den Winter hatte sich Humboldt ernstlich mit Kant beschäftigt, dessen Lehre er für unumstößlich hielt, nur die „Kritik der Urtheilskraft“ schien auch ihm nicht bloß einzelner Berichtigungen, sondern einer Erweiterung des ganzen Systems zu bedürfen. Die Schönheit erklärte er als die Form des Verstandes in der Erscheinung; auf Schillers jetzige Ansicht und ihre Begründung war er gespannt. So mußte sich sofort Schillers innigste Verbindung mit dem hochbegabten, feingebildeten, ideenreichen, vom Griechischen Genius mächtig angewehten Verehrer seines Geistes bilden. Dazu kam, daß Humboldt mit wahrer Begeisterung von

1794 Körner ſprach, wobei Schiller jedesmal das Herz aufging. „Humboldt iſt mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntſchaft“, ſchreibt er dem Dresdener Freunde; „denn im Geſpräch mit ihm entwickeln ſich alle meine Ideen glücklicher und ſchneller. Es iſt eine Totalität in ſeinem Weſen, die man äußerſt ſelten ſieht und die ich außer ihm nur in dir gefunden habe.“ Humboldts Strom der Beredtſamkeit ſchwoll vom Reichthum ſeiner Ideen und Kenntniſſe und floß in oft überraſchenden, auch heitern Wendungen, aber Schiller warf in die behagliche Flut geiſtreiche Gegenbemerkungen, die auf den oft überſehenen Kern der Sache nach ſeiner eigenen tiefen Erfaſſung hinwieſen. Humboldt, den Schiller jetzt viel ruhiger und milder fand, war ſeine reichſte, ja faſt einzige Jenaer Bekanntſchaft; denn die Verbindungen mit Paulus, Schütz, Hufeland und Grießbach traten immer mehr zurück.

Mit Cotta, der auf der Rückreiſe von Leipzig am 27. nach Jena kam, wurden Verträge über die „Allgemeine Europäiſche Staatenzeitung“ und die „Literariſche Monatsſchrift, die Horen“, unter Schillers Leitung entworfen. Für die erſtere ſollte dieſer als Redakteur jährlich 2000 Gulden, bei einem Abſatze über 6000 noch 1500, für jedes weitere Tauſend noch 2000 erhalten; für den Fall ſeines Todes waren der Wittwe anſehnliche Einnahmen zugeſichert. 900 Gulden ſollten als Vorſchuß in zwei gleichen Theilen im Juni und September gezahlt werden. Für die Redaktion der „Horen“ waren 100 Dukaten beſtimmt; jedes der fünf Mitglieder des beurtheilenden Ausſchuſſes ſollte 10 Louisd'ors erhalten, das Honorar der Mitarbeiter nach Beſtimmung des Ausſchuſſes 8, 5 oder 3 Louisd'ors betragen. Auch hier war für den Todesfall eine Entſchädigung der Wittwe vorgeſehen. So ſchien für Schillers Zukunft geſorgt, ſollte auch das Kopenhagener Geſchenk aufhören, deſſen weitere Sendung noch immer ausblieb, wohl in Folge des Kopenhagener Brandes, der am 26. Februar das Schloß Chriſtiansburg, wo auch der Herzog von Auguſtenburg wohnte,

mit Schillers sämmtlichen Briefen an den Erbprinzen zer- 1794
stört hatte. Kaum war Cotta weg, so traten die bei Schiller schon früher gegen seine Uebernahme einer politischen Zeitung aufgestiegenen, aber durch den freundlichen Zuspruch und die glänzenden Bedingungen des Verlegers zurückgescheuchten Bedenken mit vermehrter Stärke hervor. Am 4. Juni schrieb er Cotta, er müsse ihm nach Berathung mit mehrern sehr bedeutenden Männern von der Staatenzeitung als einem zu gefährlichen Unternehmen abrathen, jedenfalls könne er bei seinem ungewissen Gesundheitszustande nicht die Leitung übernehmen; dagegen billige man allgemein die Herausgabe der Monatsschrift. Ohne seine Antwort abzuwarten, ließ er eine vom 13. datirte Anzeige der mit dem nächsten Jahre beginnenden „Horen" für die Mitarbeiter drucken. Schon hatten sich Fichte, Humboldt und der für die Geschichte zu Schillers Vertretung von Göttingen berufene fünfundzwanzigjährige Woltmann mit ihm verbunden. Voll durchdrungen war er von Fichtes Bedeutung, bei dessen Bekanntschaft ihn freilich mehr der Gehalt als die Form anzog. Die erste Anzeige erhielt Goethe mit einem äußerst verehrungsvollen, seinen Beitritt als entscheidend für den glücklichen Erfolg bezeichnenden Briefe Schillers. Gern werde die Gesellschaft sich allen zu stellenden Bedingungen unterwerfen und sich unendlich verbunden fühlen, wolle er in den engern Ausschuß treten. Denselben Tag wandte sich Schiller an Kant, dem er verbindlichst seine Freude äußerte, daß er seines Aufsatzes „Ueber Anmuth und Würde" in der zweiten Auflage seiner Schrift über die Religion als mit Meisterhand verfaßt ehrenvollst gedacht hatte. Den folgenden Tag sandte er die Anzeige an Cotta mit der Mahnung, die politische Zeitung aufzugeben und seine ganze Kraft auf die „Horen" zu verwenden; diese seien für sie beide unendlich ehrenvoller, ungleich weniger gewagt und eben so viel versprechend. In diesem Fache sei er selbst anerkannt und hinreichend mit

1794 Materialien versehen; auch könne er selbst bei einem geringen Grade von Gesundheit für dieses Unternehmen thätig sein, weil es seiner Neigung und seinem innern Beruf entspreche. Cotta ging eifrig auf Schillers Anerbieten ein; nur hätte er gern gesehen, daß Wieland beitrete und seinen „Merkur" aufgebe; aber für diesen war die Zeitschrift eine leichte Erwerbsquelle, und er mochte sich nicht gern der Leitung begeben. Schiller selbst hatte zunächst noch drei Hefte (4 — 6) der „Thalia" zu liefern, mit denen er schließen wollte; in das vierte kam die Fortsetzung der Entwicklung des Erhabenen.

Goethe hatte bereits Fichte kennen gelernt und sich lebhaft seiner frischen und tüchtigen Natur gefreut; er schien ihm ein ganz anderer Mann als der stets verschlossene Reinhold. Da er in Weimar sich immer einsamer fand, wo er nur mit Meyer und Voigt in näherer Verbindung stand, von Herders entschiedener Vorkehrung des sittlichen Standpunktes sich abgestoßen fühlte, zog es ihn nach dem anmuthigen, durch reiche Bildung und schöne Sammlungen ausgezeichneten, seiner Dichtung so förderlichen Jena. So konnte ihm denn nichts erwünschter kommen als eine Verbindung mit Schillers unleugbar bedeutendem Talente. Doch nahm er sich Zeit, ehe er die freundliche Einladung beantwortete. Erst nach zehn Tagen (Fichte hatte ihn unterdessen wieder besucht) erklärte er mit Freuden und mit ganzem Herzen seinen Beitritt. Eine nähere Verbindung mit so wackern Männern werde gewiß manches bei ihm ins Stocken Gerathene wieder in lebhaften Gang bringen; was sich unter seinen ungedruckten Sachen für eine solche Sammlung eignen sollte, werde er gern mittheilen. Bald hoffe er sich mündlich mit Schiller und seinen geschätzten Mitarbeitern über die Grundsätze zu unterhalten, nach welchen man über Gehalt und Form zu wachen habe, um die Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Drei Wochen nach Schillers Rückkunft war der arme 1794
Bürger gestorben, dem seine Beurtheilung so unendlich weh gethan. Matthisson, der den dem Tode nahen Dichter mit tiefem Mitleid gesehen, besuchte auch Schiller. Diesen, den er vor sechs Monaten abgezehrt verlassen, fand er zu seiner Verwunderung „neukräftig und blühend, gleich einem Griechischen Heros, der sich zum Olympischen Wettkampf anschickt". Mit Freuden vernahm er, daß dieser nie mit frischerm Muth und froherer Thätigkeit gearbeitet; er sprach ihm von seinen „Malteſern", die er eben bedachte, auch vom Plane der „Horen". Matthissons Gedichte hatte er zur Beurtheilung von der Literaturzeitung erhalten. In seinem Zimmer standen Abgüsse von Antiken, auf dem Tische lag ein Plan von Rom. Schiller meldete sich bald nach Bürgers Tod bei dem Verleger des Göttinger Musenalmanachs zur Uebernahme der Herausgabe. Der „Horen" wegen wandte er sich zunächst an Engel und Garve, da Herder verreist war; diesen lud er erst am 4. Juli ein, als jene schon beigetreten waren. Da er für die „Horen" eine neue Bearbeitung der Briefe an den Erbprinzen von Augustenburg bestimmt hatte, versenkte er sich von neuem in Kant, wobei ihm die Unterhaltung mit Humboldt und Fichte, der eben seine „Wissenschaftslehre" drucken ließ, höchst förderlich war. Auch als die durch die große Hitze aufgeregten Krämpfe ihm den Schlaf raubten und ihn fast zu allen Beschäftigungen unfähig machten, hielt er sich eifrigst an Kant, wobei er zu seiner Freude fand, wie es immer heller in ihm werde.

Erst gegen den 21. Juli konnte Goethe Jena besuchen, wo die neuen Freunde in ihren Ideen über Kunst eine um so unerwartetere Uebereinstimmung fanden, als sie von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgegangen waren. „Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen", berichtete Schiller an Körner, und Goethe äußerte gegen Meyer, lange habe er nicht solchen geistigen

1794 Genuß gehabt. Die in Aussicht gestellte baldige Wiederholung des Besuches wurde durch die Reise vereitelt, welche Goethe in Begleitung des Herzogs nach Dessau, Leipzig und Dresden machen mußte. Schiller war so leidend, daß er in den drei ersten Wochen des August das Haus nicht verlassen konnte. Da der Verleger des Göttinger Musenalmanachs schon einen andern Herausgeber bestimmt hatte, war es ihm um so angenehmer, daß ein junger Buchhändler Michaelis aus Neustrelitz, der in Jena nach gutem Verlage suchte, einen vom Herbst 1795 an jährlich unter seiner Redaktion erscheinenden Musenalmanach übernahm. Nach dem Vertrage vom 15. August erhielt Schiller 300 Thaler; das Honorar der sämmtlichen Gedichte sollte 150 Thaler nicht übersteigen. Seiner anhaltenden Krämpfe wegen mußte er eine Zusammenkunft mit Körner in Leipzig ablehnen, nur bis Weißenfels getraute er sich. Vorher schloß er die „Thalia" ab (die beiden letzten Hefte enthielten von ihm nur „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände") und vollendete die Beurtheilung von Matthissons Gedichten. In letzterer wies er, ausgehend vom Wesen der Malerei und Dichtkunst, dem Landschaftsmaler und dem Landschaftsdichter ihre Stellung an, und zeigte, wie glücklich Matthisson den drei Erfordernissen landschaftlicher Darstellung genüge. Aber auch seine Versuche auf andern Gebieten der Dichtkunst wurden gerühmt. Gegen Bürgers scharfe Zurechtweisung stach diese von höchster Anerkennung überfließende Lobpreisung auffallend ab, obgleich Schiller hervorhob, daß Matthisson bisher nur in bescheidenern Kreisen seine Schwingen versucht habe. Matthisson wurde jetzt förmlich zu den „Horen" eingeladen. An Goethe schrieb Schiller vor der Abreise einen von inniger Verehrung und dem Bedürfniß vertraulicher Annäherung und einträchtigen Zusammenwirkens eingegebenen Brief.

Die anderthalb Tage in Weißenfels zeigten den Freunden von neuem, wie wohl sie sich verstanden und wie

nothwendig sie sich waren. Schiller fand bei seiner Rück- 1794
kehr Goethes äußerst entgegenkommende Antwort. Dieser wünschte, er selbst möge ihn mit dem Gange seines Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt machen; so wenig hatte er seine ästhetischen Arbeiten verfolgt. Er sandte dem neuen Verbündeten einen frühern Aufsatz, worin er die Erklärung der Schönheit als Vollkommenheit mit Freiheit auf die organische Natur angewandt hatte. Schiller ließ ihm seine handschriftlichen Untersuchungen über die Schönheit zugehen, in denen er Freiheit und Kunstmäßigkeit als Bedingungen des Schönen bestimmt hatte; aber seit dieser Zeit hätten seine Ideen ein besseres Fundament und größere Bestimmtheit erhalten, die sie den Goetheschen ungleich näher bringen dürften. Ueberzeugt von ihrer Einigkeit in allen Hauptpunkten, bat Goethe ihn, während der vierzehn Tage der Abwesenheit des Hofes in seinem Hause zu wohnen, wobei er ganz nach seiner Art leben und sich einrichten möge. Die so liebenswürdige wie unerwartete Einladung nahm Schiller um so freudiger an, als seine Frau sich in Rudolstadt befand. Die Scheidung Karolinens war endlich erfolgt und ihre Verbindung mit Wolzogen stand bevor. Schiller war darüber äußerst ungehalten, weil ihre Charaktere, wie er meinte, nicht zu einander paßten. Er selbst sann über seine Entwicklung des Naiven; auch wollte er an den Plan des „Wallenstein“ gehen, doch ward es ihm dabei ordentlich angst und bange, da er an seinem Beruf zum Dichter zu zweifeln begann, was freilich nur eine augenblickliche Verstimmung war. Gerade der Aufsatz über das Naive, den er aus dem Herzen und mit voller Liebe schrieb, betrachtete er als eine Brücke zur Dichtung. Dem Briefe an den Erbprinzen suchte er in der neuen Bearbeitung die höchste Vollkommenheit zu geben, was ihm auch zu gelingen schien. Goethe ließ durch Frau von Stein einen Schreibtisch an Schiller gelangen, den dieser in die Stube seiner abwesenden Gattin setzen möge; „ein guter

1794 Freund von Ihnen beiden hat mir den Auftrag gegeben", schrieb dieſe bei der Ueberſendung. So zeigte Goethe auf anmuthigſte Weiſe, wie ſehr er eine wirklich freundſchaftliche Verbindung mit Schiller wünſche.

Vom 14. bis zum 27. September genoſſen die neuverbündeten Dichter die Freude innigſten Austauſches. Schiller fühlte ſich auch körperlich ſehr viel wohler. Während ihn zu Hauſe Nachts die Krämpfe nicht ruhen ließen, ſchlief er hier vortrefflich, was er ſeiner gänzlichen Enthaltung von Kaffee, Thee und Obſt und dem guten Abendeſſen zuſchrieb, bei dem er immer Wein, nie Bier trank. Auch bei Tag genoß er immer Wein; ſelbſt Gemüſe aß er Mittags und Abends ohne Beſchwerde. Freilich war er am Tage von ſeinen Krämpfen nicht frei; deshalb konnte er niemand beſuchen, nur ging er mit Goethe im Park ſpazieren. Frau von Stein verfehlte er einmal, wo er denn vor Schmerzen nur mit Mühe nach Goethes Hauſe zurück konnte. Die meiſte Zeit des Tages war er in Geſellſchaft des einzigen Freundes, einmal von halb 12 bis Nachts 11 Uhr. Alles, was beide im Sinne hatten, wurde eingehend mit größter Offenheit beſprochen. Goethe machte ihm ſo große Luſt zu ſeinen „Malteſern", daß er es für möglich hielt, dieſe ſchon am nächſten Geburtstage der Herzogin auf der Bühne zu ſehen. „Er las mir ſeine „Elegien", die zwar ſchlüpfrig und nicht ſehr decent ſind, aber zu den beſten Sachen gehören, die er gemacht hat", ſchreibt Schiller ſeiner Gattin. „Er hat mich gebeten, ſeinen „Egmont" für das Weimariſche Theater zu korrigiren, weil er es ſelbſt nicht wagt, und ich werde es auch thun. Meinen „Fiesko" und „Kabale und Liebe" räth er mir auch nur ein wenig zu retouchiren, daß dieſe Stücke ein bleibendes Eigenthum des Theaters werden." Humboldt, der ihn zu Goethe begleitet hatte, kam auch einmal zu Beſuch. Herder hatte ihn einladen laſſen, ſprach aber ſelbſt vor, da Unwohlſein Schiller zurückhielt. In Weimar empfing er auch Cottas Aufforderung, alles zum zeitigen Erſcheinen der Ankündigung und

des ersten Heftes der „Horen" zu veranstalten; denn Schiller 1794
hatte ihm noch einmal die bedeutenden Kosten des Unternehmens ernstlich vorgehalten, bei welchem er wohl erst nach dem Verkaufe von 1300 Exemplaren seine Auslagen heraushabe, wodurch aber Cotta so wenig zurückgeschreckt wurde, daß er mit Prof. Posselt auch wegen der politischen Zeitung verhandelte. Cottas Antrag, an dieser wenigstens Theil zu nehmen, schlug Schiller entschieden ab.

Freilich hatte er in dieser Zeit nichts gearbeitet, aber Muth und Lust zu frischem Leben gewonnen, da ihm Goethes eifriges einträchtiges Mitwirken nicht bloß bei den „Horen", für die er fast mehr als Schiller selbst begeistert war, sondern auch in allem Streben und Wirken gesichert war: seine kühnsten Träume waren verwirklicht, der Dichter, dessen Größe ihn einst zu neidischer Verzweiflung gebracht, stand ihm als treuester Bundesgenosse im Wettstreite für ideale Kunstvollendung zur Seite. Nach seiner Rückkehr suchte er Schütz, wahrscheinlich nach Verabredung mit Goethe, zu bestimmen, daß die Literaturzeitung rasch ausführliche Anzeigen jedes Stückes der „Horen" von Mitarbeitern derselben bringe. Goethe wußte zu gut, daß Böswilligkeit, wenn sie in einem so bedeutenden Blatte ihre Stimme erhebe, dem besten Unternehmen den schlimmsten Schaden thun könne, und gerade Gelehrte sich leicht zu dem gewissenlosesten Mißurtheil hinreißen lassen; deshalb wollte er diesem leidigen Treiben gleich an der Quelle entgegentreten. Schütz besuchte selbst Schiller, da dieser wegen des schlechten Wetters nicht ausgehen konnte, und es kam zu einer Verabredung, die freilich später geändert wurde. Ein belangreicher Briefwechsel verband die neuen Freunde. Goethe bot, was ihm vorlag, und stellte anderes in Aussicht. Schiller hielt sich an seine Briefe „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen", welche die „Horen" eröffnen sollten; die ihm mitgetheilten schienen Goethe köstlich. Leider fand Schiller sich gehindert, zu der von Goethe mit be-

1794 ſonderm Eifer geleiteten Vorſtellung des „Karlos“ am 16. herüberzukommen.

Am 2. November eilte Goethe mit ſeinem Kunſtfreunde Meyer auf einige Tage nach Jena, wo über die „Horen“ viel verhandelt wurde, Goethe ſeine „Unterhaltungen“, Meyer ſeine Aufzeichnungen über die alte Kunſt zu überſenden verſprach. Erſt einen Monat ſpäter entwarf Schiller die buchhändleriſche Ankündigung der „Horen“. Es hieß hier, die neue Zeitſchrift werde, indem ſie alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbiete, über die vergangene Welt die Geſchichte und über die kommende die Philoſophie befragen, an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhänge, nach Vermögen geſchäftig ſein. Dieſes einzige Ziel werde ſie ſowohl ſpielend als ernſthaft verfolgen, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben ſuchen. Man werde ſich, ſo weit kein edlerer Zweck darunter leide, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele ſetzen, dem frivolen Geſchmack, der das Neue bloß um der Neuheit willen ſuche, nie nachgeben, übrigens ſich jede Freiheit geſtatten, die mit guten und ſchönen Sitten verträglich ſei. Patriotiſche Freude empfinde der Herausgeber, daß es ihm endlich gelungen, mehrere der verdienſtvollſten Schriftſteller Deutſchlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation, trotz aller Verſuche, die von einzelnen bisher angeſtellt worden, noch immer gemangelt habe, und nothwendig habe mangeln müſſen, weil gerade eine ſolche Anzahl und Auswahl von Theilnehmern nöthig geweſen, um bei einem in feſtgeſetzten Zeiten erſcheinenden Werke Vortrefflichkeit im einzelnen mit Abwechslung im ganzen zu verbinden. Die Zahl der genannten Mitglieder betrug 25; unter ihnen waren auch

Gleim, Pfeffel und Bürgers Freund A. W. Schlegel, da- 1794
mals Hofmeister in Amsterdam.

Leider stellte sich trotz der pomphaften Ankündigung alsbald die Noth ein. Schiller selbst war mit dem in seiner Art vortrefflichen Anfang der Goetheschen „Unterhaltungen" nicht ganz zufrieden. Seine eigenen Briefe erkannte er für „nicht eben leicht verständlich", wie hoch sie ihm auch wissenschaftlich zu stehen schienen, da sein System sich hier einer Reife und innern Konsistenz nähere, die ihm Festigkeit und Dauer versicherten, durch das Ganze eine Simplicität herrsche, die sich ihm selbst bei der Ausführung durch eine größere Leichtigkeit bemerkbar mache. Selten war es ihm trotz seines ewigen Krampfübels so wohl im Geist und Herzen gewesen. Dazu war ihm in seinem Hause das höchste Glück beschieden. Sein Karl, dessen Herz sich sehr lenksam und weich zeigte, war frisch und gesund und jagte zu seiner Freude lustig im Zimmer herum; seine ersten Sprachversuche erfreuten ihn. „Sobald ich aufstehe, erhalte ich einen Besuch von ihm", schreibt er. „Mittags ißt er mit uns an einem Tische und des Abends haben wir auch unsere Freude mit ihm. Ich kann nicht beschreiben, wie viel mir das Kind ist."

Seine fortschreitenden ästhetischen Briefe hielt er für das Beste, das er je gemacht und je hervorbringen werde. Als er aber den ersten Band von Goethes „Wilhelm Meister" las, ward seine alte Neigung zur Dichtung wieder schmerzlich aufgeregt; der Dichter, meinte er, sei doch der einzige wahre Mensch, auch der beste Philosoph gegen ihn nur eine Karikatur. Erst als Goethe und Meyer, die am 11. Januar 1795 auf zwölf Tage nach Jena kamen, von seiner Vorlesung der „Briefe" so mächtig hingerissen wurden, wie es kaum ein Werk der Beredtsamkeit vermochte, fühlte er sich wieder beruhigt und zur Fortsetzung aufgemuntert. Zu seiner höchsten Freude waren schon im Januar an tausend Bestellungen auf die „Horen" eingelaufen. Diesen wollte er sich jetzt ganz widmen, bloß sechs

1795 Wochen auf zwei bis drei Gedichte zum Almanach verwenden. Sofort brachte die Literaturzeitung eine Beurtheilung des ersten Stückes von Schütz selbst, die er für zweckmäßig, aber für nichts weniger als einsichtig hielt, ja Schütz schien ihm etwas gegen ihn selbst auf dem Herzen zu haben.

Mit Eifer widmete er sich im Februar der Beurtheilung des noch ungedruckten dritten und vierten Bandes von Goethes „Wilhelm Meister". Des Dichters Einladung nach Weimar zu folgen verboten ihm seine wiederholten Anfälle. Da das Bedürfniß der Abwechslung eine geschichtliche Darstellung in den „Horen" forderte und ihm von anderer Seite nichts Anziehendes geliefert wurde, wandte er sich von seinen mit Lust geförderten ästhetischen Briefen zu einer ihm naheliegenden Schilderung der Belagerung von Antwerpen. In Tübingen war unterdessen Freund Abel beauftragt worden, bei ihm anzufragen, ob er die Professur für höhere Philologie und Aesthetik übernehmen wolle. Auf seine Ablehnung stellte ihm Abel am 6. März einen Lehrstuhl für Geschichte und Aesthetik in Aussicht; dabei solle er in seinem Hause lesen dürfen und von allen öffentlichen Geschäften befreit sein. Diesen erneuten Antrag benutzte Schiller, um von seinem Herzog das Versprechen der Verdoppelung seines Gehaltes für den Fall zu erlangen, daß er zu arbeiten unfähig werde. Erst am 3. April lehnte er wiederholt den ehrenvollen Antrag mit dem Bemerken ab, für die 1000 Gulden, unter denen er in Tübingen nicht leben könne, würde er zu wenig geleistet haben. Und wie hätte er sich jetzt von Goethe und Humboldt trennen können!

Unterdessen war ersterer wieder in Jena angekommen, wo er mit Schiller, den er jeden Abend besuchte, fünf Wochen in vertrautester Verbindung lebte. Dieser bezog am 13. April eine neue geräumigere Wohnung in dem großen Grießbachischen Hause am Stadtgraben, aber hier befiel ihn sogleich ein heftiger, lang andauernder Katarrh.

Goethe wurde ihm in dieser Zeit, wo auch Lotte leidend 1795
war, ein wahres Labsal. Mit Humboldt bildete er fast seinen einzigen, ihn lebhaft ansprechenden Umgang; denn mit der wohlwollenden, aber zudringlichen Hauswirthin lehnte Lotte jede nähere Verbindung ab und Grießbach selbst lebte in andern geistigen Kreisen. Die Fortsetzung „Wilhelm Meisters", die damals von Goethe begonnene „Befreiung des Prometheus" in Altgriechischem Stile mit Chören, die Beiträge zu den „Horen" und der im Herbst herauszugebende Almanach boten zu anregendster Unterhaltung ergiebigen Stoff. Cotta brachte von der Leipziger Messe die besten Nachrichten; der Absatz der „Horen" war nicht weit von 1800 Exemplaren; seine Erkenntlichkeit bezeigte er Schiller durch ein Geschenk von 31 Carolinen. Freilich bat er um größere Mannigfaltigkeit der Aufsätze und verschwieg nicht, daß man sich über die abstrakten Materien beklage, doch Goethe meinte, sie sollten nur das geben, was sie vermöchten, und sich um das Publikum nicht kümmern. Schiller wagte nun sogar Goethes Römische „Elegien" mit Ausscheidung zweier zu bringen, obgleich ihm nicht entgehen konnte, daß diese vielfachen Anstoß erregen würden; sein ästhetisches Gefühl freute sich dieser kunstvollendeten Dichtungen, in welchen der ganze Mensch erscheine, bei dem der sinnliche Genuß nur nothwendige Erfüllung seines Wesens, kein gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sei. Dasselbe Stück brachte in der Fortsetzung der „Aesthetischen Briefe" die Behandlung der schmelzenden Schönheit; die Fortsetzung, über die energische Schönheit, war einer besondern, glänzend ausgestatteten Ausgabe dieses seines Meisterwerkes aufbehalten. Leider litt er arg unter dem üblen Wetter der zweiten Maiwoche, in welcher ihn die Fortsetzung der Briefe bedrängte. Dazu erkrankte Lotte an den Masern, wodurch er sich auch von Humboldt und dessen Hause abgesperrt sah. Um so erfreulicher wurde ihm Goethes elftägiger Besuch; aber am Ende desselben ward

1795 er von einem Fieber ergriffen, das ihn mehrere Tage zu allem unfähig machte.

Mit den fein und anmuthig, ja dramatisch ausgeführten Briefen, einer kunstvollendeten Verklärung der an den Prinzen gerichteten, hatte Schiller seinen eigenen Antheil an den „Horen" vorab geendet. Mit siegender Klarheit hatte er hier den ihm hell aufgegangenen Gedanken entwickelt: daß die Schönheit die höchste und letzte Befriedigung des von ihm sogenannten Spieltriebes sei, die ästhetische Gemüthsverfassung in der Bestimmungsfreiheit bestehe; die Schönheit der Unvollkommenheit der menschlichen Natur abhelfe, den Angespannten beruhige, mildere, schmelze, den Abgespannten aufrichte und belebe; die ästhetische Bildung die sittliche in sich schließe, nur derjenige der sittlichen bedürfe, der zur ästhetischen nicht befähigt sei. Hatte er es dadurch auch zugleich mit den empirischen wie mit den rationalen Aesthetikern verdorben, Kant hatte sich ganz zufrieden mit dem Anfange der Briefe erklärt, und er selbst fühlte, daß er damit einen großen Fortschritt gemacht habe, ja er hielt seine Ansicht für streng erwiesen. Der Uebergang zur dichterischen Thätigkeit, welche der Almanach forderte, wollte ihm, besonders bei seinen ewigen Krämpfen und den mancherlei Redaktionssorgen, nur schwer gelingen: er begann mit einem gereimten Briefe, den er aber als ungenügend zur Seite legen mußte. In der Noth wegen der „Horen" hatte er sich an Fichte gewandt, der in Folge der Aufregung, in welche seine edlen Bestrebungen für die Ordensverbindungen die Studenten gegen ihn versetzt, den Sommer in dem nahen Oßmannstädt verweilte. Persönlich war er gegen das „Ich von Oßmannstädt", mit dem „die reichste Quelle von Absurditäten versiegt" sei, sehr verstimmt; er vermißte in ihm von Anfang an die wahre Lebensklugheit. Auf seine dringende Mahnung sandte Fichte ihm den Anfang seiner drei Briefe „Ueber Geist und Buchstaben in der Philosophie". Schiller,

der darin einen völlig unerwiesenen Widerspruch gegen seine 1795
„Aesthetischen Briefe" zu sehen glaubte, wurde dadurch so bitter gereizt, daß er ihm den rasch gelesenen Aufsatz mit den schroffsten Bemerkungen als für seine Monatsschrift ungehörig zurückschickte. Er warf ihm trockene, schwerfällige, nicht selten verwirrte Darstellung vor, erklärte sich weder durch die Einkleidung noch den Inhalt befriedigt, ja er suchte nachzuweisen, daß es dem nach einem excentrischen Plan gearbeiteten Aufsatze an Klarheit und Bestimmtheit fehle. Fichte, den eine solche schülerhafte Behandlung verletzen mußte, wies den Vorwurf der Flüchtigkeit und des Mißverständnisses ruhig, aber entschieden zurück. Von Schillers eigenen philosophischen Arbeiten behauptete er, sie ermüdeten den Leser, weil er die Einbildungskraft, die frei sein müsse, zum Denken zwingen wolle; man bewundere sie, staune sie an, aber niemand verstehe sie. Zwischen beide Briefe fällt Goethes kurzer Aufenthalt zu Jena auf der Reise nach Karlsbad. Humboldt mußte Anfangs Juli zu seiner kranken Mutter nach Berlin, so daß Schiller sich durch die Abwesenheit beider Freunde auf längere Zeit vereinsamt fand. „Ich lebe jetzt ganz cavalierement", schreibt er an Körner den 4. Juli; „denn ich mache — Gedichte für meinen Musenalmanach. Närrisch genug komme ich mir damit vor." Leider wurde er gleich darauf von seinen Krämpfen so scharf bedrängt, daß er kaum eine Feder ansetzen konnte. Noch am 20. hatte er das dritte Gedicht für den Almanach nicht vollendet, doch sollte er bald trotz seiner Leiden sich lebhaft dichterisch angeregt fühlen; denn gerade zu der Zeit, wo er sich körperlich angegriffen fühlte, war sein Geist um so thätiger, während er sich bei behaglichem Wohlsein gehen ließ. Am 3. August konnte er Körner melden, trotz seiner mehr als je unterbrochenen Gesundheit sei etwas geschehen, was ihm Vertrauen gebe. „Ich habe mich zwar, da meine Zeit für diese Arbeit zu strenge bestimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, sondern bin am Ufer der Philosophie herumge-

1795 fahren, doch ist dadurch wenigstens der Uebergang zu einer freiern Erfindung gemacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach bleibe ich den Rest dieses Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter, im poetischen Felde." Neben manchen Sprüchen waren ihm „Die Macht des Gesanges", der launige „Pegasus im Joche" und der durch rhythmische Malerei ausgezeichnete „Tanz" gelungen.

Zu gleicher Zeit suchte er wenigstens vor sich selbst Fichtes Herabsetzung seiner „Aesthetischen Briefe" abzuwehren; denn der Brief, zu dem denkwürdige Entwürfe vom 3. und 4. August vorliegen, scheint nicht abgesandt worden zu sein. Er bemerkt hier, da es einem Schriftsteller nicht gleichgültig sein könne, ob ein großes oder ein kleines Publikum ihn kaufe, so habe er die Leser nicht durch Anschmiegen an den Geist der Zeit zu gewinnen, sondern durch die lebhafte und kühne Aufstellung seiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern gesucht. Gegen Fichtes Berufung auf den Ausspruch des Publikums über sie beide nach zehn Jahren äußerte er: „Daß in hundert oder zweihundert Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen sind, Ihre Schriften zwar citirt und ihrem Werth nach geschätzt, aber nicht mehr gelesen werden, dies liegt eben so sehr in der Natur der Sache, als es darin liegt, daß die meinigen alsdann zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger denn jetzt gelesen werden. Und woher möchte dieses kommen? Daher, weil Schriften, deren Werth nur in den Resultaten liegt, die sie für den Verstand enthalten, auch wenn sie hierin noch so vorzüglich wären, in demselben Maße entbehrlich werden, als der Verstand entweder gegen diese Resultate gleichgültiger wird oder auf einem leichtern Wege dazu gelangen kann: dahingegen Schriften, die einen von ihrem logischen Inhalte unabhängigen Effekt machen, in denen sich ein Individuum lebend abdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprincip in sich enthalten, eben weil jedes Individuum einzig mithin unersetzlich und nie erschöpft ist." Von seinem Vortrage heißt es: „Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen und, so viel möglich, auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen,

sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf seine 1795
sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen wirken."

Seine lyrische Muse nahm jetzt einen höhern Schwung, zunächst in dem „Reich der Schatten" (in der spätern bedeutend veränderten Gestalt „Das Ideal und das Leben" überschrieben), in welchem er das höchste Ziel der Gedankendichtung erreicht zu haben glaubte. Freudig erkannte er, wie die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft sei. Noch eine Fülle zum Theil bedeutender Dichtungen sollte ihm der Lauf des August bringen, unter ihnen die unendlich rührenden „Ideale". Doch griff ihn sein leidenschaftlich betriebenes Dichten auch körperlich an. „Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht viel besser", schreibt er den 29. an Goethe. „Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Musen saugen einen aus." Gleich darauf erfreute ihn die zweite noch vom vorigen Jahre ausstehende Sendung seines Kopenhagener Jahrgehaltes; er erhielt über Hamburg 400 Thaler.

Die Handschrift zum Almanach, der in Berlin gedruckt werden sollte, hatte er an Humboldt geschickt, aber zu seinem Aerger ließ der Verleger nichts von sich hören. Schiller wollte im ersten Eifer ihn dennoch drucken lassen, dann aber dachte er, ihn zurückzuziehen und die Gedichte für die „Horen" zu brauchen, als sich noch zur rechten Zeit der Verleger meldete. Hatte Schiller auch einen Theil seiner Gedichte den „Horen" bestimmt, so war doch für den Almanach noch eine bedeutende Anzahl geblieben. Goethe hatte außer seinen Venediger Epigrammen einzelnes beigesteuert, vieles unter verschiedenen Chiffern Herder, manches auch andere Dichter, so daß der Almanach vor seinen drei Mitbewerbern, dem Göttinger, dem Voßischen und dem Berlinischen, sich höchst ehrenvoll auszeichnete; er war ein außerordentliches Ereigniß.

1795 Jetzt aber mußte Schiller wieder den „Horen", besonders den letzten Stücken des Jahres, seinen ganzen Fleiß zuwenden, um durch anziehenden Inhalt schwankende Abnehmer zu halten, wo möglich, neue zu gewinnen, im schlimmsten Falle wenigstens ehrenvoll aufzuhören. Freilich verleidete der fade Geschmack der einfachern und unterhaltenden Stoff fordernden Lesewelt ihm seine „Horen", so daß er oft ganz muthlos wurde, aber Humboldt und Goethe sprachen ihm freundlich zu, indem sie auf den innern Werth und auf das gute Bewußtsein hinwiesen. Doch entschloß er sich jetzt einen möglichst verständlichen Ton anzuschlagen, und so schrieb er für das neunte Heft einen Aufsatz „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten", wohl auf Veranlassung des Streites mit Fichte; auch wollte er die bessern Mitarbeiter zu demselben Verfahren bestimmen. „Wenn aber aller dieser Bestrebungen ungeachtet die öffentliche Stimme gegen uns ist", schrieb er an Cotta, „so muß die Unternehmung aufgegeben werden. Mir ist es unmöglich, mich lange gegen Stumpfsinnigkeit und Geschmacklosigkeit zu wehren; denn Lust und Zuversicht allein sind die Seele meines Wirkens." Dieser aber wollte vom Schlusse nichts wissen, selbst wenn der Absatz, was kaum zu fürchten, im nächsten Jahre bedeutend geringer sein sollte. Schiller möge nur nicht seine Freude an der Monatsschrift verlieren. Gleichzeitig bot er ihm stets offene Kasse an. Anfangs September schrieb Schiller einen bedeutenden Aufsatz über das Naive, das er schon vor zwei Jahren in Schwaben behandelt hatte; eine gleichfalls schon damals geschriebene Arbeit über die Gefahr ästhetischer Sitten ließ er fast ganz unverändert abdrucken. Seine Entwicklung des Naiven schrieb er mit größerer Freiheit und Leichtigkeit als die „Aesthetischen Briefe". Aber dabei fühlte er sich von neuem vom dichterischen Geist ergriffen; es gelang ihm die später als „Spaziergang" bezeichnete „Elegie", die ihm das dichterischste aller seiner Gedichte, zugleich eine Erweiterung seines Dichtertalentes schien. Auch

an einer romantiſchen Erzählung wollte er ſich verſuchen, 1795
um den Kreis der Dicht-Arten und Formen zu vollenden, da das Publikum auf die Mannigfaltigkeit ſeiner Dichtungen als eine ſeiner charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſchon aufmerkſam geworden zu ſein ſcheine. Den Stoff nahm er aus dem Liebesabenteuer des Kanzlers Schlick mit einer ſchönen Sieneſin auf dem Römerzuge Sigismunds, das er freilich anders wenden mußte. Aber auch zu ſeinen „Malteſern" trieb ihn ein recht ungeduldiges Verlangen; in vier Monaten, die er vom December an von den „Horen" frei zu ſein hoffte, dachte er damit weit, wenn nicht zu Ende, zu kommen. „Zuweilen traue ich mir etwas darin zu", ſchreibt er an Humboldt, „und beſonders dürfte dieſes Sujet noch am wenigſten mißlingen. Da es mit Chören verbunden iſt, ſo knüpft es ſich auch ſchon eher an meine jetzige lyriſche Stimmung an. Es enthält eine einfache heroiſche Handlung, eben ſolche Charaktere, die zugleich lauter männliche ſind, und iſt dabei Darſtellung einer erhabenen Idee, wie ich ſie liebe." Humboldt möge noch einmal recht ſtreng darüber nachdenken, ob er die epiſche oder dramatiſche Poeſie wählen ſolle. Auch hatte er Körner vor kurzem aufgefordert, ihm die Nativität zuzuſtellen, an was er ſich jetzt in der Poeſie vorzüglich hängen ſolle. Wie die Urtheile Humboldts, Körners, Goethes und Herders über ſeine neuen Gedichte ihn anregten und hoben, ſo wollte er auch von den Freunden immer hören, was er ſelbſt fühlte, daß ſein eigentliches Feld die Tragödie ſei.

Nachdem er den Sommer über ſeiner Krämpfe wegen gar nicht ins Freie gekommen, lebte er in den ſchönen Herbſttagen Mitte Oktober wieder auf. Am 10. fuhr er zum erſtenmal ſpazieren. Doch ehe er ſich den „Malteſern" zuwenden konnte, mußte er noch ſechs Wochen den „Horen" widmen. Dieſe erlitten gerade jetzt verſchiedene ſcharfe Angriffe. In der lebhaften Aufregung darüber ſchrieb er den 30. Oktober an Cotta, er werde im letzten Stück auf alle elenden Kritiken zugleich antworten. Aber ſchon am

1795 folgenden Tage meinte er gegen Goethe, es lasse sich wohl noch davon reden, ob man auf diese Platituden antworten solle, lieber möchte er seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben; besonders sollten sie Nicolai, der in seiner „Reise durch Deutschland vom Jahre 1781" die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, die vierzehn Jahre später erschienenen „Horen" vor seinen Richterstuhl zu ziehen, in Text und Noten mit einer recht insignen Geringschätzigkeit behandeln. Höchst erfreulich wurde ihm Goethes Anwesenheit vom 5. bis zum 11. November, der diesmal zum erstenmal seinen Geburtstag mitfeierte. „Wir sitzen von Abend 5 Uhr bis Nachts 12, auch 1 Uhr zusammen und schwatzen", schreibt er an Humboldt. Goethe studirte damals besonders Baukunst als Vorbereitung zu seiner Reise nach Italien, wohin er im nächsten Jahre dem vor kurzem abgereisten Meyer folgen wollte, was freilich Schiller sehr empfindlich war, doch sollte der Aufenthalt nicht über ein Jahr dauern. Goethes solide Methode, von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus die Regeln abzuleiten, ließ Schiller seine Ansicht über die schöne Baukunst leicht auffassen. Auch die Farbenlehre und seine naturwissenschaftlichen Ansichten kamen an die Reihe. Seine Gespräche über Griechische Literatur und Kunst regten Schiller so an, daß er ernstlich Griechisch lernen wollte, wozu es aber freilich nicht kam. Mit ganzer Seele widmete er sich seiner den Aufsatz über das Naive fortsetzenden Abhandlung über die sentimentalischen Dichter; denn nach der doppelten Empfindung, der naiven und sentimentalischen (nicht *sentimentalen*, das den Fehler der Empfindsamkeit bezeichnet), theilte er das ganze Feld der Dichtung in diese zwei Gebiete. Der naive Dichter kann zu seinem Gegenstande nur ein einziges Verhältniß haben; anders ist es beim sentimentalischen, wonach denn Schiller drei verschiedene Dichtarten, die satyrische, elegische und idyllische, unterschied, womit keineswegs die gangbare Eintheilung nach den Dicht-

formen beseitigt werden sollte. Das Naive ist nach Schiller 1795
ein wesentlicher Zug des Klassischen, des Antiken, das Sentimentalische des Romantischen, Modernen, aber diese Begriffe decken sich keineswegs, wie z. B. Shakespeare naiv ist. Auch auf die Bedeutung der hervorragendsten neuern Deutschen Dichter ließ sich Schiller ein. Was außerhalb der Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität im Felde der Idealität zu erreichen sei, habe Klopstock geleistet. In Goethe wirke die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern Dichter; unter den modernen entferne er sich vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge. Auch seine Elegien werden als naive, Geist und Herz verbindende Kunstwerke anerkannt, wogegen das Naive in den lüsternen Schilderungen des „unsterblichen Verfassers" des „Agathon", „Oberon" u. s. w. vermißt wird. Als Goethe ihm am 29. November die Handschrift des Aufsatzes zurücksandte, scherzte er, nichts sei natürlicher, als daß er den Principien einer Theorie, die ihn selbst so gut behandle, Beifall gebe und ihm die Folgerungen richtig schienen. Aus einer allzu großen Vorliebe für die alte Dichtung sei er gegen die neuere oft ungerecht gewesen; erst nach Schillers Lehre könne er mit sich selbst einig werden. Denselben Tag hatte Schiller den Rest des Aufsatzes, die Behandlung der Idylle, beendigt; einen Nachtrag „über Platitude und Ueberspannung", die beiden Klippen des Naiven und Sentimentalischen, behielt er sich für das erste Horenstück des neuen Jahres vor, wo er „eine kleine Hasenjagd in unserer Literatur anstellen und besonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Consorten, regaliren" wollte. „Die Molieresche Magd", hieß es bereits in einer Anmerkung zu seinem Aufsatze, „räsonnirt ja Langes und Breites in unsern kritischen „Bibliotheken", philosophischen und literarischen „Annalen" und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf Deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf Französischem, nur wie es sich für die Gesinde-

1795 stube der Deutschen Literatur geziemt." Humboldt wünschte diese Anmerkung mit Recht weg. Die Idylle, die Schiller als das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet, bestimmte, hielt er jetzt für die höchste, aber auch schwierigste Aufgabe des sentimentalischen Dichters, der hier ohne Beihülfe des Pathos die größte dichterische Wirkung hervorbringen müsse. Eine solche zu dichten hatte er ernstlich im Sinne; den Inhalt derselben sollte die Vermählung des Hercules mit der Hebe bilden. „Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten", schrieb er an Humboldt; „denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Hercules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben."

Von dieser etwas sonderbaren dichterischen Spekulation, die er Goethe nicht zu verrathen wagte, zogen ihn die Sorge für das Januarstück der „Horen" und sein durch das üble Wetter aufgeregtes körperliches Leiden ab, das ihn um seine Nachtruhe brachte. Der Nachtrag zu seinem Aufsatze wurde ihm unter den Händen wichtiger, als er gedacht, doch trotz der beabsichtigten „Hasenjagd" sehnte er sich bald nach der Dichtung zurück. „Ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt als in diesen Tagen", schreibt er den 17. December an Goethe, „und es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Objekt." Vier Tage später vertraute er Körner: „Du kannst dir nicht einbilden, in welcher rastlosen Anspannung des Geistes ich leben muß: theils um den Plänen, die ich einmal umfaßt habe, gewachsen zu bleiben, theils um das monatliche Bedürfniß der „Horen" zu befriedigen, worin die Mitarbeiter mich auf das erbärmlichste plantirt haben. Es ist ein unerwartetes Glück vom Himmel, daß ich dieser Spannung physischer Weise gewachsen bin, und überhaupt, bei aller Fortdauer und öftern Er-

schwerung meiner alten Uebel, von der Heiterkeit meines Gemüths und der Kraft meines Entschlusses nichts verloren habe, obgleich alle äußern Ermunterungen fehlen, die mir die Lust erhalten könnten." 1795

Schon Mitte September hatte Goethe den Gedanken geäußert, vor dem Ende des Jahres unter den Autoren und Recensenten Hoffnung und Furcht zu verbreiten; als dann mehrere Angriffe auf die „Horen" erfolgten, fragte er, ob man nicht über diese alle zusammen Gericht halten sollte, da dergleichen Dinge, in Bündelchen gebunden, besser brennten. Jetzt, kurz vor dem Schlusse des Jahres, theilte er Schiller den Einfall mit, auf alle Zeitschriften Epigramme in einem Distichon nach Art der Xenia des Martial zu machen und eine Auswahl der besten im Almanach zu bringen: doch erst als er drei Tage später ein Dutzend zur Probe schickte, ging Schiller lebhaft darauf ein, erweiterte aber in seiner lebhaften Weise sogleich den Plan dahin, daß man auch über einzelne Werke herfalle, ja, wenn sie sich selbst nicht schonten, könnten sie Heiliges und Profanes angreifen. Auch deshalb freute er sich auf Goethes angekündigten Besuch. „Wir wollen wieder einmal alles recht durcheinander bewegen", schreibt er in bester Laune. Auch solle es dann heißen: „Kein Tag ohne Epigramm." Augenblicklich bedrängte ihn die Vollendung des Aufsatzes für die „Horen". Seiner unmuthigen Laune ließ er hier vollen Lauf. „Die unsäglichen Platituden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen und an denen sie sich bei einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen", der „klägliche Chor der Musen an der Pleiße", denen „von den Kamönen an der Leine und Elbe in nicht bessern Accorden geantwortet werde", der Ingrimm der „guten Freunde", die, „während sie wider den Stachel seiner strengen Beurtheilung der Gedichte Bürgers, eines wahren Dichtergenies, lecken, ihre eigene Sache zu verfechten glauben", die Rüge des „geistlosen und unedlen Ausdrucks" des Affekts auf unsern tragischen Bühnen, wo

1796 Kotzebue, nachdem er drei Jahre geruht, wieder äußerst geschäftig sich zeigte, und der „Gemeinheit unserer komischen Romane", mit spottender Hinweisung auf Nicolais „Geschichte eines dicken Mannes", mußten die Gegner arg aufregen: aber was kümmerte dies Schiller auf seiner idealen Höhe!

Vom 3. bis zum 14. Januar 1796 erfreute sich dieser wieder des Besuches seines ebenbürtigen Genossen. Goethe stellte sich meist Abends ein, wo er sich außerordentlich freundlich, recht heiter und froh zeigte. Mit Lotten wurde einiges gezeichnet, auch dem sich glücklich entwickelnden Karl manche Augenblicke gewidmet. „Goethe ist ganz von ihm eingenommen", schreibt Schiller, „und mir, der ich nur in dem engsten Lebenskreise existire, ist das Kind so zum Bedürfniß geworden, daß mir in manchen Momenten bange wird, dem Glück eine solche Macht über mich eingeräumt zu haben." Zu den „Horen" versprach Goethe manches, da Schiller selbst sich zunächst ganz seiner Phantasie überlassen wollte. Neue Xenien bildeten sich von selbst während der Unterhaltung, oft durch gemeinsame Thätigkeit, indem der eine den Gedanken, der andere die Form dazu bot. Sonst arbeitete Schiller mit Absicht nichts, um sich die nach der großen Anstrengung so nöthige Erholung zu gönnen. Nur die Versendung der Exemplare der „Horen" und des nach der ärgerlichsten Verspätung endlich angelangten Almanachs und die nöthigen Redaktionsgeschäfte betrieb er. Die Zahl der Xenien wollte man auf 600, wenn nicht gar tausend bringen. So bildeten diese losen Gesellen auch während der Trennung ein lebendiges Band. Goethe meinte, sie müßten sich auch auf einige ihrer nächsten Angelegenheiten einlassen; Schiller dachte an anziehende Einkleidungen zur Verbindung ganzer Reihen derselben zu kleinen Ganzen, setzte sich Parodien Homerischer Stellen, des Freiermordes und des Besuches der Unterwelt, auch eine Komödie in Xenien vor.

Unterdessen hatte er die erste Sendung des dritten

Jahres seines Kopenhagener Gehaltes mit 667 Thalern er- 1796
halten. Auch eine große anpreisende Anzeige des zweiten bis zehnten Heftes der „Horen", in welcher W. Schlegel den poetischen Theil übernommen hatte, erschien endlich in der Literaturzeitung, aber die Abbestellungen der Monatsschrift trafen jetzt so zahlreich ein, daß Cotta ein starkes Drittel zu verlieren fürchten mußte; es blieben nur noch 1000, womit man eben bestehen konnte.

Gegen den 10. Februar wurde Schiller wieder von seinen Krämpfen so hart angegriffen, daß er sich zu jeder dauernden Arbeit unfähig fühlte. Nur einen kleinen Aufsatz „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" konnte er für die „Horen" entwerfen oder neu bearbeiten. Am 16. gelang es Goethe, sich auf vier Wochen den Weimarer Zerstreuungen zu entreißen. Je einsamer er sich in Weimar fühlte, wo er mit dem Hofe wegen dessen Beschützung der Französischen Emigrirten gespannt war und Herder sich grollend zurückzog, um so inniger hielt er sich an den leidenden Genossen. „Ich wünsche nur, daß wir lange zusammen auf diesem Erdenrunde bleiben mögen", schrieb er an Meyer, „wie ich auch hoffe, daß Schiller ungeachtet seiner anscheinenden Kränklichkeit, mit uns ausdauern wird." Die Abende verbrachten sie meist zusammen. Ueber „Wilhelm Meister" wurde viel verhandelt, die Xenien wetteifernd gefördert, die falschen, besonders unter den Deutschen Künstlern in Rom hervorgetretenen Richtungen und die Mittel, ihnen entgegenzuwirken, wie alles, was ihnen am Herzen lag, besprochen. Da Goethe umfangreiche Beiträge zu den „Horen" versprach, auch andere Mitarbeiter sich thätig erwiesen, dachte Schiller alle Zeit auf sein romantisches Gedicht in Stanzen zu verwenden, das er für den Almanach bestimmte, doch erst in einigen Wochen glaubte er an den Plan, der angestrengtes Nachdenken fordere, gehen zu können; nicht vor dem August hoffte er damit fertig zu werden, da er in dieser Art noch nichts gearbeitet und sich besonders strenge Forderungen gestellt hatte.

1796 Allein die andauernde Unpäßlichkeit und mancherlei Zerstreuungen hielten ihn von allem zurück. Noch am 8. März fürchtete er vor Körners Besuch zu keinem festen Entschlusse zu kommen; denn dieser hatte zu seiner größten Freude versprochen, ihn Ende April mit den Seinigen auf ein paar Wochen in Jena zu besuchen.

Aeußerst traurig lauteten die Nachrichten aus der Heimat. Der Vater hatte sein Versprechen, im vorigen Jahre nach Thüringen zu reiten, nicht erfüllt, obgleich Fritz ihm ein ansehnliches Honorar für sein Buch verschafft hatte. Die wegen seiner Stelle gehegten Besorgnisse waren eben so wenig in Erfüllung gegangen als der Traum, Kommandant von Tübingen zu werden, dagegen hatte die Kammer, in Anerkennung seiner Leistungen, ihm vier Morgen Land zu einer neuen Baumanlage zugewiesen, der sich der so ehrsüchtige wie pflichttreue Mann mit solcher Leidenschaft hingab, daß er von Morgens 4 Uhr bis spät in die Nacht thätig war, worüber er die Seinigen, die er in strengem Gehorsam hielt, ohne für die mögliche Ausbildung der Töchter zu sorgen, fast ganz vernachlässigte. Vergebens waren alle rührenden Mahnungen, sich für die Seinigen zu schonen. Schon Anfang Februar fesselten ihn die heftigsten Schmerzen an das Bett; seine schreckliche Noth und bittere Ungeduld setzten die Seinigen in Verzweiflung. Als Schiller die traurige Mittheilung am 19. erhielt, sprach er sofort seinen innigsten Antheil aus und sandte eine Anweisung zur Zahlung der Kosten. Freilich erhielt er am 7. März einen eigenhändigen Brief des Vaters, doch litt dieser noch immer unsäglich. Am 14. erschreckte ihn die Kunde von der bedenklichen Erkrankung seiner sehr begabten, tief gemüthlichen, außerordentlich geliebten jüngsten Schwester Nanette, die er eben zu ihrer weitern Ausbildung nach Jena zu ziehen gedacht hatte.

Das romantische Gedicht und damit auch den diesjährigen Almanach hatte er unterdessen aufgegeben; statt

dessen sollten die Xenien im Drucke der Prachtausgabe von 1796
Wielands Werken mit mehrern Kupferverzierungen nach Gemälden aus Rom auf etwa 23 bis 24 Bogen erscheinen. Doch die Ausführung dieses Planes, auf den Cotta entschlossen einging, stieß auf äußere Hindernisse.

Schiller versprach dem am 16. abreisenden Goethe, zu dem Charfreitag, den 25., beginnenden, einige Wochen andauernden Gastspiele Ifflands zu ihm nach Weimar zu kommen. War auch wenig Hoffnung, daß er das Theater besuchen könne, so sollten doch die Gesellschaften, die Goethe während Ifflands Anwesenheit in seinem Hause geben wollte, durch Schillers Anwesenheit eine besondere Anziehung erhalten. Die nächsten schönen Tage lockten Schiller ins Freie; am 21. war er schon zweimal spazieren gefahren. Aber auch einen großen Entschluß hatte der Frühling in seiner Seele gereift; er hatte sich für die dramatische Dichtung entschieden, und zwar nicht für die leichtern „Malteser", sondern für die Riesenarbeit des „Wallenstein"; sein erstes Drama sollte eine ganz neue, großartige Erscheinung werden. Die alten Papiere führten ihn bald wieder in den Stoff ein. „Ich gehe mit großer Freude und ziemlich vielem Muthe an diese neue Art von Leben", schreibt er Körner. „Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen, aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. So viel weiß ich, ich bin auf gutem Wege und erreiche ich auch das lange nicht, was ich von mir fordere, so erreiche ich doch mehr, als ich in diesem Fache sonst geleistet habe." Wenn er früher das ganze Gewicht in die Mehrheit des einzelnen gelegt, äußerte er gegen Humboldt, so werde er jetzt alles auf die Totalität berechnen. Seine Ideen über Realismus und Idealismus würden ihn dabei leiten. „Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten bei mir nach und nach entwickelt hat." Freilich werde er dadurch in Goethes Gebiet gerathen und hierin neben ihm verlieren, aber auch ihm bleibe etwas

1796 übrig, was ihm gehöre und Goethe nie erreichen könne. Und so verspreche er sich in seinen muthvollen Augenblicken, daß man ihre Arten einander nicht unterordnen, sondern sie unter einem höhern, idealischen Gattungsbegriff einander koordiniren werde.

In ängstlicher Sorge um Nanetten fuhr er am 23. mit den Seinigen nach Weimar, wo Lotte und Karl bei Frau von Stein wohnten. Goethes siebenjähriger August kam bei dieser Gelegenheit in das Haus der grollenden Freundin seines Vaters und schloß sich an Schillers fast vier Jahre jüngern Karl an. Schiller fand sich in Weimar so wohl, daß er das Theater besuchen konnte; Goethe sorgte dafür, daß er hin- und zurückfahren konnte, und legte für ihn eine Loge an, da sich keine im Theater fand. Mochte man auch darüber lachen, daß Schiller darin wie in einem Käfig sitze, eine größere Ehre konnte dem Dichter nicht zu Theil werden, der schon durch seine Jugenddramen die Bühne erschüttert hatte, Goethe aber hoffte von ihm, wenn er anders am Leben bleibe, die höchsten Erfolge der theatralischen Kunst. Schiller freute sich, Iffland nach so vielen Jahren wieder zu sehen und seine, wenn auch des Reizes frischer Jugend entbehrenden, doch kunstvollendeten Leistungen zu schauen. Für seinen neuen dramatischen Plan waren diese Vorstellungen von großer Bedeutung, aber noch wichtiger, daß Schiller auf Goethes schon längst geäußerten Wunsch seinen „Egmont" für die Bühne bearbeitete, was freilich nicht ohne Grausamkeit geschah; einzelnes wurde hinzugedichtet, manches weggelassen oder versetzt. Die genußvollen Tage wurden am 3. April durch die erschütternde Kunde von Nanettens Tod getrübt, aber die Beschäftigung mit „Egmont", das stete Zusammensein mit Goethe und die mancherlei Zerstreuungen lenkten wohlthätig die Gedanken von seinem schweren Verluste ab. Am 16. erfreute der ausgezeichnete Mime, der nach Goethes Ausdruck den gleichsam verlorenen Begriff von dramatischer Kunst ihm

wieder lebendig machte, den Dichter der „Räuber" durch 1796
die Darstellung seines Franz. Den 20. reiste Schiller nach Jena zurück, um am Abend des 26. zur Aufführung des „Egmont" zurückzukehren. Aber vorher erhielt er so jammervolle Nachrichten von der Solitude, wo nicht allein der Zustand des Vaters sich verschlimmert hatte, sondern auch Schwester Luise erkrankt war, daß er Christophinen dringend bat, auf seine Kosten hinzureisen. Den Abend nach der wirkungsvollen Vorstellung des „Egmont" verbrachte Schiller bei dem ihm immer inniger verbundenen Freunde, der ihn bald in Jena wiederzusehen versprach. Am folgenden Morgen eilte er nach Jena, da er den Nachmittag Körners Ankunft erwartete. Schiller befand sich jetzt ganz auf dem Pfade der Dichtung, den er nie mehr verlassen sollte; sein längeres Versenken in die Geschichte, Philosophie und Aesthetik waren nur Vorstufen zur Kunstvollendung seines im Drama sich gipfelnden dichterischen Schaffens.

2.

War er von jetzt an auch nur als Redakteur für die „Horen" thätig, was ihm mehr eine angenehme Unterhaltung und Zerstreuung bot, als daß es ihn wirklich angestrengt hätte, so nahm doch die Vollendung des großen Dramas aus Deutschlands trauriger, aber so manche Heldencharaktere weckender Zeit ihn fast noch volle drei Jahre in Anspruch. Die heitere Frühlings- und Sommerzeit verwandte er zwei Jahre lang auf den Almanach, der Spätherbst und Winter gingen meist über die Erfindung des Planes hin, der sich nach den Ergebnissen, die er aus anhaltendem Studium und den besonders mit Goethe gepflogenen Unterhaltungen über den Unterschied der dramatischen und epischen Kunstform gewann, wesentlich änderte.

Körner blieb drei volle Wochen im innigsten Zusammenleben mit Schiller; ihre Familien fühlten sich zu un-

1796 zertrennlicher Einheit verbunden. Auch der gemeinsame Freund Graf Geßler belebte durch seine wohlthuende Feinheit und herzlich offenen Antheil die gesellige Unterhaltung. Cotta sprach mit seiner Gattin auf der Rückreise von Leipzig gegen den 3. Mai ein. Mit ihm wurde das Erscheinen des Almanachs verabredet, der, um sich nicht zu verspäten, in Jena gedruckt und von dort aus versandt werden sollte. Neben den spottenden Xenien waren unterdessen auch viele ernsthafte und zarte entstanden, die ihm dauernden Werth verleihen sollten. Körner freute sich der bunten Schaar, deren edle Würde und treffende Laune er bewunderte. Goethe erschien, wie er versprochen, sobald er sich von seinen Geschäften losreißen konnte, um das letzte Buch seines Romans in seinem lieben Zimmer auf dem alten Schlosse zu vollenden. Damals kam es zu den angeregtesten Verhandlungen über Leben, Dichtung und Kunst zwischen den vier zur Entwicklung ihrer Ansichten so sehr aufgelegten Freunden. Auch mit den Frauen, unter denen die Malerin Dora Stock durch ihr geistvolles, etwas keckes Wesen sich auszeichnete, fand man sich heiter zusammen und an den Kindern, unter denen der fünfjährige spätere Heldensänger Theodor Körner, nahm man herzlichen Antheil. Körner trat jetzt Goethe, der seine ganze gemüthliche Liebenswürdigkeit entfaltete, viel näher. Als Dora Stock ihn gelegentlich fragte, warum er, da er doch Geßler zum Heiraten aufgefordert, diese gute Mahnung nicht selbst befolge, erwiderte er ernst: „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Ceremonie." Gern hätte er Schiller und die Seinigen zu einer vorurtheilsfreien Beurtheilung seiner Verbindung mit Christiane Vulpius gebracht, aber alle Hindeutungen darauf schlugen bei Schiller fehl, der hierin unter dem Einfluß Lottens stand, obgleich ihm selbst die kirchliche Trauung nur Ceremonie war. Seine Abneigung ging so weit, daß er, wenn er in seinen Briefen an Goethe der Vulpius gedenken mußte, einen Gedankenstrich machte oder bloß sein Haus

nannte, und das freundliche Anerbieten, seinen Karl ihm herüberzuschicken, höflich ablehnte. Auch W. Schlegel, der seine Hofmeisterstelle aufgegeben hatte, war nach Jena gekommen und nahm oft an der Unterhaltung Theil. Beide Dichter sahen in dem kenntniß- und geschmackvollen Manne, dem geschätzten Mitarbeiter der „Horen", einen Verbündeten, nur fürchtete Goethe seine demokratische Richtung. Letzterm selbst gelangen köstliche Gedichte für den Almanach, während Schiller noch nicht zu dichterischer Stimmung gelangen konnte. Dieser empfing jetzt die Gewißheit, daß er in einem Vierteljahr zum zweitenmal das Vaterglück genießen werde; dadurch schwand seine Sorge um Lottens leidenden Zustand. Aber in schwere Trauer versetzten ihn die Nachrichten aus der Heimat. Die Mutter fühlte sich unendlich unglücklich, mit dem Vater wollte es sich nicht bessern und Luisens Krankheit ließ alles fürchten. Daß er nichts anderes thun konnte, als durch Geldmittel helfen und Reinwald bestimmen, Christophinen nicht abzuberufen, schmerzte ihn tief, und dabei mußte er sein Leid den Freunden mit Gewalt verbergen, um ihnen nicht die Freude ihres Zusammenlebens zu stören. 1796

Goethe blieb auch nach Körners Entfernung fast noch drei Wochen, wo er manches für den Almanach dichtete. Schiller befand sich so wohl, daß er jetzt an einem schönen Tage spazieren gehen konnte. Zum Arbeiten hatte er sich, um seine Brust zu schonen, ein Stehpult machen lassen. Glücklicherweise erhielt er bald von den Seinigen beruhigendere Nachricht, aber nun setzte ihn Lottens Niederkunft in bange Sorge; war er ja seit einiger Zeit so unglücklich in seiner Familie, daß er kein rechtes Zutrauen zu seinem Glücke fassen konnte. Da aber der Druck des Almanachs bald beginnen mußte, nahm er sich zusammen. Nach manchen ernsten Xenien begann er die herrliche „Klage der Ceres", die durch Goethes Mittheilungen über den Einfluß des Lichtes auf Bildung und Farbe der Pflanze veranlaßt, durch seine wehmüthig zarte Stimmung dichterisch verklärt war. Der Almanach

1796 und die eingehende kritische Erörterung des achten Buches von „Wilhelm Meister" nahmen seine ganze Zeit in Anspruch; von diesem war er so ergriffen, daß er Körner schrieb, er sei doch gegen Goethe ein poetischer Lump; besonders entzückt hatte ihn Mignons Lied: „So laßt mich scheinen, bis ich werde." Die Beurtheilung des Romans wollte er sich zu seinem eigentlichen Geschäft machen; diese werde seine Empfänglichkeit mit seiner Selbstthätigkeit wieder in Harmonie bringen und ihn auf heilsame Art zu den Objekten zurückführen. Für den Almanach war schon hinlänglich gesorgt; nur die Anordnung der Xenien machte große Mühe.

Nach der am 11. Juli erfolgten glücklichen Entbindung Lottens von einem gesunden Knaben kehrte Muth und Hoffnung in Schillers Seele zurück. Zu Pathen waren Graf Schimmelmann, von dem der Knabe den Namen Ernst erhielt, Voigt und Paulus gewählt, zu Pathinnen die Gräfin, Frau von Kalb, die das Kind aus der Taufe hob, die Hauswirthin Grießbach, Körners Gattin und Schillers Mutter. Den zweiten Namen Friedrich erhielt er von Schiller selbst, den dritten, Wilhelm, wohl vom Helden des Goetheschen Romans. Goethe selbst zur Taufe zu laden wagte er nicht, deutete nur an, die Kalb habe sich verwundert, daß er nicht dabei erscheine. Ungebeten hätte er sich zur Taufe eingestellt, erwiderte dieser, verstimmten ihn diese Ceremonien nicht gar zu sehr. Er kam gleich darauf und blieb mehrere Tage, wo über den Almanach, in welchem die „Xenien" nun vertheilt erscheinen sollten, und Schillers Ausstellungen am Roman verhandelt wurde. Leider fand sich dieser nicht ganz wohl, und nun begannen auch die politischen Dinge, denen er immer so gern ausgewichen war, ihn ernstlich zu beunruhigen, da nicht allein seine Heimat von den Franzosen überschwemmt war, sondern auch Thüringen bedroht schien. Die Verbindung mit Schwaben war unterbrochen. Das war eine schlechte Zeit zur Besorgung des Almanachs, in welchem die Anordnung der

Xenien und die Ausfüllung einiger sich herausstellenden Lücken manche Sorge machte, doch gerade diese Thätigkeit gab Schiller eine glückliche Ableitung. 1796

W. Schlegel hatte unterdessen seine ihm eben angetraute Frau nach Jena gebracht, wo sie gleich Schiller besuchten, der sie mit der Nachricht überraschte, daß seine Frau vor einer Viertelstunde von einem Knaben glücklich entbunden sei. Die im dreißigsten Jahre stehende Karoline Schlegel hatte schon viel von sich sprechen machen. Sie war die Tochter des Orientalisten Michaelis in Göttingen. Nach dem frühen Tode ihres Gatten, des Bergmedicus Böhmer zu Clausthal, war sie nach Mainz gezogen, wo ihre Jugendfreundin Therese Heyne als Gattin von Georg Forster lebte. Da sie dessen republikanische Ansichten getheilt und dafür thätig gewirkt hatte, wurde sie, nachdem sie die von den Verbündeten belagerte Stadt verlassen, gefangen genommen und erst nach drei Monaten in Freiheit gesetzt. Schlegel, der sie von Göttingen aus kannte und mit ihr in fortwährender Verbindung geblieben war, traf nach ihrer Befreiung mit ihr zusammen und begleitete sie nach Leipzig, in dessen Nähe er sie unter dem Schutze seines dort studirenden jüngern Bruders Friedrich zurückließ. Später zog sie zu ihrer nach Braunschweig übergesiedelten Mutter. Dorthin kam auch Schlegel, nicht ohne die Absicht, hier Eberts erledigte Stelle am Karolinum zu erhalten, aber mehr reizte ihn eine Jenaer Professur, auf die Schiller hindeutete. Am 6. Juli fand die Vermählung statt; drei Tage später führte Schlegel Karolinen in seine Jenaer Wohnung. Die anmuthige, geistvolle, aber herrschsüchtige und verschlagene Frau fand Schiller schöner, als sie ihn gedacht; sie zeigte sich außerordentlich freundlich, dieser aber traute ihr nicht recht. Schon zwölf Tage später schrieb er, mit Schlegels Frau, die viele Talente zur Unterhaltung habe, könne man freilich leicht leben, aber es komme darauf an, ob eine längere Bekanntschaft, besonders wenn sie zur Vertrau-

[illegible] einen Dorn entdecken [illegible].

[illegible] Schwägerin mit ihrem [illegible] den Legationsrath von [illegible] in [illegible] Nürnberg aufgegeben [illegible] in [illegible] nahe. Auch der im [illegible] lernte nie seine jetzige Schwägerin [illegible] kennen, die Friedrich Schlegel [illegible] in [illegible] schildert, wo er ein angenehmes Verhältniß [illegible] fand. Auf den geschmeidigen, sich allen Launen mit Leichtigkeit augenblicklich hingebenden Charakter [illegible] Caroline. Da er zuerst am 2. August 1795 [illegible] einen [illegible] Eindruck macht, daß er sich ganz [illegible] hätte. Es [illegible] für damals, dem Rechtsgelehrten [illegible] in die Ehen gepfuscht, zu entsagen [illegible] ganz der Kunst und dem Alterthum zu widmen. Er [illegible] in Dresden über, wo ihn Schiller [illegible] hatte. In [illegible] schrieb er über den innigen [illegible] an [illegible] Schiller an. Körner bot [illegible] Aufsätze [illegible] für die „Thalia“ an, welche [illegible] nicht [illegible]. Doch schrieb er selbst am 12. Juni [illegible], er [illegible] einen [illegible] Aufsatz für die „Horen“ [illegible]. Körner empfahl ihn dringend, dagegen fürchtete Schiller [illegible], einen Aufsatz über die Grenzen des Schönen im „Thalia“ geben, er habe kein Talent zum [illegible], da es ihm an Kürze und Leichtigkeit im Ausdruck fehle. Schlegel wandte sich darauf selbst an Schiller über [illegible] und [illegible] sich sehr verletzt durch eine schneidende Kritik eines Aufsatzes, die Schlegel unter seinem Namen in Schillers „Deutschland“ hatte erscheinen lassen. Ehe er nach Jena kam, sandte er Schiller einen ihm jetzt sehr bedeutend scheinenden Aufsatz über Alexander und Cäsar zur [illegible] Aufnahme er sicher rechnete. Aber schon Friedrich persönlich einen günstigen Eindruck auf Schiller machte und er ihm viel zu versprechen schien, auch

Körner und Wilhelm vermittelten, wagte dieser den scharfen 1796
Kritiker, den seine Verbindung mit Reichardt ihm verleidet hatte, dadurch zu beleidigen, daß er den Cäsar stark zu Leibe gehenden Aufsatz nicht aufnahm, obgleich er größern Werth hatte als manche andere in den „Horen", ja er traf in den Xenien Friedrichs Selbstüberschätzung und Griechensucht, die der wahren Schätzung der Griechen schade, so bitter, daß er diesen sich zum unversöhnlichen Feinde machte.

Durch die Uebersiedelung von Schwager und Schwägerin erhielt Schiller eine sehr erwünschte Erweiterung seines Familienkreises. Beide waren äußerst gebildet, Karoline auch dichterisch begabt, aber leider ließ ihre ungewisse Lage sie zu keiner Behaglichkeit gelangen. Frau Schlegel fühlte bei der geistreichen Karoline Langeweile, während diese sie für eine Schlange hielt.

Endlich ward die Verbindung mit Schwaben, über das die bedenklichsten Gerüchte gegangen, wieder offen. Da erfuhr denn Schiller von dem Ueberfalle der Solitude durch eine Anzahl Soldaten, die alles, was sie fanden, an sich rissen, selbst die Dose und die silbernen Schnallen des im Bette liegenden kranken Vaters raubten: aber noch viel schmerzlicher berührte ihn die Kunde, daß der Vater unter schweren Schmerzen dem Tod entgegenschmachte. Gerade in dieser Zeit dichtete Schiller die meisten jener herrlichen Sprüche, in denen nach Goethes Ausdruck die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind, die „Votivtafeln". Glücklicherweise hielt der in Italien entbrannte Krieg Goethe von dem Besuche des kunstgesegneten Landes zurück. Schon am 18. kam er auf mehrere Wochen nach Jena. Während dieser Anwesenheit wurden die für den Schluß des Almanachs als „Xenien" ausgesonderten spottenden Epigramme ausgedruckt. Wie glücklich auch die Anordnung und die Abrundung zu einem Ganzen Schiller gelungen, so mußte es

1796 lichkeit werden ſollte, nicht irgend einen Dorn entdecken werde.

Gleich darauf kam auch Schillers Schwägerin mit ihrem zweiten Gatten, dem alten Freunde, dem Legationsrath von Wolzogen, der ſeine Stelle in Würtemberg aufgegeben hatte und eine neue in Thüringen ſuchte. Auch der im fünfundzwanzigſten Jahre ſtehende, wie ſeine jetzige Schwägerin ſagte, in- und auswendig krauſe Friedrich Schlegel fühlte ſich nach Jena gezogen, wo er ein angenehmes Verhältniß zu Schiller hoffte. Auf den ausſchweifenden, ſich ſeinen Lüſten und Neigungen leidenſchaftlich hingebenden Stürmer hatte Karoline, die er zuerſt am 2. Auguſt 1793 ſah, einen ſo beruhigenden Eindruck geübt, daß er ſich ganz verwandelt fühlte. Er entſchloß ſich damals, dem Rechtsſtudium, zu dem ihn die Eltern gezwungen, zu entſagen und ſich ganz der Kunſt und dem Alterthum zu widmen. So ſiedelte er denn nach Dresden über, wo ihn Schiller bei Körner traf. An letztern ſchloß er ſich als den innigen Freund des von ihm verehrten Schiller an. Körner bot Schiller Aufſätze Friedrichs für die „Thalia“ an, welche dieſer noch unreif fand. Doch ſchrieb er ſelbſt am 12. Juni 1795, ob Schlegel keinen brauchbaren Aufſatz für die „Horen“ habe. Körner empfahl ihn dringend, dagegen fürchtete Schiller, nachdem er ſeinen Aufſatz über die Grenzen des Schönen im „Merkur“ geleſen, er habe kein Talent zum Schriftſteller, da es ihm an Klarheit und Leichtigkeit im Ausdruck fehle. Schlegel wandte ſich darauf ſelbſt an Schiller, aber dieſer fand ſich ſehr verletzt durch eine ſchneidende Anzeige ſeines Almanachs, die Schlegel unter ſeinem Namen in Reichardts „Deutſchland“ hatte erſcheinen laſſen. Kurz ehe er nach Jena kam, ſandte er Schiller einen ihm ſelbſt ſehr bedeutend ſcheinenden Aufſatz über Alexander und Cäſar, auf deſſen Aufnahme er ſicher rechnete. Aber obgleich Friedrich perſönlich einen günſtigen Eindruck auf Schiller machte und er ihm viel zu verſprechen ſchien, auch

Körner und Wilhelm vermittelten, wagte dieſer den ſcharfen 1796
Kritiker, den ſeine Verbindung mit Reichardt ihm verleidet hatte, dadurch zu beleidigen, daß er den Cäſar ſtark zu Leibe gehenden Aufſatz nicht aufnahm, obgleich er größern Werth hatte als manche andere in den „Horen", ja er traf in den Xenien Friedrichs Selbſtüberſchätzung und Griechenſucht, die der wahren Schätzung der Griechen ſchade, ſo bitter, daß er dieſen ſich zum unverſöhnlichen Feinde machte.

Durch die Ueberſiedelung von Schwager und Schwägerin erhielt Schiller eine ſehr erwünſchte Erweiterung ſeines Familienkreiſes. Beide waren äußerſt gebildet, Karoline auch dichteriſch begabt, aber leider ließ ihre ungewiſſe Lage ſie zu keiner Behaglichkeit gelangen. Frau Schlegel fühlte bei der geiſtreichen Karoline Langeweile, während dieſe ſie für eine Schlange hielt.

Endlich ward die Verbindung mit Schwaben, über das die bedenklichſten Gerüchte gegangen, wieder offen. Da erfuhr denn Schiller von dem Ueberfalle der Solitude durch eine Anzahl Soldaten, die alles, was ſie fanden, an ſich riſſen, ſelbſt die Doſe und die ſilbernen Schnallen des im Bette liegenden kranken Vaters raubten: aber noch viel ſchmerzlicher berührte ihn die Kunde, daß der Vater unter ſchweren Schmerzen dem Tod entgegenſchmachte. Gerade in dieſer Zeit dichtete Schiller die meiſten jener herrlichen Sprüche, in denen nach Goethes Ausdruck die großen Verhältniſſe der menſchlichen Natur mit ſo viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargeſtellt ſind, die „Votivtafeln". Glücklicherweiſe hielt der in Italien entbrannte Krieg Goethe von dem Beſuche des kunſtgeſegneten Landes zurück. Schon am 18. kam er auf mehrere Wochen nach Jena. Während dieſer Anweſenheit wurden die für den Schluß des Almanachs als „Xenien" ausgeſonderten ſpottenden Epigramme ausgedruckt. Wie glücklich auch die Anordnung und die Abrundung zu einem Ganzen Schiller gelungen, ſo mußte es

1796 doch dem in tiefſter Seele leidenden Dichter ein eigenes Gefühl ſein, dieſe bitter einſchneidenden Diſtichen, die eine halbe Welt gegen den Almanach in die Schranken riefen, zum Druck zu bringen. Aber er und ſein edler Genoſſe, der größte Dichter des Vaterlandes, wußten, daß ſie einen guten Kampf kämpften, zur Vernichtung der lieben, ſich gegenſeitig verehrenden Mittelmäßigkeit, zur Erhebung edelſter Vollendung in Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt. Die Abende, welche Goethe mit Wolzogen und deſſen Gattin bei Schiller zubrachte, waren höchſt gehaltvoll und anregend. Ueber die Baukunſt ward vielfach mit dem darin kundigen Wolzogen verhandelt, Mondlandſchaften gezeichnet, wozu auch Schiller ſelbſt herangezogen wurde, aber, was dieſen Abenden ihren lebendigſten Reiz gab, war die Vorleſung von Goethes eben begonnenem, echt deutſchem Gedichte „Hermann und Dorothea“. Die vier Geſänge, die binnen neun Tagen entſtanden, wurden ſofort nach der Vollendung zur höchſten Erbauung vorgeleſen, und die Mittheilungen, welche Goethe während und nach dem vorläufigen Abſchluß der Dichtung darüber machte, führten Schiller, dem ſein „Wallenſtein“ im Sinne lag, ins Innerſte der Kunſt.

Eben war der Almanach ausgedruckt, als am 19. (eben war das Haus voller Gäſte) die erſchütternde Kunde von dem vor zwölf Tagen erfolgten Tode des Vaters eintraf. Wie viel Kummer und Sorge hatte ſein Fritz dem guten Alten gemacht, der mit ſolcher Thatkraft und Ehrenhaftigkeit durch ein dornenvolles Leben gewandert! Wie tief mußte dieſer Verluſt die gute Mutter innerlich und äußerlich treffen, deren Tage eine Kette von ewiger Noth, Sorge und Anſtrengung geweſen! Wie ſchrecklich traf der Gedanke Schiller, daß er dem Heimgegangenen nichts mehr ſein, daß er ihm mit nichts mehr, auch nicht mit dem vollendetſten Meiſterwerke, nicht mit dem ſtrahlendſten Dichterruhm eine Freude bereiten könne! Sofort ſandte er der

Mutter einen tiefgefühlten Troſtbrief. „Sie, theure Mutter, 1796
müſſen ſich Ihr Schickſal jetzt ganz ſelbſt wählen", ſchrieb er, nachdem er des ſchweren Verluſtes gedacht, „und in Ihrer Wahl ſoll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie ſich ſelbſt, wo Sie am liebſten leben, hier bei mir oder bei Chriſtophinen oder im Vaterlande bei Luiſe. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir die Mittel dazu ſchaffen.... Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beſte Mutter, und es iſt nun hinfort meine Sorge, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach ſo viel ſchweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig ſein, und ich hoffe, Sie ſollen im Schooß Ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen.... Meiner guten Luiſe wünſche ich zu ihren guten Ausſichten und dem braven jungen Mann [Vicarius Frankh] Glück, der ihr ſeine Hand anbietet und durch ſein edles Betragen an dem Krankenlager unſeres Vaters ſeine rechtſchaffene Geſinnung an den Tag gelegt hat. Vielmals ſoll ſie mich ihm als meinem künftigen Schwager empfehlen und ihn im voraus meiner Freundſchaft und herzlichen Ergebenheit verſichern." Seinen Schwager Reinwald, der längſt voll Unruhe der Rückkehr ſeiner Frau entgegenſah, bat er, ſie nur noch einige Zeit bei der Mutter zu laſſen. Zum ſchmerzlichen Verluſte, von dem er mit Gewalt ſeine Gedanken abwenden mußte, kamen die Sorgen um ſeinen leidenden Ernſt und ein höchſt peinliches Zahngeſchwür. Goethe nahm ſo innigen Antheil, daß er über die feſtgeſetzte Zeit in Jena blieb. An Voigt, der ſeine Abweſenheit beim Herzog entſchuldigen ſollte, ſchrieb er am 30.: „Ich werde wohl noch einige Zeit hier bleiben; denn ich habe nicht Muth, den guten Schiller in ſeiner gegenwärtigen Lage zu verlaſſen. Sein Vater iſt vor kurzem geſtorben und ſein jüngſter Knabe ſcheint auch in kurzem wieder abſcheiden zu wollen. Er trägt das alles mit geſetztem Gemüth, aber ſeine körperlichen Leiden regen ſich nur um deſto ſtärker, und ich fürchte ſehr, daß dieſe Epoche ihn äußerſt ſchwächen wird, um ſo mehr, da er, wie immer, nicht aus dem Hauſe zu bringen iſt, dadurch außer aller Connexion kommt und ihn wenig Menſchen wieder beſuchen. Ich ſage Ihnen das im Vertrauen, weil ich nicht gerade gerne öffentlich von dieſem Zuſtande ſpreche."

1796 Erſt am 4. Oktober glaubte er ihn verlaſſen zu dürfen. Die Verſendung des Almanachs, die Schiller ſelbſt übernommen, machte ihm viele Noth; die erſte Lieferung ward in ſeinem Hauſe gepackt. Erſt in der Mitte des Monats war er mit der leidigen Arbeit ganz zu Ende. In Jena wußte ſich Frau Schlegel die Aushängebogen zu verſchaffen. Obgleich ſie bei Schiller ein- und ausging, ſelbſt zum Eſſen geladen wurde, grollte ſie dieſem, wie ihr Schwager, der in Reichardts „Deutſchland" die „Horen" anzapfte, die ja ſeinen Aufſatz zurückgewieſen. Freilich war er ſelbſt in den „Xenien" gehörig bedient worden. Frau Schlegel, welcher die auf dieſen gerichteten Spottverſe nicht entgingen (nur die auf beide Brüder gehenden „Nepoten" verſtand auch ſie nicht), war immer weniger mit den alle Welt aufregenden Diſtichen zufrieden. Sie warf ihren Groll auf Schiller, den ſie, wie ihr Schwager, dadurch zu beſeitigen ſuchte, daß ſie ihm kein Genie, höchſtens Talent zuerkannte. Fünf Sechstel der „Xenien" ſchrieb ſie dieſem zu, nur die luſtigen und unbeleidigenden ſeien von Goethe; darum werde Schiller auch allein den Handel ausbüßen müſſen; denn bei allen Ecken könne man ihn faſſen, und er ſei empfindlich.

Mit größter Luſt ging dieſer den 22. an „Wallenſtein", den er im nächſten Sommer Cotta zu liefern verſprach; aber die drückende Jahreszeit ließ ihn nicht recht hereinkommen. Die Trennung von Goethe war ihm empfindlicher als je. Den 1. November kam Humboldt endlich mit ſeiner Familie zurück, um bis zum Frühling in Jena zu bleiben. Die Vielſeitigkeit, friſche und innige Theilnahme des immer zu eingehenden Geſprächen aufgelegten Freundes gab Schiller neues Leben. Auch ſchwand die Sorge um ſeinen zweiten Knaben. Ueber die Verhältniſſe ſeiner Mutter ward er beruhigt. Dieſe hatte eine ſchöne freie Wohnung im Schloſſe zu Leonberg und vorläufig ein Geſchenk von 75 Gulden vom Herzog erhalten; ein feſter Jahresgehalt ſtand in Ausſicht. Ueber die von ihrem

Sohne vierteljährlich ausgesetzten 30 Gulden gerieth die gute Frau vor Freude ganz außer sich; sie wollte sich derselben nur in äußerster Noth bedienen. War Schiller aber auch augenblicklich beruhigt, die starke Erregung der frühern Monate zitterte noch in ihm nach; dazu regte ihn die Erwartung der Angriffe gegen die „Xenien" auf. Freilich war ihm „der Triumph über die Schreier und Neider viel werth", daß schon Anfangs December eine neue Auflage des Almanachs nöthig wurde. Schiller ließ diese rasch zu Jena in 500 Exemplaren auf schönes Papier drucken; Cotta veranstaltete in Tübingen im Januar eine dritte. Aber auch die „Horen" zu halten war Schiller jetzt eine Ehrensache; sollte der Absatz sich vermindern, so müsse man die Honorare herabsetzen. Den letzten Stücken des Jahres, die für die Nachbestellung bedeutend waren, galt es, einen anziehenden Gehalt zu geben, und daran fehlte es zum Glück nicht. Sonderbar mußte ihn ein Brief der Gräfin Schimmelmann berühren, die ihren Tadel gegen die „Xenien" nicht ganz unterdrücken konnte und besonders Schillers Verbindung mit Goethe bedauerte; wie ärgerlich man in Kopenhagen über die „Xenien" sei, verhehlte sie nicht. Freilich hatte man Baggesens, des Wohlthäters Schillers, nicht geschont und die Stolberge waren scharf getroffen, aber man wollte eben rücksichtslos alle falschen Richtungen bekämpfen. Am 25. erhielt Schiller die Schlußsendung seines Kopenhagener Jahresgehaltes mit 10 Dukaten von Hamburg aus. Hierüber fast beschämt, verfehlte er nicht der Gräfin sofort freundlich zu erwidern, ihr besonders von Goethe eine bessere Meinung beizubringen; auch Lotte mußte der edlen Freundin herzliche Worte widmen. 1796

Blieb auch der Stoff des „Wallenstein" noch ungeschmeidig und wollte sich in die engen Gränzen eines Dramas nicht schicken, so fühlte Schiller sich ihm doch gewachsen. Schon wagte er Cotta die Bogenzahl zu bestimmen und wollte ihm als Vignette das Bild der Nemesis schicken, die auf

1796 den Kernpunkt des Dramas hinwies. Sein öfteres Unwohlsein konnte ihn nur stören, nicht hemmen. Sobald er einen sichern Blick über die Handlung gewonnen, ging er, noch ehe der ganze Plan vollendet war, an die Ausführung des ersten Aktes, die er auf Humboldts Rath in der den Schauspielern bequemern und den Zuschauern liebern Prosa schrieb; in drei Wochen hoffte er den ersten Akt, den längsten von allen, zu vollenden.

Unter den groben und schmutzigen Angriffen, die unterdessen die „Xenien" getroffen, schmerzten Schiller besonders die gegen Goethes natürliche Ehe gerichteten. Dieser setzte den plumpen Versuchen, ihn zu verletzen, die sein Gedicht „Hermann und Dorothea" einleitende herrliche Elegie entgegen, mit welcher er den neuen Jahrgang der „Horen" beginnen wollte. Schiller widerrieth die sofortige Veröffentlichung, weil das Gedicht in eine seiner Aufnahme zu ungünstige Zeit falle; wahrscheinlich fürchtete er auch, die dortige Erwähnung von Goethes Gattin und Knaben werde die Gegner zu weitern schmutzigen Ausfällen reizen. Persönlich wurde Schiller am tiefsten durch Reichardts Erklärung in der Zeitschrift „Deutschland" aufgeregt, worin dieser „seine herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Betragen" aussprach, die ganz unvermischt sei, da dessen „schriftstellerische Talente und Anstrengungen" keineswegs auf derselben Stufe ständen mit jenem echten Genie (Goethe), das, auch wenn es sich durch Unsittlichkeit beflecke, noch Ansprüche an Ehrfurcht habe. Könne Schiller nicht den Urheber der Verleumdungen nennen oder die Beschuldigungen beweisen, so sei er für ehrlos zu achten. Dieser schrieb sofort (es war der Weihnachtstag) an Goethe, man müsse dieses Trennungssystem durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden schlagen, und er schickte den Entwurf einer Erwiderung; wolle Goethe selbst noch etwas thun, so sei es desto besser. Der Freund, der zwei Tage später mit dem Herzog nach Leipzig reiste, wußte die von

Schiller geforderte „schnelle und entscheidende Replique“ glücklich abzuwenden. Er fand die von ihm zur Ansicht gesandte Erwiderung zu ernst und gutmüthig; diese müsse so ästhetisch als möglich sein, „ein rednerischer, juristischer, sophistischer Spaß, der durch seine Freiheit und Uebersicht der Sache wieder an die „Xenien“ selbst erinnere“. Statt auf den dem Gegner bequemen Kampfplatz herabzusteigen, wie Schiller thue, müsse man von den so schön bei der Hand liegenden Exceptionen Gebrauch machen, vom Herausgeber verlangen, daß er sich auf seinen Journalen nenne und die Gedichte, um die es sich handle, abdrucken lasse. So incommodirten sie den Gegner aufs äußerste und fänden Gelegenheit, ihn zu persifliren; die Sache werde lustig und Zeit gewonnen; gelegentlich erschienen wohl noch andere Gegner, denen man beiher etwas abgeben könne; das Publikum werde gleichgültig, und so seien sie in jedem Sinn im Vortheil. Gewiß finde er auf seiner Reise so viel Humor und Zeit, einen solchen Aufsatz zu versuchen; auch wolle er sich mit Freunden darüber berathen. Schiller fühlte sich dadurch zunächst ganz beruhigt. 1796

Der Schluß des Jahres brachte ihm noch eine besondere Freude, da die längere Zeit schwebende Anstellung seines Schwagers Wolzogen als Geheimerath in Weimar durch Goethes und Voigts Vermittlung sich entschied. Auch ergetzte es ihn, daß der im zehnten Stücke der „Horen“ begonnene Roman seiner Schwägerin „Agnes von Lilien“ ganz außerordentliches Glück machte, ja selbst die auf ihre Feinheit sich so viel zu Gute thuende Karoline Schlegel, der seine Schwägerin gar nicht behagen wollte, mit vielen ihn Goethe zuschrieb, der noch nie einen so reinen und vollkommenen weiblichen Charakter geschaffen habe. Der Fortsetzung sah man zum höchsten Vortheil für die „Horen“ mit allgemeiner Spannung entgegen.

Selbst in den bösen Januartagen konnte Schiller sich an „Wallenstein“ halten, wie sehr er auch nach heiterer Luft

1797 und freier Bewegung ſchmachtete. Nachdem er den Plan, im Frühjahr nach Weimar zu ziehen, aufgegeben, beſchloß er den zwiſchen dem Engelgatter- und Neuthor auf einem Vorſprunge über der Leutra anmuthig und geſund gelegenen Garten des verſtorbenen Profeſſors Schmidt zu kaufen, deſſen beſchränktes Haus nach einem kleinen Umbau auch zum Aufenthalt im Winter genügen werde. Aber die Sache verzog ſich, obgleich er ſchon am 8. Februar ein gutes Gebot darauf that. Ehe er in der Ausführung des unausgeſetzt betriebenen „Wallenſtein" fortſchreiten konnte, mußte er noch eine ſchwere Kriſe des Planes beſtehen. Schon am 1. hatte er Cotta geſchrieben, das Stück müſſe in Jena gedruckt werden, weil er dadurch drei bis vier Wochen Zeit gewinne; das Ganze werde mit einem dramatiſchen Vorſpiel 15 Bogen füllen. Als Honorar verlangte er, wie bei den „Horen", 6 alte Louisd'ors für den Bogen. Cotta bewilligte alles unbedenklich, aber die Dichtung wollte nicht rücken. Am 22. kam Goethe auf längere Zeit nach Jena. Auch Oberbergrath Alexander von Humboldt, deſſen tiefe Kenntniß aller natürlichen Dinge, wie Goethe bemerkte, allein hinreichte, eine ganze Lebensepoche intereſſant auszufüllen, verweilte dieſen Winter bei ſeinem jüngern Bruder. Schiller, der ihn höchſt freundlich behandelte, kam ihm nicht nahe; er ſchien ihm etwas Haſtiges und Bitteres zu haben, während der große Naturforſcher Schillers Werth erkannte. Um ſo angenehmer war dieſem der Bruder, der ein ſeltenes reines Intereſſe an der Sache habe, jede ſchlummernde Idee wecke und mit beſonderer Geſchicklichkeit alles auffaſſe und prüfe. Da Goethe in Jena „Hermann und Dorothea" faſt vollendete, auch von dem Plan eines neuen epiſchen Gedichtes den Freund unterhielt, ſo führten die Abendgeſpräche häufig auf das Weſen dieſer Dichtart und der ihr entgegenſtehenden dramatiſchen, woran ſich auch Humboldt, der an einer Ueberſetzung des „Agamemnon" des Aeſchylus arbeitete, lebhaft betheiligte. Schiller las da-

bei Sophokles und Shakespeare, dessen „Julius Cäsar“ 1797
W. Schlegel eben übersetzte. Die tiefern Blicke, die er damals in das Wesen der dramatischen Kunst that, drängten ihn zu manchen Veränderungen im Plane seines „Wallenstein“, die aber dessen Grundbau nicht erschütterten. Auch der neue Almanach kam zur Sprache; Goethe stellte Balladen dazu in Aussicht. Die im vorigen Jahre begonnene „Hero und Leander“ hatte er zurückgelegt, aber jetzt schwebten ihm der „Zauberlehrling“ und die „Braut von Korinth“ vor. Die Aufregung wegen der Angriffe auf die „Xenien“, über die auch Wieland und Nicolai in ihrer Weise salbadert, hatte sich gelegt; selbst Reichardt wurde keiner Erwiderung gewürdigt. Manche Familienbesuche zerstreuten damals den Dichter.

Die Einsamkeit, in welche Schiller sich Anfangs April durch die Abreise Goethes, Humboldts und des Familienbesuches, welchen Lotte begleitete, versetzt sah, benutzte er zum Nachdenken über „Wallenstein“, von dem er jetzt ein ganz genaues Scenarium aufsetzte. Als er um diese Zeit durch ein Diplom der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm überrascht wurde, freute es ihn, daß er „seine Wurzeln ausdehne und seine Existenz in andere eingreife“. Die Erinnerung an die mit Goethe verlebten Stunden that ihm herzlich gut. „Leben Sie recht wohl, mein theurer, mir immer theuerer Freund“, schreibt er diesem. „Mich umgeben noch immer die schönen Geister, die Sie mir hier gelassen haben, und ich hoffe immer vertrauter damit zu werden.“ In seinem Garten, dessen Ankauf endlich abgeschlossen war, hoffte er das in den drei letzten Monaten Versäumte bald nachzuholen. Die eingehendsten Betrachtungen über den Unterschied der epischen und dramatischen Dichtkunst wurden mit Goethe brieflich fortgesetzt; dieser stellte daraus eine kleine Abhandlung zusammen, und bat Schiller, die Sache, die für sie beide jetzt theoretisch und praktisch die wichtigste sei, weiter auszuarbeiten.

Als Humboldt, der auf zwei Jahre nach Italien gehen wollte, Jena verlassen, schrieb Schiller wehmüthig an Goethe:

1797 „Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns ändern.“ Leider drohte der eben geschlossene vorläufige Friede, den Schiller herzlich segnete, ihm auch den Weimarer Herzens- und Kunstfreund auf längere Zeit zu entreißen. Erst am 2. Mai bezog Schiller seinen Garten. Ermüdet von dem Umzug, schrieb er noch denselben Abend an Goethe, der ihn kurz vorher auf einen Tag besucht hatte: „Eine schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung.... Morgen hoffe ich endlich mit rechter Lust an die Arbeit [den „Wallenstein“] zu gehen und dabei zu beharren.“ Aber auch an eine Ballade für den Almanach dachte er, wozu er das Textbuch des „Don Juan“ wünschte. Tags darauf bat er um die Deutsche Uebersetzung der „Dichtkunst“ des Aristoteles, über die Goethe sich mit großer Anerkennung geäußert hatte. Schiller fand sich so davon befriedigt, daß er sich das Buch selbst anschaffen wollte. In seiner neuen Wohnung fühlte er sich recht wohl, spazierte selbst in Wind und Regen manche Stunde im Garten; freilich raubte ihm das unfreundliche Wetter den wahren Reiz des ländlichen Aufenthaltes. Seit dem 13. beunruhigte ihn das leider nöthig gewordene neue Unterschwellen der Gartenseite des Hauses, wobei denn auch „Wallenstein“ litt. Goethe fühlte sich, seit der Friede ihm die Aussicht nach Italien eröffnet, wunderbar rein gestimmt. „Lassen Sie uns, so lange wir beisammen bleiben“, schrieb er dem einzigen Freund, „auch unsere Zweiheit immer mehr in Einklang bringen, damit selbst eine längere Entfernung unserm Verhältnisse nichts anhaben könne.“ Hierbei schwebte ihm Schillers Aeußerung über Humboldts Entfernung vor.

Endlich am 20. Mai kam er auf längere Zeit herüber. Die Abende wurden wieder meist bei Schiller zugebracht, der in den ersten Tagen viel durch Besuche gestört war. Während er einiges für den Almanach dichtete, vollendete

Schiller den gereimten Prolog zu seinem Drama, „Wallen- 1797
steins Lager", der später um die Hälfte erweitert wurde. Auf Goethe, dem Schiller ihn am 27. selbst vorlas, machte er den besten Eindruck.

Die Art, wie der im Hause des Bruders lebende Fr. Schlegel über die „Horen" herfiel, ihnen besonders die vielen Uebersetzungen vorwarf, hatte Schiller so erbittert, daß er am 31. in einem Briefe an den ältern Bruder, der eben von einer Reise nach Dresden zurückkehrte, bei Uebersendung des kleinen Honorarrestes das Verhältniß mit ihm abbrach. „Es hat mir Vergnügen gemacht", schrieb er, „Ihnen durch Einrückung Ihrer Uebersetzungen aus Dante und Shakespeare in die „Horen" zu einer Einnahme [30 Thaler für den Bogen] Gelegenheit zu geben, wie man sie nicht immer haben kann. Da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Fr. Schlegel zu der nämlichen Zeit, wo ich Ihnen diesen Vortheil verschaffe, öffentlich deßwegen schilt und der Uebersetzungen zu viele in den „Horen" findet, so werden Sie mich für die Folge entschuldigen. Und um Sie, einmal für allemal, von einem Verhältniß frei zu machen, das für eine offene Denkungsart und eine zarte Gesinnung nothwendig lästig sein muß, so lassen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist und mein Vertrauen zu oft schon kompromittirte." Dieser, nicht wenig überrascht, erwiderte, er selbst mißbillige das Betragen seines Bruders, und er hätte gewünscht, dieser habe den Spott der „Xenien" unerwidert gelassen. Das von Woltmann verbreitete Gerücht, seine Frau habe sich an der Anzeige der „Horen" betheiligt, sei eine Verleumdung. Er selbst habe Schillers Vertrauen nie mißbraucht und nie der schuldigen Dankbarkeit entgegengehandelt. Auf seine Bitte, ihm mündlich seine gänzliche Unschuld darlegen zu dürfen, konnte Schiller nicht eingehen, da er wußte, daß die scharfe Zunge seiner Frau, die er „Dame Lucifer" oder „das Uebel" nannte, ihn und sein Haus nicht schonte, sie mit seinem Bruder gegen ihn verschworen war und ihn zu übersehen glaubte. Freilich hatte diese in einer Nachschrift erklärt, sie habe jene Recension

1797 noch nicht gesehen und mische sich in so verwickelte Dinge nicht, ja sie hatte die Versicherung ihrer aufrichtigen Liebe und Verehrung, ihrer geraden und festen Gesinnung gegeben. Schiller ließ sich dadurch nicht beirren. Er antwortete: „Bei den großen Ursachen zum Mißvergnügen, die Ihr Herr Bruder mir gegeben hat und noch immer zu geben fortfährt, kann das gegenseitige Vertrauen zwischen Ihnen und mir nicht bestehen. Ein Verhältniß, das durch eine natürliche Verbindung von Umständen unmöglich gemacht wird, läßt sich mit dem besten Willen nicht erhalten. In meinem engen Bekanntschaftskreise muß eine volle Sicherheit und ein unbegränztes Vertrauen sein, und das kann nach dem, was geschehen, in unserm Verhältniß nicht stattfinden. Besser also, wir heben es auf; es ist eine unangenehme Nothwendigkeit, der wir, beide unschuldig, wie ich hoffe, nachgeben müssen; dies bin ich mir schuldig, da niemand begreifen kann, wie ich zugleich der Freund Ihres Hauses und der Gegenstand von den Insulten Ihres Bruders sein kann. Versichern Sie Madame Schlegel, daß ich von dem lächerlichen Gerüchte, sie sei die Verfasserin von jener Recension, nie Notiz genommen, und sie überhaupt zu verständig halte, als daß sie sich in solche Dinge mische.“ Karoline fühlte den Stich und die Schärfe, mit welcher Schiller von seinem Hausrechte Gebrauch machte.

Nach Vollendung des Prologs wandte dieser sich zu dem Almanach, wofür er einige kleinere Gedichte schrieb. Am 5. Juni begann er seine erste Ballade, den „Taucher“, die er erst am 14. beendete. Mit Goethe wurden die eingehendsten Gespräche an den schönen Sommerabenden gehalten. Dieser vermittelte auch die nothdürftige Verbindung mit W. Schlegel, von dem er Schiller die Abhandlung über „Romeo und Julie“ für die bedrängten „Horen“ verschaffte; er verhandelte mit dem Verfasser über die nothwendig scheinenden Aenderungen. Auch bat er ihn um Beiträge zum Almanach. Schlegel war außer Goethe und Herder der einzige, der für seine Gedichte Honorar erhielt.

Nach Goethes Abreise gelangen Schiller der „Handschuh“ und der „Ring des Polykrates“; dazwischen beschäftigten ihn auch die von Wolzogen für die „Horen“ zu be-

arbeitenden Denkwürdigkeiten Vieillevilles. Glücklicher- 1797
weise brachte sein Schwager ihn von dem Gedanken eines sofort vorzunehmenden Anbaues im Garten ab. Regten sich auch seine Krämpfe wieder, so konnte er sich doch dem Almanach, der ihm eine wohlthätig abwechselnde Thätigkeit bot, angelegentlich widmen. Manches kam ihm für diese und die „Horen" zu, das sein kritisches Urtheil in Anspruch nahm. Leeren Gedichten wußte er häufig durch Streichung vieler Strophen ein Ansehen zu geben. Da W. Schlegel ihm noch immer nichts zum Almanach geliefert, forderte er diesen brieflich dazu auf. Er selbst wagte sich jetzt an das zur musikalischen Komposition bestimmte „Glockengießerlied", das ihm längst am Herzen gelegen. Doch ehe er es wesentlich gefördert, zog es ihn am 11. Juli nach Weimar, um Goethe vor seiner Abreise nach Italien noch einmal zu genießen und seine neuesten Sachen der ihm gewogenen Herzogin in Gegenwart der Frau von Stein vorzulesen; denn noch immer wünschte er, in Weimar, in der Nähe Goethes, des Theaters, der Verwandten und des Hofes zu wohnen. Leider hatte der Herzog auf Schillers Befähigung zur Leitung des Theaters so wenig Vertrauen, daß er, als Goethe ihn für die Zeit seiner Abwesenheit dazu empfahl, dieses entschieden ablehnte. Die Herzogin nahm die Vorlesung des Prologs und der Balladen beifällig auf. Die Freunde verkehrten viel mit dem aus Rom nach Berlin berufenen, in der bildenden Kunst des Alterthums höchst erfahrenen Hirt und dem Oberkonsistorialrath Böttiger, dessen literarischer und antiquarischer Gelehrsamkeit sie bedurften. Goethe überließ den Stoff der „Kraniche des Ibykus" dem Freunde; dieser bildete den Talisman ihrer längern Trennung. Die acht Tage ihres Zusammenlebens waren außerordentlich fruchtbar für ihre immer innigere Einigung. Goethes Einwirkung auf Schiller verräth sich selbst im Ausdruck, wenn er letzterm von Jena aus schreibt: „Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in

1797 allem verstehen werden, wovon sich Rechenschaft geben läßt, und in demjenigen, was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben. Die schönste und die fruchtbarste Art, wie ich unsere wechselseitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende und gleich produktiv gebrauche.... Und so, hoffe ich, soll mein „Wallenstein", und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei unserm commercio hat in meine Natur übergehen können, in concreto zeigen und erhalten.... Ich werde jetzt die Lieder zum Almanach zuerst fertig zu bringen suchen, weil mich die Komponisten [Zumsteeg und Zelter] so sehr mahnen, dann mein Glück an den „Kranichen" versuchen und mit dem September zur Tragödie zurückkehren." Wie gern er Goethe von der Reise zurückgehalten hätte, durfte er dem mit allen Sinnen Italien und seinem Meyer entgegenstrebenden Freunde nicht verrathen, um seine Freude nicht zu stören. Aber gegen Meyer erklärte er offen, Goethe müsse auf dem jetzt erreichten Gipfel mehr darauf denken, die schöne Form, die er sich gegeben, zur Anschauung zu bringen als nach neuem Stoffe auszugehen, müsse jetzt ganz der poetischen Praktik leben; alles, was er in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, sei für seinen höchsten und letzten Zweck immer verloren.

Während Goethes Abreise sich bis zum 30. Juli verzögerte, war Schiller vollauf mit der Redaktion des Almanachs und der „Horen", so wie der Herausgabe der „Agnes von Lilien" beschäftigt, die der Buchhändler Unger in Berlin übernommen hatte; auch gelang ihm eine neue, mittelalterliche Ballade, „Ritter Toggenburg". Mit dem August begann der Druck des Almanachs. Aber die folgenden sechs Wochen befand Schiller sich meist sehr übel, einige Zeit so schlimm, wie er selten gewesen. Die beabsichtigten Lieder wollten nicht gelingen, dagegen raffte er sich zu den „Kranichen des Ibykus" zusammen, über die er mit Goethe viel verhandelte. Die Briefe des Freundes, der sich durch

sein eben erscheinendes Epos der Welt so herrlich offenbart 1797
hatte, waren ihm in seiner traurigen Einsamkeit ein süßes Labsal, und zur Krönung seiner Freude brachten sie ihm manche Lieder, die dem nächsten Almanach zu Gute kommen sollten. Lieb war ihm auch, daß Goethe Cotta näher gekommen, woraus wohl eine geschäftliche Verbindung sich ergeben werde. Erst Mitte September lebte Schiller, wenn auch der Husten noch immer nicht weichen wollte, wieder frisch auf. Da fiel ihm gerade vor dem Thorschluß des Almanachs noch ein äußerst glücklicher, legendenartiger Stoff in die Hände, den er mit wunderbarer Leichtigkeit, obgleich es eine ihm ganz neue Gattung war, im „Gang zum Eisenhammer" darstellte. Den Schwerpunkt des Almanachs bildeten diesmal die Balladen der beiden verbündeten Dichter. „Oberons goldene Hochzeit", in welcher Goethe falsche Richtungen der Zeit verspottet hatte, ließ Schiller aus Liebe zum Frieden weg.

Nach Abfertigung des Almanachs ging er am 4. Oktober wieder an „Wallenstein", wo er denn zu seiner Freude fand, daß es ihm gelungen, den Stoff in eine rein tragische Fabel zu verwandeln, deren Handlung in stetiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eile. Die Trockenheit der ausgeführten Scenen hoffte er wegräumen zu können, doch glaubte er vor Ende Mai mit dem Stücke nicht fertig zu werden. Unendlich gehoben fühlte er sich durch Goethes Entschluß, vor dem Winter nach Weimar zurückzukehren. Auch Schiller gedachte daselbst eine Zeit lang zu verweilen und das Theater zu genießen. Beim Lesen von Goethes Epos fühlte er sich ganz in eine göttliche Dichterwelt versetzt und unbeschreiblich gerührt. Vor dem Ende des Monats zog er in die Stadt, wo er sich sogleich entschloß, den „Wallenstein" in Jamben zu schreiben. Schon am 4. November begann er mit der Umschrift der ausgeführten prosaischen Scenen; alles gewann jetzt durch die dichterische Form ein ganz anderes Ansehen.

1797 Den 20. war Goethe mit Meyer auf der Rückreise ein paar Stunden in Jena. Schiller versprach, mit dem Anfange des Jahres nach Weimar zu kommen, wo er mit Goethe, der so viele neue Ideen und Kunstsachen von der Reise mitgebracht, einen unterhaltungsreichen und unterrichtenden Winter zu verleben hoffte; besonders wollten sie für das Theater etwas zu wirken suchen, wenn auch außer ihnen niemand etwas dabei lerne. Schon hatte Schiller dem Buchhändler Unger in Berlin einen Theaterkalender angeboten, der sich mit allem, was theoretisch und praktisch zur dramatischen und theatralischen Kunst gehöre, beschäftigen sollte. Aber seine schwankende Gesundheit, die Enge der für Weimar in Aussicht genommenen Wohnung und besonders die Arbeit am „Wallenstein", welche einsame Zurückgezogenheit forderte, hielten ihn in Jena zurück. Dort dachte ihn auch Goethe mit dem neuen Jahre zu besuchen, da er in Weimar nicht zur Fassung und Sammlung gelangen konnte. „Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung", schreibt Schiller den 8. December an Goethe, „aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen." Doch nichts konnte seinen fröhlichen Muth stören; er hoffte seinen „Wallenstein" schon im Sommer spielen zu sehen und nach ihm sofort an die „Malteser" zu gehen. Bei den Liebesscenen dachte er nicht ohne Herzbeklemmung an die theatralische Bestimmung des Stückes, da die Liebe, wie sie hier erscheinen müsse, nichts weniger als theatralisch sei. Als ihn gleich darauf ein starkes Unwohlsein längere Zeit zu jeder anstrengenden Arbeit unfähig machte, benutzte er die freie Zeit neben der Redaktion der „Horen" zur Durchsicht seines „Geisterssehers" für eine neue Ausgabe. Erst am Ende des Jahres kehrte er trotz des ihn drückenden schrecklichen Wetters zum „Wallenstein" zurück.

Als er zu Neujahr 1798 die beiden ersten Akte in reinlicher Abschrift von fremder Hand vor sich liegen sah, machten sie ihm große Freude. „Ich finde augenscheinlich", vertraut er Goethe am 5. Januar, „daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat." Wenn es ihm, woran er gar nicht zweifelte, gelungen sei, durch seine Schauspiele sich die Gunst des Publikums zu erwerben, wollte er auch einmal „etwas recht Böses thun" und nach seinem ältern Plan Julian den Abtrünnigen auf die Bühne bringen. Der durch Cotta ihm nahe gelegte Entschluß, „die Horen" aufzugeben, that ihm wohl, weil er sich dadurch von so manchen peinlichen Sorgen befreit sah und sich nun ganz seinem Drama zuwenden konnte. Goethes Ueberkunft verzögerte sich, desto reger war der Briefwechsel, besonders da der Weimarer Dichter Schiller zur Theilnahme an seinem naturwissenschaftlichen Verfahren gewonnen hatte. Nach der Hälfte des Monats, als sein „Wallenstein" eben im besten Zuge war, befiel den Dichter ein in seinem Hause herumgehendes heftiges Halsweh, das ihn ungeduldiger machte als sonst seine Krämpfe. „Wie will ich dem Himmel danken", schrieb er an Körner, „wenn dieser „Wallenstein" aus meiner Hand und von meinem Schreibtische verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht. Hätte ich zehn Wochen ununterbrochene Gesundheit, so wäre er fertig." Aber die gute Laune stellte sich bald wieder ein. Am 26. meldete er Goethe: „Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene [der „Horen"] förmlich unterschrieben. Weihen Sie diesen edlen Todten eine fromme christliche Thräne, die Condolenz aber wird verbeten." Er hatte 1798

1798 eben an Cotta die Erklärung über das Aufhören der „Horen“ gesandt, welcher dieser sich zu einem betreffenden Circular an die Buchhandlungen bedienen wollte. Der Februar brachte leider wieder das katarrhalische Uebel und Krämpfe, die ihn zu jeder Anstrengung unfähig machten, worüber er um so ungeduldiger wurde, als von außen Nachfragen wegen des „Wallenstein“ an ihn gelangten. Schröder wollte, wie es schien, in Weimar die Heldenrolle spielen, und das Berliner Theater erklärte sich zu jedem Honorar bereit, wenn es das Stück vor dem Druck erhalte. Schiller faßte sich mit der ihm eigenen Willenskraft zusammen. Ende Februar befand er sich schon „in dem tiefsten Wirbel der Handlung“, in der Entwicklung des letzten Aktes. Die darauf eintretenden schönen Tage brachten ihn zuerst wieder an die Luft, die ihm wohl that. Lebhaft ergriff ihn das Verlangen nach seinem Gartenaufenthalt; schon dachte er an die dort zu machenden Bauten, ein reinliches und niedliches Bad in einer der Gartenhütten, einen Pavillon und die Erhöhung des Hauses um einen Stock, aus dem er (denn er selbst wollte dort wohnen) eine schöne Aussicht in das Leutrathal habe. Schon im vorigen Herbste hatte er an der Stelle der nördlichen Hütte eine tüchtige Küche bauen lassen. Für die Neubauten erbat er sich von Cotta auf den Anfang April 500 Thaler. „Damit aber unsere Geldrechnung in diesem Jahre rein möge abgeschlossen werden“, schrieb er diesem am 5. März, „so werde ich, sobald der „Wallenstein“ und der neue Musenalmanach fertig sind, sogleich an die Redaktion des „Fiesko“, der „Räuber“ und „Kabale und Liebe“ mich machen. Der „Wallenstein“ selbst wird, wie ich jetzt bestimmen kann, 20 Bogen, nicht ganz, betragen.“ Eine Ausgabe seines „Theaters“, in welchem die Jugendstücke neu bearbeitet sein sollten, hatte er Cotta schon längst versprochen. Um diese Zeit trafen auch zwei verspätete Ehrenbezeugungen ein. Campe schickte im Auftrage der französischen Regierung das noch von Roland ausgefertigte, Custine zur Be-

sorgung übersandte, aber in Straßburg liegen gebliebene 1798
Bürgerdiplom. Die Coburger Regierung hatte eben das von ihr zwei Jahre zurückgehaltene, durch den Herzog von Weimar erpreßte Rescript über seine längst von Meiningen, Gotha und Weimar erfolgte Ernennung zum ordentlichen Ehrenprofessor erlassen, so daß nun endlich der Senat ihm das Diplom zugehen lassen konnte. Den Bürgerbrief schenkte er auf den Wunsch des Herzogs der Weimarer Bibliothek. Im Adreßbuche ließ er sich jetzt als Bürger der französischen Republik aufführen.

Drei Viertel des „Wallenstein" waren vollendet, als Goethe endlich am 20. März nach Jena kam, wo er bis zum 6. April verweilte. Die drei Akte des Stückes fand er vortrefflich, in einigen Stellen erstaunlich, nur sah er keine Möglichkeit, sie auf das Bühnenmaß zu beschränken. Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten die von Goethe mit Meyer herauszugebenden kunstwissenschaftlichen Abhandlungen, an denen auch Schiller ein Antheil bestimmt war. Fr. Schlegel befand sich in Berlin, der Bruder wollte in kurzem nach Dresden gehen. Schon von Weimar aus hatte Goethe Schiller geschrieben, er werde, wenn er herüberkomme, ihm den Vorschlag thun, W. Schlegel noch ein paarmal zu sehen, damit dieser nicht aus Unmuth seine Beiträge dem Almanach entziehe. Jetzt frug er, ob er dessen Verbannung für die Zukunft fest beschlossen habe. Da er selbst den Maler Tischbein, der auch Schiller zu besuchen wünsche, und Schlegel sehen müsse, so möchte er dieses wissen, da man von ihm eine Mittlerschaft erwarte: es wäre jetzt die beste Gelegenheit, wenn Schlegel mit Tischbein käme; den Sommer sei dieser ja doch abwesend, so daß er von ihm keine Zudringlichkeit zu befürchten habe. Doch Schiller mochte, da er von Schlegel und besonders von dessen ihn beherrschender Frau nichts Gutes erwartete, diesem nicht wegen einiger Beiträge zum Almanach den Zutritt gewähren. Gegen die beiden Brüder, die er für gemüthlos

1798 hielt, fühlten er und seine Gattin seit lange den entschiedensten Widerwillen.

Nach Goethes Entfernung wollte Schiller seine ganze Kraft auf „Wallenstein" wenden, bei dem er jetzt auch über die theatralischen Forderungen hinwegzukommen hoffte. Aber schon am 11. April befiel ihn ein vierzehn Tage anhaltendes katarrhalisches Fieber, von dem er sich so angegriffen fühlte, daß er Ifflands Gastvorstellungen auf der Weimarer Bühne versäumen mußte, die ihm gerade jetzt höchst anregend gewesen sein würden, wenn er auch in Iffland keinen genialen Künstler sah. Daß der viel bedeutendere Schröder nichts von sich hören ließ, steigerte seine Verstimmung. Vergebens scherzte Goethe: „Schreiben Sie den „Wallenstein", so wird Schröder kommen"; Schiller wollte jetzt gar nichts mehr von einer Aufführung seines Stückes wissen, da bei dem Mangel an guten Schauspielern, auch wenn Schröder käme, drei Hauptrollen verdorben würden. Goethe widersprach nicht, da er an der Bühnenfähigkeit des Stückes verzweifelte.

Trotz der unsichern Witterung bezog Schiller schon am 7. Mai seinen Garten, wo er die Stimmung zur Fortdichtung zu finden hoffte, wenn auch freilich die Heiterkeit des Frühlings der düstern Schwere der ihn beschäftigenden tragischen Katastrophe nicht förderlich schien. Der vergnügte Tag, den er mit Cotta auf dessen Rückreise von Leipzig verlebte, brachte ihn diesem noch näher. Cottas liebevolle Sorge um den Dichter, dessen Freundschaft er für sein größtes Glück hielt, zeigt sich auf rührendste Weise in der Angst, in welche er durch ein auf der Rückreise ihn befallendes starkes Gewitter um diesen gerieth, den er sich in seinem einsamen, hoch gelegenen Gartenhause dachte. Sofort bat er Wolzogen, auf demselben „als Zeichen seines nie erlöschenden Dankes" bald möglichst einen nach den besten Grundsätzen eingerichteten Blitzableiter auf seine Kosten zu errichten.

Am 20. kam der lang erſehnte Goethe, der mit kurzer 1798
Unterbrechung einen Monat blieb. In der Gartenlaube an dem ſteinernen Tiſche ward manches gute und große Wort zwiſchen den ſeltenen Freunden gewechſelt, wie Goethe mehr als dreißig Jahre ſpäter ſeinem Eckermann bemerkte. Nur daß der Nordwind, der zuweilen gerade an den ſchönſten Abenden wehte, den Küchenrauch über den ganzen Garten verbreitete, brachte Goethe oft zur Verzweiflung. An ſeiner „Achilleis“ nahm Schiller lebhaften Antheil; auch vermittelte er die Goethe lebhaft beſchäftigenden Verhandlungen mit Cotta über ſeine kunſtwiſſenſchaftliche Schrift, für die er den Namen „der Künſtler“ in Vorſchlag brachte, dem aber Meyers Bezeichnung „Propyläen“ vorgezogen wurde. Humboldts handſchriftliches Werk über „Hermann und Dorothea“, das Schiller zum Drucke befördern ſollte, veranlaßte mancherlei äſthetiſche Betrachtungen. Auch an Goethes Farbenlehre und magnetiſchen Verſuchen nahmen Schiller und Lotte eifrigen Antheil. Dieſer war der innigſte und heiterſte Hausfreund. Für den nächſten Almanach übernahm er mit Meyer die Zeichnung der Decke und das Titelbild. In den letzten Tagen ſeines Aufenthaltes vollendete er zu dieſem die herrlichſten Gedichte, während „Wallenſtein“ Schiller große Noth machte, da er ſich immer mehr erweiterte und umgeſtaltete. „Man ſollte ſich hüten“, ſchrieb er den 15. Juni unmuthig an Körner, „auf ein ſo komplicirtes, weitläufiges und undankbares Geſchäft ſich einzulaſſen, wie mein „Wallenſtein“ iſt, wo der Dichter alle ſeine poetiſchen Mittel verſchwenden muß, um einen widerſtrebenden Stoff zu beleben. Dieſe Arbeit raubt mir die ganze Gemächlichkeit meiner Exiſtenz, ſie heftet mich anſtrengend auf einen Punkt, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von andern Eindrücken kommen, weil auch die Idee eines beſtimmten Fertigwerdens drängt.“ Und nun mußte er leider das Drama wieder des Almanachs wegen liegen laſſen.

An dieſen ging er drei Tage nach Goethes Abreiſe,

1798 ohne die rechte Stimmung zu finden. Von Goethe hatte er dazu köstliche Sachen, von andern war manches Brauchbare eingegangen. W. Schlegel hatte von Berlin aus zwei kleine Gelegenheitsgedichte mit der Bemerkung an Goethe gesandt, sie würden allenfalls einen Platz im Almanach verdienen. Aber Schiller meinte, er könne sie nicht aufnehmen, wenn Schlegel nicht einen andern Beitrag ausdrücklich für die „Horen" einsende. „Ich habe so wenig honette Behandlung von dieser Familie erfahren", bemerkte er, „daß ich mich wirklich in Acht nehmen muß, ihnen keine Gelegenheit zu geben, sich bedeutend zu machen; denn das Wenigste, was ich riskirte, wäre dieses, daß Frau Schlegel jedermann versicherte, ihr Mann arbeite nicht an dem Almanach, aber um ihn doch zu heben, hätte ich die zwei gedruckten Gedichte aufgegriffen." Um diese Zeit dankte er Humboldt in höchst anerkennender Weise für seine eingesandte Schrift, wenn er auch die Verschiedenheit ihrer Ansichten nicht verhehlte. „Goethe und ich", äußerte er, „haben uns epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Weise unterschieden, als Ihr Weg Ihnen erlaubte, und diesen Unterschied überhaupt nicht so groß gefunden. So können wir die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen; sie ist absolut plastisch, wie das Epos. Goethe meint sogar, daß sie sich zur Epopöe wie die Sculptur zur Malerei verhalte." In dem Fehler, den er an Humboldts Betrachtung bemerke, glaube er seinen eigenen Einfluß zu erkennen. „Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis-à-vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenstücken öfters begegnet." So offen gestand er, wie weit ihn Einfluß von Goethes realistischer Ansicht gefördert.

Am 4. Juli kam dieser, recht dichterisch gestimmt, nach Jena zurück, aber schon eine Woche später zogen ihn seine Geschäfte nach Weimar zurück. Seinen August ließ er in Jena zurück, wo er viel in Schillers Garten mit den

Kindern sich herumtrieb. Sein Karl freute sich seines 1798
schmucken Jägerkostüms, Goethes August ging in einer idealen Bergmannstracht. Da sich Schillers lyrische Stimmung noch immer nicht einstellen wollte, beschäftigte ihn neben der Durchsicht seines „Geisterssehers" die Redaktion des Almanachs, zu welchem auch Matthisson vieles gespendet hatte, während der auf die Dioskuren erbitterte Herder sich zurückhielt. Besonders erfreuten ihn die Beiträge der durch Hardenberg ihm empfohlenen Luise Brachmann, so daß er sogar den Wunsch ihrer persönlichen Bekanntschaft äußerte. Am Nachmittag des 11. (es war der Geburtstag von Ernst) wurde sein Gartenhäuschen gerichtet. Aber mit dem Baue des neuen Stockwerks ging es sehr langsam, da Arbeiter fehlten, doch kam er den 18. glücklich wieder unter Dach. Zum Unglück stellten sich die Krämpfe wieder ein, aber die Freude, seine Familie, die jetzt aus sieben Köpfen bestand, bequem unterbringen zu können, ließ ihn die Unbequemlichkeit ertragen. Einen einstöckigen Pavillon hatte er sich bereits bauen lassen und auf dem zweiten Stocke wurden für ihn ein großes Zimmer und zwei kleinere eingerichtet, während Lotte den ersten bewohnte, unten die Kinder und das Gesinde sich befanden. In seinem Dienste standen die treue aus Schwaben mitgebrachte Christine Wezel aus Neckarrems, nebst deren jüngerer im vorigen Jahre verschriebenen Schwester, und der Schiller herzlich zugethane Gottfried Rudolf, dessen ein Leben des Dichters dankbar gedenken muß. Nach Schillers Tod trat dieser bei Cotta in Dienst, aber er konnte Weimar nicht vergessen. Lange Jahre war er Kanzellist bei der Erbprinzessin. Christine, die als Familienglied betrachtet wurde, starb in Lottens Dienste im Jahre 1814.

Da ihm noch immer nichts Lyrisches gelingen wollte, kehrte Schiller zum „Wallenstein" zurück, aber auch diesen legte er bald zurück. Der Druck des Almanachs hatte unterdessen begonnen. In dem eben erschienenen „Athenäum"

1798 der beiden Schlegel that Schiller deren „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier“ selbst physisch wehe; wenn auch ein gewisser Ernst und ein tieferes Eindringen besonders dem jüngern nicht fehle, so sei diese Tugend doch mit vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt; in den ästhetischen Urtheilen herrsche die größte Dürre, Trockenheit und sachlose Wortstrenge. Diese Art, meinte er, werde die Epoche einer glücklichen Stimmung des Publikums für das Gute und Rechte in der Poesie eher verzögern als beschleunigen. Goethe wollte die Bedeutung der Schlegel für die Förderung eines reinern Geschmackes den gewöhnlichen geistlosen Kritikern gegenüber nicht aufgeben, doch sparte er das, was er zu ihren Gunsten zu sagen hatte, mündlicher Unterhaltung auf. Das von Wilhelm für den Almanach eingeschickte Gedicht konnte er nicht empfehlen; indessen hoffte er diesen zu einer Umarbeitung zu bestimmen. Nur ein frommer Wunsch war es, Schiller möge den „Wallenstein“ so zeitig bringen, daß das neuhergestellte Theater damit eröffnet werden könne.

Bei diesem hatte sich endlich die lyrische Stimmung eingefunden. Der Preisgesang auf die Macht des Glückes war ihm gelungen und er mit einem andern Gedichte beschäftigt, als die Ankunft Goethes am Abend des 31. Juli ihn wieder dem „Wallenstein“ zuführte, dessen beide letzten Akte er am Tage vor Goethes Abreise, am 15. August, diesem vorlas. Aber wie herzlich ihn auch dessen lebhafte Bewegung freute, da sie nicht dem Stoffe, nur der dichterischen Kunstvollendung gelte, zu seinem Aerger mußte er wieder an den Almanach gehen, den er nun aber auch nach dem nächsten Jahre ganz aufzugeben beschloß. Unmuthig schrieb er an Körner: „Die Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie und die gleichgültige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir eben nicht viel Lust zur Fortsetzung; deswegen werde ich, wenn der „Wallenstein“ mir gelungen ist, beim Drama bleiben und in den übrigen Stunden theoretische und kritische

Arbeiten treiben." Trotz seiner Mißstimmung und der üblen 1798
Witterung, die ihm in seinem leichten, windigen Gartenhause den Aufenthalt fast unerträglich machte, gelangen ihm in den drei folgenden Wochen zwei wieder einen ganz eigenen Ton anschlagende Balladen, der „Kampf mit dem Drachen" und die „Bürgschaft", auch die Vollendung des „Bürgerliedes" (des „Eleusischen Festes"). Dazwischen fiel die Einweihung des Hauses bei dem schrecklichen Wetter des 25. August, an dem er durch einen Besuch Fichtes erfreut wurde, mit dem er nun wenigstens ein heiteres und gefälliges Verhältniß zu unterhalten suchen wollte.

Den 8. September kehrte er zum „Wallenstein" zurück, um den kurzen Rest der guten Jahreszeit für die Liebesscenen zu benutzen, zu denen der Winter keine Stimmung gebe, da er einmal nicht so glücklich sei, wie Jean Paul, im Kaffee seine Begeisterung zu finden. Entscheidend für „Wallenstein" wurde Schillers Aufenthalt in Goethes Hause vom 10. bis zum 15. Hier entschloß er sich den Prolog, das Vorspiel, zu der in vier Wochen stattfindenden Eröffnung des hergestellten Theaters zu liefern, das Drama selbst aber in zwei Stücke zu theilen, die noch im Laufe des Winters zur Aufführung kommen sollten. Diese Lösung des Gordischen Knotens, und was daraus folgte, verdanken wir Goethe, der darauf hielt, was man wolle, könne man auch. Freilich war keine Zeit zu verlieren, da das Vorspiel, um für sich zu bestehen, bedeutend vermehrt werden mußte. Goethe ließ es an den erfreulichsten Aufmunterungen nicht fehlen; selbst kam er nach Jena, wo er schon am 29. Schillers Zaudern „Wallensteins Lager" entriß, ja er bestimmte ihn auch, einen auf dieses bezüglichen Prolog zur Eröffnung der Bühne zu liefern. Schon am 4. Oktober sandte Schiller diesen dem unterdessen nach Weimar zurückgekehrten Freunde.

Am vorigen Abend hatte Schiller eine ihn äußerst überraschende Bekanntschaft an einem jungen Landsmann

1798 gemacht. Johann Baptiſt Lacher, der am 28. November 1776 zu Wurzach geborene Sohn eines unbemittelten Muſikers, hatte ſich den Gedanken in den Kopf geſetzt, Deutſchland müſſe gleich Frankreich zur Einheit und bürgerlichen Gleichheit gelangen. Von Fichtes Ruf angezogen, war er im vorigen Oktober nach Jena geeilt, um eine Schaar Gleichgeſinnter zur Umkehrung des Grundes des Vaterlandes zu gewinnen; ſollte ihm dies nicht gelingen, ſo war er entſchloſſen, unter dem Franzöſiſchen Heere ſeine Erziehung für die Zukunft zu beginnen. Natürlich ſchlug ſeine Abſicht fehl, wenn er ſich auch des wärmſten Antheils von Fichte, Herder und ſeinen beiden Landsleuten Wieland und Paulus zu erfreuen hatte. Der ihm widerwärtige Streit wegen eines Kollegienhonorars trieb ihn nach Paris. Ehe er Jena verließ, wo er aus dem Erlös ſeiner Habſeligkeiten ſich eine Baarſchaft von 50 Gulden verſchafft hatte, ſtellte er ſich als einen Schwaben, der Deutſchland revolutioniren wolle, mit einer Empfehlung von Paulus ſeinem Lieblingsdichter und Landsmann vor, der „ſo bezaubernd auf den geheimſten Saiten ſeines Gemüths geſpielt“ habe. Lacher ſelbſt erzählte zehn Jahre ſpäter ſeinen Empfang. „Ein langer, ſchlanker, ſtarker Mann ſtand mitten im Zimmer; ein graugelber Ueberrock bedeckte bei offenem Hemdkragen ſeinen Leib. Kurz geſchnittene gelbe Haare umflatterten ſeine hohe, breite Stirne; blau, ſanft und ernſt ſind ſeine Augen; eine etwas gebogene Naſe, die ſich mit einer Falte in die Stirne verliert; ſein Angeſicht iſt blaß; ein äußerſt reizender, redlicher Mund, und das ganze Weſen ſtrömte eine ernſte Liebenswürdigkeit aus.“ Lächelnd vernahm Schiller den in unſchuldig roher Weiſe vorgetragenen Plan des jungen Schwärmers. Auf ſeinen Rath, ſich vorab wenigſtens einige Kenntniß der Franzöſiſchen Sprache und des Militärweſens zu verſchaffen, wollte er nicht eingehen, ſelbſt als Schiller auf die Möglichkeit deutete, für ſeinen nächſten Unterhalt zu ſorgen. Da er am 5. abzureiſen entſchloſſen war, lud ihn Schiller auf den

nächsten Abend zum Essen, wo der seltsame Revolutionär 1798
auch dessen „allerliebenswürdigste" Gattin und Professor Niethammer fand; denn Schiller wollte „ein Schwabenfest feiern". Ueber die unschuldig offene Weise, wie der durch den Wein aufgeregte Patriot sein Leben erzählte, mußte Lotte herzlich lachen. Als er von seinem frühern phantastischen Plane sprach, das Volk zur Selbstrache zu entflammen, daß es über alle kleinern Fürsten herfalle, um Deutschland zur Einheit und damit zur politischen Selbständigkeit nach außen und zum Glück im Innern zu bringen, rief Schiller, indem er sich hinter den Ohren kratzte: „O weh! lassen Sie mir ja doch mein armes Gartenhäuschen stehen!" Auch an ernsten Mahnungen ließ er es nicht fehlen, aber sie prallten von dem so edlen wie tollen Phantasten ab, der über seinen leidenschaftlichen Herzensergießungen das Nachtessen und alles vergaß. Es war spät geworden, der kleine Karl schon auf den Knieen des Vaters eingeschlafen, als Lacher an seinen Rückzug dachte. Zum Abschied sprach Schiller, der ihn mit dem Lichte zur Treppe begleitete, die ihm unvergeßlichen Worte: „Kommen Sie einst in Ihr Vaterland zurück mit dem französischen Kittel und mit dem Deutschen Herzen." Er empfahl ihn an Cotta und gestattete ihm sich brieflich an ihn zu wenden. Gegen Goethe, den Lacher trotz seiner Verehrung des großen Götz von Berlichingen nicht besuchte, gedenkt Schiller dieses „sonderbaren Originals von einem moralisch-politischen Enthusiasten", eines Menschen voll guten Willens, von vieler Fähigkeit und einer heftig sinnlichen Energie. Zu derselben Zeit kam ein anderer bedeutender Schwabe nach Jena, der nach Jena berufene Schelling, zu dessen Anstellung Schiller mitgewirkt hatte; er besuchte diesen sogleich und zeigte überaus viel Wärme. Auch W. Schlegel ward um diese Zeit zum Professor ernannt.

Die Vollendung des „Lagers" und des „Prologs" und ihr Erscheinen auf der Bühne wurden mit lebhaftestem Eifer von den verbündeten Dichtern betrieben. Den letztern

1798 ließ Schiller an den vollendeten Almanach anhängen, der auch die Anzeige vom Erscheinen der drei Stücke des „Wallenstein“ bei Cotta und einer ausgewählten, verbesserten und vermehrten Sammlung seiner Gedichte brachte. Goethe betrieb die Proben mit unendlicher Anstrengung und bester Laune. Schiller kam mit Lotten am 11. zur Hauptprobe, der auch ein auserwählter Freundeskreis beiwohnte. Alle waren höchst erfreut, Goethe bezeugte herzlichsten Antheil; Schiller war sehr gerührt über die schöne Wirkung seiner Dichtung und Goethes Antheil. Am folgenden Abend wurde mit dem Prolog und dem Vorspiel das neu hergestellte Theater eröffnet; ihnen folgten „Die Korsen“ des Weimarischen Dichters Kotzebue, der schon im vorigen Jahre nach Alxingers Tode aus Rußland als Hoftheaterdichter nach Wien berufen worden war. Schiller saß, da seine Loge bei dem Umbau hatte weichen müssen, auf dem offenen Balkon, zuerst neben Goethe, dann neben der herzoglichen Loge. Selbst Karoline Schlegel mußte gestehen, daß vortrefflich gespielt wurde und auch für das Auge alles erfreulich war. Es war ein wahrer Triumph für den Dichter des „Karlos“, daß er durch sein ganz realistisches Vorspiel auf heitere Weise die Zuschauer in die Welt Wallensteins hineingezaubert hatte, mochte auch Karoline radotiren, Schiller habe sich als Goethes Schüler, „goethesker“ als jemals, gezeigt, er habe in Jahren glücklich zu Stande gebracht, was Goethe vielleicht in einem Nachmittag geschrieben hätte, mochte auch ihr Gatte spotten, er habe sich dem Teufel ergeben, um den Realisten zu machen und sich die Sentimentalität vom Leibe zu halten. Ganz Jena, so weit es dichterischen Sinn hatte, war Zeuge des Triumphs seines Dichters. Am folgenden Tage wurde die Vorstellung mit großem Beifall wiederholt. Den 14. kam Goethe auf eine Woche nach Jena, wo er die Anzeige der Eröffnung des neuen Theaters für die „Allgemeine Zeitung“ vollendete, und zur raschen Lieferung der „Piccolomini“ trieb.

Aber mit dem Umschreiben des Stückes in eine „ange- 1798
messene, deutliche und maulrechte Theatersprache" ging es langsam; auch bedingte der Theaterzweck manche Zusätze und Veränderungen. Aber schon dachte Schiller an den Verkauf „Wallensteins" zur Uebersetzung an den Buchhändler Bell in London, den Cotta für 60 Pfund ihm anbieten sollte; daß dieser sich das französische Joch werde auflegen lassen, bezweifelte er. Freilich hatte er schon im vorigen Jahre dem Hofmeister Nöhden, der mit Stoddart seinen „Fiesko" übersetzt hatte, das neue Stück zum Uebersetzen angeboten, aber die von diesem herausgegebene prosaische Uebersetzung des „Karlos" ergab sich als ungenügend und von Honorar war keine Rede. Bei Bell war eine Uebersetzung von „Kabale und Liebe" erschienen, und Cotta konnte von diesem Hauptverleger der Uebersetzungen und Bearbeitungen Kotzebuescher Stücke am ehesten annehmbare Bedingungen erlangen.

Erst als Schiller am 6. November in die Stadt zog, ging er an die bisher zur Seite gelassenen, von der politischen Handlung getrennten Liebesscenen, für die er früher den Gartenaufenthalt bestimmt hatte. Goethe las die ihm mitgetheilten beiden ersten Akte mit großem Vergnügen; der erste schien ihm fast durchaus theatralisch. Am 11. gelang es ihm, auf ein paar Wochen nach Jena zu kommen, wo er die Abende wieder regelmäßig bei Schiller zubrachte. Neben den Verhandlungen über die „Piccolomini" wurden Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten, besonders seine Ansichten über die Farbenlehre und die kunstwissenschaftlichen Aufsätze besprochen, auch das kleine in Briefform gekleidete Familiengemälde „Der Sammler" gemeinsam erfunden und schematisirt. Bei den „Piccolomini" drängten sich Schiller immer neue Gedanken auf und veranlaßten Aenderungen, welche denn auch eine Umgestaltung von „Wallensteins Tod" forderten. Schelling stellte sich während des schlechten Wetters häufig zu philosophischer Unterhaltung ein. Zu

1798 seiner Freude forderte jetzt auch Kotzebue die Wallensteinstücke für die Wiener Bühne.

Goethes Entfernung ließ Schiller, bei der Abgeschiedenheit und Einförmigkeit seines Lebens, oft nach erfrischender Zerstreuung seufzen, doch benutzte er redlich seine Zeit und es gelang ihm die Ausführung einiger bedeutenden Lücken der Handlung. Trotz seines alten Uebels und des in der zweiten Hälfte des Decembers eintretenden „Sudelwetters", das ihm alle Klarheit und Stimmung raubte, beschloß er mit fester Willenskraft die Vollendung der „Piccolomini" vor dem Ende des Jahres. Da er vernahm, daß die meisten Theater mit der Aufführung bis zum Erscheinen des Stückes warten wollten, verschob er den Druck, um die Theaterhonorare nicht zu verlieren. Ifflands Drängen trieb ihn am 24., alle Kraft zusammenzunehmen, so daß die Abschrift, mit Ausnahme einer einzigen Scene noch an diesem Tage abgesandt werden konnte. „So ist schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden", schrieb er an Goethe, „so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden." Freudig überrascht, erwiderte dieser: „Sie werden selbst erst finden, wenn Sie diese Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an." Aber doch hatte er seine Noth, vor dem Jahresschlusse das ganze Stück für das Weimarer Theater zu erhalten.

Am 4. Januar 1799 kam Schiller mit seiner Familie auf fünf Wochen nach Weimar. Goethe hatte ihm für sich eine kleine Wohnung im Schlosse verschafft, welche vor kurzem der Stuttgarter Hofbaumeister Thouret inne gehabt. Fehlte es in den Schiller so gefährlichen Wintermonaten auch nicht ganz an kleinen Unpäßlichkeiten, so war doch das gesellschaftliche Leben und die äußere Anspannung ihm sehr wohlthätig, er konnte wieder als ein ordentlicher Mensch leben, so daß er in diesen fünf Wochen, wo er außer dem Theater manche Gesellschaften, den Hof und die Redoute besuchte, mehr mitmachte als in den letzten fünf

Jahren zusammen. Die meiste Zeit verbrachte er im innig- 1798
sten Austausche bei Goethe, aber auch Frau von Stein, Frau von Kalb, Herder, Wieland und Voigt wurden besucht; selbst mit dem jetzt in Weimar angesiedelten, an Herder angeschlossenen, von der idealen Richtung der verbündeten Dichter abgestoßenen Jean Paul, den er zufällig in Gesellschaft traf, verkehrte er ohne Anstoß. Fichte, den man des Atheismus angeklagt hatte, sandte ihm seine „Appellation an das Publikum". Freilich stand Schiller auf der Seite der Freiheit, und er sprach in diesem Sinne auch mit dem Herzog über Fichtes Angelegenheit, aber dieser hatte durch seine öffentliche Appellation die Weimarische Regierung in eine üble Lage versetzt. Nach manchen in Goethes Hause gehaltenen Leseübungen, denen sich Vor- und Hauptproben anschlossen, gelangten die „Piccolomini" am Geburtstage der Herzogin, am 30., zur Aufführung. Zufällig erhielt der Schellings wegen mit Unterstützung des Grafen Schimmelmann nach Jena gekommene siebenundzwanzigjährige Norwegische Naturphilosoph Steffens seinen Sitz neben Schiller, dessen persönliche Bekanntschaft er jetzt erst machte, da der dem Dichter feindselige Schlegelsche Kreis ihn von diesem abgehalten. Er war weder von der Darstellung noch von der Dichtung begeistert und spielte neben dem seiner Schöpfung sich freuenden Dichter eine sehr leidige Figur. Allgemein hatte die Vorstellung sich des schönsten Erfolges zu erfreuen. Die Schauspieler, unter denen freilich keine genialen Kräfte waren, thaten ihr Möglichstes und die peinliche Sorgfalt, welche Goethe auf das ganz ungewohnte richtige Sprechen der Jamben verwandt hatte, ward reichlich belohnt. Freilich fehlte es nicht an mäkelnden Stimmen, man tadelte, daß die Handlung eben abbreche, wo man auf die Entwicklung gespannt werde, aber die meisten Zuschauer, die sich mit voller Seele dem Eindruck hingaben, fühlten sich von einem höhern Geiste umweht. Den schönsten Nach-

1798 klang der Vorstellung gab dem Dichter ein schriftliches Wort der Frau von Kalb, die den Eindruck, den das Stück auf ihre Seele geübt, warm aussprach. „Sie haben mich [im Stücke] gefunden", erwiderte er: „das freut mich; denn im Ganzen habe ich mein Wesen ausgesprochen." Der Herzog ließ beide Dichter auf den 1. Februar zu Tische laden; die Hauptdarsteller Graff und Vohs erhielten von ihm und der Herzogin Geldbelohnungen. Noch besser als die erste Vorstellung gelang die Wiederholung am 2. Schiller dankte brieflich Graff für die Darstellung des Wallenstein, den nicht leicht ein anderer ihm nachspielen werde. Am Mittag des 4. speiste Schiller beim Herzog auf dessen Zimmer. Zwei Tage später kehrte er in Goethes Begleitung nach Jena zurück, wo er rasch das dritte Stück, das noch im April gespielt werden sollte, zu Ende führen mußte. Während der drei Wochen, die Goethe in Jena blieb, kam es Abends wieder zu den gehaltreichsten Unterhaltungen; mochte Schiller auch mit Schelling und andern Philosophen L'hombre spielen, Goethe liebte so wenig wie Körner diesen leeren Zeitvertreib. „Wenn man Schiller und Goethe zusammen hört", äußert Lotte, „so wird der Geist reich an Mitteln der Anwendung der Zeit und des Lebens, ohne leeres Geschwätz zu bedürfen." Die Anzeige der Aufführung der „Piccolomini" ward an die „Allgemeine Zeitung" abgesandt, über „Wallensteins Tod" und die Farbenlehre viel verhandelt. Goethe suchte den Freund auch in der in Weimar gepflegten Gewohnheit des Ausgehens zu erhalten und brachte es zu Wege, daß er mehrmals bei ihm auf dem Schlosse speiste.

Als die Gattin von Schütz eine Liste zur Zeichnung von Beiträgen für ein Liebhabertheater in Umlauf setzte, erklärte Schiller, man solle die gezeichnete Summe zur Heranziehung des Weimarischen Theaters verwenden; denn Liebhabervorstellungen würden diese hindern, ohne dafür zu entschädigen. Dies war ganz in Goethes Sinne, der freilich kleine Aufführungen zu Familienfesten durchgehen

ließ, aber dem Dilettantismus auch in der Schauspielkunst äußerst gram war. Wenn man den Geburtstag seines Freundes Loder durch eine theatralische Vorstellung feierte, so zeigte er sich gern bereit, der Generalprobe beizuwohnen, um durch seine Bemerkungen die Aufführung zu heben. Als bei dieser Gelegenheit Steffens in Kotzebues „Schauspieler wider Willen" zwei übertriebene Stellen aus Schillers Jugenddramen auf die schärfste Weise vortrug, um sie lächerlich zu machen, trat Goethe zu ihm und bemerkte: „Wählen Sie doch andere Stücke; unsern guten Freund Schiller wollen wir lieber aus dem Spiele lassen." Daß man bald darauf von Weimar aus das Liebhabertheater im Hause von Schütz verbot, erbitterte gegen Schiller, dem man einen Antheil daran zuschrieb. 1799

In dieser Zeit erhielt Schiller einen dringend um Hülfe bittenden Brief von seiner alten Wirthin Hölzel in Mannheim, die sich durch die schlechten Zeiten in arge Noth versetzt sah. „Der weiße Kopf Hölz legt sich nah an Ihr wohlthätiges Herz und Ich", schloß sie ihre ihn tief ergreifenden Zeilen. Sofort erwiderte er theilnehmend und schickte eine Anweisung auf 5 Carolin an Cotta, der ebensoviel im September senden sollte. „Lieben Freunde, wendet euch ferner im Unglück an mich", schrieb er; „ich werde mit Rath und That an Handen gehen, wenn es nur möglich ist." Der Dank der guten Frau sprach sich rührend in den Worten aus: „Ich weine in diesem Augenblick, und Sie werden mit mir in meinem Elend weinen, wenn ich Ihnen sage, daß ich von Ihrem Geld das erstemal wieder Abends ein Licht brennen konnte." Als sie drei Jahre später aufs neue in Noth gerathen, bewirkte Schiller die Anstellung ihres Sohnes Adolf als Dekorateur und Maschinist.

„Ich glaube in eine viel ältere Zeit zu blicken, als es wirklich ist", schrieb er dem nach Weimar zurückgekehrten Freunde. „Das theatralische Wesen, der mehrere Umgang mit der Welt, unser anhaltendes Zusammensein haben meinen Zustand indessen um vieles verändert, und wenn ich erst der Wallensteinischen Masse

1799 werde los sein, so werde ich mich als einen ganz neuen Menschen fühlen." Dadurch, daß er den Anstalten zur Ermordung eine größere Breite und mehr theatralische Bedeutsamkeit gab, erhielt auch „Wallensteins Tod" die nothwendigen fünf Akte. Goethe las die ihm mitgetheilten beiden ersten mit wahrem Antheil und inniger Rührung; des theatralischen Effektes könne man gewiß sein. Ermuthigt durch dieses gute Wort, rückte der Dichter so rasch fort, daß er bereits am 17. März die drei letzten Akte dem Freunde schicken konnte, der die neuen Motive darin sehr schön und zweckmäßig fand. Könne Schiller später den „Piccolominis" etwas von der Masse nehmen (sie enthielten früher noch die beiden ersten Akte von „Wallensteins Tod"), so seien beide Stücke ein unschätzbares Geschenk für die Deutsche Bühne; das letzte derselben habe freilich den großen Vorzug, daß alles bloß menschlich, das Historische nur wie ein leichter Schleier des Reinmenschlichen sei.

Als Goethe am 21. nach Jena zurückkehrte, hatte Schiller sich schon für einen neuen dramatischen Stoff entschieden, und zwar für einen erfundenen, obgleich er solche früher verschworen hatte; es war der ältere Plan der „feindlichen Brüder". Um in der Ausführung nicht gestört zu werden, wollte er statt des Almanachs diesmal das epische Gedicht „Die Schwestern von Lesbos" von der Nichte der Frau von Stein, Amalie von Imhoff, geben, an deren dichterischer und malerischer Begabung Schiller warmen Antheil nahm. Goethe versprach dazu eine einleitende Elegie. Augenblicklich war er unter Schillers regster Theilnahme mit seiner „Achilleis" beschäftigt. Kurz hintereinander sollten im April die drei Stücke gegeben werden. Schon am 26. wurden die zwei ersten, am 29. die drei letzten Akte von „Wallensteins Tod" an das Theater gesandt. Den 10. April kam Goethe selbst mit Schiller, wo an den folgenden Tagen die Vorproben gehalten wurden. In derselben Woche, Montag, Mittwoch und Sonnabend,

(den 15., 17. und 20.) wurden die drei Stücke gegeben, 1799
„Wallensteins Tod" am nächsten Montag wiederholt. Die Wirkung des letztern war außerordentlich, selbst die Unempfindlichsten fühlten sich fortgerissen; das Stück hatte alle Erwartungen übertroffen, mochten auch Karoline Schlegel und andere Mißwollende in der großartigen Dichtung den Instinkt vermissen und den Schluß wirkungslos finden, mochte auch Herder von solchen großartigen geschichtlichen Dramen nichts wissen wollen und die Reinigung der Leidenschaft darin vermissen. Schiller hatte diesen gerade jetzt dadurch verletzt, daß er über dessen in der „Metakritik" begonnenen Kampf gegen Kant, wie diesem hinterbracht wurde, sich ungünstig äußerte. Die Vorstellung von „Wallensteins Tod" war der erste vollständige Triumph des zur höchsten Kunstvollendung gediehenen Dramatikers, durch die er wirklich trotz des wohlfeilen Spottes der Dame Lucifer die Unsterblichkeit erlangt hatte. Nach dem großartigen Erfolge dieses geschichtlichen Dramas war Schiller auch gleich entschieden, von seinem erfundenen Stoffe abzustehen; mit dem Entschlusse, dem „Wallenstein" eine „Maria Stuart" folgen zu lassen, die er schon vor vielen Jahren sich vorgesetzt hatte, kehrte er von Weimar, wo ihn zuletzt das nicht enden wollende fade Geschwätz über sein Stück verstimmt hatte, am 25., seiner hohen Bestimmung gewiß, nach Jena zurück.

3.

Selbstbewußt schritt Schiller auf dem gewonnenen Boden von Sieg zu Sieg; vier große Dramen, jedes in einer andern Weise gedichtet, unter einem andern Volke, in einem andern Jahrhundert spielend, alle von seinem hohen Geiste verklärt, gelangen ihm, wenn auch nicht unmittelbar hintereinander, da ihm die Bearbeitung mehrerer ausländischen Stücke zur Erholung und Sammlung dienen mußte, und auch die lyrische Dichtung spendete noch einzelne

1799 herrliche Lieder und Balladen. Dem gesellschaftlichen Leben trat er, besonders seit seiner Uebersiedlung nach Weimar, die ihn an Goethes Seite in die nächste Verbindung mit dem Theater brachte, viel näher, ja der Hof, der ihn, wie vor zwanzig Jahren Goethe, adeln ließ, zog ihn mit besonderer Auszeichnung, da dieser sich ferner hielt, in seine Kreise; seine äußern Verhältnisse besserten sich, wenn er auch nicht wie Kotzebue, Pensionen, Pfründen und reiche Gehälter verschlang, und so durfte er hoffen, seine sich vermehrende Familie nicht mittellos zurückzulassen. Was ihn aber mehr als alles freute, war die schönste Frucht seines Bundes mit Goethe, die volle, mannigfaltige Entwicklung seines mächtigen dramatischen Talentes, trotz aller ihn mehrfach bitter störenden, ja dem Tode nahe bringenden Krankheitsfälle.

Als Goethe am 1. Mai nach Jena kam, fand er Schiller in die Quellen zu seiner „Maria" versunken. Diesmal verbrachte er nicht allein mit ihm die Abende in gewohntem Austausche, sondern sie fuhren auch, da Goethe einen Wagen mitgebracht, fast täglich zusammen spazieren. Schon am 2. kam Cotta auf der Rückreise von Leipzig; er überbrachte das Honorar der Berliner Bühne. Schiller fühlte sich so wohl, daß er den Engländer Mellish, den er in Weimar kennen gelernt hatte, in seinem Sommeraufenthalte zu Dornburg besuchen konnte. Den 10. bezog er seinen Garten. Die Aufsätze für die „Propyläen" wurden hier besprochen und durchgegangen; ja Schiller wollte selbst einige Monate auf Beiträge zu ihnen verwenden, obgleich dadurch die Vollendung der „Maria Stuart" bis Ende Winter verzögert werde. Eindringlich beschäftigten sich die nach höchster Kunstvollendung strebenden Freunde mit dem Unwesen des Dilettantismus, über den Goethe ein Schema entwarf. Auch wollten sie ein Deutsches Theater, eine Bearbeitung älterer Stücke für die Bühne, herausgeben. Persönlich verhandelten sie mit Amalie von Imhof über ihre „Schwestern von

Lesbos", wobei sie mit dem beschränkten Eigensinn des 1799
Dilettantismus zu kämpfen hatten; die verletzte Dichterin wollte ihr Werk zurückziehen.

Nach Goethes Entfernung am 27. fühlte sich Schiller sehr vereinsamt; freilich verkehrte er mit den Philosophen, Niethammer und Schelling, aber diese wurden vom Schlegelschen Hause näher angezogen. Der durch die „Xenien" verletzte Kotzebue, der seine Stelle in Wien mit Bewilligung eines ansehnlichen Ruhegehaltes niedergelegt hatte, war jetzt nach Jena gezogen, wo er in einem Garten am sogenannten Paradiese wohnte; Schiller lehnte jede nähere Verbindung mit ihm ab. Das war freilich ein Lebemann, den man trotz der sittlichen Verachtung, die sich der Dichter und Ableugner seines niederträchtigen „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn" zugezogen, in Wien und Berlin besser verwenden konnte als den großen Dichter, dessen seichte, aber gewandte Fabrikstücke die Theater des In- und Auslandes überfluteten und auch in England theuer bezahlt wurden, während man Schiller keine Anerbietungen machte, so daß er durch Cotta einen Handel mit Bell in London abzuschließen suchen mußte. In Weimar waren die Wallensteinischen Stücke noch einmal gegeben worden. Da Kotzebue sie in der Handschrift zu lesen wünschte, versprach sie ihm Schiller, weil ihn, wie er an Goethe schreibt, diese Gefälligkeit weniger köste als ein Besuch bei jenem oder ein Abendessen. Kotzebue wollte sie sich näher ansehen, um selbst ähnliche Versuche geschichtlicher Stücke in Jamben zu machen, wie „Octavia", in welcher sogar ein Hexameter vorkam, „Gustav Wasa" u. a. waren, die er gleich nach „Wallenstein" aus dem Aermel schüttelte, als sei diese Mache kein Kunststück.

Mit der am 4. Juni begonnenen „Maria Stuart" ging es langsam, da die Exposition sehr schwierig war, Schiller auch durch viele Besuche gestört wurde, zuletzt durch einen achttägigen seiner Schwester und seines Schwagers Rein-

1799 wald. Letzterer, der, durch seine Verhältnisse gedrückt und beschränkt, von seiner hypochondrischen Kränklichkeit noch mehr niedergebeugt war, bot ihm wenige und gerade nicht angenehme Verbindungspunkte, da er die gangbare „imperfektible enge Vorstellungsweise" vertrat, die einen zur Verzweiflung bringen könnte, wenn man etwas erwartete. Um so mehr freute er sich der innigen Herzlichkeit seiner freilich unter Reinwald arg leidenden Schwester, der mit Begeisterung an ihm hängenden Genossin seiner ersten Jugend. Am 30. begleitete er sie auf ihrer Weiterreise nach Weimar, wo er während der Anwesenheit des Preußischen Königspaares bei Goethe wohnte. Da dieser, weil es am Hofe an Räumlichkeiten mangelte, den Erbprinzen in sein Haus hatte aufnehmen müssen, konnte er Schiller nur ziemlich unbequem unterbringen. Der König hatte in Berlin absichtlich die Vorstellung von „Wallensteins Tod" nicht gesehen, um ihn zuerst in Weimar zu genießen. Dort wurde er am 2. Juli mit größtem Beifall gegeben. Der Dichter mußte sich dem königlichen Paare vorstellen; er fand die Königin „sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen". Goethe war während dieser Zeit so in Anspruch genommen, daß Schiller ihn wenig genießen konnte. Um dem Freunde nicht den Genuß der schönen Tage zu trüben, hatte er ihm die eben von Cotta erhaltene traurige Kunde verschwiegen, daß von den „Propyläen", von denen sich beide Dichter einen durchschlagenden Erfolg versprochen hatten, kaum 450 Exemplare abgegangen waren. Als Schiller nach seiner Rückkehr dies aus einem Briefe Cottas ersah, ergrimmte er über diese Erbärmlichkeit des Publikums, das eine Schrift, in welcher ein Kunstgenie vom ersten Range die Ergebnisse seines lebenslänglichen Studiums ausspreche, so wenig würdige. Hatte die Gnade der Preußischen Majestäten den Dichter mit keinem sichtbaren Zeichen ihrer Huld bedacht, so erfreute diesen um so mehr ein von der Herzogin ihm verehrtes schönes silbernes Kaffee-

service. Die herzogliche Bühne zahlte für Schillers Dramen 1799
nichts, dagegen drang er mit Goethes entschiedener Billigung darauf, daß er von den auswärtigen Aufführungen der Weimarischen Truppe ein entsprechendes Honorar erhalte.

Trotz der hohen Julihitze schloß Schiller am 24. den ersten Akt der „Maria" und begann den zweiten am folgenden Tage. Leider entbehrte er, da Goethe in Weimar zurückgehalten wurde, der besten äußern Anregung. „Mit den Philosophen, wie Sie wissen, kann man jetzt nur Karten spielen", schrieb er an Goethe. Um diese Zeit kam Tieck auf vierzehn Tage nach Jena, wo er mit dem Schiller ganz entfremdeten Hardenberg sich befreundete. Der letztere war in Leipzig zu einem begeisterten Verehrer Friedrich Schlegels geworden, dem er die ehrenvollste Rolle, die eines endlichen Vermittlers der Philosophie, gab, und Karoline that das Ihrige, Schiller bei ihm immer tiefer herabzusetzen, während ihm Goethe, den er auch für den merkwürdigsten Physiker der Zeit hielt, als der einzige Dichter galt. Jeder innere Verbindungspunkt zwischen Hardenberg, der alle Wissenschaften poetisirt wissen wollte, und Schiller war geschwunden, wenn auch jener ihm persönlich noch immer wohl wollte und in Jena freundlich mit ihm verkehrte. Tieck, der eigentliche Dichter der Romantik, gefiel Schiller nicht übel; sein Ausdruck, der freilich keine große Kraft zeige, sei fein, verständig und bedeutend; auch habe er nichts Kokettes noch Unbescheidenes. Schiller wies ihn auf die Spanische Literatur, die ihm bei seiner Neigung zum Phantastischen und Romantischen zuzusagen scheine. Aber Dame Lucifer machte ihn Schiller um so leichter abwendig, als Tiecks Schwager Reichardt auf diesen noch immer erbittert war. Sie bemächtigte sich auch Schellings und Niethammers, und selbst Paulus und seine Frau traten bei ihr in die Kost. So fiel das ganze Jenaische Schwaben von Schiller ab. Zum Glück war seine Gesundheit jetzt fester. Dabei hob ihn das Bewußtsein, daß er sich in seinem Stoffe nicht vergriffen

1799 habe. Rührend ist sein Körner mitgetheilter Entschluß, sich die nächsten sechs Jahre ganz ausschließend an das Dramatische zu halten: ehe das sechste Jahr seinen Lauf vollendet, war er schon dahin gegangen. Fest entschlossen war er jetzt, in Zukunft den Winter in Weimar zu leben, da die Anschauung des Theaters seine Arbeit um vieles erleichtere und der Phantasie eine zweckmäßige Anregung nach außen gebe.

Goethe hatte sich, da er von Weimar nicht abkommen konnte, in sein Gartenhaus zurückgezogen und die Seinigen nach Jena geschickt. „Lassen Sie August manchmal bei sich gut aufgenommen sein", bat er Schiller. Es ist wohl nicht zufällig, daß dieser darauf nicht antwortete. Lotte mochte fürchten, August ziehe ihnen auch die Mutter zu, die ihr ein Greuel war. Auf Schillers Meldung, er beschäftige sich mit den ökonomischen Mitteln, die Wintermonate in Weimar zuzubringen, da er mit jedem Tage lebhafter das Bedürfniß theatralischer Anschauungen fühle, erwiderte dieser: „Wir wollen gerne das Unserige dazu beitragen." Schiller theilte ihm seinen Entschluß mit, den Herzog um die ihm schon vor fünf Jahren in Aussicht gestellte Zulage zu bitten, doch würde sich die Sache freilich einfacher abmachen lassen, könne seine Gegenwart dem Theater Nutzen schaffen. Gern hätte Goethe von Seiten des Theaters Schillers Aufenthalt in Weimar erleichtert, wäre er mit dem Beginn der Vorstellungen herübergekommen, aber dies wurde durch Lottens bevorstehende Niederkunft verhindert. Als er aber hörte, die Wohnung der Frau von Kalb werde leer, zeigte er dies sofort Schiller an; freilich werde diese nur für das ganze Jahr vermiethet, aber das Theater habe alle Ursache, ihm die Uebersiedlung zu erleichtern. Sonst bot er ihm für sich wieder die im Januar bewohnten Zimmer des Schlosses an, da er in seinem Hause keinen Raum zu einer bequemen Winterwohnung hatte. Aber Schiller entschloß sich, die Wohnung der Frau von Kalb auf ein Jahr zu miethen.

Goethe bestimmte ihn, es auf mehrere Jahre zu thun; er selbst schloß mit dem Eigenthümer, dem Perrückenmacher Müller, den Vertrag ab. Es war der Lotten bekannte zweite Stock des in der Windischengasse A 71 gelegenen Hauses. Der Miethpreis betrug 122 Reichsthaler. Frau von Kalb erklärte sich bereit, einige Möbel in der Wohnung zu lassen. 1799

Goethe, der den Druck des Almanachs besorgte, forderte für diesen noch andere Gedichte, da ihm die „Schwestern von Lesbos" allein keinen gehörigen Gehalt gäben. Durch Meyers Vermittlung erhielt er dazu eine größere Anzahl Gedichte von Herder. Goethe selbst konnte nichts beisteuern. Als Schiller am 26. nach Beendigung des zweiten Aktes der „Maria" einiges Lyrische versuchen wollte, gelang es ihm so wenig, daß er gleich am nächsten Tage den dritten Akt begann, wobei er sich lyrischer Maße bediente. Der Almanach, der ihn mit zwanzig bis dreißig Versemachern in Verbindung bringe, war ihm jetzt so verhaßt, daß er ihn für immer aufgeben wollte. Doch als er am 3. September in der „Maria" bis zur Scene der beiden Königinnen gekommen, brach er ab; er wollte wo möglich, noch etwas Lyrisches liefern. Schon am 4. ging er mit den Seinigen nach Rudolstadt, um sich dort, wo er seit sieben Jahren nicht mehr gewesen war, recht zu erholen. Auch Lotte, die an Krämpfen litt, bedurfte der Ruhe. Hier wurde in gewohnter Weise ein fröhlich behagliches Leben im Kreise der Verwandten und Freunde geführt. Schon hatte er sich an den Herzog mit der Bitte gewandt, ihm die Kostenvermehrung, welche die Uebersiedlung nach Weimar und eine zwiefache Einrichtung verursachten, durch eine Erhöhung seines Gehaltes zu erleichtern. Dabei berief er sich auf den von diesem selbst am Anfange des Jahres ihm ertheilten Rath, das Theater häufiger zu besuchen. Seinem gnädigsten Herrn und den durchlauchtigsten Herzoginnen wünsche er näher zu sein und durch das lebhafte Streben nach des

1799 Herzogs Beifall sich in seiner Kunst selbst vollkommener zu machen, ja vielleicht etwas weniges zu dessen eigener Erheiterung dadurch beizutragen. Als er am 13. nach Weimar kam, erfuhr er, der Herzog habe ihm von Michaelis an eine Zulage von 200 Thaler gewährt; auch waren ihm vier Maß Holz und andere kleine Vortheile in Aussicht gestellt.

Den 15. kehrte er nach Jena zurück, wohin ihm bereits den folgenden Tag Goethe folgte, um hier die vom Herzog verlangte Uebersetzung von Voltaires „Mahomet" auszuführen und mit W. Schlegel seine in Hexametern und Distichen geschriebenen Gedichte für seine neue im Erscheinen begriffene Sammlung in prosodischer Hinsicht durchzugehen. Auch Friedrich war wieder angelangt. Goethe kam häufig in das Haus, meist aber besuchte ihn Wilhelm im Schlosse und ging dann mit ihm mehrere Stunden spazieren. Freilich war Goethes Anschließen an die Schlegel Schiller unlieb, da es beiden an Gemüth und Herz fehle; daß sie sogar auf Humboldt, der immer gut mit ihnen gestanden, einen Ausfall gewagt, zeige, daß sie im Grunde nichts taugten, und wie feindselig sie ihm selbst waren, wußte er nur zu gut. Aber Goethe schätzte Wilhelms Kenntnisse, seinen gebildeten Geschmack, besonders sein Sprach- und Verstalent, wie auch Friedrichs von Schiller nicht verkannten philosophischen Geist; gegen ihre Schwächen war er keineswegs blind. „Leider mangelt es beiden Brüdern an einem gewissen innern Halt, der sie zusammenhalte und festhalte", hatte er vor einem Monate an Schiller geschrieben. „Uebrigens läßt sich auch im persönlichen Verhältniß keineswegs hoffen, daß man gelegentlich ungerupft von ihnen wegkommen werde. Doch will ich es ihnen lieber verzeihen, wenn sie etwas versetzen sollten als die infame Manier der Meister in der Journalistik." Vertraten sie ja die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst, mochten sie auch gegen Schiller so wenig gerecht sein, daß sie ihm wahres Dichtertalent ganz absprachen. Goethes enge Verbindung mit Schiller zeigte den Brüdern, wie hoch er ihn

hielt; keiner von beiden durfte es wagen, in seiner Gegen- 1799
wart ein Wort gegen ihn zu äußern oder gar drucken zu lassen. Er benutzte sie eben zu seinen Zwecken und vermied alles, was seine ihn auf den Schild hebenden Bewunderer zu seinen erklärten Feinden, die schon zahlreich genug waren, hätte machen können.

Goethes Abende waren fast allein Schiller gewidmet, der eben mit seinem großen Glockenliede und der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt war. Jenes herrliche Lied, das den Almanach schließen sollte, wurde am 30. September zum Druck abgeschickt. Sofort kehrte er zur „Maria" zurück, neben der ihn zwei andere dramatische Plane beschäftigten, der als königlicher Prinz auftretende Warbeck und die alten „Malteser", deren Schema er dem Herzog vorlegen wollte. Als er am 5. Oktober in die Stadt zog, sah er mit banger Sorge der Entbindung Lottens entgegen, die am 11. Nachts gegen elf Uhr schwer, aber glücklich erfolgte. Schillers Freude über Lottens Rettung und die starke und gesunde Tochter war außerordentlich. Sie erhielt in der am Morgen des 15. vollzogenen Taufe die Namen Karoline Henriette Luise, von denen nur der letzte von einer der drei Pathen, Frau von Lengefeld, genommen sein könnte; das Kirchenbuch bezeichnet als solche Goethe, der bereits am 13. abgereist war, Lottens Mutter und ihre Rudolstädter Freundin Friederike von Gleichen. Die beiden letzten Namen erhielt auch Schillers zweite Tochter. Daß Lotte sich nur langsam erholte, beunruhigte Schiller; auch konnte er sich manchen häuslichen Sorgen nicht entziehen, obgleich die Schwiegermutter zu seinem großen Troste anwesend war. Er ließ in dieser Zeit seine Gedichte und einen zweiten Theil seiner prosaischen Schriften für den Druck abschreiben, bot dem Verleger eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe seines „Abfalls der Niederlande" an und besorgte die Absendung seines „Wallenstein" an den Englischen Buchhändler Bell, der für das Recht der Uebersetzung 60 Pfund zahlen wollte.

1799 Am 22. nahm er den Plan der „Malteſer“ wieder vor. Aber in der folgenden Nacht wurde Lotte von einem mit ſtarkem Phantaſiren verbundenen Nervenfieber befallen. Da ſie niemand um ſich leiden wollte als ihn, die Mutter und die Hauswirthin, war Schiller in ewiger Aufregung. Ueber die andere Nacht wachte er bei der Leidenden, deren Phantaſien ihm ins Herz ſchnitten. Erſt den 30. erklärte der Arzt ſie außer Gefahr, doch war die Beſinnung noch nicht zurückgekehrt. Am 5. November trat endlich Beſſerung ein, ſo daß Schiller den folgenden Tag zu ſeiner Zerſtreuung mit Karl auf einige Stunden nach Weimar fahren konnte, wo er nun doch den Knaben in Goethes Hauſe zurückließ. Leider hielt die Beſſerung nicht an. Goethe kam zu längerm Beſuch am 9. Erſt zwölf Tage ſpäter fand ſich Lotte wieder ſo weit hergeſtellt, daß ſie einen Brief ſchreiben konnte. Mit erleichtertem Herzen gab Schiller ſich jetzt der Unterhaltung mit Goethe hin, der, nachdem er den „Mahomet“ vollendet, ſich beſonders mit der Farbenlehre beſchäftigte. Am 3. December verließ er mit den Seinigen das jetzt von den Romantikern eingenommene Jena. Friedrich Schlegel hatte auch ſeine Dorothea Veit dorthin gezogen; Tieck war mit ſeiner Familie nach Jena übergeſiedelt und Hardenberg kam oft herüber.

In Weimar wohnte Lotte zunächſt mit Karl und Karolinen bei Frau von Stein, während Schiller, der Ernſt bei ſich hatte, mit Hülfe ſeiner Schwägerin für die Einrichtung der neuen Wohnung ſorgte, auch manche verſäumte Briefe und Sendungen beſorgte. Der Herzog nahm ihn bei ſeinem Beſuche freundlich auf. Wir geben hier das Facſimile eines den 7. von Schiller an Lotten geſchriebenen Zettels. Die Schwenkin war eine treue Dienerin der Wolzogen (der „Frau“), Wilhelmine Schwenke, die Schiller ſpäter in ſeinen letzten Stunden pflegte, die „Oper“ Salieris „Käſtchen mit der Chiffre“. Am 8. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo ſich nun das innigſte Zuſammenleben entwickelte.

1799 Am 22. nahm er den Plan der „Malteſer" wieder vor. Aber in der folgenden Nacht wurde Lotte von einem mit ſtarkem Phantaſiren verbundenen Nervenfieber befallen. Da ſie niemand um ſich leiden wollte als ihn, die Mutter und die Hauswirthin, war Schiller in ewiger Aufregung. Ueber die andere Nacht wachte er bei der Leidenden, deren Phantaſien ihm ins Herz ſchnitten. Erſt den 30. erklärte der Arzt ſie außer Gefahr, doch war die Beſinnung noch nicht zurückgekehrt. Am 5. November trat endlich Beſſerung ein, ſo daß Schiller den folgenden Tag zu ſeiner Zerſtreuung mit Karl auf einige Stunden nach Weimar fahren konnte, wo er nun doch den Knaben in Goethes Hauſe zurückließ. Leider hielt die Beſſerung nicht an. Goethe kam zu längerm Beſuch am 9. Erſt zwölf Tage ſpäter fand ſich Lotte wieder ſo weit hergeſtellt, daß ſie einen Brief ſchreiben konnte. Mit erleichtertem Herzen gab Schiller ſich jetzt der Unterhaltung mit Goethe hin, der, nachdem er den „Mahomet" vollendet, ſich beſonders mit der Farbenlehre beſchäftigte. Am 3. December verließ er mit den Seinigen das jetzt von den Romantikern eingenommene Jena. Friedrich Schlegel hatte auch ſeine Dorothea Veit dorthin gezogen; Tieck war mit ſeiner Familie nach Jena übergeſiedelt und Hardenberg kam oft herüber.

In Weimar wohnte Lotte zunächſt mit Karl und Karolinen bei Frau von Stein, während Schiller, der Ernſt bei ſich hatte, mit Hülfe ſeiner Schwägerin für die Einrichtung der neuen Wohnung ſorgte, auch manche verſäumte Briefe und Sendungen beſorgte. Der Herzog nahm ihn bei ſeinem Beſuche freundlich auf. Wir geben hier das Facſimile eines den 7. von Schiller an Lotten geſchriebenen Zettels. Die Schwenkin war eine treue Dienerin der Wolzogen (der „Frau"), Wilhelmine Schwenke, die Schiller ſpäter in ſeinen letzten Stunden pflegte, die „Oper" Salieris „Käſtchen mit der Chiffre". Am 8. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo ſich nun das innigſte Zuſammenleben entwickelte.

Schiller konnte an der Gesellschaft Theil nehmen, wenn er 1800
auch wieder einmal an seinen Krämpfen litt. Erst Montag den 16. zog Lotte in die wohl eingerichtete Wohnung. Die beiden Knaben waren munter und gesund und das Töchterchen mit dem anmuthigen, feinen Gesichte und einem ausdrucksvollen Blicke, der Lotten an die Fürstin von Rudolstadt erinnerte, gereichte allen zur heitersten Wonne. Unterhalb Schiller wohnte der Bruder der Frau von Stein, der geheime Regierungsrath von Schardt, der auf seinem Basset oft recht weinerliche Töne hervorbrachte; dessen anmuthige, feine, besonders in Englischer Sprache und Literatur bewanderte, dichterisch begabte Gattin zeigte sich äußerst freundlich und gefällig. Frau von Stein, Schwägerin und Schwager boten ihnen den freundlichsten Umgang; auch der Hof und manche Gesellschaftskreise standen ihnen in Weimar offen. Am Abend des 17. hörte Schiller in Gegenwart des Herzogs und der Herzogin bei Goethe dessen Uebersetzung des „Mahomet". Zehn Tage später speisten beide Dichter beim Herzoge. Den letzten Abend des Jahres genossen sie in traulichstem Zusammensein. Schiller, der unterdessen den dritten Akt der „Maria" vollendet hatte, sollte sich jetzt auch an der Leitung des Theaters betheiligen, dessen Hebung Goethe am Herzen lag; hierdurch trat er auch den Schauspielern näher. Kotzebue ganz von der Bühne auszuschließen, gelang leider nicht, da er bei der Herzogin Mutter sehr beliebt war, und so mußten sie seinen in Nachahmung Schillers in Jamben geschriebenen, von Handlung überfüllten „Gustav Wasa" bringen.

Das Jahr 1800 begann so günstig, daß Schiller nicht allein das Theater, sondern auch den Klub und mit Lotten den Ball besuchen konnte. Die meisten Abende war er mit Goethe zusammen. Dieser bestimmte ihn, einen Prolog zur Aufführung „Mahomets" zu dichten und eine Bearbeitung des „Macbeth" zu liefern, worüber sein eigenes Stück liegen blieb. Nach der Probe des „Mahomet" bewirthete

1800 Schiller die Schauspieler. Alles ging wohl von Statten, schon war der Druck des „Wallenstein" begonnen, als er den 16. Februar von einem Nervenfieber, das sich auf die Brust warf, befallen ward. Zu seiner Pflege erbot sich der ihm von Jena aus befreundete junge Arzt Dr. Harbaur, der sich mit aufopferndster Liebe seiner annahm. Bereits hatte man den Dichter aufgegeben, als die angewandten Reizmittel ihm das Leben retteten. Nach zehn Tagen war das Fieber gewichen, nur litt er noch an Husten und Seitenstechen und fühlte sich äußerst erschöpft. Die besorgteste Theilnahme äußerte sich in ganz Weimar, als treueste Freunde aber zeigten sich Goethe und Meyer, deren Besuche dem Ermatteten ein Labsal waren. Erst am 23. März konnte Schiller den damals leidenden, sehr nach ihm verlangenden Goethe besuchen. Dieser fand sich durch die Ankunft des jetzt, wo sie gemeinschaftlich alle Theateranlegenheiten besorgten, noch inniger ihm verbundenen Freundes freudigst überrascht. Hatte auch die Luft und das Treppensteigen, besonders in seinem Hause, den noch von Husten geplagten Schiller sehr angegriffen, so konnte er doch seinen Besuch wiederholen, bald auch wieder sich ins Theater wagen. Die milde Frühlingsluft stellte ihn ganz her. Auch Lotte fand sich wohlgemuth; sie hatte sich bald an das Weimarische Gesellschaftsleben gewöhnt. Da sie jetzt mehr auf ihren Putz verwenden mußte, ward statt der zweiten Magd eine schmuckere Kammerjungfer angenommen. Den Entschluß, den Sommer in Jena zuzubringen, hatte Schiller ganz aufgegeben und seinen dortigen Garten zur Miethe ausgeboten. Schon Ende März trat Prof. Hufeland in diese ein. Neben der Besorgung des Druckes des „Wallenstein" und der prosaischen Schriften vollendete er die Uebersetzung des „Macbeth", nahm auch an der Durchsicht von Goethes Gedichtsammlung regen Antheil. Mit seiner Gesundheit war auch seine ganze geistige Frische zurückgekehrt; er dachte an eine Reise nach Berlin. Zur dramatischen

Dichtung fühlte er sich so glücklich gestimmt, daß er dem 1800
Buchhändler Unger für den früher in Aussicht genommenen Theaterkalender ein eigenes Drama anbot. Daß Goethe mit den Brüdern Schlegel nicht brechen wollte, wußte er sich jetzt zurecht zu legen; ihr Mißwollen gegen ihn kümmerte ihn nicht, obgleich dies zu einer so hohlen Verblendung führte, daß Karoline Schlegel in ihrem tollen Uebermuthe über Schillers unvergängliches Lied von der Glocke ihrem verzogenen Töchterchen schreiben konnte, sie seien bei Tische darüber vor Lachen fast von den Stühlen gefallen; es sei „à la Voss, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden". Schelling, der zur Tafelrunde der eben von schwerer Krankheit genesenden Karoline gehörte, besuchte vor seinem Abgange nach Bamberg auch Schiller, um sich seiner fernern Freundschaft zu empfehlen; dabei überreichte er ihm sein „System des transcendentalen Idealismus". Kurz darauf fragte er bei ihm an, wie man in Weimar seinen überscharfen Angriff auf die „Allgemeine Literaturzeitung", dessentwegen diese mit einem Prozesse drohte, aufgenommen habe. Schiller schloß seine Mittheilung mit dem Wunsche: „Da Sie selbst in Ihrem Systeme ein so enges Band zwischen Poeten und Philosophen flechten, so lassen Sie dies auch unsere Freundschaft unzertrennlich knüpfen." Leider hatte der von Karoline Schlegel aufgereizte Philosoph sich in seiner Streitschrift viele Blößen gegeben, wie die Erwiderung von Schütz zeigte. Gegen Schiller als Dichter war Schelling, wie alle Romantiker, ungerecht, höher schätzte er ihn als Philosophen.

Nach Beendigung des „Macbeth" kehrte dieser mit voller Seele zur „Maria" zurück; daneben nahm er sich während Goethes Unwohlsein, vornehmlich aber als dieser Ende April mit dem Herzoge zur Leipziger Messe reiste, des Theaters an. Besondere Sorgfalt verwandte er auf die Proben „Macbeths", den er bereits dem Berliner und Frankfurter Theater, ersterm freilich vergebens, angeboten

1800 hatte. Die freie Bewegung in der frischen Luft auf den mit Meyer gemachten Spaziergängen und die Lust an seiner Arbeit wirkten fördernd auf seine Gesundheit; denn nie fühlte er sich besser, als wenn er ganz in seiner Dichtung lebte. Cotta war auf der Durchreise am 3. und 4. Mai mit seiner Frau in Weimar. Die Erinnerung an die bei Schiller genossene Freundschaft und Güte ließ beide wünschen, ihr Leben in der Nähe der Freunde zubringen zu können. Zu einer Fortsetzung des Almanachs fand sich Schiller bereit. Von seinen „Worten des Wahnes" nahm Cotta sich eine Abschrift. Auch von den „Malteſern" war die Rede. Am 11. las Schiller den Schauspielern in seinem Hause von 5 bis 11 Uhr die vier ersten Akte seiner „Maria", wobei er es an Constanziawein nicht fehlen ließ. Den 14. ward „Macbeth" mit großem Beifall zum erstenmal aufgeführt. Am folgenden Tage zog Schiller sich mit seinem Rudolf auf das herzogliche Schloß zu Ettersburg, anderthalb Stunden von Weimar, zurück, um den fünften Akt zu vollenden; denn das Geräusch der Straße und das Lärmen der Kinder störten ihn.

Goethe, der am 16. zurückkehrte, konnte ihn nicht besuchen, statt seiner kam Meyer; auch der Herzog stellte sich ein, der ihm jetzt so geneigt war, wie die Herzogin vertraut mit Lotten verkehrte. Die Leseproben seines neuen Dramas zogen ihn am 23. nach Weimar zurück, wo er den von Leipzig durchreisenden Cotta empfing. Den Abend des 25. kehrte er nach Ettersburg zurück. Vier Tage später kamen die Schauspieler, welche Maria, Mortimer, Burleigh und Melvil geben sollten, nach Ettersburg zur Probe, doch wurde hier mehr geschwatzt als probirt. Da es Schiller in seiner Einsamkeit doch zuletzt unbehaglich vorkam, verließ er den 2. Juni Ettersburg. Eine Woche später war der fünfte Akt der „Maria" vollendet, und nun wurde die Aufführung eifrigst betrieben. Da der Herzog durch die Jagemann vernahm, Maria solle im letzten Akte das Abendmahl erhalten,

bewog er Goethe, dieſes zu hintertreiben. Schiller konnte 1800
freilich dem entſchiedenen Willen des Herzogs nicht widerſtreben, wie ſehr auch die Dichtung durch den Ausfall geſchädigt wurde. Das Stück wurde am 14. mit größter Wirkung aufgeführt, zwei Tage ſpäter wiederholt. Neben einzelnen vorzüglichen Leiſtungen zeichnete die hübſche Haltung und Uebereinſtimmung des Ganzen, wozu Goethe ſeine Schauſpieler gebildet hatte, die Vorſtellung aus. Schillers Vertrauen auf ſeine dramatiſche Kraft war durch den großen Erfolg dieſes Dramas, deſſen Vollendung durch zwei ſchwere Krankheiten gehemmt worden war, mächtig gehoben. „Ich fange endlich an, mich des dramatiſchen Organs zu bemächtigen und mein Handwerk zu verſtehen", ſchrieb er an Körner. Und ſchon hatte er ſich einen neuen Stoff vorgeſetzt, deſſen Bearbeitung den entſchiedenſten Gegenſatz zur „Maria" bilden ſollte, die ſchwärmeriſch begeiſterte Retterin Frankreichs aus Englands Händen. „Jeder Stoff will ſeine eigene Form", ſchrieb er an Körner, „und die Kunſt beſteht darin, die ihm anpaſſende zu finden. Die Idee eines Trauerſpiels muß immer beweglich und werdend ſein und nur virtualiter in hundert und tauſend möglichen Formen ſich darſtellen." Zunächſt hatte er Abſchriften der „Maria" für das Berliner und Leipziger Theater zu liefern.

„Wallenſtein" war nun endlich im Druck vollendet. Es waren 4000 Exemplare in drei verſchiedenen Ausgaben (auf Velin-, Schreib- und Druckpapier) gedruckt. Seine Abſicht, die Bühnen zum Kaufe der Handſchrift zu veranlaſſen, war leider vereitelt worden; nur Berlin zahlte, in Wien ward die Vorſtellung von der Cenſur unterſagt, in Stuttgart, wo die frühern Stücke jetzt verboten waren, wollte man der Kaiſerlichen wegen ſich nicht an „Wallenſtein" wagen; in Frankfurt und Magdeburg ſchreckte der Preis ab. Am ſchlimmſten erging es dem Dichter in England. Der Londoner Buchhändler, welcher die Handſchrift an einen andern, der ſie durch Coleridge

1800 überſetzen ließ, verkauft hatte, verweigerte die Zahlung; erſt in den beiden folgenden Jahren erfolgte dieſe in vier Friſten. Die Franzöſiſche Ueberſetzung, welche der in Eiſenach lebende Graf Narbonne unternehmen wollte, unterblieb; die 400 bis 500 Livres, welche Schiller für die Handſchrift verlangt hatte, ſcheinen ſie verhindert zu haben.

Zur reinſten Geiſt- und Herzensſtärkung gereichte dem Dichter fortwährend das innige Zuſammenleben mit Goethe, deſſen Knabe Karls treueſter Spielgenoſſe war. Den an Cotta verſprochenen Almanach zu liefern war ihm jetzt unmöglich, da ſeine ganze Seele ihn zum Drama drängte. Schon am 1. Juli trat er ſeinem Stoffe näher, von dem er ſelbſt Goethe nichts ſagte. Seiner ſeit ſieben Tagen in Rudolſtadt weilenden Gattin meldet er am 4., der Plan zu ſeiner neuen Tragödie ſei bald fertig. Auch während Goethes Abweſenheit vom 22. Juli bis zum 4. Auguſt hielt er ſich unausgeſetzt an ſein Drama, deſſen Quellen ihn lebhaft beſchäftigten; daneben ſchwebte ihm aber auch „Warbeck“ vor. „Mich verfolgt ein böſer Geiſt“, äußert er am 28. Juli, „bis ich die zwei nächſten Stücke, die ich im Kopfe habe, ausgeführt ſehe.“ Habe er ſeine „Maria“ in achtehalb Monat zu Stande gebracht, ſo werde er jetzt, bei zunehmender Uebung und größerer Sicherheit in der Ausführung, ein Stück wohl in einem halben Jahre fertig bringen. „So hoffe ich das Verſäumte hereinzubringen und, wenn ich das fünfzigſte Jahr erreichen kann, noch unter den fruchtbaren Theaterſchriftſtellern einen Platz zu verdienen.“ Leider quälten ihn ſchon wieder ſeine Krämpfe. Bei Goethes Rückkunft war das Schema der „Jungfrau“ noch nicht fertig. Da es damit im nahen Oberweimar, wohin Schiller am 14. Auguſt ging, bei der drückenden Hitze nicht recht gelingen wollte, kehrte er bald zur Stadt zurück; aber auch hier konnte er das Stück nicht weſentlich fördern. Der Druck des erſten Bandes ſeiner Gedichte, der neben wenigen aus früherer Zeit die meiſten ſeit 1795 erſchienenen, neu durchgeſehen und zum Theil beträchtlich ver-

kürzt, brachte, wurde um diese Zeit ausgedruckt. Unter 1800
manchem andern hatte er auch die Bearbeitung eines Chinesischen Romans nach einer ältern Uebersetzung im Sinne.

Erst als Goethe, um zu ruhiger Thätigkeit zu gelangen, sich am 3. September auf einen Monat nach Jena begab, fing Schiller die „Jungfrau" wirklich an, aber auch jetzt konnte er nicht recht hereinkommen. „Bei der Armuth an Anschauungen und Erfahrungen nach außen, die ich habe", schrieb er an Goethe, „kostet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieser Stoff ist keiner von den leichten und liegt mir nicht nahe." Natürlich machte es ihm immer Mühe, sich in die vergangene Zeit, das fremde Land und Volk zu versetzen. Auf Goethes Wunsch verband er sich mit Meyer zur Beurtheilung der Preisstücke der Weimarischen Kunstausstellung, nur hielt er es gerathen, seine Ansicht allein in einem Briefe an den Herausgeber der „Propyläen" auszusprechen. Als er am 21. mit Meyer Goethe besuchte, las dieser ihm den in Trimetern geschriebenen Anfang seiner „Helena". Die ungewohnte Versform zog Schiller so an, daß er sich über sie genauer zu unterrichten suchte, um sie in einer Scene seines Stückes anzuwenden, die einen antiken Anstrich haben sollte. Die bald darauf zurückkehrenden Schauspieler hatten mit „Maria" in Lauchstädt und Rudolstadt großen Beifall gefunden; ihm selbst brachte sie von dem Theater 150 Thaler ein. Noch mehr erfreute ihn der reißende Absatz „Wallensteins". Cotta mußte schon im September eine neue Ausgabe veranstalten, die aber, um den Nachdruckern die Spitze zu bieten, billiger hergestellt wurde. Mit der von diesem verlangten Ausgabe seiner Theaterstücke wollte er nicht vor Ostern 1802 anfangen. Dagegen betrieb er bei Cotta den Druck einer Englischen Uebersetzung der „Maria" von seinem Freunde Mellish. Leider suchte man in England, wo man eine von einem Deutschen Buchhändler im eigenen Lande verlegte, von einem in Deutschland wohnenden Engländer gemachte Uebersetzung nicht

1800 gern sah, nur mit zu gutem Erfolge zu unterdrücken und hintertrieb den Absatz.

Als Goethe am 4. Oktober nach Weimar zurückkehrte, nahm das Theater die verbündeten Freunde außerordentlich in Anspruch. Vergebens verlangte Cotta wiederholt einen neuen Almanach, Schiller mußte alle Kraft auf sein Trauerspiel wenden, das er auch so vor Ende Winter zu vollenden nicht hoffen durfte. Schon am 6. November bot er Unger dieses, dessen Namen er aber verschwieg, für 100 Carolin zu einem Taschenbuch an, da er sich gegen ihn durch ein früheres Versprechen gebunden hatte, was freilich bei seiner nahen Beziehung zu Cotta auffällt. Die innige Verbindung mit dem edlen Meister, der wieder einmal in seinem Festspiel „Paläophron und Neoterpe" sich so herrlich bewährt hatte, gedieh ihm zur höchsten Freude. Nur eine einzige Blöße fand er an ihm, daß er zu schwach und zu weichherzig sei, die Verbindung mit Christiane Vulpius abzuschütteln. Schillers von Lotten genährter Widerwille gegen die von allen Damen Weimars, besonders den adligen, gehaßte Genossin von Goethes Leben, ließ ihn übersehen, daß Manneswort und Pflicht Goethe verboten, dieses von Anfang an als Ehe betrachtete Verhältniß zu brechen. Sonst hielt er Goethe für den ersten Dichter, dem an Tiefe und Zartheit der Empfindung, an Natur, Wahrheit und hohem Kunstverdienst keiner gleich komme, der reicher ausgestattet sei als irgend einer nach Shakespeare. Auch habe niemand zu den von der Natur ihm verliehenen Gaben durch rastloses Nachforschen und Studium mehr als er sich gegeben. Er habe die Natur in allen ihren Reichen erforscht und sei in ihre Tiefen gedrungen. Selbst seine Farbenlehre hielt er für einzig richtig. Und auch als Mensch stellte er ihn über alle, die er je habe kennen lernen. „Ich darf wohl sagen", so schrieb er an die Gräfin Schimmelmann, „daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden. Er

hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den 1800
höchsten Ernst für das Rechte und Gute." Selbst über Goethes Verhältniß zu den beiden Schlegel war er vollkommen beruhigt; er sah, weshalb Goethe mit ihnen nicht breche, obgleich er wisse, daß es ihnen bei seiner Vergötterung nur um sich selbst zu thun sei. Das Gefühl, Herzensfreund des ganz einzigen Mannes zu sein, wie mußte es Schiller heben, stärken und beseligen! Daß diesen die jetzt beginnenden bösen „Briefe an ein Frauenzimmer" von dem Kotzebue befreundeten Livländer Garlieb Merkel sammt den Romantikern unverständig herunterrissen, konnte ihn nicht irren, ärgerte es ihn auch, daß gerade die Schlegelsche Vergötterung die Veranlassung dazu gab. Er verachtete solche gemeine Stimmen, die freilich der von ihm und Goethe erstrebten Bildung des Geschmackes sehr hinderlich waren.

Den Anfang des neuen Jahrhunderts wollten die Verbündeten durch theatralische Festlichkeiten feiern, wofür Schiller besonders thätig war. Goethe suchte, um seine Uebersetzung von Voltaires „Tancred" zu vollenden, nach der Mitte November wieder seine altvertraute Wohnung im Jenaer Schlosse auf. Dort überraschte ihn sehr unangenehm Schillers Meldung, der Herzog habe sich gegen die Jahrhundertsfeier ausgesprochen, die ohne Zuziehung der Theaterdirektion unternommen worden sei. Beleidigt zog sich Schiller zurück. „Wir wollen in Gottes Namen uns in unsere Poesien vergraben", schrieb er, „und von innen zu produciren suchen, da die Produktion von außen so schlecht gelungen ist." Wie sehr Goethe den Freund als seinen rechtlichen Vertreter bei der Bühne betrachtete, wofür er so wenig eine Bestallung als irgend einen wesentlichen Vortheil hatte außer freiem Eintritt und Schreibbedarf, ergibt sich daraus, daß er ihm, als er nach dem 10. December wieder nach Jena ging, die Aufsicht über die Proben von Glucks „Iphigenie" übertrug, obgleich er, wie er offen bekannte, von Musik nichts verstand. „In den Nachmittagstunden von 3 bis 5 Uhr will ich mit Vergnügen bei den Proben gegenwärtig sein, aber

1800 mehr als die Gegenwart kann ich nicht leisten", erwiderte er. Die Gluckſche Oper machte auf ihn den reinſten und ſchönſten Eindruck; er glaubte, dieſer Meiſter könne mit Recht Mozart an die Seite geſtellt werden. Beſonders bei den Leſeproben wirkte Schiller bedeutend, da er die Schauſpieler mit Feinheit auf den Geiſt ihrer Rollen, auf den Sinn bedeutender Stellen und ihre richtige Darſtellung hinwies. Auch bei der von Kotzebue in Nacheiferung Schillers geſchriebenen „Octavia" hatte er die Proben zu leiten. Da Iffland den „Tancred" ſchon am nächſten Krönungsfeſte geben wollte, mußte Goethe die Arbeit mit aller Gewalt beeilen. Nach ihrer Beendigung kehrte er mit Schelling nach Weimar zurück, wo Schiller ſich nun mit Eifer an ſein Trauerſpiel hielt. Die Ueberſetzung des „Tancred" wurde gemeinſam beſprochen. Schellings Anweſenheit in Goethes Hauſe führte zu manchen anziehenden Abendunterhaltungen. Den letzten Abend des Jahres und des Jahrhunderts trafen ſie auf der vom Hofe veranſtalteten Redoute zuſammen, zu welcher Goethe einen Aufzug angeordnet hatte. Nach Mitternacht zogen ſich die beiden Dichter mit Schelling und Steffens in die Nebenzimmer zurück, wo ſie beim Champagner ſich lebhaft unterhielten. Auch Schiller war gern unter den Fröhlichen fröhlich.

Gleich am Anfange des Jahrhunderts ſollte er auf traurigſte Weiſe in ſeiner ihm jetzt ganz aus dem Herzen fließenden Dichtung geſtört werden. Goethe erkrankte am 3. Januar ſo heftig, daß man das Schlimmſte fürchtete. Gerade in dieſen ängſtlichen Tagen beſchritt Kotzebues „Octavia" die Bühne. „Die Schillern und ich haben ſchon viele Thränen die Tage her über Goethe vergoſſen", ſchreibt Frau von Stein am 12., wo die entſcheidende Kriſe bevorſtand. Noch viel tiefer mußte ſich Schiller angegriffen fühlen, der in ihm den edelſten Verbündeten in Leben und Dichtung beſaß. Doch ſchon am nächſten Tage konnte er berichten, alles ſei wieder auf gutem Wege. Er ſelbſt litt an einem ſtarken

Katarrh und mußte sich äußerst in Acht nehmen, da Januar 1801
und Februar ihm schon dreimal so gefährlich geworden. Weil er vor innerer Unruhe nicht dichten konnte, sah er den „Karlos“ und den „Dreißigjährigen Krieg“ zu neuen, mit Kupfern ausgestatteten Ausgaben durch (es wurden verschiedene Ausgaben veranstaltet, auch ein Prachtdruck von Karlos, zu welchem aber Schiller nur die ersten sechs Auftritte genau vornahm), und legte auch an „Macbeth“ und „Maria“ die letzte Hand. Dabei leitete er die Theaterproben, besonders zum „Tancred“. Erst am 15. war Goethe ganz außer Gefahr. Die Herstellung erfolgte rasch. Den 19. fanden sich Schiller, der Herzog und Herder bei ihm zusammen, was letzterm einen bösen Dreiklang machte. An demselben Tage war Schiller auf dem Stadthause, wo er über 16 Thaler, wohl zu einer Bewirthung, ausgab; dort hatte sich der alte Klub neu organisirt, der bald darauf Goethe, Herder, Schiller und Wieland zu seinen Ehrenmitgliedern ernannte. Am 29. war Schiller Abends nach der Probe bei Goethe, den 30. auf der Redoute; am 31. fand die Aufführung des „Tancred“ statt, von deren Gelingen Schiller dem Freunde sofort Kunde gab. Täglich kam dieser zu Goethe, der sich zu seiner Freude wieder dem „Faust“ zugewandt hatte. Am Abend des 8. Februar erzählte er dem Freunde die Motive des Schlusses seines neuen Stückes. Dieser billigte sie nach reiflicher Ueberlegung, wünschte aber nun auch die Anlage von vorn herein kennen zu lernen. Schiller las ihm die drei ersten Akte, deren freundliche Aufnahme ihn zur Fortsetzung spornte. Goethe konnte bald wieder selbst die Theaterproben leiten, wenn auch eine gewisse Reizbarkeit noch zurückgeblieben war. In Schillers Hause war alles heiter und gesund; seine Gattin fühlte sich recht vergnügt und gesellig, und doch unabhängig. Einige Monate war ihre Cousine, die Rudolstädter Hofdame Christiane von Wurmb, der die Jagemann

1801 Unterricht im Singen ertheilte, bei ihr zu Beſuch. Auch Schiller unterhielt ſich gern mit dem verſtändigen Mädchen.

Da er ſich durch die Unruhe ſeines Hauſes und mannigfache Zerſtreuung an der raſchen Fortdichtung gehindert ſah, floh er am 5. März in die Einſamkeit ſeines Jenaiſchen Gartens. Aber hier kam er erſt recht in die Zerſtreuung, da er von vielen Seiten in Anſpruch genommen wurde. In dieſer Zeit nahm Lotte, damit Schiller nicht die Gunſt der Herzogin verliere, im Streite der Jagemann und Vohs über die Rolle der Thekla mit außerordentlicher Leidenſchaft gegen Goethe Partei, wodurch ſie faſt das Bündniß der Dichter geſtört hätte, aber Schiller lenkte glücklich ein, nicht allein aus Schonung des eben in der Geneſung begriffenen Freundes, ſondern weil er einſah, daß dieſer als Theaterdirektor Recht hatte. Viel verkehrte er in Jena mit Niethammer und Schelling; auch war er in Grießbachs Hauſe einmal ſehr luſtig mit den Studenten. Aber der darauf eintretende gewaltige Wind machte ihm nicht allein den Aufenthalt im leichtgebauten Gartenhauſe unbehaglich, ſondern hinderte ihn auch viele Tage am Ausgehen. Als Lotte ihn am 1. April von Jena abholte, hatte er den vorletzten Akt der „Jungfrau“ vollendet. Da Goethe eben auf ſein Landgut gegangen war, hielt Schiller nach der Rückkunft ſich ganz für ſich, um mit dem letzten Akt in vierzehn Tagen fertig zu werden. Mit Gewalt ſetzte er es durch, aber die Arbeit hatte ihn ſo angegriffen, daß er den eben zurückgekehrten Freund nicht beſuchen konnte. Goethe fand das Stück unvergleichlich brav, gut und ſchön, war auch mit der vorgeſchlagenen Rollenvertheilung einverſtanden. Nun aber ſollte Schiller auch den „Nathan“ für die Bühne bearbeiten und die Proben leiten, da Goethe ſich am 21. wieder nach ſeinem Landgute begab. Sein glücklich vollendetes Drama wurde ſofort zum Druck abgeſchickt.

Statt sich seines Gelingens behaglich zu freuen, sehnte 1801
sich Schiller nach dichterischer Thätigkeit, die ihm allein das Leben erträglich machte. „Ich trage mich jetzt mit zwei neuen dramatischen Sujets", schreibt er den 28. an Goethe, „und wenn ich sie beide durchdacht und durchgeprüft habe, so will ich zu einer neuen Arbeit übergehen." Es waren die schon früher für das Weimarische Theater in Aussicht genommenen „Malteser" und die „feindlichen Brüder", die beide der einfachern Griechischen Behandlung fähig waren. Da sollte er wiederum die Herrenlaune des Herzogs unangenehm empfinden. Dieser hintertrieb die Aufführung seiner „Jungfrau", weil er die Jagemann, welche zur Darstellung der Johanna bestimmt war, aus sonderlichen Gründen darin nicht auftreten lassen wollte. Er bat sich von Schiller die Handschrift aus und widerrieth die Aufführung, da diese der hohen Schönheit der Dichtung den größten Abbruch thun werde. Schiller wußte wohl, woher dieses auch für Goethe verletzende Eingreifen stamme, und war gleich gefaßt. Der Herzog werde wohl Recht haben, schrieb er an Goethe, wenn er meine, das Stück könne nicht gespielt werden. Dadurch werde auch dem Verleger ein Gefallen erzeigt, und er selbst entgehe der Mühe und den Unannehmlichkeiten des Einlernens und der Proben. Goethe wollte ihm letztere gern abnehmen, auch die Schwierigkeiten der Aufführung schienen ihm nicht überwindlich, aber Schiller, der von der großen Wirkung seines Stückes überzeugt war, wollte, daß des Herzogs Bedenken, das eigentlich nur die Umstände seiner geliebten Jagemann veranlaßt hatten, durch den Erfolg auf andern Bühnen widerlegt würde.

Noch hatte er sich für keinen seiner beiden Pläne entschieden, als Goethe zurückkehrte, dem er sie sogleich mittheilte. Zu dem einen, den „Maltesern", fehlte ihm nur noch diejenige dramatische That, auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird; der andere erfundene Plan, der mit dem Chor nur aus 20 Scenen bestand und

1801 nicht mehr als fünf Personen hatte, war ganz im Reinen, aber trotz Goethes Billigung fühlte Schiller dazu noch nicht den nöthigen Grad von Neigung. Zwei andere Stoffe, unter denen „Warbeck", hatten sich bisher der Form nicht unterwerfen wollen. Außer einigen noch weniger ausgebildeten Stoffen hatte er auch die Idee zu einer Komödie, aber bei näherm Nachdenken fühlte er, daß diese Gattung ihm fremd, da seine Natur zu ernst gestimmt sei und, was keine Tiefe habe, ihn nicht lange anziehe. „Maria", „Macbeth" und ein dritter Theil seiner prosaischen Schriften waren unterdessen ausgedruckt.

Als Cotta auf der Rückreise von Leipzig am 16. Mai in Weimar einsprach, wurde auf seinen Wunsch „Wallensteins Tod" aufgeführt; Abends waren Goethe und Schelling mit Cotta bei Schiller zu Tisch. Am andern Tage wurde dem Stuttgarter Gaste zu Ehren auf dem Stadthause ein Festmahl von Schiller und Goethe veranstaltet. Wie lustig es bei solchen Mahlen auf dem Stadthaus herging, verräth uns ein späteres launiges Gedicht Goethes an eine frühere Schauspielerin, welche, obgleich sie nicht so viel getrunken, „als Schiller, ich und alle", ihm „im Champagnersaus um den Hals gesunken". Schiller versprach diesmal Cotta eine Abhandlung über die weiblichen Charaktere der Griechen. Aber dazu kam er so wenig wie zur dramatischen Dichtung. Als Goethe am 5. Juni die Badereise nach Pyrmont angetreten hatte, versuchte er sich wieder einmal in lyrischen Gedichten. Göschen hatte im Januar von ihm ein Lied auf den Frieden verlangt, was er mit der Bemerkung ablehnte, Deutschland habe keine Ursache, sich über diesen Frieden zu freuen. Jetzt dachte er an ein Gedicht auf die trotz des Sturzes des Deutschen Kaiserreiches bestehende Größe Deutschlands, das durch die Reformation ganz Europa die Geistesfreiheit gebracht und einst, wenn sein Tag erscheine, im höchsten Lichte vor allen Völkern glänzen werde. Das größtentheils schon in Prosa entworfene, auch

theilweise ausgeführte Gedicht blieb unvollendet, dagegen 1801
gelangen ihm die jetzt „Antritt des neuen Jahrhunderts“ überschriebene Klage, daß die Freiheit der Welt verschwunden sei, drei auf seine „Jungfrau“ bezügliche Strophen und die prachtvolle antike Ballade „Hero und Leander“. Er bestimmte sie für Cottas „Damenkalender“, doch hatte er nichts dagegen, wenn dieser das mittlere Gedicht zu dem bei ihm erscheinenden Almanach von W. Schlegel und Tieck geben wolle, den er neidlos seine Wege gehen ließ.

Die Mitte Juni eintretende kalte Witterung regte wieder seine Krämpfe auf, doch dachte er am Ende des Monats in acht Tagen zur Ausführung seiner „feindlichen Brüder“ zu kommen. Statt dessen nahm er am 4. Juli den Plan eines romantischen Ritterschauspiels von einer Gräfin von Flandern vor. Binnen drei Wochen wollte er nach Dobberan gehen, von dort über Berlin und Dresden zurückkehren. „In Berlin fürchte ich peinliche Tage“, schrieb er an Goethe, „aber ich muß neue Gegenstände sehen, ich muß einen entscheidenden Versuch über meine Gesundheit machen; ich wünsche einige gute Theatervorstellungen, wenigstens einige vorzügliche Talente, zu sehen und, da es keinen großen Umweg kostet, auch die alten Freunde wiederzusehen.“ Seine häufigen Krämpfe ließen ihn die Reise bald auf den Besuch des Seebades beschränken; aber da die Abreise sich verzögerte und es nun für das Seebad zu spät schien, wurde endlich bloß ein drei- bis vierwöchentlicher Aufenthalt bei Dresden in Aussicht genommen. Zu seiner Freude verlangten jetzt das Leipziger und Hamburger Theater die von dem Weimarischen ausgeschlossene „Jungfrau“. Auch in Berlin stand die Annahme in Aussicht, dagegen entsetzte ihn eine Aeußerung des eben in Weimar anwesenden Schröder, dem er die Handschrift mitgetheilt hatte; dieser meinte, die Wunder, auf denen doch die ganze Handlung beruht, müßten entfernt werden, was auch leicht angehe, nur die Katastrophe bedürfe einer Aenderung.

1801 Am 5. August reiste die Familie mit Frau von Wolzogen, deren Gatte bei einer zweimaligen Anwesenheit in Petersburg die Verlobung des Erbprinzen mit der Großfürstin Maria Paulowna vermittelt hatte, über Leipzig nach Dresden, wo sie am 9. anlangten und sofort den Weinberg zu Loschwitz bezogen. Abends kam regelmäßig Körner zu Besuch. Die Freunde ergossen mit alter Vertraulichkeit sich gegenseitig ihr Herz, besprachen alle ihre Pläne und ermunterten sich zur Thätigkeit. Leider wurde Schiller auch hier von seinen Anfällen heimgesucht, aber Körner freute sich der Gesundheit und Kraftfülle von Schillers einzigem Geist. Vor allem drang er in ihn, daß er sich von den Buchhändlern besser bezahlen lasse. Am 1. September zog Schiller nach Dresden, wo das Anschauen der Antiken, bei der höhern Einsicht, die er durch den Umgang mit Goethe und Meyer gewonnen, ihn jetzt mächtig ergriff. Frau von Wolzogen blieb in Dresden zurück, als Schiller in Körners Begleitung am 15. nach Leipzig reiste. Auf dem Wege wurde Göschen auf seinem Gute zu Hohenstedt begrüßt und die alte Freundschaft herzlich erneuert. In Leipzig wohnte Schiller der Vorstellung seiner „Jungfrau" bei. Als er in die Loge trat, wurde er mit Pauken und Trompeten empfangen. Nach dem ersten Akte durchbrauste der wiederholte Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!" das Theater; er mußte durch Vortreten seinen Dank bezeugen. Als er das Theater verließ, wichen alle mit entblößtem Haupte ehrfurchtsvoll vor ihm zurück. Man rief: „Schiller lebe, der große Mann!" Väter und Mütter zeigten ihn ihren Kindern. Leider hatte ihm die Vorstellung einen schlechten Begriff von der Leipziger Gesellschaft gegeben. Zu seiner freudigen Ueberraschung sah er, daß von „Maria" und „Macbeth" schon zweite Auflagen nöthig geworden. Daß der so unverschämte wie beschränkte Merkel Kotzebues „Octavia" über „Wallenstein" und „Maria" setzte, fand er ganz in der Ordnung; ging es ja Goethe bei jenem viel

schlimmer und eine Ahnung künstlerischer Vollendung war 1801
von solchen plumpen Geistern nicht zu verlangen. Seine „Jungfrau" hatte er auf der Reise an das Berliner und Wiener Theater gesandt und von Cotta, Göschen und Crusius so viel Geld eingenommen, daß er mehr zurückbrachte, als er mitgenommen.

In Weimar fand er sich gegen den ganzen Sommer sehr erleichtert. Auch Goethe war gesund zurückgekehrt, aber eben ganz mit der Kunstausstellung, dem Theater und der Anordnung der Gesellschaften beschäftigt, die er in seinem Hause der zu Gastvorstellungen von Berlin gekommenen Unzelmann gab. Diese trat am 21. in der „Maria" auf; aber bei aller edlen Zartheit und bei dem großen Verstande ihres Spieles vermißte Schiller tragischen Schwung und Stil, wie sie der ganzen Schule Ifflands abging, die sich im gewöhnlichen Umgangstone und möglichster Natürlichkeit gefiel. Am 30. begann er den Plan des „Warbeck" weiter auszubilden. Da er in Leipzig bemerkt hatte, wie die Schauspieler den Vers zerstörten und das Publikum nur die liebe bequeme Natur wünsche, stand er in Zweifel, ob er nicht lieber seine Stücke in Prosa schreiben solle, aber schon das Gefühl, daß er mit einer prosaischen Fassung nicht die zur Dichtung ihm nöthige Liebe verbinden könne, brachte ihn davon ab. Leider hinderte ihn bald ein Katarrh an jeder anstrengenden Thätigkeit. So konnte „Warbeck" um so weniger fortrücken, je größer sich die Schwierigkeiten zeigten, die freilich Schillers Interesse steigerten. Eingedenk der Mahnung Körners, schrieb er an Unger, für einen neuen Theaterkalender müsse er ein großes Honorar haben; dieser bot ihm tausend Thaler. Auf Cottas Anfrage, welches Drama er Ostern von ihm zu erwarten habe, rückte er am 13. Oktober mit der Erklärung heraus, daß er, da er jetzt auf dem seit Jahren erstrebten Punkte raschen und entscheidenden Erfolges stehe, den Preis seiner Arbeiten steigern müsse; dazu zwinge ihn das Bestreben, seinen Dichtungen

1801 einen höhern innern Werth zu verleihen. Bei seiner abwechselnden Gesundheit könne er jährlich nur ein bedeutendes Stück schreiben; das höhere Honorar solle nicht seine Lage, sondern seine Werke verbessern. Auf seinen Wunsch, ihm für jedes neue größere Originalstück für die Zeit von drei Jahren 300 Dukaten zu geben, ging Cotta freundlich ein, ja erklärte, was er sonst noch vermöge, gern thun zu wollen. Um diese Zeit erschien die „Jungfrau" als Kalender und auch für sich allein bei Unger. Kurz vorher hatte ihn die Kunde getroffen, daß man in Wien die Aufführung des Stückes verboten.

Als Goethe sich am 18. auf einige Zeit nach Jena begab, übernahm Schiller, obgleich er noch leidend war, die Leitung des Theaters. Auch jetzt wollte es ihm mit dem „Warbeck" wenig gelingen; um seine Zeit nicht ganz zu verlieren, übernahm er eine ihm schon lange im Sinne liegende Bearbeitung von Gozzis „Turandot" für das Theater, der er durch poetische Nachhülfe einen höhern Werth zu geben hoffte. Goethe wollte eben Schauspieler und Publikum durch die Vorführung von Dramen der verschiedensten Völker und Stile bilden. Als dieser zum Geburtstage der Herzogin Mutter, der durch ein Terenzisches Stück in Masken gefeiert wurde, Weimar besuchte, theilte er dem Freunde seine Absicht mit, von der Mitte November an in seinem Hause alle vierzehn Tage ein lustiges Mittwochskränzchen zu geben, an welchem außer ihm sieben Damen und sechs Herren theilnehmen sollten, als Goethes Hälfte die geschiedene Gräfin Henriette von Egloffstein, dann Lotte, Karoline von Wolzogen, Amalie von Imhoff, die Hofdamen von Göchhausen und von Wolfskeel, Meyer, Wolzogen, der indessen wirklicher Geheimerath und Oberhofmeister des Erbprinzen geworden, Voigt und Hauptmann von Wolfskeel. Auch der Herzog, die Prinzen und die Prinzessin Karoline sollten geladen werden. An Festliedern wollte man es nicht fehlen lassen. An Schillers Geburts-

tag kehrte Goethe nach Weimar zurück. Noch denselben 1801
Abend beglückwünschte er brieflich den Freund und lud ihn zum morgigen ersten Mittwochskränzchen als am „zweiten Feiertag“ ein, wodurch diese Zusammenkünfte an Schillers Geburtstag geknüpft wurden. Das erste Kränzchen, zu dem Goethe das „Stiftungslied“ dichtete, verlief ganz heiter. Schiller freute sich, auf diese Weise zu Liedern veranlaßt zu werden, denen er freilich einen höhern Schwung zu geben gedachte. Allein bald fand er sich so unwohl, daß er Abends Goethe nicht besuchen konnte. Dennoch leitete er mit diesem die Proben zum „Nathan“, der am 28. mit großem Erfolge die Bühne betrat und nun auch von Berlin verlangt wurde. Die in Weimar herrschenden Masern hinderten das zweite Kränzchen. Anfangs December wurde auch Schillers Ernst davon befallen, dann litten die andern Kinder und Lotte an Husten, und als alles wieder auf gutem Wege schien, traten die Masern bei letzterer äußerst stark auf, so daß die kleine Wohnung ein Lazareth war. Trotz allem brachte Schiller, der sich zu Hause halten mußte, am 27. „Turandot“ zu Stande. Gleich darauf aber fühlte er sich von einem Choleraanfalle so geschwächt, daß er auch das am letzten Jahrestage zu Stande gekommene zweite Kränzchen, zu welchem er ein paar Lieder begonnen, versäumen mußte.

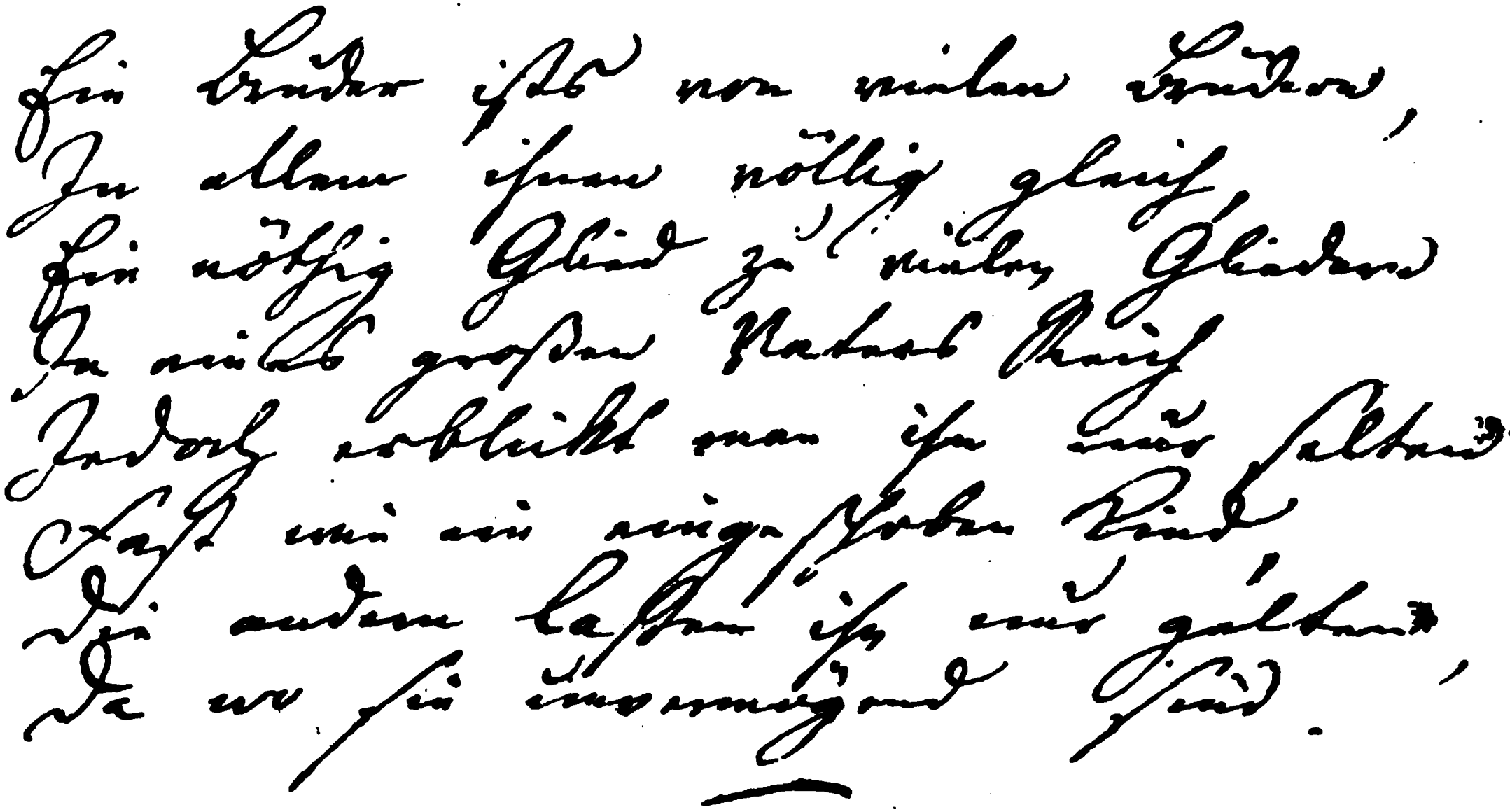
Am zweiten Tage des neuen Jahres konnte er der von Goethe durchgesetzten Aufführung von W. Schlegels „Jon“ beiwohnen, einem Meisterstück des Einlernens, des Vortrages der Verse (denn außer den Trimetern kamen auch schwierige Griechische Versarten vor) und der theatralischen Anordnung. Doch war Schiller mit dem Stücke selbst nicht ganz zufrieden, und die Feinde der Schlegel (denn es war ausgekommen, daß Wilhelm der Verfasser sei) suchten auf alle Weise entgegenzuwirken. Schiller, der wieder regelmäßig den Freund besuchte, hielt mit seinem Urtheil nicht zurück. Mit ihm besprach Goethe, ehe er

1802 am 17. nach Jena ging, alle Theaterverhältniſſe, beſonders die Aufführung der „Turandot“. Erſt am 28. kehrte er zurück, wo er den von ihm erfundenen Aufzug zur Geburtstagsredoute des 29. leitete. Den Tag darauf erfreute ſich „Turandot“ großen Beifalls, wie viel auch die Mißgünſtigen darüber witzelten. Am 2. Februar ward ſie mit Einfügung neuer Räthſel wiederholt. Auch Goethe ſteuerte eines auf den Schalttag bei, deſſen Auflöſung Schiller dichtete.

Die Herzogin hatte unterdeſſen durch Frau von Stein Schiller den Wunſch ausſprechen laſſen, daß er in Zukunft ſich mehr am Hofe zeige. Nicht ohne Unmuth erwiderte

Abb. 36. Schillers Haus in Weimar.
Nach einer alten Abbildung.

er der Freundin: „Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ohne nach Hofe eingeladen worden zu ſein (denn auch am Hofe der Herzogin Mutter war ich nie in größerer Geſellſchaft), ſo wünſchte ich auch fürs künftige wegen meiner Kränklichkeit davon ausgeſchloſſen zu bleiben. Für mich ſelbſt bin ich, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht perſönlich iſt, und das Wohlwollen meines gnädigſten Herrn und meiner gnädigſten Herzogin zu verdienen und zu erhalten, iſt alles, wonach ich ſtrebe.“ Die Enge ſeiner Wohnung, in der er keine Ruhe zu ſeinen Arbeiten finden konnte, hatte ihn ſchon vor mehrern Mo-



Facsimile 3. Goethes Räthsel auf den Schalttag in Schillers Handschrift.

1802 naten zum Entschlusse gebracht, sich ein Haus zu kaufen; es war das auf der Esplanade nach der Sonnenseite gelegene freundliche, früher von der Gräfin von Bachoff, zuletzt von Mellish bewohnte Haus, das jetzt, wie die Straße, Schillers Namen trägt und seinem Andenken für ewige Zeiten geweiht ist. Schon am 5. Februar wünschte er von Cotta deshalb 2600 Gulden, die er ihm mit 4 Prozent verzinsen wolle. Auch von Göschen erbat er sich zum Mai das Honorar der neudurchgesehenen, nur im Stile veränderten Ausgabe des „dreißigjährigen Krieges", da er alles auf den Hauskauf verwenden müsse. So konnte er denn auch nicht daran denken, Körner weitere Zahlungen zu leisten. Seinen Jenaischen Garten bot er Hufeland zum Kaufe an, doch wurden sie des Preises wegen nicht einig. Schon seit einiger Zeit setzte ihn die Krankheit seiner Mutter in Sorge. Die gute Frau, die bei ihrem geringen Einkommen immer heiter, zufrieden und für das Geringste äußerst dankbar war, hatte auch, als ihre Tochter Luise im Oktober 1799 den Pfarrer Frankh in Clever-Sulzbach im Neckarkreise geheiratet, ihre Wohnung in Leonberg beibehalten, nur zuweilen ihre Tochter besucht. Ihre größte Freude war es, ihre selbstgesponnene Leinwand ihrem Fritz und seiner Familie zu schicken, ein freundliches Wort und gute Nachricht von den Lieben zu empfangen. Im vorigen December hatte sie sich zur Heilung ihres Uebels nach Stuttgart begeben, wo sie freundlichste Aufnahme bei der Wittwe des Lieutenant Stoll und die sorgfältigste Behandlung bei Schillers Freund Jacobi fand. Fritz ließ ihr durch Cotta 25 Gulden besonders zukommen und nahm großen Antheil an ihrem unheilbaren Leiden, das sich bald so verschlimmerte, daß Luise sie zu sich nahm. Nichts wurde versäumt, der Leidenden Linderung zu verschaffen.

Unterdessen hatte Schiller einen neuen dramatischen Stoff in dem einst von Goethe zur epischen Darstellung bestimmten „Wilhelm Tell" gefunden. Schon vor einem Jahre

hatte sich das Gerücht verbreitet, er arbeite an einem 1802
Drama über den Schweizerhelden; jetzt fiel ihm dieser Stoff als ein nach der „Jungfrau" höchst bedeutender auf; er schlich demselben nach, da die mancherlei Sorgen ihn zu keiner angespannten Thätigkeit kommen ließen. Nur zur lyrischen Dichtung fühlte er sich gestimmt, und so gelang ihm sogar, neben manchen kleinern, meist früher begonnenen Gedichten, die prächtige Ballade „Kassandra". Da er einmal im Zuge war, gab er sich gern der ihn bei der Vorahnung des Frühlings erfüllenden lyrischen Stimmung hin, weil er für Cottas „Damenkalender" und die „Erholungen" von Becker in Dresden einiges versprochen hatte.

Schiller drängte den noch immer in Jena weilenden Goethe, dem am 24. Februar mit Wolzogen nach Paris zur Vorstellung bei Napoleon reisenden Erbprinzen ein Abschiedskränzchen zu geben; sonst werde Kotzebue sich heran-drängen, dem dieser gerade entgehen möchte. Der nach der Ermordung Pauls I. aus Petersburg als kaiserlicher Collegienrath zurückgekehrte rührige Dramatiker, der mit Beibehaltung seines ganzen Gehaltes von der Direktorstelle der Deutschen Hofschauspielertruppe entbunden worden, hatte sich jetzt in Weimar niedergelassen, wo er Goethe aus der Gunst des Hofes zu vertreiben und sich als großen Dichter aufzuspielen gedachte, gegen Schiller nur im Gegensatz zu diesem artig that. Freilich hatte Goethe Kotzebues Besuch erwidert und seine Stücke, die er ohne Honorar gab, auf der Bühne zugelassen, aber zu einer Befreundung konnte es nicht kommen, da Goethe seine Absicht eben so durchschaute wie seine seichte Flachheit. Mit seinen Gegnern stand dieser in bester Verbindung, so besonders mit den Künstlern der Preußischen Hauptstadt, auf die er sein Augenmerk gerichtet hatte; denn Goethe hatte diese durch die Behauptung beleidigt, in Berlin scheine sich der prosaische Zeitgeist am meisten zu offenbaren. Zum Bruche kam es, als Goethe in Kotzebues „Deutschen Kleinstädtern" nach dem bei ihm

1802 feststehenden Grundsatze alle auf Weimar und Jena, besonders auf die mit Kotzebue in Fehde begriffenen Schlegel gemünzten persönlichen Angriffe strich. Kotzebue berief sich deshalb auf den amtlich nicht mit der Theaterleitung betrauten Schiller, den er gern Goethe entfremdet hätte. Dieser indessen gab Goethe Recht, daß er nichts durchgehen lasse, was den Parteigeist reize. „Was mich betrifft, so versichere ich Ihnen nochmals, daß ich in dem Stücke nichts auf mich beziehe", schrieb er, „wiewohl ich versichert bin, daß alle diejenigen, welchen es darum zu thun sein könnte, Streit zwischen uns zu erregen, nicht ermangeln werden, jene Stanze, womit Sie einen Akt schließen und wobei Sie schwerlich nur an mich gedacht haben, sich als einen Angriff auf mich vorzustellen. Und selbst wenn dem wirklich so wäre, würd' ich Ihnen keinen Krieg darüber machen; denn die Freiheit der Komödie ist groß, und die gute heitere Laune darf sich viel herausnehmen; nur die Leidenschaft muß ausgeschlossen werden." Aber Schillers Rath zur Nachgiebigkeit, die ihm, da das Stück durch die Streichungen nichts an seinem theatralischen Werthe verliere, zur Ehre gereichen werde, half eben nichts; grollend zog Kotzebue das Stück zurück, ja es soll darüber zu einem unliebsamen Auftritt zwischen Goethe, Kotzebue und dessen Frau bei der Herzogin Mutter gekommen sein. Schon vorher hatte Kotzebue dem Mittwochskränzchen Goethes eine glänzendere Donnerstagsgesellschaft entgegengestellt, bei welcher theatralische Darstellungen und mancherlei Ergetzlichkeiten die meist adlige Gesellschaft erfreuten; auch die herzogliche Familie hatte sich daran betheiligt, da ja Herr von Kotzebue ein großes Haus machte. Seine Absicht, dem scheidenden Erbprinzen ein Abschiedsfest zu bereiten, wurde glücklich dadurch vereitelt, daß Goethe noch zur Zeit kam, wo denn das Kränzchen, bei dem zwei Festlieder von Goethe und eines von Schiller gesungen wurden, ganz gemüthlich verlief. Bald darauf brachte Prof. Hufeland den Maurermeister und Musiker Zelter nach Weimar, der manche Lieder des Almanachs und neuerdings auch Schillers „Taucher" gesetzt hatte. Von Goethe wurde er zu Schiller

geschickt, den er zum Essen mitbringen sollte. Als Schiller, 1802
um sich anzuziehen, weggegangen, sang Zelter, nachdem er einige Töne auf dem Klavier angeschlagen, für sich seinen „Taucher". Noch war die erste Strophe nicht zu Ende, als Schiller, erst halb angezogen, leise ins Zimmer trat und seine Freude darüber mit den Worten: „So ists recht! so muß es sein!" auszusprechen begann. Lotte aber drängte ihn, sich doch anzuziehen, da Goethe nicht gern lange warte. Schiller fand sich mit dem heitern und tüchtigen Manne, dessen feine Hoftracht freilich zu seinem Wesen wenig paßte, vortrefflich zusammen. Er brachte ihn auch zu der erst vor kurzem bei Hofe eingeführten Prinzessin Karoline, die Schiller wohlwollte, wenn sie auch durch ihre Erzieherin, deren Nerven die langen Schillerschen Stücke nicht vertragen konnten, gegen diese verstimmt war. Goethe kehrte mit Zelter nach Jena zurück.

Einen Hauptschlag hatte unterdessen Kotzebue sich vorgesetzt. Den Abend von Schillers Namenstag, dem 5. März, wollte er auf dem Stadthause durch Darstellungen aus dessen Werken glänzend feiern. Die Gräfin von Egloffstein sollte als Jungfrau von Orleans, Amalie von Imhof als Spanische Königin Elisabeth, Kotzebue selbst als Thibaut tragiren, die Dichterin Mereau aus Jena die „Glocke" deklamiren, und aus der von Kotzebue selbst als Meister Glockengießer zerschlagenen pappenen Glockenform Danneckers Büste des Dichters hervortreten, dieser selbst zuletzt von Damenhänden bekränzt werden. Schiller hatte nicht umhin gekonnt, seine Gegenwart zuzusagen; auch die Prinzessin Karoline sollte erscheinen. Der alte Wieland war gleichfalls geladen. Aber elendiglich zerschellte diese ränkevolle Posse an der Weigerung des Bürgermeisters, die Schlüssel zum neuen Stadthaussale herzugeben, da die von Ettersburg herangefahrene Bühne nicht aufgeschlagen werden dürfe. Auch hatte die Bibliothek die Büste versagt. Darüber entstand denn schreckliche Aufregung aller

1802 Betheiligten. Goethe hatte sich ruhig zu Jena gehalten, Schiller und Lotte sich an dem Mißlingen königlich gefreut. Als die Gräfin Egloffstein ihm die traurige Störung schriftlich mittheilte, sprach er, als ob er diese wirklich bedaure, die Hoffnung aus, das Vergnügen, das er sich von der Vorstellung versprochen, sei nur aufgeschoben, und er dankte für die freundliche Gesinnung so lieber und verehrter Freunde und Freundinnen. Wahrscheinlich würde er, wenn sie wirklich zu Stande gekommen, sich krank gemeldet haben. Der große Dramatiker, den man durch diese widerwärtige Ehrenbezeugung von Goethe zu trennen gewähnt, war damals an seinem „Tell" mit einer Kraft und Innigkeit, wie er sie lange nicht gehabt. Daneben dachte er auch die „feindlichen Brüder" auszuführen, die auf den Herbst fertig werden und etwa zum neuen Jahre erscheinen könnten; denn um das große Versäumniß dieses Winters einzuholen, wollte er auf jede Reise verzichten. Daß „Tell" ein gewagtes Unternehmen sei, entging ihm nicht, aber der Stoff schien ihm auch werth, daß man alles dafür thue.

Da die „Jungfrau" auf andern Theatern, besonders in Berlin, großen Beifall gefunden, so verlangte man sie nun auch in Weimar zu sehen, doch weil der Herzog sich entschieden dagegen erklärt hatte, wollte Schiller sie zuerst in Lauchstädt aufführen lassen. Goethe meinte, dieser solle, besonders mit Rücksicht auf Lauchstädt, wo ein neues Theatergebäude errichtet wurde, etwas für seine ältern Stücke thun, doch dazu fehlte es ihm um so mehr an Zeit, als er auf Goethes Wunsch die Bearbeitung seiner „Iphigenie" übernommen; nur den „Karlos" sah er eben zu diesem Zwecke durch. Damals wagte er zuerst den Domingo als Dominikanermönch auftreten zu lassen, für den er in der Bühnenausgabe einen Staatssekretär Perez gesetzt hatte. Zur Verdeutlichung der Handlung ward der hier im Facsimile gegebene zum Theil gereimte Monolog eingeschoben.

Am 24. wurde, da Goethe am vorigen Tage zurück-

gekehrt war, wieder ein Kränzchen gehalten, bei dem nur 1802
Schillers Schwager und Schwägerin, die von Weimar abwesend waren, fehlten. Der Hauskauf war schon eine Woche früher abgeschlossen worden; am 26. wurden darauf die von Cotta vorgestreckten 2600 Gulden, vierzehn Tage später 600 Thaler gezahlt, die Schiller von der Schwiegermutter erhielt, im Mai in zwei Fristen der Rest, wozu er 2200 Thaler vom Pachter Weidner zu Niederroßla geliehen. Aber gerade zur Zeit, wo er auf sein neues Haus sich herzlich freute, erhielt er traurige Nachrichten von der Mutter, zunächst noch einen letzten Brief dieser selbst, in welchem sie ihm ganz gefaßt schrieb, daß es für sie keine Besserung gebe, und mit Dank für Gottes Güte und des Sohnes Liebe von ihm Abschied nahm, darauf Mittheilungen der Schwester Luise und seines Freundes Hoven, die ihm alle Hoffnung nahmen. Am 10. erwiderte er der Schwester, der er für alles dankte, was sie und ihr Gatte für die gute Mutter gethan; das nöthige Geld zur Erstattung der Ausgaben versprach er bei Cotta anzuweisen.

Ein heftiger, lang andauernder Katarrh machte ihn selbst zu jeder dichterischen Arbeit unfähig. Dazu kam der Verdruß, daß Goethe sich nicht davon abbringen ließ, den Gegnern zum Trotz den wunderlichen „Alarcos" von Fr. Schlegel auf die Bühne zu bringen. Als dieser nach Jena zurückkehrte, übernahm Schiller die Leitung des Theaters. In ängstlichster Besorgniß um die Mutter, bezog er am 29. April seine neue Wohnung, ohne zu ahnen, daß jene an demselben Tage durch einen sanften Tod von ihren Schmerzen erlöst wurde. Schon ein Brief Luisens, den er am 3. Mai erhielt, stellte die baldige Auflösung in Aussicht. Als Cotta den 8. nach Leipzig durchreiste, vertraute er Lotten, er habe im „Schwäbischen Merkur" die Todeskunde gelesen. Auf Lottens Mittheilung erwiderte Schiller gefaßt, doch als diese den entscheidenden Brief des Schwagers erhielt, wagte sie nicht, durch sofortige Uebergabe desselben den Schmerz

1802 zu erneuern. „Diesen Morgen sah ich ihn so friedlich bei der Arbeit sitzen", schreibt sie am 10., „daß ich unmöglich das Herz nehmen konnte, die Bestätigung auszusprechen. Morgen soll er erst den Brief sehen." Die Heimgegangene ruht auf dem Clever-Sulzbacher Friedhofe; der Dichter Mörike hat ihr ein einfaches steinernes Kreuz mit der Inschrift setzen lassen: „Hier ruht Schillers Mutter"; das Grab des Vaters und Nanettens auf dem jetzt verlassenen Friedhofe zu Gerlingen bei der Solitude sind nicht mehr aufzufinden.

Während Goethes Abwesenheit leitete Schiller die Proben der „Iphigenie" und des „Alarcos". Vergebens stellte er Goethe vor, sie würden mit dem letztern eine totale Niederlage erleben und dadurch der elenden Natürlichkeitspartei einen Triumph bereiten: dieser meinte, auf Gelingen oder Mißlingen nach außen komme es nicht an; sie gewännen durch diese Vorstellung für sich, daß sie diese äußerst obligaten wechselnden Silbenmaße auf der Bühne sprechen und hören ließen. Am Abend der Aufführung der „Iphigenie", am 15., fuhr Goethe am Schauspielhause an und sah wie ein Fremder sein von Schiller bearbeitetes und eingeübtes Drama, das einen ernst würdigen Eindruck machte. Goethe selbst gab sich darauf die außerordentlichste Mühe mit dem leidigen „Alarcos", der bei der Vorstellung am 29. auf so argen Widerstand, ja trotz der Theatergesetze auf Verhöhnung stieß, daß Goethe ihn doch wiederzubringen nicht wagte. Schiller saß beim Herzog, der das Stück gewaltig herunterriß; wider seine eigene Ueberzeugung mußte er Goethes Absicht bei der Aufführung vertheidigen. Cotta war denselben Tag bei Schiller angekommen. Goethe hatte auf den Abend selbst Besuch, so daß er Schillers Einladung nicht folgen konnte. Dieser war Cotta so von ganzem Herzen zugethan, daß er ihn vor dem Verlage von Goethes vollständiger Uebersetzung des Cellini warnte, ohne von der Bedeutung zu wissen, welche dieser ihr durch einen gehaltreichen Anhang

zu geben wußte, ja er äußerte sogar, mit Goethe sei kein guter Handel zu schließen, weil er sich selbst hoch taxire, noch mit keinem Buchhändler sei er zufrieden gewesen und wohl auch mancher ebenso wenig mit ihm, obgleich Goethe nur mit Göschen, da er ihn unredlich und ungebührlich behandelt hatte, und Unger, der keineswegs mit ihm gebrochen, sich bisher eingelassen, ja Schiller selbst ihn zur Verbindung mit Cotta veranlaßt hatte. Freilich hatte Goethe im allgemeinen keine vortheilhafte Meinung von den Verlegern, aber zu einer solchen Aeußerung konnten Schiller doch nur übermäßige Sorge für Cotta und eine vorübergehende Verstimmung hinreißen. 1802.

Leider wurden die ersten im eigenen Hause verlebten Monate Schillers Dichtung nicht so förderlich, wie er gehofft. Die neuen Einrichtungen und die unerwartet als nöthig sich ergebenden großen Herstellungen neben den zur Weimarischen Meßzeit kommenden Besuchen ließen ihn zu keiner Thätigkeit gelangen, was ihn in übelste Laune versetzte. Zu dem früher in Aussicht genommenen dreimonatlichen Aufenthalt in Berlin kam es nicht, ja er fühlte sich so unpäßlich, daß er nicht einmal Goethes Einladung nach Lauchstädt Folge leistete. Auch die Kunde, daß der Herzog seine Adelung in Wien betreibe, die er kostenfrei erhalten werde, konnte ihn kaum erheitern. „Seit meiner Dresdener Reise hat es mir nicht glücken wollen, mich zu fixiren und über einen Geist der Zerstreuung Herr zu werden, der sich meiner bemächtigt hat", klagt er am 24. Juni. „Es ist zwar mancherlei gesammelt worden, aber es wartet noch auf eine glückliche Entladung." Zwei Tage darauf wurde er und seine Familie von einem heftigen Krampfhusten befallen, der ihn am Sprechen hinderte. Noch bei Goethes sehnlichst erwarteter Rückkunft von Lauchstädt am 25. Juli war er vom Husten nicht ganz frei, so daß er die Abendluft meiden mußte. Daß seine Adelung betrieben wurde, wie er jetzt auch durch Voigt erfuhr, der ihm sein nach dem der Tirolischen Familie

1802 Schiller entworfenes Wappen (vgl. oben S. 7) und die nach Wien zu ſchickende Lebensſkizze mittheilte, regte ihn auf, da er dadurch aus ſeiner ruhigen Lage an den Hof gezogen zu werden fürchten mußte. Noch immer konnte er ſich für keinen ſeiner drei dramatiſchen Pläne entſcheiden, bis er endlich Mitte Auguſt, kurz vor der Beendigung der Herſtellung ſeines Hauſes, zu dem am meiſten ausgearbeiteten und am raſcheſten zu vollendenden, zu den „feindlichen Brüdern“ griff, die er als „Braut von Meſſina“ am Geburtstage der Herzogin auf die Bühne zu bringen hoffte. Darauf dachte er an „Warbeck“, zuletzt an „Tell“ zu gehen, der freilich eine „verteufelte Aufgabe“ ſei, aber ſchon hatte er den Stoff aus dem Hiſtoriſchen in das Poetiſche übertragen und die Säulen des Gebäudes ſtanden feſt.

Unterdeſſen war ein Ereigniß eingetreten, das vor zwölf Jahren von ihm und den Seinigen ſo herzlich erſehnt worden war, jetzt kaum ſehr folgenreich ſein konnte, der Kurfürſt von Mainz war am 25. Juli geſtorben und ſo der Koadjutor endlich zu dieſer Würde gelangt. Schiller, der ſich ſeit der Ueberſendung des „Wallenſtein“ nicht mehr an Dalberg gewandt hatte, wünſchte dieſem am 6. Auguſt zu ſeiner Erhebung Glück. Aber die Erhaltung des Kurfürſtenthums Mainz war äußerſt fraglich; die Entſcheidung ſollte von der an demſelben Tage nach Regensburg berufenen Reichsdeputation erfolgen, lag aber thatſächlich in Paris. Eben war der neue Kurfürſt Erzkanzler recht im Gedränge, als er am 28. Schiller antwortete, oft hätten die Ergießungen ſeiner erhabenen und keuſchen Muſe die Liebe des Sittlichſchönen und Guten in ihm erweckt und den Wunſch in ihm erregt, Deutſchlands Dank dem erſten Deutſchen Dichter dereinſt zu entrichten: näher ſei er dem Ziele, doch noch nicht ſei es ganz geſichert. Hiernach mußte Schiller mit Spannung dem Ausgang der ſich lang hinziehenden Verhandlungen folgen. Um dieſelbe Zeit entſchied ſich die Erbtheilung des mütterlichen Nachlaſſes, auf

den Schiller wegen seiner Kinder und des ungewissen Zu- 1802
standes seiner Gesundheit nicht verzichten konnte, wie gern er ihn auch seiner unter Reinwalds Grämlichkeit und Knauserigkeit leidenden Schwester zugewandt hätte: auf seinen Antheil fielen nach Uebereinkunft an 880 Gulden.

Mit ganzer Seele hatte er sich jetzt seinem so lange in ihm lebenden neuen Drama hingegeben, worin er zum erstenmal einen Chor im Sinne der Alten ausbilden sollte, der aus andern Augen sah als der in Kotzebues „Hussiten vor Naumburg"; denn auch diesen seinen alten Gedanken hatte ihm nun der rasch arbeitende Theaterfabrikant vorweggenommen. Die Dichtung ging Schiller jetzt so gut von Statten, daß er Mitte November damit fertig zu werden hoffte. Bei keiner Arbeit habe er so viel gelernt, äußert er gegen Goethe. Am 30. Oktober kam der von Eutin nach Jena übergesiedelte Voß nebst Gattin in Begleitung der Familie Grießbach nach Weimar, wo sie Schiller besuchten; sie bewohnten dieselben Räume, welche Schiller früher im Grießbachschen Hause inne gehabt. Der Dichter empfing die Anfahrenden herzlich beim Aussteigen an der Hausthür; seine freundliche blasse Gestalt hatte etwas Rührendes. Man blieb zu Mittag, und es entwickelte sich eine recht gemüthliche Unterhaltung, die Voß eine innige Verbindung für die Zukunft hoffen ließ.

Schon im September hatten die Zeitungen die Nachricht von Schillers Adelung gebracht; Adelsbrief und Wappen erhielt er erst am 16. November mit freundlichen Zeilen des Herzogs und Voigts, der noch zuletzt auf dem Wappen einen Lorber durch die Helmdecke gezogen hatte. Für den Dichter selbst war die Adelung ohne Sinn; es freute ihn nur, daß hierdurch Lottens Adel wiederhergestellt und sie hoffähig wurde, auch seine Kinder davon Vortheil ziehen könnten. Mehr als diese „kahle Ehre" zog ihn die Entwicklung der Dinge in Regensburg an, da auch seine Finanzen künftig davon abhängig waren; bisher war es mit

1802 der Sache des Kurfürsten noch ganz leidlich gegangen, so daß er auch als Privatmann viel thun konnte. Noch war ihm unbekannt, daß Dalberg das dem Staate zugefallene Drittel des Nachlasses des verstorbenen Kurfürsten auch zur Unterstützung verdienstvoller Künstler und Gelehrten bestimmt hatte. „Die Hauptsache ist der Fleiß", schreibt er an Körner; „denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt ihm auch seinen alleinigen Werth." Dazu suchte er auch seine Kinder zu erziehen, wenn er auch die jugendliche Lust nicht unterdrückte, selbst sich von ihrem Lärmen lieber stören als sie zum Stillsitzen verurtheilen wollte. Schon seit ein paar Jahren unterwies ein junger Eisert, der auch Goethes August unterrichtete, Karl im Lateinischen, auf das Schiller viel hielt. Seine Kinder standen mit Goethes Knaben in kameradschaftlicher Verbindung; ja sie hatten unter sich eine kleine Ordensgesellschaft gebildet, deren Zeichen sie auch an ältere Personen verliehen. Mit welcher Vorsorge Schiller als guter Hausvater seine Einnahmen berechnete, ergibt sich auch daraus, daß er diese in seinem Kalender des Jahres 1802 bis auf 1809 (sein fünfzigstes Jahr dachte er nicht zu überleben) auswarf, wobei auf jedes Jahr ein oder zwei neue Stücke und zwei Bände seines gesammelten Theaters, an Theaterhonoraren 275 oder 550 Thaler gerechnet wurden.

Durch sein wiederkehrendes Uebel vielfach unterbrochen, hoffte er jetzt doch Anfangs Februar mit seinem Drama fertig zu sein. Goethe war am Ende des Jahres äußerst verstimmt, abgespannt und bekümmert, besonders als das Mädchen, mit welchem ihn Christiane beschenkt hatte, wie drei vorhergegangene, zu seinem bittersten Schmerze bald nach der Geburt starb. Schiller nahm lebhaften Antheil an seinem Wehe, ja die tiefe Erregung, mit welcher dieser von Christianens Leiden sprach, stimmte ihn auch zum erstenmal gegen diese gerechter. Goethe, der, da er sich auch vom Hofe vernachlässigt sah, über seine ganze Lage

immer unmuthiger wurde, sperrte sich gegen die Außenwelt 1803
ab. Schiller hatte fast allein Zutritt; er fand ihn schlaffer
und theilnahmloser, ja verschlossener, wovon er die Ursache
nicht ahnte: seine ganze Seele war der Ausführung seiner
„Natürlichen Tochter" zugewandt, woraus er auch Schiller
ein Geheimniß machen zu müssen glaubte, und gerade dieses
drückte ihn. Ja eine Woche war er an einer Lungen-
entzündung gefährlich erkrankt. Hielt sich Schiller auch in
den rauhen Wintermonaten körperlich ziemlich gut, so fühlte
er sich doch mißstimmt und angegriffen. Zur Freude ge-
reichte ihm eine am 7. Januar erhaltene anonyme Zu-
sendung von 650 Thalern aus Frankfurt, die offenbar von
Dalberg kam, dem er auch seinen Dank aussprach. Jetzt
wollte er im Sommer seine Heimat besuchen, ja vielleicht
an die Stätte seines Tell reisen. Mit großer Lust arbeitete
er an seiner Tragödie, die er gern dem Kurfürsten, den er
von jetzt an als Archichancellier bezeichnet, zu seinem Ge-
burtstage gesandt hätte. Daneben las er auf den Wunsch
des Herzogs neuere französische Lustspiele, von denen dieser
gern eines und das andere von ihm bearbeitet gesehen
hätte. Am 1. Februar ward die „Braut" vollendet, da Schiller
zuletzt den Schluß viel kürzer zu fassen sich entschlossen
hatte. Drei Tage später las er sie in seinem Hause dem
Herzog von Meiningen, dessen Geburtstag gerade war,
und einer größern gemischten Gesellschaft, die sichtlich davon
ergriffen war. Der Herzog von Weimar, dessen Geschmack
freilich das Stück nicht zusagen konnte, erhielt die Hand-
schrift am 5., eine andere Goethe, mit dem er dann über
die Aufführung, besonders über die namentliche Bezeichnung
der Personen des Chores, verhandelte. Den 8. fuhr er
Mittags mit seiner Frau auf Goethes Schlitten; Abends
nach dem Concert war er mit dieser, Schwager und
Schwägerin, die endlich zu seiner Freude nach Weimar
zurückgekehrt waren, bei Goethe zum Essen. Den 11. las
er das Stück der Herzogin und schickte es dem Kurfürsten;

1803 auch für die Theater in Berlin, Hamburg und Leipzig wurden Abschriften gemacht. Aber bei allem erfreulichen Erfolge des neuen Stückes wie aller frühern, die in immer neuen Auflagen erschienen und sich die Bühne erobert hatten (nur im Ausland wollte es ihnen weniger als den Kotzebuiaden gelingen), trotz der reichen Honorare der Verleger und der Bühnen, trotz der vertraulichsten Theilnahme Goethes, an dem er freilich die alte Frische zeitweise vermißte, fühlte Schiller sich krankhaft verstimmt. Als er am 17. Februar dem als Gesandter nach Rom gegangenen Humboldt, den er im vorigen Oktober drei Tage in Weimar gesehen, die Vollendung seines Stückes anzeigt, klagt er über Goethes Hinschlendern, der abwechselnd alles treibe, sich auf nichts energisch concentrire und ordentlich zum Mönch geworden. Ja wir hören zu unserm Staunen: „Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Konsequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisirt werden, in der Kunst überhaupt und im Dramatischen. Es entstände doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen; oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort.“ Glücklicherweise dauerte diese Verstimmung nicht an (ja ehe er am 3. März den Brief fortschickte, erkannte er selbst, daß dieser in schwermüthiger Stimmung geschrieben sei), aber das Verlangen nach einem weitern Wirkungskreise regte sich noch oft. Auch der Zustand der Deutschen Literatur schien ihm äußerst kläglich; das Publikum schwanke zwischen der immer hohler und fratzenhafter sich zeigenden Schlegel-Tieckschen Schule und den immer plattern und erbärmlichern Gegnern.

Kotzebue war, als er noch zu guter Letzt im vorigen Oktober gegen Goethe bei Hofe kabalirt und die Berliner Künstler gegen ihn aufgeregt hatte, nach dem der idealen Richtung feindlichen Berlin übergesiedelt, wo er als der

berühmteſte Deutſche Dichter am 27. Januar zum ordent- 1803
lichen Mitglied der Schiller und Goethe verſchloſſenen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde. Seine Würdigkeit bekundete ſogleich ſein mit dem Anfange des Jahres erſcheinender „Freimüthiger oder Berliniſche Zeitung für gebildete, unbefangene Leſer“. Das neue Blatt ging in frivolſter Weiſe gegen Goethe vor, der zum Vereinigungspunkt der Dichter und Dichterlinge ſich gemacht, durch Mangel an Beſcheidenheit und Achtung für das Publikum und ſeinen eigenen Ruhm ſeine Beſtimmung, der erſte Deutſche Schriftſteller zu werden, verfehlt habe. Auf die gemeinſte Weiſe wurden ſeine Leitung des Weimariſchen Theaters und ſeine Verehrer, die Romantiker, angegriffen, ihm Wieland, Klopſtock, Engel u. a. als der Stolz der Deutſchen entgegengeſtellt. Auch Schillers ehemaliger Freund Huber war zum „Freimüthigen“ getreten, wo er ſich aber durch Geſchmack, Urtheil und gerechte Anerkennung auszeichnete. Denſelben übermüthigen Ton ſtimmte Merkel in ſeiner Zeitſchrift „Ernſt und Scherz“ an. Wurde auch Schiller nicht grimmig verfolgt, ſo behandelte man ihn doch kalt und ließ ihn eben ſo wenig, wie die Romantiker es thaten, als Genie gelten. In freien und hellen Augenblicken konnte er ſich darüber leicht hinwegſetzen, da ſeine glänzenden Erfolge ſo deutlich zu Tage lagen und er ſich hoch über die anmaßlichen Kritiker und ihre Schützlinge erhaben fühlte, aber der freche Widerſtand ſchmerzte ihn doch tief.

Während er die Proben zur „Braut“ eifrig betrieb, bekam er vorübergehend Luſt, gleich an die „Malteſer“ zu gehen. Am 19. März betrat das neue Drama mit großer Wirkung die Bühne. Zum erſtenmal meinte Schiller jetzt den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen zu haben. Goethe fühlte den theatraliſchen Boden dadurch zu etwas Höherm eingeweiht. Daß viele noch immer die proſaiſchen Forderungen des Natürlichen nicht ablegen konnten, kümmerte beide nicht. Am Ende des Stückes brachte der Sohn

1803 des Prof. Schütz aus Jena nach vorangegangener Verabredung mit den übrigen zahlreich von dort gekommenen Studenten ein Lebehoch auf Schiller aus, in welches die Zuschauer begeistert einstimmten. Leider konnte Goethe die darin liegende Verletzung der bestehenden Theatergesetze nicht ungerügt hingehen lassen, und so wurde der Kommandant von Jena angewiesen, die Mißbilligung dieser lauten Ehrenbezeugung an betreffender Stelle auszusprechen. Schon waren die Rollen zur Aufführung der „Jungfrau" ausgeschrieben. Goethe betrieb daneben zu Hause die Einübung seiner „Natürlichen Tochter", von welcher er auch seinem treuesten Verbündeten vor der Aufführung nur den Namen und die auftretenden namenlosen Personen mittheilte. Schiller hatte sich ein heftiges Hüft- und Schenkelweh bei einem Besuche im Schlosse zugezogen. Noch am 31. hören wir von Schillers Gattin, er sei von dem harten Winter angegriffen, „gereizt durch die Zustände, die seine Freunde umgeben, und noch nicht wieder recht comfortable in seinem Gemüthszustand". Freilich war Lotte selbst so verstimmt, daß sie nirgends etwas Fröhliches sah, was Schiller noch tiefer drücken mußte. „Meine unruhige Familie, die mich dann und wann aus meinen idealischen Vorstellungen, der Welt meiner Empfindungen stört, trägt nicht immer dazu bei, mir frohe Vorstellungen zu geben", vertraut sie Fritz von Stein. Die Aufführung der „Natürlichen Tochter" am 2. April machte auf Schiller einen bedeutenden Eindruck. Da er sich noch immer zu keiner dramatischen Dichtung fähig fühlte, ging er an die Uebersetzung Französischer Lustspiele. Auch versuchte er, vom Frühling begünstigt, wieder einiges Lyrische, worunter der am 25. April beendigte „Rudolf von Habsburg". Zwei Tage vorher war durch die erste Aufführung der „Jungfrau", auf deren Proben Schiller ungemeine Sorgfalt verwandt hatte, alles elektrisirt worden. Dem am 26. nach Leipzig durchreisenden Cotta gab Schiller auf dem Stadthause ein Souper mit Punsch, bei seiner Rückkehr

wollte er mit ihm nach Schwaben reiſen. Es war ihm ſo 1803
wohl, daß er am 30. einer Einladung der Officiere nach dem ſeit vorigem Jahre von Preußen beſetzten Erfurt folgte. „Es hat mir großen Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militär zu finden", ſchreibt er Körner; „denn es waren gegen hundert Officiere beiſammen, wovon mir beſonders die alten gedienten Majors und Oberſten intereſſant waren."

Die beiden Franzöſiſchen Luſtſpiele waren am 7. Mai fertig; ſofort wurde das eine, „Der Neffe als Onkel", einſtudirt, und ſchon am 18. beluſtigte es das Publikum. Goethe hatte, ehe er am 13. nach Jena ging, wegen der Leitung des Theaters mit Schiller Abſprache genommen. Bei Cottas Rückkunft fanden ſich Schiller und Lotte nicht wohl, ſo daß ſie davon abſtanden, ihn nach Schwaben zu begleiten, doch gaben ſie ihm Hoffnung, im Sommer zu kommen, wo er ſie in Heidelberg abholen wollte. Mit lebhaftem Eifer ging Schiller zunächſt an die Vorrede zu ſeiner „Braut", in welcher er ſich über den Gebrauch des Chores in der Tragödie ausſprechen wollte. Hier erklärte er ſich ſcharf gegen den gemeinen Begriff des Natürlichen, der alle Poeſie geradezu aufhebe und vernichte. Nicht das Publikum ziehe die Kunſt herab, ſondern die Künſtler; dieſe müßten ſich das Würdigſte zum Ziel ſetzen, einem Ideal nachſtreben, die ausübende Kunſt möge ſich dann nach den Umſtänden bequemen. Es war ein Manifeſt gegen die Kotzebuiſche Richtung, deſſen Stücken auch die Weimariſche Bühne ſich nicht verſchließen konnte. Für Cottas Taſchenbuch vollendete Schiller das ſchon im Anfang des vorigen Jahres begonnene „Siegesfeſt". Kurz vorher war der zweite Theil ſeiner Gedichte erſchienen, in welchem ſich nur ein paar neue finden, die meiſten der Jugendzeit angehören, freilich zum Theil verändert und bedeutend verkürzt ſind. Die Aufnahme jener „wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantismus" entſchuldigte er damit, daß ſie „ſchon ein verjährtes Eigenthum des Leſers" ſeien und „ſelbſt das Fehler-

1803 hafte wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters". Wie ungerecht hatte er Bürgers gleiches Verfahren mißbilligt! Anfangs Juni war er viel mit dem bei Goethe wohnenden Zelter zusammen, dessen Balladen und Liedermelodien, welche dieser ausdrucksvoll, einfach und rührend, wenn auch mit etwas gebrochener Stimme vortrug, Schiller vortrefflich fand. Er gab ihm einige seiner Gedichte mit und empfahl ihn an Körner als einen Mann von Bildung und tüchtigem Schrot und Korn, wie es nicht viele gebe. Damals befand er sich so wohl, daß er auch einmal bei Hof erschien, wozu er sich eine Uniform hatte machen lassen; bisher hatte er nur am Geburtstage der Herzogin und des Erbprinzen den Hof besucht. Alle seine Gedanken waren jetzt dem „Tell" zugewandt.

Aber Goethe trieb ihn nach Lauchstädt, wo man, besonders die akademische Jugend, ihn schon im vorigen Jahre sehnlichst erwartet hatte. Sein Aufenthalt an dem heitern, für ihn erinnerungsvollen Badeort vom 2. bis zum 14. Juli war so anregend wie angenehm. Er wohnte hier an einem Garten zu ebener Erde. Die durch die Aufführung seiner „Braut" von Halle und Leipzig nach Lauchstädt gezogenen Studenten brachten ihm ein Ständchen und begrüßten ihn am Morgen mit Musik. Die Vorstellung selbst war durch ein Gewitter gestört, aber auch zum Theil gehoben worden. Am 11. kam die „Jungfrau" zur Aufführung. Schon am 6. schrieb Schiller: „Die Ansicht eines neuen Publikums gibt mir viel neue Blicke über das theatralische Wesen, und ich bin ziemlich gewiß, daß ich künftig viel bestimmter und zweckmäßiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das geringste zu vergeben." Auch faßte er mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit, da er unter der großen lärmenden Gesellschaft sich leicht und heiter fühlte. Der anwesende Prinz von Würtemberg hielt sich zutraulich an ihn. Doch der Müßiggang wollte ihm auf die Dauer nicht behagen,

und so trieb es ihn weg, doch folgte er vorher noch auf 1803
einen Tag der Einladung des Rektors Niemeyer nach Halle.

Die Beziehung des neuen Schlosses am 1. August setzte ganz Weimar in Bewegung. Auch Schiller konnte sich den Festlichkeiten nicht entziehen, und auch bei der sonntäglichen Hofcour mußte er sich einfinden. Am 6. besuchte er einmal Jena, wo er sein Gartenhaus längst an Prof. Thibaut verkauft hatte. Leider ging es mit der dortigen Universität auf die Neige, da die bedeutendsten Professoren glänzenden Rufen folgten. Schiller sprach damals mit Paulus, der gleichfalls einen Ruf erhalten, und er fand ihn nicht abgeneigt zu bleiben, wenn man sein Gehalt erhöhe. Goethe that alles, dem Schaden möglichst abzuhelfen, doch sah er wohl, daß bei den beschränkten Mitteln wenig auszurichten sei. Als aber vorzeitig verrathen wurde, auch die mit der Universität innig verbundene Literaturzeitung solle mit Schütz nach Halle wandern, beschloß er mit seiner ganzen Thatkraft diese für Jena zu retten, mochte man auch immer in Halle eine neue begründen. Zunächst erwirkte er ein Patent für eine zu diesem Zweck zusammentretende Gesellschaft. Der zur Leitung bestimmte Prof. Eichstädt übergab ihm am 27. ein Programm, nach dessen Lesung Goethe Abends zu Schiller eilte, um ihn zur Mitwirkung zu bestimmen. Er fand dort Frau von Stein, den Oberstlieutenant von Helvig und dessen junge Frau, die Dichterin der „Schwestern von Lesbos", beim Thee, aber sein Anliegen war so dringend, daß er an der Gesellschaft nicht theilnehmen konnte; er zog den Freund in ein Nebenzimmer, wo sie stehend bei einer Flasche Wein die Sache besprachen. Schiller sagte hoffnungsvoll seine Theilnahme zu, obgleich er vor zwei Tagen seinen „Tell" begonnen hatte, in welchem er ein ganz einziges, der freisinnigen Richtung der Zeit entsprechendes Volksstück zu liefern gedachte. Wenige Tage darauf sprach ihn der durchreisende König von Schweden bei Hofe, der ihm für seine dem

1803 Schwedischen Volke so rühmliche Geschichte des dreißigjährigen Krieges seinen Dank aussprach und ihn mit einem kostbaren Brillantring beehrte.

Anfangs September traf die für Weimar so wichtige Nachricht von der glücklich erfolgten Verlobung des Erbprinzen mit der Russischen Großfürstin ein. Als Wolzogen ihm meldete, die Kaiserin habe von ihm die „Braut" verlangt, erwiderte er, bei seinem „Tell" werde ihm der Gedanke ein großer Sporn sein, ihn in Gegenwart der Großfürstin und des Erbprinzen, deren Ankunft man im Frühjahr erwartete, zum erstenmal aufführen zu lassen. Ganz voll von seinem Stoffe, der ihn nöthigte, sich eine genaue Kenntniß des Schweizer-Landes und Volkes zu verschaffen, äußerte er gegen Körner: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopf habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Die Aufführung von Shakespeares „Julius Cäsar" am 1. Oktober wirkte begeisternd. Als Schiller vom 2. bis 7. in Jena war, sprach er bei Voß vor, welcher großen menschlichen Antheil an ihm nahm, wenn ihm auch seine Dramen zuwider waren. Der schönen traulichen Stunden, die Schiller ihnen damals gab, gedachte Ernestine Voß immer mit großer Freude. Schiller ließ sich in Jena gegen Goethes neue Literaturzeitung verstimmen; ja er meinte, man habe die Sache unverständig angefangen und es könne nichts dabei herauskommen; deshalb wollte er sich auch wenig daran betheiligen. Näher lag ihm das Wohl der Universität. „Ich bin nicht ganz unthätig gewesen, das hiesige Ministerium und den Herzog zu einem nachdrücklichern Schritt zu bewegen", schrieb er, „aber es ist ein böser Geist hier zu Hause, der sich allen guten Maßregeln widersetzt." Feurigere Vertreter als Goethe und Voigt konnte die Universität nicht haben, aber dem Herzog war sie längst zuwider, da sie zu wenig Mittel und zu viel Herren hatte, und niemand wollte ihrer Zukunft trauen. Schiller hatte selbst wegen Paulus mit dem

Herzog gesprochen und ihm in dessen Namen eine Zulage 1803
von 200 Thaler und eine sonstige Auszeichnung in Aussicht gestellt, aber auch diesen hatte er nicht zu halten vermocht. Persönlich wurde Schiller damals durch eine von Regensburg kommende anonyme Sendung von 620 Thaler erfreut, mit welcher Dalberg die vor wenigen Tagen gemachte Mittheilung seines neuen Planes erwiderte. Jetzt war es ihm klar, dieser wolle sich an nichts Bestimmtes binden, ihn nur von Zeit zu Zeit unterstützen, weshalb er es sich angelegen sein ließ, die Verbindung mit ihm zu pflegen. Daneben war seine Hoffnung auf die künftige Erbprinzessin gerichtet, da er zu seiner großen Freude von Wolzogen vernommen, die Russische Kaiserin und die Großfürstin hätten seine Dramen mit vielem Beifall vorlesen gehört. Mit „Tell" ging es freilich langsam, da nicht allein der Stoff genaueste Kenntniß des Landes und des Volkes, die er nie gesehen, verlangte, sondern auch die Jahreszeit ihn sehr drückte. Die freundliche Aufnahme seiner Bearbeitung des „Parasiten" auf der Bühne freute ihn sehr, besonders weil er sich dadurch den Herzog verbunden hatte. Kotzebue hatte unterdessen Berlin verlassen, aber vorher noch eine armselige Posse gegen Goethe unter dem Namen „Expektorationen" ausgehen lassen, die er denn mit seiner gewohnten Lügenhaftigkeit ableugnete. Merkel führte den „Freimüthigen" fort, an dem Kotzebue noch bedeutend mitarbeitete: Schiller wurde jetzt mit Wieland, Klopstock, Herder u. a. Goethe gegenüber genannt, die „Oberons" und „Messiaden" erhoben, der Kampf gegen Goethe mit gleicher Böswilligkeit, Frivolität und Verblendung fortgeführt.

Als dieser am 24. November wegen der „Literaturzeitung", deren Aussichten sein tüchtiges Eingreifen immer günstiger gestaltet hatte, wieder auf längere Zeit nach Jena ging, fühlte sich Schiller um so einsamer, als auch Schwager und Schwägerin abwesend waren. An den Hof

1803 ging er ſelten zur Sonntagscour, noch ſeltener folgte er der Einladung zur Herzogin Mutter, die er freilich jetzt als eine „recht wackere Frau“ ſchätzte. Ernſtlich lag ihm der Unterricht ſeiner beiden Knaben am Herzen. Es wurde verabredet, daß ſie täglich fünf bis ſechs Stunden bei Eiſert waren; Karl ſollte nun neben dem Latein auch Geometrie und Naturgeſchichte treiben, wogegen Ernſt, in welchem Lotte damals eine dichteriſche Anlage zu entdecken wähnte, im Leſen und Schreiben fortſchritt.

Als verlautete, Frau von Staël werde auf ihrer Reiſe nach Berlin auch dem Weimariſchen Muſenhof einen Beſuch abſtatten, meinte Schiller, ſie würden, wenn ſie nur Deutſch verſtehe, ihrer wohl Meiſter werden, aber es ſei zu viel verlangt, daß ſie ihre Religion ihr in franzöſiſchen Phraſen vortragen und gegen ihre franzöſiſche Volubilität aufkommen ſollten. Goethe erklärte, nicht von Jena abkommen zu können; deshalb möge Schiller ihn vertreten. Am 14. December kam Neckers geiſtreiche Tochter, auf welche alle Geiſter geſpannt waren; am folgenden Mittag ſpeiſte ſie bei Hofe. Abends, wo Thee und Souper war, kam auch Schiller mit ſeiner Gattin. Als man ihr den großen Mann in der Hofuniform als Schiller vorſtellte, war ſie ganz überraſcht; ſie hätte ihn eher für einen General gehalten. Bald waren ſie in einen lebhaften philoſophiſchen Streit verwickelt, den Schiller aus Ungewandtheit im Franzöſiſchen nicht ausfechten konnte. Schiller und Wieland machten der geiſtſprudelnden Dame am andern Morgen einen Beſuch; Abends kamen ſie mit ihr bei der Herzogin Mutter zuſammen. Schiller fand ſie ganz, wie er ſich gedacht, ohne einen Funken von Poeſie und Idealität, doch wirke ihre Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit wohlthätig, nur fordere ihre ganz ungewöhnliche Zungenfertigkeit das geſpannteſte Aufmerken. Indeſſen vergab er ſich der anmaßenden Franzöſin gegenüber, die den einzig wahren Geſchmack zu beſitzen wähnte,

nicht das Geringste. Goethe entschloß sich endlich, doch 1803
nach Weimar zu kommen. Von Jena aus lud er Frau von Staël, Schiller und Gattin auf den Mittag des 24. zu sich ein. Auch Goethe wußte bei aller Höflichkeit sich die Zudringlichkeit und Anmaßung der Französin geschickt vom Leibe zu halten; er besuchte sie am andern Tage, aber darauf erklärte er sich für unwohl, so daß er jedem fremden Besuch unzugänglich war. Um so mehr mußte Schiller zur Unterhaltung der wißbegierigen, in Fragen unerschöpflichen Frau beitragen, die er, wie oft er auch ihre Gegenwart in dieser Zeit, wo er ganz in seinem „Tell" leben wollte, verwünschen mochte, wegen ihres Geistes und ihrer seltenen Beredtsamkeit bewunderte. Am 7. Januar 1804 nahm er an einem Essen Theil, welches Frau von Staël den „Gelehrten" Weimars gab, unter denen Wieland und der fuchsschwänzelnde Oberkonsistorialrath und Gymnasialdirektor Böttiger, der würdige Verbündete Kotzebues und Merkels. Es war bei ihr immer dieselbe Weise, diese unersättliche Lust, ihren Geist zu zeigen, den Deutschen Ungeschmack zu berichtigen und ihre Einsicht und Kenntniß der Welt zu erweitern, wobei sie alles ihr Fremde als ungehörig leicht beseitigte. Auch ihr Mangel an weiblicher Scheu fiel unangenehm auf. Am 12. war die Staël bei Schiller, der trotz aller Abhaltung und der Sorge, die er auf die Theaterproben verwenden mußte, am 13. den ersten Akt des „Tell" an Goethe senden konnte. Des Freundes Beifall gab ihm einen großen Trost, dessen er „unter der gegenwärtigen Stickluft" besonders bedürftig war. Leider drohte Frau von Staël noch drei Wochen zu bleiben. Gleich darauf mußte Schiller ein paar Tage das Haus hüten, doch konnte er die Leseprobe zu Bodes Bearbeitung von Racines „Mithridat" leiten, den man in Ermangelung eines Bessern zum Geburtstag der Herzogin geben wollte. Trotz des immer sich mehr herausstellenden „Leeren, Halben und Hölzernen" der ganzen Manier mußte er die Sache

1804 durchführen. Gleich darauf erfreute er Goethe außerordentlich durch den zweiten Akt seines „Tell". Da er das Stück Iffland auf Ende februar versprochen hatte, arbeitete er rüstig fort, trotz der immer drückendern Anwesenheit der mit Französischer Oberflächlichkeit über alles räsonnirenden Dame. Sehr erfreulich war ihm die Bekanntschaft des nach Berlin reisenden Geschichtschreibers der Schweiz, Johannes von Müller, der vom 22. Januar bis zum 7. Februar in Weimar weilte, ja er unterließ nicht, ihm eben in seinem „Tell" ein Ehrendenkmal zu setzen. Auch Voß kam um diese Zeit nach Weimar, wo er die Anstellung seines vierundzwanzigjährigen Sohnes Heinrich am Gymnasium betrieb. Besonders zu letzterm, der vom 10. an länger als eine Woche bei Goethe wohnte, bildete sich ein herzliches Verhältniß beider Dichter. Am 16. mußte Schiller die Einladung zu einem Abendessen ablehnen, das Goethe frau von Staël und ihrem des Deutschen kundigen Freunde Benjamin Constant gab, weil er sich vor allem, was ihm die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern könne, sorgfältig hüten müsse, besonders vor Französischen Freunden. Zwei Tage später sandte er Goethe das ganze Stück mit Vertheilung der Rollen für das Weimarische Theater, doch die angestrengte Arbeit und das Wetter hatten ihn so angegriffen, daß er sich einige Tage zu Hause halten mußte. Am 20. schickte er den Schluß des „Tell" an Iffland, den 21. nahm er wieder an der Gesellschaft Theil, den folgenden Abend aß er mit Goethe und Constant bei frau von Staël. Erst am 29. reiste die seltene frau nach Berlin. „Ob wir uns gleich als schlichte Deutsche in einem radikalen und unauflöslichen Gegensatz mit ihrer Französischen Sinnesweise befinden", schrieb Schiller in ihrer Empfehlung an Iffland, „so denkt sie doch würdiger von dem Deutschen Genius als alle ihre Landsleute, und hat ein ernstes, ja leidenschaftliches Streben zu dem Guten und Rechten."

Am 1. März fand die erste Leseprobe „Tells" bei

Goethe ſtatt; die zweite ward am 6. gehalten, dann die beiden erſten Akte am 8., die drei letzten am 9. auf dem Theater probirt, und ſchon am 10. entſchloß Schiller ſich zu einem neuen Drama, „Demetrius oder die Bluthochzeit zu Moskau“. Bereits im „Warbeck“ hatte er einen betrügeriſchen Prätendenten zur dramatiſchen Darſtellung gewählt; als er aber, mit Rückſicht auf die erwartete Großfürſtin, nach einem Stoffe aus der Ruſſiſchen Geſchichte ſich umgeſehen, hatte er einen ſolchen in der Geſchichte des falſchen Demetrius gefunden, die er jetzt nach genauerer Einſicht zu einem großartigen Theaterſtücke ganz geeignet fand. Sein „Tell“ betrat am 17. März die Bühne und machte eine größere Wirkung als irgend eines ſeiner frühern Stücke. Er fühle, ſchrieb er jetzt an Körner, daß er des Theatraliſchen nach und nach mächtig werde. So ſtrebte er zu immer höherer Kunſtvollendung, während ſein Nebenbuhler, von deſſen „Huſſiten“ die Weimariſche Bühne vor kurzem eine künſtleriſch vollendete Aufführung gebracht hatte, nur auf rohe Wirkung und Ueberbietung ausging. Die Vorſtellungen vom 19. und 24. hatten ſich eines gleichen Erfolges zu erfreuen. Und doch fühlte Schiller ſich bitter verſtimmt. Am 20. ſchrieb er ſeinem Schwager Wolzogen in Petersburg, es gefalle ihm in Weimar mit jedem Tage ſchlechter; es ſei überall beſſer als hier; erlaubte es ſeine Geſundheit, ſo zöge er mit Freuden nach dem Norden. „Meine beſte Freude iſt meine Thätigkeit“, fügt er hinzu; „ſie macht mich glücklich in mir ſelbſt und unabhängig nach außen, und kann ich nur mein fünfzigſtes Jahr mit ungehinderten Geiſteskräften erreichen, ſo hoffe ich ſo viel zu erſparen, daß meine Kinder unabhängig ſind. Dieſes Jahr mache ich mein Haus ſchuldenfrei und hoffe noch übrig zu behalten.“ Schwermuth, wie ſie ihn zuweilen befiel, gab ihm dieſe Worte ein, obgleich er von der bald erwarteten Großfürſtin auch eine Beſſerung ſeiner Lage erwarten durfte und er mit den drei hervorragendſten Räthen des Herzogs, mit dieſem ſelbſt und

1804

1804 dem Hofe in vertrauteſter Beziehung ſtand, aber es drückte ihn, daß er keinen freien Wirkungskreis hatte, gleichſam nur Penſionär war; ſeine Seele ſehnte ſich nach einer lebendigen Thätigkeit auf einem weitern Schauplatze, als das in ſeinen Mitteln beſchränkte Weimar war. Darauf

Abb. 37. Schiller nach einer im Beſitze des Herrn Dr. Joſ. Entres in München befindlichen Zeichnung von F. Bolt, aus dem Jahre 1804.

und auf ſeine Kunſt war ſeine ganze Seele gerichtet. Die politiſche Welt kümmerte ihn nicht. Was war von dieſer zu hoffen, da in dem die Welt beherrſchenden Frankreich, welches das Deutſche Kaiſerreich zertrümmert hatte, ein allmächtiges despotiſches Kaiſerthum im Anzuge war!

4.

Nur wenige Lichtblicke erhellten die kurze unserm 1804
Dichter noch gegönnte Lebenszeit: in Berlin, wo er die glänzendste Aufnahme fand, machte man ihm Anträge, in Weimar beglückte ihn die Huld der alle bezaubernden Erbprinzessin, aber eine Erkältung, welche er sich kurz vor der Entbindung Lottens zuzog, erschütterte seine längst geschwächte Gesundheit in ihren Grundfesten, so daß er nie mehr genas. Freilich raffte er sich zeitweise wieder auf, aber seine Lebenslust und die Ueberanstrengung steigerten seine Schwäche und riefen immer neue, ihn zuletzt überwältigende Anfälle hervor.

Während Anfangs April Frau und Kinder an Keuchhusten litten, fühlte er selbst sich leidlich wohl, so daß er den Hof und die Gesellschaften besuchen konnte, und sein „Demetrius" war in gutem Zuge. Da sich herausgestellt hatte, Lotte werde im August ihm von neuem das Vaterglück gewähren, wollte er in diesem Jahre keine Reise unternehmen, und desto fleißiger arbeiten, wodurch er auch in den Stand gesetzt werde, Körner seine Geldschuld allmählich abzutragen. Als aber der Theatersekretär Pauli, den Iffland wegen einiger im „Tell" nöthigen Aenderungen an ihn geschickt, ihm Aussichten auf einen Ruf an das Berliner Theater eröffnete, reiste er am 26., nachdem er den „Tell" dem Erzkanzler mit zwei die Mißdeutung des Stückes ablehnenden Stanzen gesandt, mit Lotten und seinen Knaben nach der Preußischen Königsstadt. In Leipzig verlebte er mit Cotta und dessen Gattin ein paar schöne Tage; der alte treue Freund bewährte seine Güte auf eine ihn rührende Weise. Am Mittag des 1. Mai kamen sie in Berlin an, wo sie im großen „Hôtel de Russie" abstiegen. Iffland, Leibarzt Hufeland, Zelter, die Familie von Hagen (die Frau war eine Jugendfreundin Lottens), Unger, Fichte

1804 u. a. wetteiferten, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Auch Henriette Herz, die Freundin der Frau von Wolzogen und Humboldts, ward besucht. Diese fand in dem Dichter einen sehr lebensklugen Mann, der besonders vorsichtig in seinen Aeußerungen über Personen war. Hätten auch seine bleiche Farbe und das röthliche Haar den edlen Eindruck der Gesichtszüge gestört, berichtet sie, so sei doch dies alles verschwunden, wenn ein leichtes Roth in lebhafter Unterhaltung seine Wangen überflogen und den Glanz seines blauen Auges erhöht. Als er am 4. bei der Aufführung der „Braut" die Loge betrat, wurde er von wiederholtem freudigem Zuruf empfangen. Den andern Tag speiste er Abends bei dem deutschgesinnten, feuerglühenden Prinzen Louis Ferdinand, wo der Champagner die Geister erheiterte. Bald darauf erkrankte er in Folge der Aufregung, doch schon am 12. speiste er bei Hufeland und Abends wohnte er der glänzenden Aufführung seiner „Jungfrau" bei. Auch bei Hofe fand er Zutritt. Am 13. ward er von der Königin empfangen. Die Knaben kamen mit den beiden ältesten Prinzen zusammen; der Kronprinz schloß Freundschaft mit dem zwei Jahre ältern Karl. Am 14. sah Schiller „Wallensteins Tod", den andern Abend war er in Zelters Singakademie. Der Glanz und die reichen Mittel der Bühne zogen den dramatischen Dichter sehr an; konnte auch der hier im Gegensatze zu Weimar herrschende Naturalismus ihn nicht erfreuen, so war er doch klug genug, kein mißliebiges Wort zu äußern. Nur von Lotten soll man es auf schlaue Weise herausgelockt haben, daß ihm die Darstellerin der „Thekla" nicht behage. Iffland, der in seiner reizenden Gartenwohnung in der Thiergartenstraße dem Dichter schöne Feste gab, aber am 16. nach Hannover reisen mußte, theilte dem geheimen Kabinetsrath von Beyme in Potsdam mit, Schiller habe auf Paulis Aeußerung, man werde ihn gern für Berlin gewinnen, die Bemerkung gemacht, dann müsse man ihm in Potsdam Anlaß oder eine

Art Eröffnung machen. Iffland knüpfte daran die Frage, 1804
ob man ihn nicht mit einem Gehalte als Akademiker anstellen könne, daß er für das Nationaltheater arbeite. Auch wäre Schiller bereit, sollte Müller, der zum Historiographen und Akademiker bestimmt war, nicht kommen, den Kronprinzen in der Geschichte zu unterweisen. Mit Weimar brauche er seine Verbindung nicht zu brechen, sondern könne dort die Erlaubniß eines mehrjährigen Aufenthalts in Berlin erlangen, um für seine Kinder ein Kapital zu sammeln. Am Morgen des 16. reiste Schiller in Begleitung des Hofraths Greichen nach Potsdam. Mittags speiste er bei Beyme, der ihm eröffnete, der König ziehe ihn gern nach Berlin, um ihm in die seiner Geistesthätigkeit günstigste Lage zu setzen; deshalb möge er die Bedingungen aufsetzen, unter denen er dort sein zu können glaube. Abends wohnte er der Vorstellung von Kotzebues „Fanchon" bei, später war er bei dem heißblütigen Obersten von Massenbach. Den andern Morgen verließ er Potsdam. Schiller war so leidenschaftlich für Berlin, daß er die Abneigung seiner Frau gegen die trostlose Landgegend, den in Berlin herrschenden ihr widerwärtigen Ton und das gesellschaftliche Leben ganz überhörte. „Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben", äußerte er gegen Körner, „Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse dar, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich, wenn ich erst dort bin, noch auf manche Art verbessern." Bei der daselbst herrschenden Theure, und da er wegen der Größe der Stadt eine Equipage halten mußte, glaubte er unter 600 Friedrichsdor in Berlin nicht auskommen zu können; zu Weimar brauchte er 1300 Thaler.

Als er am 21. nach Weimar zurückkehrte, traten die Vortheile des kleinen gewohnten Ortes, seine Verbindlichkeit gegen den Herzog und der hohe Werth des Umganges mit Goethe ihm lebhaft entgegen; auch konnte die ihrer Ent-

1804 bindung bang entgegenſehende Gattin ihre Abneigung gegen das ihr ganz neue Verhältniß nicht verleugnen. Der jetzt wieder aufgeheiterte Goethe, der bei der Sache beſonders betheiligt war, forderte Schiller zur ruhigen Erwägung der beiderſeitigen Verhältniſſe auf, und er wünſchte nur, daß er keinen Schritt vor der bevorſtehenden Rückkunft des Herzogs thue. Schiller fand in Weimar auch den unterdeſſen als Profeſſor in Weimar angeſtellten gemüthlichen jungen Voß, der ſich eng an Goethe und ihn hielt. Schon am 28. war er entſchloſſen, gegen Gewährung eines bedeutenden Erſatzes in Weimar zu bleiben. Während der ihn erfreuenden viertägigen Anweſenheit ſeiner Schweſter Chriſtophine und Reinwalds wandte er ſich an den Herzog, der ihn freundlich um Angabe der Mittel bat, durch die er ſein Bleiben in Weimar ermöglichen könne, und ſofort auf die verlangte Verdoppelung ſeines Gehaltes einging, ja er ſprach ſogar die Hoffnung aus, ſein zeitweiliger Aufenthalt in Berlin werde ihm auch von dort günſtige Bedingungen erwirken. Erſt am 18. Juni theilte Schiller Beyme mit, daß er Weimar nicht ganz verlaſſen könne, aber bereit ſei, zum Zwecke des Fortſchreitens in ſeiner Kunſt und zweckmäßigen Eingreifens in das Ganze der Berliner Theateranſtalt mehrere Monate des Jahres in Berlin zu verweilen, wozu ihn ein Gehalt von 2000 Thaler in den Stand ſetzen könne. Auf dieſen Brief hat Schiller nie Antwort erhalten, obgleich noch vor dem Ende des Monats die Königin ſeinen „Tell“ mit großem Beifall in Lauchſtädt ſah, er den König in Weimar bei der Hofcour begrüßte und im Juli die Aufführung ſeines neuen Dramas in Berlin einen ſo ſeltenen Erfolg hatte, daß ſelbſt der „Freimüthige“ ſich dafür begeiſterte. Der Erzkanzler hatte unterdeſſen Schillers Widmung deſſelben mit der Aeußerung abgelehnt: „Schillers erhabene Muſe huldige der Tugend und keinem Sterblichen“, ihm auch durch eine anonyme Sendung, diesmal von 1085 Wiener Gulden, wieder ſeine Geneigtheit zu erkennen

gegeben. Dalberg war damals ein begeisterter Verehrer 1804
des eben zum Kaiser erhobenen Napoleon, dem Deutschland zu Füßen lag. Der Dichter, der sich ganz wohl und zufrieden fand, lebte im Plane seines „Demetrius;" daneben ließ er seine Gedichte zu der von Crusius beabsichtigten Prachtausgabe abschreiben (der erste Theil derselben war eben in zweiter Auflage erschienen) und besorgte den Druck des „Tell". Nur eines begann ihn immer mehr zu beunruhigen, Lottens nahe Entbindung. Darüber konnte er nicht zur Ausführung des „Demetrius" kommen, dessen Schwierigkeit ihm immer deutlicher entgegentrat, und so wurde er ähnlich wie im vorigen Jahre „Tell", durch einen neuen Plan verdrängt: am 12. Juli entschloß Schiller sich zur dramatischen Darstellung der Geschichte der unglücklichen Prinzessin Sophie Dorothea von Celle, die ein Opfer der Eifersucht wurde.

Eine Woche später begab er sich mit den Seinigen nach Jena, wo Lotte sich wieder der ärztlichen Hülfe des Hofraths Stark bedienen wollte; sie wohnten im Niethammerschen Hause. Diesmal sollte ihn sein Verhängniß ereilen. Bei einer Abendspazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal erkältete er sich in Folge zu leichter Bekleidung. Die Anfälle einer drei bis vier Tage dauernden Kolik waren so schrecklich, daß der Arzt mehrmal den sofortigen Tod fürchtete. Während Schiller auf dem obern Stocke entsetzlich litt, sah Lotte auf dem mittlern ihrer Entbindung entgegen. Am zweiten Tage der Krankheit erfolgte diese wirklich. Schiller empfing die ihm von der Schwägerin heraufgebrachte Tochter mit rührender Freude. Das Uebel verschwand, aber die Kräfte wollten sich nicht wieder einstellen, da der Anfall bei der starken Hitze ihn um so ärger geschwächt hatte; er selbst fühlte, daß er gebrochen sei. Seine Gesichtsfarbe war grau geworden, das leidenschaftliche Feuer erloschen; er zeigte sich ruhiger und milder, nahm an allen Gesprächen freundlichen Antheil und sehnte sich mehr als je nach den Kindern. Außer den

1804 alten treuen Jenaer Freunden, deren Umgang ihn erfreute, gereichten ihm der von seiner reinen Gemüthlichkeit angezogene Voß und der seinetwegen nach Jena gekommene Graf Geßler zu besonderm Troste. Am 7. August wurde das Kind auf die Namen Emilie Henriette Luise getauft. Gevatter standen die beiden Fürstinnen Karoline Luise von Rudolstadt und Wilhelmine Friederike Karoline von Sondershausen, die Schwiegermutter und die Schwägerin, Graf Geßler und Voß. Die Namen sind ohne Rücksicht auf die Pathen gewählt; die beiden letzten hatte auch die erste Tochter. Goethe kam auf ein paar Tage, um die schwergeprüften Freunde aufzuheitern. Schon am 19. kehrte Schiller nach Weimar zurück, vier Tage später seine sehr angegriffene Gattin; beide litten fortwährend an Katarrh und Husten. Erst am 11. Oktober, Karolinens Geburtstag, fühlte Schiller sich besser und mochte wieder an seine Genesung glauben. „Auch zur Thätigkeit finden sich wieder Neigung und Kräfte", schreibt er an Körner, „und diese, hoffe ich, wird das gute Werk vollenden; denn, wenn ich mich beschäftigen kann, so ist mir wohl." Von seinen beiden dramatischen Plänen durchdachte er den einen um den andern, ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Trotz seines Katarrhs hielt er es zu Hause nicht aus, er erschien Sonntags bei der Hofcour, besuchte Gesellschaften und auch das Theater, das am Geburtstage der Herzogin Mutter auch wieder eine neue Kotzebuiade brachte, die gräßliche, mit Schillers „Jungfrau" wetteifernde „Johanna von Montfaucon". Immer enger schloß sich Heinrich Voß an Schiller an. Als es sich darum handelte, ob dieser seinen Eltern nach Würzburg folgen sollte, und er sich stark genug erklärte, ihnen auch dieses Opfer zu bringen, erwiderte Schiller: „Nein! Sie sind es Ihren Eltern schuldig zu bleiben: denn sollte es Ihnen in Ihrer Stelle zu Würzburg nicht gefallen, so würde es Ihr Vater schwer bereuen, Sie dazu verleitet zu haben."

Mit fieberhafter Spannung sah Weimar der Ankunft

der Erbprinzeſſin entgegen, von deren Reichthum man ſich goldene Zeiten verſprach. Da ſich Goethe zu nichts Dichteriſchem aufgelegt fühlte, ließ ſich Schiller von ihm zu einem Prolog für die Bühne beſtimmen. Er begann ihn am 3. November und ſchon am Tage vor dem Einzug, am 8., war die ſo glücklich erſonnene wie ausgeführte „Huldigung der Künſte“ vollendet. In der Erbprinzeſſin, die er zuerſt bei der Vorſtellung am Hofe ſah, verehrte auch Schiller eine der außerordentlichſten Erſcheinungen; ſie verbinde mit der größten Liebenswürdigkeit (wie ſein Mädchen aus der Fremde) eine Würde, die jede Vertraulichkeit entferne, zeige bei aller Fröhlichkeit der Jugend einen ſehr geſetzten, auf ernſte Dinge gerichteten Geiſt, der das Rechte und Gute wolle, und einen ſehr feſten Charakter. Das Deutſche ſprach ſie ſchwer, aber ſie verſtand alles. „Gebe der Himmel“, ſchreibt er, „daß ſie etwas für die Künſte thun möge, die ſich hier, beſonders die Muſik, gar ſchlecht befinden.“ Wolzogen hatte ihm von der Kaiſerin, der er ſeinen „Karlos“ verehrt, einen koſtbaren Brillantring mitgebracht. Bei der Sonntagscour des 11. unterhielt ſich die Erbprinzeſſin mit ihm. „Ich konnte ſie ſehen, ſie ſprechen hören“, meldet er entzückt ſeinem Schwager Wolzogen, „und alles, was ſie ſpricht, iſt Geiſt und Seele. Und welch ein Glück, daß ſie Deutſch verſteht! denn ſo erſt kann man ſich ihr ganz zeigen, wie man iſt, und mit ihr möchte man ſo recht von Herzen wahr ſein.“ Am nächſten Morgen ließ er ihr durch Wolzogen die Handſchrift der „Huldigung“ zugehen, die ſie Abends, wo ſie zum erſtenmal das Theater beſuchte, mit herzlicher Rührung aufführen ſah, ja ſie vergoß Thränen wehmüthiger Freude, als die Worte: 1804

Schnell knüpfen ſich der Liebe Bande;
Wo du beglückſt, biſt du im Vaterlande,

einen Sturm jubelnden Beifalls erregten. Den nächſten Abend war er auf dem Hofball, wo er im Kreiſe der ihn bewirthenden jüngern Freunde, Voß, Goethes Hauslehrer Riemer u. a., ſich ſo heiter geſtimmt fühlte, daß er trotz

1804 der besorgten Mahnung Lottens bis 3 Uhr blieb. Das ihm gebrachte Lebehoch machte ihn ganz glücklich. Die durch seine Freude in höchste Begeisterung versetzte Jugend begleitete den Gefeierten nach Hause. Gerade ein halbes Jahr später sollte er in der Mitternacht auf den Schultern von Heinrich Voß und der edelsten Jugend Weimars in trüber Stille zu Grabe getragen werden.

Des ihn befallenden Katarrhs achtete Schiller nicht, er besuchte die Redoute, den Hof und das Theater, bis er endlich genöthigt war, drei Wochen lang das Haus zu hüten. „Leider ist meine Gesundheit so hinfällig", klagt er am 10. December, „daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß! Und so stockt denn auch meine Thätigkeit trotz meinem besten Willen!" Doch hatte er den „Tell" verkürzt, wobei der ganze letzte Akt wegen des Kaisermordes wegfiel, den man in Gegenwart der Großfürstin nicht erwähnen durfte. Diese sah das herrliche Freiheitsdrama am Vorabende von Napoleons Krönung. Eifrig betrieb Schiller jetzt neben dem Drucke der zweiten Auflage des zweiten Theiles der Gedichte den des ersten Bandes des so viele Jahre schon von Cotta verlangten „Theaters", der mit der „Huldigung" beginnen sollte. Da man für die Festvorstellung zum Geburtstag der Herzogin noch kein Stück hatte, entschloß sich Schiller, auf Wunsch des Herzogs, da er sich zu einer eigenen Dichtung nicht gestimmt fühlte, zur Bearbeitung von Racines „Phädra", an die er am Morgen des 17. ging, nachdem er am vorigen Tage wieder bei Hofe gewesen. Er vollendete sie in 26 Tagen. Daneben besuchte er den Thee bei der Großfürstin, auch bei der Herzogin und der Herzogin Mutter, und ging Sonntags an den Hof, wie schlecht dies ihm auch bei seinem ewigen Katarrh bekam. Gegen Goethe, der am 13. Januar zu Hause hatte bleiben müssen, äußerte er den folgenden Tag: „Leider gehts uns allen schlecht, und der ist noch am besten dran, der, durch die Noth gezwungen, sich mit dem Kranksein nach und nach hat vertragen

lernen.“ Es war ihm unmöglich, zwang ihn nicht dringendſte 1805
Noth, zu Hauſe zu bleiben. Sollte es ihm nicht gelingen, ſich zum „Demetrius“, an den er jetzt wieder allein dachte, zu ſtimmen, ſo wollte er an irgend eine mechaniſche Arbeit gehen. Freilich hören wir am 20., beim Aufthauen des Eiſes gehe ihm auch Herz und Denkvermögen auf, aber zu einer freien Thätigkeit kann er ſich nicht erheben, der Katarrh greift ihn noch immer an, ja tödtet faſt allen Lebensmuth, zu dem er ſich zwingen möchte. Kurz vorher hatte ihn die Kunde von dem am 24. December erfolgten Tode Hubers ſo erſchüttert, daß er gar nicht daran denken durfte; denn obgleich er von ihnen geſchieden war, ſo „lebte er doch nur für uns“, ſchreibt Schiller an Körner, „und war an zu ſchöne Zeiten unſeres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu ſein.“

Während Goethe ſich noch immer zu Hauſe verſchloſſen hält, beſucht Schiller das Theater, leitet auch die Proben. Um dem Herzog eine Gefälligkeit zu erzeigen, ſendet er ihm ſeine Ueberſetzung der „Phädra“, wozu dieſer einige Bemerkungen machen zu können ſich freut. Die trefflich vorbereitete Aufführung war von großer Wirkung. Aber im Hauſe des Dichters ſah es damals wieder wie in einem Lazareth aus, da ſeine ganze Familie an den Windblattern litt. Er ſelbſt hielt ſich mit Gewalt aufrecht, bis er in der Nacht vom 9. Februar einen heftigen Anfall des herrſchenden Fiebers erlitt, der ſich zwei Tage ſpäter wiederholte; die Folgen zeigten ſich um ſo ſchlimmer, als ſein Körper längſt geſchwächt war. Goethe war kurz vorher von einer ſo bedenklichen wie ſchmerzlichen Nierenkolik befallen worden. Der junge Voß wachte in zwölf Tagen viermal bei Schiller und zweimal bei Goethe; letzterer zeigte ſich als ein etwas ungeſtümer Kranker, wozu freilich die ungeheuren Schmerzen beitrugen, während Schiller die Sanftmuth und Milde ſelbſt war, ſtets bemüht, ſeinen Schmerz zu verbergen, um die Naheſtehenden, beſonders Lotten, nicht zu beunruhigen,

1805 ja sie durch launige Aeußerungen, durch Ausmalen aussichtsvoller Pläne und lebhaften Antheil am Leben zu erheitern. Sehr freute es ihn, daß Voß sich gern seiner Knaben annahm, die er äußerst liebte, wenn er auch sah, daß sie keinen Funken Poesie hatten, wie er sich ausdrückte, rechte Philisternaturen waren; die Lebhaftigkeit und Herzlichkeit des ihm ähnlichen Karl und die geistige Begabung des die Züge sehr seiner Mutter zeigenden Ernst, die beide mit inniger Liebe an ihm hingen, thaten ihm wohl. Erst am 22. konnte Goethe wieder die briefliche Verbindung beginnen. Seine rührenden Zeilen belebten in Schiller den Glauben, die alten Zeiten könnten noch einmal wiederkehren, woran er doch manchmal ganz verzweifelte. Goethe fuhr aus, wagte aber noch nicht Schiller zu besuchen, weil er davon für sie beide eine zu starke Aufregung fürchtete. Doch Anfangs März konnte der jüngere Freund der Sehnsucht nach Goethe nicht widerstehen. Er ließ sich, damit nicht die Ueberraschung schädlich wirke, durch Voß melden. Und als die beiden von der Krankheit auch äußerlich Angegriffenen sich wieder sahen, sich wieder hatten, fielen sie unter Küssen sich um den Hals; des vergangenen Uebels gedachten sie nicht, sondern „sprachen über vernünftige Dinge", beglückt, sich wieder zu besitzen. Große Freude machte es Schiller, als er zum erstenmal wieder das Theater besuchen konnte: da faßte er von neuem Vertrauen zum Leben.

Goethe ward alle vier Wochen von seinem Leiden befallen und dem Tode nahe gebracht, während Schiller sich meist leidlich fühlte, bei der Sonntagscour, im Theater, auch wohl zu Mittag oder Abend an einem der drei Höfe war. Zur größten Freude gereichte ihm die Anwesenheit eines alten sehr lebendigen Schweizers, des Kupferstechers und Kunstsammlers von Mecheln, mit dem er so lebendig von den Schweizergegenden sprach, deren Kupfer dieser ihm zeigte. In das Stammbuch des „würdigen Greises" schrieb er zwei Distichen, welche die Unerschöpflichkeit der Natur

und Kunst hervorheben, deren Liebe ewige Jugend schaffe. 1805
Das im Winter Versäumte dachte er jetzt einzubringen; eifriger wollte er sich an seinen Russischen Prätendenten halten, der äußerlich ein Gegenstück zu seiner „Jungfrau" bilden sollte, doch gelang es damit nicht nach Wunsch. Am 27. März meldet er Goethe, den er längere Zeit des kalten Nordostwindes wegen nicht gesehen, endlich habe er sich mit ganzem Ernst an seine Arbeit angeklammert, und er denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Noch am 2. April schreibt er durch einen nach Italien gehenden Reisenden drei Briefe nach Rom, unter ihnen den letzten an Humboldt. Er gesteht diesem, daß er im „Tell" und der „Jungfrau" vielleicht den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt, und indem er die Deutschen Bühnen mit dem Geräusch seiner Stücke erfüllt, auch von den Deutschen Bühnen etwas angenommen habe. Da er mit Cotta und den Theatern gute Verträge geschlossen, könne er etwas für seine Kinder erwerben und, wenn er fünfzig Jahre alt werde, ihnen die nöthige Unabhängigkeit verschaffen, deren Mangel ihn selbst so gedrückt habe. Seine Verhältnisse in Weimar seien sehr angenehm; noch keinen Augenblick habe er bereut, sie dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen zu haben. Daß ihn Beyme ganz unverantwortlich ohne Antwort gelassen, hatte er jetzt verwunden; nichts quälte ihn als die Zerrüttung seiner Gesundheit und der klägliche Zustand der Deutschen Literatur, die keinen neuen Namen aufweise, an dem man sich erfreuen könne. Da er keine großen Ansprüche an seine Gesundheit machte, befand er sich leidlich wohl. Mit Goethe stand er persönlich in freundlichem Verkehr; in den Nachmittagsstunden von 3 bis 4 besuchte ihn der junge Voß, der auf seinen Rath Shakespeares „Othello" für die Bühne bearbeitete; Abends arbeitete er, wenn er nicht das Theater besuchte. Den 10. erlitt Goethe wieder einen äußerst bedenklichen Anfall, doch schon zwei Tage darauf war die

1805 Gefahr vorüber. Schiller ſandte ſeine „Huldigung“ und die „Phädra“ dem Erzkanzler, der unterdeſſen Napoleon auch zu Mainz begrüßt und bei ſeiner Krönung gehuldigt hatte. Er beſucht jetzt regelmäßig Sonntags den Hof. Goethe reitet im zweiten Drittel des Monats auf den Rath des Arztes, wodurch er die Gelegenheit verliert, Schiller mit dem Wagen zu Spazierfahrten abzuholen. So lange er täglich reitet, geht es ihm gut; ſobald er dies unterläßt, fühlt er ſich unwohl. Er beſchäftigt ſich unter Schillers reger Theilnahme mit ſeinem „Winckelmann“ und Erläuterungen zum Diderotſchen „Neffen Rameaus“; von Schillers „Demetrius“ freut er ſich bald etwas zu hören.

Endlich am 25. beſucht der ältere Freund den jüngern. Goethe hatte ſich wieder leidlich hergeſtellt; den Sommer wollte er nach Dresden gehen, aber Schiller wußte, daß der Arzt an ſeiner völligen Herſtellung zweifelte. Auch über ſich ſelbſt war dieſer nicht beruhigt. Bringe auch die beſſere Jahreszeit Muth und Stimmung, ſchrieb er an Körner, ſo fürchte er doch, von den letzten harten Stößen werde etwas zurückbleiben; zufrieden wolle er ſein, wenn Leben und leidliche Geſundheit bis zum fünfzigſten Jahre aushielten. Die Entwöhnung von der Arbeit und die zurückgebliebene Schwäche ließen ihn nur langſam am „Demetrius“ fortſchreiten. Der junge Voß beſuchte ihn, wie gewöhnlich, am Nachmittag des 28., ehe er zur Sonntagscour ging; er half ihm beim Anziehen und freute ſich ſeines guten Ausſehens und ſeiner ſtattlichen Figur im grünen Hofkleide, zu dem ſeit einem Jahre „ein eigener Uniformsdegen und Porte-epée, auch Cordon und eine ſchmale goldene Agraffe, Uniformsknopf und ſchwarze Cocarde auf den Hut“ hinzu gekommen waren. Den folgenden Abend beſuchte ihn Goethe, der ſich nicht ganz wohl fühlte; er war eben im Begriffe ins Theater zu gehen, wo man das Spießiſche Ritterſchauſpiel „Klara von Hohenеichen“ gab. Vor der Hausthüre ſchieden die Freunde, um ſich nie wiederzuſehen. Es war der Tag, wo Schiller vor

drei Jahren sein Haus bezogen hatte. Als Voß am Schlusse 1805
des Stückes nach seiner Gewohnheit in Schillers Loge trat, um ihn nach Hause zu begleiten, fand er ihn in einem heftigen Fieber, mit klappernden Zähnen. Zu Hause wurde ein Punsch gemacht, durch den Schiller sich zu erholen pflegte. Aber diesmal half es nichts; er kam nicht mehr zu seinem Schreibtisch, auf dem man nach seinem Tode die Reinschrift des Monologs der Marfa fand, wohl das Letzte, was Schiller geschrieben. Voß traf ihm am folgenden Tage kraftlos auf dem Sopha. Mit hohler Stimme sprach er: „Da liege ich wieder!“ selbst Gruß und Kuß der Kinder ließen ihn unempfindlich. Er konnte nichts zu sich nehmen, seine Mattigkeit nahm rasch zu. Man mußte sein Bett in sein Arbeitszimmer schaffen. Cotta, der auf der Reise nach Leipzig bei ihm vorsprach, schied mit trüben Ahnungen. Heftige Krampfanfälle erschütterten Schiller. Die Nächte verbrachte er schlaflos; Gedanken an die selbst leidende Gattin und an die Kinder beunruhigten ihn. Daß Voß bei ihm wachte, wollte er nicht zugeben; nur sein treuer Rudolf sollte Zeuge seiner Noth sein. Leider war sein Arzt und Wolzogen mit dem Hofe auf der Leipziger Messe. Am Nachmittag des 5. spürte er nach einem Kräuterbade Linderung; aufs neue faßte er guten Muth, ließ seine Besserung gleich an Cotta und Wolzogen melden. Aber in der Nacht wurde der Kopf wieder angegriffen und von da an phantasirte er meist; in ruhigen Augenblicken erfreute ihn die liebevolle Nähe von Gattin und Schwägerin, nach seinen Kindern verlangte er nicht. In seinen Phantasien sprach er Stellen aus dem „Demetrius“. Einst rief er vor dem Erwachen: „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ und schaute dann sanft lächelnd in die Höhe: er hatte eben geträumt, man wolle ihm mit religiösen Mahnungen beikommen. Als ihn Nachts starke Schmerzen quälten, sprach er inbrünstig: „Du von oben herab, bewahre mich vor langem Leiden!“ Auf die Frage, wie es

1805 ihm gehe, antwortete er, alles ſei ſo heiter, er ſehe alles ſo ſchön. Liebliche Bilder umſchwebten die Seele des Ermatteten. Der Gegenwart war er ſchon ganz entrückt. Nach Goethe fragte er nicht; dieſer litt gerade um dieſelbe Zeit wieder an einem ſchweren, ihn äußerſt ſchwächenden Anfall. In den letzten Tagen faßte der ſeiner Auflöſung Entgegenſehende einmal Lottens Hand und ſprach ein herzliches: „Liebe, Gute!“ ſpäter lächelte er ſie mit himmliſcher Liebe

Abb. 38. Schillers Todtenmaske von Jagemann.

an und küßte ſie, als ſie ſeinen Kopf beſſer gelegt. Ruhig war der Kranke eingeſchlummert; Lotte, die im Vertrauen auf ſeine gute Natur wieder Hoffnung gefaßt, ſaß eben im Nebenzimmer, als man ſie rief, da ein heftiger Krampf den Leidenden ergriffen hatte; das Geſicht war verzogen, ſeine Hand kalt: da fuhr es wie ein elektriſcher Schlag über ſeine Züge, das Haupt ſank zurück, das edle

Herz ſtockte auf immer. Es war Abends vor ſechs Uhr 1805
am 9. des Wonnemonats, der diesmal rauh und blumenlos zur Erde gekommen war. Schillers Seele hatte einen langen Kampf mit dem zerrütteten Körper gekämpft, bis ſeine Lebenskraft erlag. Und wohl durfte man ihn glücklich ſchätzen, daß er hingeſchieden ohne die Qual ſiechen Leidens, im vollen Gefühl ſeines Geiſtes und beſonders ſeiner dramatiſchen Kraft, deren höchſte Entwicklung, und damit die volle Blüte ſeines Genius, ihm gelungen. Sein Herz hatte in dem kurzen ihm beſchiedenen Leben das höchſte Glück der Liebe und Freundſchaft genoſſen, und auf der Höhe ſeines Lebens hob ihn das Bewußtſein, daß er durch Thätigkeit und Beharrlichkeit aus den engſten Verhältniſſen, ohne ſeiner Ehre etwas zu vergeben, ſich zu einer bedeutenden Stellung emporgeſchwungen, ſich die Liebe und den Dank des Deutſchen Volkes verdient, welche die Hinterbliebenen ſo wohlthätig empfinden ſollten, und die ſich immer ſteigern werden, je mehr wir uns ſelbſt fühlen, je höher wir ideale Dichtung und echten Menſchenwerth ehren lernen.

Register.

Abbt, Thom. 227.
Abel, Jak. Friedr. 48. 58. 79—82. 84. 93. 114. 117. 143. 169. 224. 394. 412.
Addison, Jos. 84.
Adlerskron, Gust. Behaghel von 349 f. 353. 356.
Aeschylus 294. 364.
Aesop 48.
Akademie der Wissenschaften (in Berlin) 513.
Albrecht, Joh. Franz Ernst 178. 213. 221.
— Sophie, geb. Baumer 178. 213. 224 f. 235.
Archenholz, Joh. Wilh. v. 224.
Arheilgen 132.
Aristoteles 444.
Armbruster Joh. Mich. 116.
Arnim, Elise Henriette v. siehe Kunheim. ihre Mutter und Schwestern 235. 238—241. 244 250. 352.
Atzel, Joh. Jak. 119.
Augé, General 105. 125. 129, dessen Regiment 91.
Baggesen, Jens 344. 357. 365 ff. 383. 387. 439.
Baggesen, Sophie 344. 383. 387.
Barckhausen, H. L. W. v. 315.
Batsch, Aug. Joh. Georg Karl 385.
Batz, Aug. Friedr. 169.
Bauerbach 122. 137. 140. 143. 150. 154 ff. 161 f. 164. 167. 188. 259.
Baumann, Kath. 172. 203.
Baumgarten, Alex. Gottlieb 371.
Beck, Christian Dan. 303.
— Heinr. 109 f. 168 f. 172. 176. 203. 211. 227. 231. 353.
— Karoline, geb. Ziegler 168 ff. 172. 176. 191. 353.
Becker, Rud. Zach. 283. 377.
— Wilh. Gottlieb 224. 501.
— Sophie 280.
Beethoven, Ludw. van 223.
Beil, Joh. Dav. 109 ff. 130. 172 f. 176 f.
Beit, Jude 244. 257. 288 f. 303. 369.
Bell, John 463. 471. 477.

Bellomo (Belluomo), Joſ. 199. 258.
Benda, Georg 138.
Berlepſch, Emilie v. 353.
Berlin 148. 161. 177. 196. 200. 219. 233 f. 261. 293. 323. 326. 361. 400. 452. 470. 480 f. 483. 493. 495. 497. 501. 504. 511. 512. 525—528. 535.
Berling, Thom. 310.
Bertuch, Friedr. Juſtin 256. 267. 293. 297 f.
Beulwitz, Friedr. Wilh. Ludw. v. 189. 260. 278 f. 298. 313. 343. 351. 372.
— Karoline, geb. v. Lengefeld. ſ. Wolzogen.
— Ulrike v. 389.
Beyme, Karl Friedr. v. 526 ff. 535.
Bittenfeld 1. 6.
Böck, Aug. Friedr. 54.
— (oder Bök), Schauſpieler 110 f. 168. 172 f. 176. 208 f.
Bode, Joh. Joach. Chriſtoph 215. 256. 267. 271.
Bohl, Chriſtiane Suſanne 310.
Boigorl, Georg Friedr. 52. 62 ff.
Bonnet, Charles 71.
Boſſuet, Jacques Benigne 303.
Böttiger, Karl Aug. 447. 521.
Bougeant, Guillaume Hyacinthe 227.
Brachmann, Luiſe 457.
Bretten 109. 128. 164.
Burgörner 311. 316.
Bürger, Gottfr. Aug. 58. 79. 304. 348 f. 354 f. 405 f. 456. 516.
Campe, Joh. Heinr. 331. 373. 452.
Cannſtadt 17. 381. 387. 389.
Carus, Karl Guſt. 88.
Cazott, Jacques 134.
Cervantes (Don Quixote) 78.
Chriſtmann, Joh. Friedr. 166.
Coburger Hof 146.
Coburger Regierung 453.
Coleridge, Samuel Taylor 483.
Collectio autorum Latinorum 30. 38.
Consbruch, Joh. Friedr. 74.
Conſtant, Benj. 522.
Conz, Karl Phil. 22. 105 f. 116. 372. 390 f. 397.
Cotta, Chriſtoph Friedr. 24. 85. 105. 113.
— Joh. Chriſtoph 391. 395. 397 f. 402 f. 408 f. 413. 418 f. 427. 430. 438 f. 442. 449. 451 f. 454 f. 457. 461. 463. 467. 470 ff. 482. 484 ff. 492—496. 500 f. 505 ff. 514 f. 525. 532. 535. 537.
— Roſalie Marianne 430. 482. 525.
Cruſius, Siegfried Lebrecht 253. 257. 268. 303. 363. 380. 495. 529.
Curioni, Frau, Schauſpielerin 136.
Cüſtine, Adam Phil. Graf v. 452.

Dacheröden, Karl Friedr. v. 290. 316. 320. 328 f. 332.
— Karoline v. ſ. Humboldt.
Dalberg, Karl Theod. Ant. Maria v. 237 f. 251. 320 f. 323. 326. 328. 338. 342. 350 ff. 360 f.

372. 375. 383. 389. 392. 508. 510 f. 519. 525. 528 f. 535.
Dalberg, Wolfg. Heribert v. 74. 100. 103 f. 106 ff. 111. 116. 118. 120 ff. 125. 130 ff. 136 ff. 146. 148. 150. 156. 159. 161 ff. 168. 170 ff. 174 f. 189 ff. 200. 203 f. 207. 209 ff. 237. 257.
Dannecker, Joh. Heinr. 62. 66. 396. 503.
Darmstadt 131. 202.
— Ludwig, Erbprinz von 202,
— Georg Wilh., Fürst von 202,
— Friedr. Ludw., Prinz von 202.
Denis, Joh. Mich. Kosmus 355.
Diderot, Denis 204. 224. 536.
Döbbelin, Karl Theophilus 233 f.
Döderlein, Joh. Christoph 254.
Donnerstagsgesellschaft 502.
Dornburg 470. 529.
Dresden 188. 214. 217. 220 f. 226. 233 f. 236. 239. 241 f. 244 f. 258. 369. 493 f.
Drück, Friedr. Ferd. 79. 85.

Eberhard, Joh. Aug. 71.
Ebert, Joh. Arn. 199.
Eckhof, Konr. 109.
Ecole des Démoiselles 44. 61.
Eger 360.
Egloffstein, Henriette, Gräfin v. 496. 503 f.
Ehrenmann, Wittwe 9. 22.
Eichstädt, Heinr. Karl Abr. 517.
Einsiedel, Friedr. Hildebr. v. 249 f.
Eisert, Adolf Friedr. 510. 520.
Elbe 221.
Elwert, Emanuel Gottlieb 29. 33. 48. 52. 58. 70. 75. 94. 374.
Elwert, Schwestern 80.
— Leibmedicus (Vater) 92. 96.
Endner, Kupferstecher 212. 215.
Engel, Joh. Jak. 234. 293. 354. 405. 513.
Erfurt 178. 244. 250. 274. 320. 323. 328. 338. 351 f. 360. 363. 372. 383. 515.
Erhard, Joh. Benj. 350. 356. 387. 399.
Ernesti, Joh. Christian Gottlob 216.
Ernst, Sekretär 370.
— Charlotte, geb. Schlegel 370.
Eßlingen 127.
Ettersburg 482. 503.
Ettinger, Karl Wilh. 138. 250.
Euripides 289—293.

Faber, Rittmeister 47. 49.
Faust, Fräulein (in Dresden) 221.
Ferguson, Adam 68. 84.
Fielding, Henry 271. 273.
Fichte, Joh. Gottlieb 398. 403 ff. 414 ff. 418. 459 f. 465. 525.
Fichard, Joh. Karl v. 362. 370.
Fischenich, Barth. 362 f. 365. 369 f. 376.
Fleischmann, Joh. Christian und Joh. Georg 143.
— Hofgärtner (in Dresden) 224.
Forster, Georg 331. 350. 379. 433.
— Therese, geb. Heyne 433.
Frankfurt 132 ff. 156 f. 167. 176 f. 375. 481. 483.
Frankh, Joh. Gottlieb 437. 500. 505.
— Luise Dorothea Kath., geb.

Schiller 15. 22. 378. 381. 383. 387. 429. 431. 437. 500. 505.
Frankreich 328. 375 ff. 384. 524.
— Ludwig XVI., König von 376 f.
— Napoleon, Kaiser von 529. 532. 535.
Fränzel (Fränzl), Ignaz 228.
Freimaurer 164.
Freisingen, Otto v. 307.
Freundstein, Waldner v. 182.
— Wilhelmine, geb. v. Marschalk-Ostheim 181 f.

Gabelentz, Christoph Friedr. von der 13. 345.
Garve, Christian 68. 71. 84. 142. 369. 405.
Gegel, Franz Aug. Leop. 64.
Gellert, Christian Fürchtegott 26. 117.
Gerlingen 506.
Gerstenberg, Heinr. Wilh. v. 48. 138.
Gesellschaft, Deutsche 100. 165. 171 f. 175. 179. 184. 190. 196. 198. 203. 205.
Geßler, Graf v. 370. 430. 530.
Geßner, Sal. 355.
Gibbon, Ed. 303.
Gleichen, Friederike v. 477.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. 199. 276. 411.
Gluck, Joh. Christoph v. 487 f.
Gmelin, Eberhard 381. 388.
Göchhausen, Luise v. 496.
Göckingk, Leop. Friedr. Günther v. 192. 199. 356.
Goethe, Joh. Wolfg. v. 48. 53 f. 73 ff. 78. 88. 111. 132. 145. 147. 154. 166 f. 192. 202. 204. 213. 241 f. 247 f. 252. 255. 284 ff. 293 ff. 297—305. 326—331. 338. 345 ff. 353 ff. 360. 363. 385. 400. 403—430. 435—497. 501—538.
Goethe, Christiane v., geb. Vulpius 300. 348. 430. 474. 486. 510.
— Elis. Kath., geb. Textor 177.
— August Walther 428. 456 f. 474. 510.
Gohlis 213. 215. 220.
Göritz, Karl Aug. 362. 371.
Göschen, Georg Joach. 208 f. 215 ff. 224 ff. 230. 233 f. 241 f. 267 f. 272. 280. 289. 316. 330. 341. 343. 357. 364. 378 f. 383. 391. 397. 399. 492. 494 f. 500. 507.
Gotha 17. 147. 154. 232. 274 f. 294.
— Ernst II., Herzog von 294.
— Maria Charlotte, Herzogin von 144. 151 f. 268.
Gotter, Friedr. Wilh. 154. 177. 250 f.
Göttingen 362.
Göttinger, Musenalmanach 58. 405 f. 417.
Gozzi, Gasparo 496.
Graff, Ant. 224. 228. 230. 397.
— Joh. Jak. 466.
Grammont, Joh. Friedr. 81 f.
Graß, Karl 358.
Graubünden 123.
Greichen, Hofrath 527.
Grießbach, Joh. Jak. 254. 303. 308 f. 311. 316. 326. 402. 412 f. 490. 509. dessen Frau 413. 432.

Gros, Karl Heinr. 376.
Großmann, Gust. Friedr. Wilh. 167. 176 ff. 236.
Grub, Eleve 65.

Hagen v., geb. v. Oertel 525.
Halle 517.
Haller, Albr. v. 53. 60. 71 f. 84. 119. 344.
Hamburg 126. 134. 161. 231 ff. 242 f. 256. 283. 493. 511.
Hannover 145.
Harbaur, Jos. 480.
Hardenberg, Friedr. v. (Novalis) 350. 358. 368. 457. 473. 478.
Harteneck 29.
Hartmann, Georg Aug. 397.
Häßler, Sophie 351.
Haug, Balthasar 54 f. 58. 60. 66 f. 81. 95. 114.
— Joh. Christoph Friedr. 67. 106. 112. 116. 390 f. 395. 397.
Heidelberg 162. 191.
Heideloff, Vict. Pet. 62. 66. 69.
Heilbronn 17. 209 f. 381. 387 f.
Heinrich, Christoph Gottlob 323.
Hellebek 357. 365.
Helvig, Karl Gottfr. v. 517.
— Amalie. s. Imhof.
Herbert v., Fabrikbesitzer 350. 399.
Herder, Joh. Gottfr. v. 48. 71. 84. 220. 248. 250. 252. 255 f. 276. 303. 343. 385. 404 f. 408. 417. 419. 425. 446. 457. 460. 465. 469. 475. 489. 519.
— Karoline, geb. Flachsland 284. 338.
— deren Kinder 250. 255.
Heresheim 159. 165.
Heron, Henry 262. 280.
Herz, Henriette 261. 331. 526.
Hetsch, Phil. Friedr. 62. 396.
Heyne, Therese. s. Forster.
Hiller, Joh. Adam 213.
Hirt, Aloys Ludw. 447.
Hohenasperg 23.
Hohenfeld, Christoph Willib. v. 166.
Hohenheim 55. 61. 82. 391.
— Franziska v., siehe Würtemberg.
Hohenstaufen 21.
Hohenstedt 494.
Hohenstein 17.
Hölderlin, Joh. Christian Friedr. 390.
Holl v., Generalin 124.
Hölty, Ludw. Heinr. Christoph 58. 355.
Hölzel, Anton 135 168. 192. 467. dessen Frau Anna 191. 467. deren Sohn Adolf 467.
Home, Henry 142.
Homer 48. 79. 283. 424.
Horaz 30. 302.
Hoven v., Hauptmann 24. 28. 31. 80. 388 f. 394. dessen Frau 389.
— Friedr. Wilh. v. 25. 31. 35. 46 f. 49. 52 ff. 58 f. 68 ff. 75. 87. 93 f. 98. 105 ff. 112. 116. 118. 120. 374. 505.
— Christoph Aug. v. 80 f.
Huber, Ludw. Ferd. 188. 201. 205 f. 209. 212. 214. 216 f. 220. 222 ff. 226. 228. 231. 233. 235. 243 ff. 255. 257. 274. 350. 370. 379. 513. 533.

Huber, Joh. Ludw. 188. 213.
deſſen Frau 212.
Hufeland, Chriſtoph Wilh. 525 f.
— Gottlieb 254. 257. 274. 303. 402. 480. 500. 502.
Humboldt, Alex. v. 442.
— Maria Eliſabeth v., geb. v. Colomb 415.
— Wilh. v. 312. 316. 324. 329 ff. 360. 372. 379. 401 ff. 405. 408. 412 ff. 417 ff. 422. 427. 438. 440. 442 f. 455 f. 476. 512. 535.
— Karoline, geb. v. Dacheröden 290. 311 f. 315 f. 324. 328. 330. 332. 338. 352. 360.
— deren Tochter Karoline 372.
Hume, Dav. 142. 369.

Iffland, Aug. Wilh. 109 ff. 130. 137. 139. 159. 167. 172 f. 175 ff. 192. 194. 203. 211. 219. 332. 427 f. 454. 464. 488. 495. 522. 525 ff.
Ilmenau 281.
Imhof, Karl Friedr. Alex. v. 142.
— Luiſe 247. 255. 257. 266. 268. 270.
— Amalie, deren Tochter 468. 470 f. 496. 503. 517.
Iſrael, Jude 156.
Jacobi, Joh. Georg 199. 331. 500.
Jacobs, Friedr. 307.
— Dorette, geb. Seidler 307.
Jagemann, Karoline 482. 489 ff.
Jahn, Sam. Gottlieb 30 ff. 35. 37. 48 ff.
Jean Paul (Richter) 459. 465.
Jena 147. 254. 258. 265. 284. 294 ff. 302 f. 305—478. 517 ff. 529.
Jünger, Joh. Friedr. 213. 215.

Kahlenſtein 398 f.
Kahnsdorf 216.
Kalb, Heinr. Jul. v. 179. 182 f. 192. 195. 201. 207. 251. 253. 256. 258 f. 263 f. 269. 275. 316. 319. 327.
— Charlotte von, geb. Marſchalk von Oſtheim 179—183. 192. 194 ff. 200 ff. 205 f. 208. 210. 227. 232. 234. 237 ff. 241 ff. 246 f. 249—257. 259. 263 f. 267—271. 274 f. 281. 287 f. 292. 297. 302. 305. 316. 318 ff. 327. 329. 336 ff. 353. 383. 390. 432. 438. 465 f. 474 f.
— Joh. Aug. Alex. v. 182 f. 269. 327.
— Eleonore v., geb. Marſchalk von Oſtheim 181 ff. 327. 336.
— Karl Alex. v. 234.
Kalbsrieth 182. 234. 253. 259. 275. 327.
Kalvarienberg 21.
Kant, Immanuel 245. 254. 354. 368. 371. 375 ff. 381. 401. 403. 405. 414.
Kapf, Pfarrer 95 f. 98. 105. 109.
Kapff, Franz Joſ. 20. 22.
Karlsbad 360 f. 366. 415.
Karlsſchule, hohe (Karlsakademie) 117. 119. 123. 126. 175. 356. 395. 397.
Kepler, Joh. 119.

Kerner, Justinus 27.
Ketelhodt, Gerd v., Geheimerath 262. 281.
— Kammerjunker 262.
Klein, Ant. 162 ff. 196. 203. 205. 211.
Kleist, Ewald v. 63. 117. 355.
Klinger, Friedr. Max. 58. 237.
Klopstock, Friedr. Gottlieb 53. 58. 60. 63. 66 f. 70. 102. 113. 119. 126. 134. 153. 244. 355. 373. 420. 513. 519.
Knebel, Karl Ludw. v. 252. 255 f. 299.
Koch, Eckard Karl, genannt 236.
Kochberg 255. 283 ff. 288.
Kodweis, Georg Friedr., und seine Gattin 6 ff.
— Elis. Dorothea, Schillers Mutter. s. Schiller.
Komnena, Anna 307. 310. 318.
Kopenhagen 366 f. 402. 439.
Koppenfels, Geh. Räthin v. 270.
Körner, Christian Gottfr. 187 f. 201. 205 f. 208 f. 212. 214—228. 230—238. 241—246. 251. 254—258. 263—267. 269 f. 272. 274. 277—280. 283. 287 ff. 292. 295 f. 298. 300—304. 306. 308. 310 f. 314 ff. 318. 320. 325. 329. 332. 335 f. 346 ff. 357. 361. 364. 367. 369 f. 375. 377. 380. 383. 393 f. 399—402. 406. 419. 426. 429 ff. 434 f. 494. 525. 527. 532.
— Anna Mar. Jak., geb. Stock 188. 201 f. 205 f. 209. 212. 215 f. 220. 222. 227 f. 231. 233—237. 239. 245. 275. 314. 316. 432.
Körner, Theodor, deren Sohn 361. 430.
— Johann Christian 187.
Kosewitz, Lieutenant 136.
Kotzebue, Aug. v. 332. 424. 462 ff. 467. 470 f. 479. 488. 494. 501 ff. 509. 512 f. 515. 519. 523. 527. 530. dessen Frau, geb. v. Essen 502.
Kronenbitter, Schillers Bursche 97.
Kunheim, Ernst Wilh. Alex. Friedr., Graf v. 352.
— Erhard Alex., Graf v. 352.
— Elis. Henriette, geb. v. Arnim 235—242. 244. 251. 272. 298. 352 f.
Künsberg, Karl Konstantin v. 153.
Kunze, Kaufmann 216. 231.

Lacher, Joh. Bapt. 460 f.
Lamettrie, Julien Offray de 76.
Lamey, Andr. und dessen Tochter 165.
Landau 135. 183. 192. 195.
Langen 132.
Lanthieri, Gräfin v. Wagensperg 360.
Laroche, Georg Mich. Frank v. 166. 202.
— Sophie 166. 201 f. 262. 287.
— Karl 287. 313. 324. 330. 332.
Lauchstädt 298. 310 ff. 315 f. 320. 485. 504. 507. 516. 528.
Lavater, Joh. Kasp. 84.
Leibnitz, Gottfr. Wilh. 369.
Leipzig 17. 126. 135. 184. 187 f.

206. 209. 211 f. 215. 221. 244. 311. 483. 493 ff. 511. 525.
Leiſewitz, Joh. Ant. 58. 150.
Lempp, Albr. Friedr. 69. 126.
Lengefeld, Luiſe Juliane Frau v. 189. 259. 262 f. 278 ff. 284. 302. 313. 318 ff. 326 ff. 333 ff. 338. 340 ff. 372. 380. 389. 391. 394. 397. 477 f. 505. 530.
— Karoline v. ſ. Wolzogen v.
— Charlotte v. ſ. Schiller v.
Leonberg 10. 500.
Leſſing, Gotth. Ephr. 48. 100. 142. 145. 150. 191. 210. 355.
Leutrum, Friedr. v. 44.
Lieſching, Friedr. Ludw. 82.
Lilienſtern, Franz Friedr. v. 259.
Lips, Heinr. 346.
Literaturzeitung, allg. Jenaiſche 254. 274. 276. 282. 296. 332. 349. 355. 379. 405. 409. 412. 425. 481. 517. — neue 517. 519.
Locke, John 368.
Loder, Juſtinus Chriſtian 346. 467.
Löffler, Tob. 108.
London 4. 157. 483.
Lorch 20. 102.
Loſchwitz 222 f. 244. 494.
Ludwigsburg 9. 12. 18. 23 f. 27 f. 33. 49. 54. 388 ff.
Luther, Mart. 119.

Magdeburg 483.
Mai, Theaterarzt 193 f.
Mainz 134. 157. 324. 327.
— Karl v. Erthal, Kurfürſt von 320. 323. 341. 351 f. 361. 375. 508. 510.
Mannheim 74. 98. 109. 111. 120 f. 128. 131. 134 ff. 138. 149. 156 ff. 163 ff. 172 f. 177. 189 ff. 194. 197. 199 ff. 203 ff. 208. 211. 245. 254. 275 f.
Mäntler, Chriſtoph Gottfr. 96.
Marbach 5 f. 13.
Marſchalk, Familie v. 155. 180.
von Nordheim 182.
— Dietrich M. v. Oſtheim 104. 144.
— Charl. ſ. Kalb v.
— Eleonore. ſ. Kalb v.
— Wilhelmine. ſ. Freundſtein v.
— Heinr. v. 180. 182.
Maſſenbach, Karl Aug. v. 527.
Mecheln, Chriſtian v. 534.
Mecklenburg-Strelitz, Karl, Herzog von, und deſſen Tochter Luiſe 202.
Meiningen 17. 137. 139. 148. 150 ff. 190. 251. 254. 256. 259. 399.
— Georg Friedr. Karl, Herzog von 146. 259. 330. 333. 511.
Meißen 227.
Melliſh, Joſ. Charles 470. 485. 500.
Mendelsſohn, Moſ. 68. 142.
Mercier, Louis Seb. 225.
Mereau, Friedr. Ernſt Karl 380. deſſen Frau, Sophie 503.
Merkel, Garlieb 487. 494. 513. 519. 528.
Merkur, Deutſcher 107. 161. 219. 236. 258. 264 f. 268 f. 276. 282. 285 f. 291. 299. 305. 319. 328. 404. 434.

Metastasio, Pietro Ant. Domenico Bonavent. 163.
Meyer, Friedr. Ludw. Wilh. 134.
— Heinr. 404 f. 410 f. 420. 448. 450. 453. 455. 475. 480. 482. 485. 494. 496.
— Schauspieler u. Regisseur 110. 120. 125. 128 ff. 135 f. 138. 159. 164. dessen Frau 125. 129. 135 f. 164.
Michaelis, Joh. Dav. 433.
— Karoline. s. Schlegel.
— Hofbuchhändler 406.
Militärakademie 35 ff. 55 ff. 109. 117. 121. 197 f.
Miller, Joh. Mart. 58. 66.
Millot, Claude Franc. Xaver 303.
Mittwochsgesellschaft 257. 270.
Mittwochskränzchen 496 f. 502. 505.
Moliere, Joh. Bapt. Poquelin de 421.
Möller, Heinr. Ferd. 77. 118.
Montagsklub 250. 256. 264. 270.
Montesquieu, Charles, de Secondat 270.
Montmartin, Friedr. Sam., Graf v. 10. 19. 22. 31.
Moritz, Karl Phil. 200. 219. 293. 298. 300.
Moser, Joh. Jak. 12. 19. 23.
— Phil. Ulr. 20 ff.
— Christoph Ferd. 21.
Müller, Johannes v. 323. 375. 522. 527.
— Joh. Gotthard 228. 397.
— Perückenmacher 475.
Musäus, Joh. Karl Aug. 215.
Museum, Deutsches 148. 197.
— Pfälzisches 197. 201.

Narbonne, Louis, Graf de 484.
Nast, Joh. Jak. 58. 79. 316. 397.
Naumann, Joh. Gottlieb 224.
Neckarrems 4. 6.
Neckarvaihingen 29.
Neumann, Jos. Christian 258. 328.
— Christiane Amalie Luise 258.
— Kriegssekretär 224.
Nicolai, Friedr. 136. 420 f. 424. 443.
Niemeyer, Aug. Herm. 517.
Nierstein 134.
Niethammer, Friedr. Immanuel 365. 461. 471. 473. 490. 529.
Nöhden, Georg Heinr. 463.
Nürnberg 249.

Oberweimar 484.
Oeser, Adam Friedr. 213.
Oesterreich, Kaiser Joseph II. von 73. 96.
Oggersheim 135. 138. 159.
Oßmannstädt 414.
Ossian 67. 70. 153.
Ovid 30. 84.

Pachhäbel, Bürgermeister in Eger 360.
Paris 317. 376.
Pauli, Theatersekretär 525 f.
Paulus, Heinr. Eberh. Gottlob 311. 329. 334. 343. 363. 380. 398. 402. 432. 460. 473. dessen Frau 311. 334. 344. 473. 517 ff.
Pestalozzi, Joh. Heinr. 373.

Petersen, Joh. Wilh. 32. 47. 52 f. 58. 62. 93. 95. 97 f. 105 f. 109. 111 f. 114. 390. 397.
Pfaffenrath, v. 150. 153.
Pfalz, Kurfürst, Karl Theodor von der 100. 170.
— Elisabeth, Kurfürstin 159. 170.
Pfeffel, Gottlob Konr. 411.
Pfranger, Joh. Georg 145. 222.
Pitaval, Franc. Gayot de 365.
Plieninger, Theodor 82.
Plümicke Karl Mart. 167. 177.
Plutarch 93. 317 f.
Posselt, Ernst Ludw. 409.
Potsdam 246. 526 f.
Preußen, Friedrich II. von 8. 23. 96. 148.
— Friedrich Wilhelm II. von 232.
— Friedrich Wilhelm III. von 472. 526 ff.
— Luise von 202. 472. 526 ff.
— Prinz Louis Ferd. von 526.
— Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) von 526 ff.
— Prinz Wilhelm (Deutscher Kaiser) 526.
Pütter, Joh. Steph. 269. 297.

Racine, Jean de 521. 532.
Ramler, Karl Wilh. 142. 234. 293.
Rapp, Gottlieb Heinr. 396.
Rappolt, Wilh. Gottlieb 54.
Rasche, Joh. Christoph 149.
Rau von Holzhausen 109. 122.
Reichardt, Joh. Friedr. 304. 434 f. 438. 440. 443. 473.
Reichenbach, Leibmedicus 95. 97. dessen Tochter Ludovike. s. Simanowitz.
Reinhard, Karl Friedr. (später franz. Gesandter u. Graf) 116.
— Joh. Christian 215. 259.
— Franz Volkmar 224.
Reinhold, Karl Leonh. 254. 258. 265. 303. 308. 315. 344. 350. 357. 363. 365. 367. 380. 398. 404.
— Sophie geb. Wieland 254.
Reinwald, Wilh. Friedr. Herm. 139 f. 143. 145 f. 148 ff. 154 ff. 178 f. 191. 199. f. 222. 227. 245. 251. 275. 381. 399. 431. 437. 471 f. 509. 528.
— Christophine Friederike Elisabeth, geb. Schiller 9. 15. 80. 91. 102. 125. 136. 154. 164. 171. 189. 191. 196. 200. 208. 222. 231. 259. 315. 333. 381. 429. 431. 437. 471 f. 509. 528.
Rennschüb, Joh. Ludw. 164. dessen Frau 172. 176. 209.
Rhein 134.
Riedel, Corn. Joh. Rud. 257.
Rieger, Phil. Friedr. v. 9 f. 15. 19. 107. 113. 119.
Riemer, Friedr. Wilh. 531.
Robertson, William 108. 142. 271. 303 f.
Roland, Jean Marie Baptiste de la Platière 452.
Rose in Jena, Professorenklub daselbst 303.
Rosenthal bei Leipzig 215.
Rousseau, Jean Jacques 66. 68. 93. 108. 113.

Rudolf, Gottfried 457. 482. 537.
Rudolstadt 189. 259. 263 f. 266. 270. 272 f. 275 f. 281. 285. 287. 289. 295. 302. 310. 319 ff. 325. 328. 342. 344. 346. 355. 360. 374. 407. 473. 485.
— Karoline Luise, Fürstin von 479. 530.
— Friedr. Karl, Erbprinz von 280. 298. 360.
— Prinzen u. Prinzessinnen von 279 f.
Rußland, Elisabeth, Kaiserin v. 99.
— Elisabeth von, Gemahlin Alexanders I. 518 f. 531.
— Maria Feodorowna, Großfürstin von 125.
— Maria Paulowna, Großfürstin von 494. 518 f. 523. 525. 531 ff.
— Paul, Großfürst von 525.

Sachsenhausen 132.
— St. Réal, César Vichard Abbé de 121. 142.
Salis-Seewis, Joh. Gaud. v. 385.
Sandhofen, Sandtorf 132.
Schade, Hauptmann v. 124.
Schardt, Karl v. 479.
— Sophie v. 255. 262. 273. 279. 284.
Scharffenstein, Georg Friedr. 46. 52. 58 f. 62. 64 f. 67. 86 f. 92 f. 95. 101 f. 105. 119. 126 f.
Scheffauer, Phil. Jak. 62. 396.
Scheinemann, Oberamtmann 20.
Schelling, Friedr. Wilh. Jos. 461—466. 471. 473. 481. 488. 490. 492. 512.
Schick, Wirth 135.
Schiller, Name 1.
— Tirolisches Adelsgeschlecht 7. 507.
— an der Rems 1 ff. Familienpetschaft 7.
— Jakob Georg, Ulrich, Johann, Johann Caspar, Johannes 1 f.
— Joh. Caspar, Vater des Dichters 2—24. 28. 30. 32 f. 35 ff. 53. 57. 91. 98. 102. 104. 122. 124. 126. 129. 136. 154. 167. 171. 174 ff. 189. 192. 194 ff. 200. 207. 210. 214. 223. 231. 245. 297. 345 f. 351. 378. 381. 387 ff. 392. 395. 399. 426. 429. 431. 435 ff. 506.
— Elisabeth Dorothea, geb. Kodweis, Mutter des Dichters 6 ff. 53. 91. 102. 112. 125. 140. 164. 167. 171 f. 189. 200. 209. 297. 333. 372 ff. 378. 381. 388 f. 395. 431 f. 436—439. 500. 505 f.
— Joh. Christoph Friedr. Geburtshaus 10. Geburtstag 14 f. Pathen 13 ff. Petschaft 7. Konfirmation 33. Regimentsmedicus 91 ff. in Mannheim 109 f. 120 f. 128 ff. 159 ff. Flucht 126 ff. in Bauerbach 140 ff. Anstellung als Theaterdichter 162. Hessendarmstädtischer Rath 203. in Leipzig 212 ff. in Dresden 221 ff. in Weimar 246 ff. 478 ff. in Jena 254. 302 f. 306 ff. Professor 294 ff. Doctor philosophiae 304. Meiningenscher Hofrath 333. Trauung 339. Mitglied der

Akademie nützlicher Forschungen in Erfurt 352. Ehrenbürger der französischen Republik 373. 452. Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft 385. Besuch der Heimat 387 ff. Diplom der Akademie der Wissenschaften in Stockholm 443. Ehrenprofessor 453. Ehrenmitglied des Klubs 489. Hauskauf in Weimar 500. 505. Adelung 507. 509. Letzte Krankheit und Tod 537 ff.

Werke.

Dramen und Entwürfe:

Absalon 53. Agamemnon von Aeschylus (Uebersetzung) 294. 364. Braut, die von Messina (die feindlichen Brüder) 274. 276. 283. 298. 301. 468. 491. 493. 504. 508—518. 526. Christen, die 47. Celle, Prinzessin von 529 f. Demetrius 523. 525. 529 f. 533—537. Egmont von Goethe (Bearbeitung) 428. Fiesko 108. 111. 117. 119. 122 ff. 128. 130. 135 ff. 141. 143. 149 f. 153. 161 ff. 165. 167. 170 ff. 175 ff. 179. 195. 201. 204. 217. 221. 264. 361. 408. 452. 463. Flandern, die Gräfin von 493. Imhof, Friedr. 142. 148. 230. Iphigenie aus Aulis von Euripides (Uebersetzung) 289. 293. 304. Iphigenie auf Tauris von Goethe (Bearbeitung) 504. Jahrmarkt, der 62. Julian der Abtrünnige 245. 451. Jungfrau, die, von Orleans 483 f. 486. 490—496. 504. 514. 516. 526. 530. 535. Kabale und Liebe (Luise Millerin) 131. 133. 135. 142. 145 f. 148 ff. 155 f. 160. 162 f. 165. 171. 173. 175 ff. 179 f. 183. 200 f. 203 f. 219. 299. 408. 452. 463. Karlos, Don 123. 142. 145 f. 148 ff. 174. 179. 183. 190. 193 ff. 200. 202 ff. 208. 213. 218 ff. 222—226. 231—234. 236 ff. 241—245. 250 ff. 254. 256 ff. 263 ff. 268. 275 f. 293. 357—360. 363. 366. 368. 410. 463. 489. 504. 531. Konradin, Prinz 148. Körners Vormittag 243. Künste, Huldigung der 531 f. 535. Macbeth von Shakespeare (Uebersetzung) 479 ff. 489. 492. 494. Malteser, die 369 f. 391 f. 405. 408. 419. 427. 450. 477 f. 482. 491. 513. Maria Stuart 142. 148. 469—485. 492—495. Menschenfeind, der versöhnte 230. 232. 242. 245. 274. 276. 283. 337. 341. Moses 53. Nassau, der Student von 55. Nathan von Lessing (Bearbeitung) 490. 497. Neffe, der als Onkel von Picard (Uebersetzung) 515. Parasit, der, von Picard (Uebersetzung) 519. Phädra von Racine (Uebersetzung) 532—535. Phönicierinnen, die, von Euripides (Uebersetzung) 293. 303. Räuber, die 74 ff. 78 f. 82. 84. 93. 97 ff. 126. 133. 148. 162 f. 167.

171 ff. 175 f. 179. 183. 189 f. 192 f. 195. 198. 201. 204. 217. 452. Zweiter Theil derselben 174. Räuber Moors letztes Schicksal 218. Semele 112. Tell, Wilhelm 500 f. 504. 508. 516—525. 528 f. 532. 535. Turandot von Gozzi (Uebersetzung) 496 ff. Warbeck 477. 484. 492. 495 f. 508. 523. Wallenstein 351. 369. 371. 394. 396. 407. 427. 429. 436. 438—471. 477. 480. 483. 485. 492. 508. 526. Theater 452. 485. 510. 532.

Gedichte.

Abend, der 60. Amor, Teufel 134. Anthologie 112 ff. Antritt, der des neuen Jahrhunderts 493. Arnim Henriette, an 240. Baggesen, in dessen Stammbuch 345. Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters u. s. w. 223. Bürgschaft, die 459. Ceres, die Klage der 431. Coburger Hof, Spottgedicht auf den 146. Deutschlands Größe 492 f. Distichen, Lateinische 32. 49. Don Juan 444. Eberhard, Graf 112. Eisenhammer, der Gang zum 449. Eleusische Fest, das 459. Eroberer, der 66. Festlied für das Mittwochskränzchen 502. Franziska von Hohenheim, Glückwünsche auf deren Namenstag 61. Frau, die berühmte 282. Freigeisterei, die der Leidenschaft 225. Freude, Lied an die 223 f. Freundschaft, die 226. Friedrich der Große, episches Gedicht 302. 341. 364. Fürsten, unsere 126. Gesang, die Macht des 416. Glocke, das Lied von der 447. 477. 481. 503. Glück, das 458. Gustav Adolf, episches Gedicht über diesen 364. Götter, die Griechenlands 269. 285. 304. Habsburg, Rudolf von 514. Handschuh, der 446. Hercules, dessen Vermählung mit Hebe, Idylle 422. Hero und Leander 493. Hölle, Triumphgesang der 67. Ibycus, die Kraniche des 447 f. Ideale, die 417. Ideal und Leben 417. Journalisten die und Minos 113. Jungfrau, die von Orleans 493. Kampf, der mit dem Drachen 459. Kassandra 501. Kindsmörderin, die 112. Könige, die Gruft der 67. Körner, Gedicht auf dessen Hochzeit 220. auf dessen Geburtstag 220. Künstler, die 287. 289 f. 294. 297. 299. 302. 392. Laura, Lieder an 102 f. 106. 112. 116. 225. Leichenphantasie 81. Lengefeld, Charl. v., Stammbuchblatt für 271 f. Licht, Hymne an das 355. 371. Liebe, der Triumph der 112. Männer und Kastraten 113. Marschalk-Ostheim, Verse auf die Trauer dieser Familie 180. Moralisten, an einen 113. Monarchen, die schlimmen 113. Muse, die Rache

der 113. Natur, Hymnus an die 287. Neujahrswunsch 26. Pegasus im Joche 416. Polykrates, der Ring des 446. Prolog zu einem Kinderspiel 146, zur Wiedereröffnung des Bellomoschen Theaters 258, zu Voltaires Mahomet 479. Resignation 225. Rieger, Todtenfeier auf 119. Rosalinde im Bade 67. Schlacht, die 112 f. Selim und Sangir 159. Siegesfest, das 515. Sienesin, romantisches Gedicht über ihr Liebesabenteuer mit Kanzler Schlick 419. Sonne, Lied an die 47. Spaziergang, der 418. Sturm, Henriette, Gedicht auf deren Vermählung 144. Tanz, der 416. Taucher, der 446. 502 f. Tell, Wilhelm, Stanzen zu 525. Theodicee 377. Toggenburg, Ritter 448. Venuswagen, der 106. Virgils Aeneis (Uebersetzung) 86. 304. 341. 355. 358. 364. Votivtafeln 435. Weckerlin, Gedicht auf dessen Tod 94. 101. 280. Weimar, Gedicht an die Herzogin von 266. Würtemberg, Ode auf die Rückkehr des Herzogs von 96. Xenien 423—433. 435. 438—441. 443. 445. 449. Sammlung der Gedichte 380. 462. 477. 484. 515. 529. 532.

Prosa.

Aesthetische Erziehung, Briefe über die 377. 384. 392. 394. 402 f. 405. 407. 409. 411—415. Aesthetische Gegenstände, zerstreute Betrachtungen über verschiedene 406. Aesthetische Sitten, über Gefahr derselben 418, über den moralischen Nutzen derselben 425. Aesthetischer Umgang, von dem 390 f. Anmuth und Würde 380 f. 385. 392. 403. Antrittsrede 319. 323. Antwerpen, Belagerung von 412. Briefe, philosophische 226. 263. 280. 294. Bühne, Vorlesung über die eigentliche Bedeutung einer guten stehenden 190. Bürgers Gedichte, Anzeige von diesen 348 f. 354. Dilettantismus, über den 470. Dramaturgie, Mannheimer 191. 194. Dramaturgische Zeitung 179. 184. 190. Egmont, Beurtheilung des 286. Egmonts Leben und Tod 303. Eleven, Charakteristik der 50 ff. Das Pathetisch-Erhabene, über 381. 385. 404. Fieber, Unterschied der entzündlichen und faulen 83 f. Geisterseher, der 142. 230. 232. 236. 245. 268 f. 271. 276. 282 f. 293 f. 296—303. 318 f. 337. 345. 360. 368. 450. 457. Güte, gehört allzuviel u. s. w. 70. Handlung, eine großmüthige aus der neuesten Geschichte 119. Iffland, über dessen Darstellung des Lear 192. Inschriften, Lateinische 119. Jüngling, Gespräch zwischen u. s. w. 119. Kallias 376 f. 380. Karlos, Don, Briefe über 282.

286. Kreuzzüge, über die 307. 322. Krieg, der dreißigjährige 330. 343—346. 351. 354. 360. 368 f. 371. 373. 489. 500. 518. Kronau und Albertine, Beurtheilung von 173. Matthissons Gedichte, Beurtheilung derselben 406. Wilhelm Meister, Beurtheilung des 412. 432. Merciers Charakterschilderung Philipps II. 226. Naive, über das 390. 407. 418. 420. Naive und sentimentalische Dichtung, über 420—424. Niederlande, Abfall der (die Rebellion) 232. 236. 245. 253. 256 f. 264. 266 ff. 274. 276. 280. 282. 288. 294. 299. 328. 477. Physiologie, Philosophie, der 71. Plutarch, Deutscher 348. Propyläen, Goethes, Schillers Antheil an 455. 463. 470. 472. 485. Sammler, der (von Goethe) 463. Das Schöne, von dessen nothwendigen Grenzen 418. Theater, über das gegenwärtige Deutsche 114. Tragische Gegenstände, über den Grund des Vergnügens an diesen 365. Tragische Kunst, über die 368. Tugend, die, in ihren Folgen 76 f. Vorlesungen über Geschichte (Moses, Lykurg, Solon) 302. 307. 318. 322. 342 ff. 371. 374 f. 379. Universalübersicht der Geschichte u. s. w. 343 ff. Zusammenhang großer, über den u. s. w. 83 ff. 108. Kleine prosaische Schriften 364. 492.

Zeitschriften und Sammelwerke.

Damenkalender, historischer 330. 345. 357. 501. Horen, die 402—456. Memoiren 291. 297 f. 303. 307. 318. 322. Musenalmanach 406—502. Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen 96. Staatenzeitung, allgemeine Europäische 402 f. Repertorium, Würtembergisches 114—119. Thalia, Rheinische und Neue 197—406. Verschwörungen, Geschichte merkwürdiger 232.

Schiller, Charlotte v., geb. v. Lengefeld 189. von 259 bis zum Schlusse.

— Karl Friedrich Ludwig, Sohn 389. 393 f. 424. 428. 431. 457. 478 f. 520. 526. 534.

— Ernst Friedrich Wilhelm, Sohn 432. 437 f. 457. 478 f. 497. 520. 534.

— Karoline Henriette Luise, Tochter 477 ff.

— Emilie Henriette Luise, Tochter 477. 529 f.

— Christophine Friederike Elisabeth, Schwester. s. Reinwald.

— Luise Dorothea Katharina, Schwester. s. Frankh.

— Karoline Christiane (Nanette), Schwester 80. 372 ff. 378. 383. 389. 426. 428. 506.

— Maria Charlotte, Schwester 24.

— Johann Friedrich (nicht Chr.), Vetter 13. 157.

Schiller, Eva Margar. ſ. Stolpp.
Schimmelmann, Ernſt Heinrich, Graf v. 358. 366. 432. 465.
— Gräfin 432. 439.
Schlegel, Aug. Wilh. 411. 425. 431—435. 443—447. 453. 456. 458. 461 f. 476. 481. 487. 497. 502. 512.
— Friedr. 370. 433 ff. 438. 445 f. 453. 458. 473. 476. 478. 481. 487. 502. 505.
— Charlotte. ſ. Ernſt.
— Karoline geb. Michaelis 433 ff. 438. 441. 445 f. 453. 456. 462. 469. 473. 481.
Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg, Friedrich Chriſtian, Erbprinz von 366. 377. 384. 392. 402 f.
Schlözer, Aug. Ludw. 68. 84.
Schmid, Gottfr. Ludw. 339.
Schmidt, Ernſt Gottfr. 358. 442.
— Joh. Chriſtoph 244. deſſen Tochter Karoline 244. 257.
— Mich. Ignaz 269. 297.
Schneider, Buchhändler und deſſen Frau 244.
Schölkopf 10. 14.
Schott, Prof. 58.
Schramm, Demoiſelles 303. 306. 354.
Schröckh, Joh. Matth. 303. 362.
Schröder, Friedr. Ludw. 175. 177. 193. 231 ff. 242 f. 256. 452. 454. 493.
Schröter, Corona 257 f. 319.
Schubart, Chriſtian Friedr. Dan. 29. 54. 60. 66 f. 69. 72. 83. 106 f. 113. 118. 125. 127. 248.
— Ludw. 67. 293.
Schübler (nicht Schüller), E. L. 388.
Schütz, Chriſtian Gottfr. 254. 303. 379 f. 392. 402. 409. 412. 467. 481. 517. deſſen Frau 303. 466.
— Friedr. Karl Jul. 514.
— aus Bückeburg, Student 308.
Schwab, Joh. Chriſtian 117.
Schwäbiſch Gmünd 20.
Schwan, Chriſtian Friedr. 99 f. 103. 111. 135. 137. 141 f. 160 ff. 164 f. 168. 173. 176. 184. 190. 194. 196. 199. 211. 213 f. 217. 228. 230. 248. 274 f. 388. deſſen Frau 99.
— Marg. 143. 160. 165. 168. 176. 179. 189. 191. 196. 203—206. 210 f. 214 f. 228. 230 f. 275. 388.
— — Luiſe 228. 230.
Schweden, Guſtav IV. Adolf, König von 517 f.
Schweinfurt 275.
Schwenke, Wilhelmine 478.
Schwetzingen 109. 128. 162. 191.
Seeger, Chriſtian Dionyſ. v. 31. 38. 57. 59. 129.
Seegner v., Fräulein 335. 338. 342.
Shaftesbury, Anthony Ashley-Cooper, Graf v. 280.
Shakeſpeare, William 53. 78. 84. 95. 142. 150. 192. 195. 200. 224. 420. 443. 518. 535.
Seidler, Dorette. ſ. Jacobs.
Simanowitz, Ludovike, geb. Reichenbach 95. 397.
Smith, Adam 142.
Solitude 31. 41 ff. 102. 104. 112.

125 ff. 135. 171. 189. 195. 357. 388. 392. 395. 435.
Solms, Graf v. 247—250.
Sommer, Fräulein 9.
Sondershausen, Wilh. Friedr. Karol. Fürstin v. 530.
Sophokles 443.
Speier 165 f.
Spieß, Christian Heinr. 165. 167.
Spinoza, Baruch 113.
Spittler, Ludw. Timotheus 303.
Stark, Joh. Christian 356. 529.
Ständlin, Gotthold Friedr. 105. 112 ff. 116. 124. 390.
Steffens, Henrich 465. 467. 488.
Stein, Gottlob Ernst Josias Friedr. v. 338.
— Charlotte Albertine Erneſtine v., geb. v. Schardt 247. 252. 255. 273. 284. 293. 300. 305. 329. 332. 337 f. 341. 346. 351. 353. 373. 398. 407 f. 428. 447. 465. 478 f. 488. 498. 517.
— Friedrich v. 285. 361 ff. 371. 514.
Stock, Anna Mar. Jak. s. Körner
— Joh. Doroth. 188. 201. 205 f. 209. 212. 215 f. 220. 222. 231. 236 f. 239. 314. 316. 366. 370. 379. 430.
— Joh. Mich. 188.
Stoddart, John 463.
Stolberg, Christian und Friedr. Leop., Grafen v. 58. 204. 283. 286. 439.
Stoll, Witwe 500.
Stolpp, Fischer 5. dessen Frau Eva Marg. s. Schiller.
Streicher, Joh. Andr. 85 f. 101. 105. 125 ff. 130—135. 142. 145. 159. 167. 176. 192. 201. 211.
Sturm, Henriette 144.
Stuttgart 18. 23 ff. 55. 109. 117. 124. 132. 135. 145. 167 f. 175 f. 210. 390. 395 f. 483.
Sulzer, Joh. Georg 142.

Testament, neues 30. 38.
Thorand 237—241.
Thibaut, Ant. Friedr. Justus 517.
Thill, Schwäbischer Dichter 116.
Thouret, Nik. Friedr. 464.
Tieck, Ludw. 473. 478. 493. 512.
Tiefurt 249 ff.
Tischbein, Joh. Friedr. Aug. 453.
Toscani, Frau, Schauspielerin 110.
Trunk, Peter 164
Tübingen 22. 118. 394. 398. 412.
Tugendbund 261. 287. 290. 312.

Unbehaun, Cantor u. Schullehrer 276. 318.
Unger, Joh. Friedr. 448. 450. 481. 486. 495 f. 507. 525.
Untermaßfeld 149.
Unzelmann, Friederike 495.
Ursinus, Friedr. Aug. 67.
Uz, Joh. Peter 26. 117. 223.

Veit, Doroth. 478.
Veltlin 123.
Vertot, René Aubert de 365. 369.
Virgil 79. 82 ff. 304. 341. 364.
Vischer, Luise Doroth. 95. 103. 120. 166. 210.
Vohs, Heinr. 466. dessen Gattin Frieder. Marg. 490.

Voigt, Christian Gottlob v. 252—256. 294 f. 316. 347. 353. 385. 404. 432. 437. 441. 465. 496. 507. 509. 518. dessen Frau 385.
Volkstädt 276 ff. 281. 287. 316. 318. 320.
Voltaire, Franc. Marie Arouet de 76. 476. 487.
Voß, Joh. Heinr. 58. 283. 509. 518. 522. 531.
— Ernestine 509. 518.
— Heinrich 522. 528—537.
Vossischer Musenalmanach 417.
Vulpius, Christian Aug. 249.
— Christiane. s. Goethe v.

Wagner, Heinr. Leop. 121. 131.
— Finanzrath 224.
Waldheim 183.
Waldorf 144 f.
Waldstein-Dux, Graf v. 235. 238.
Wallenstein, Albrecht v. 360.
Walther, Garteninspektor 123.
Waltershausen 180—183. 269.
Warburton, William 316.
Watson, Geschichtschreiber 224.
Weckerlin, Joh. Christian 57. 94.
Wedel, Otto Joach. Mor. v. 74.
Weidner, Pächter 505.
Weimar 147. 153 f. 199. 215. 230. 237. 241—276. 281. 291. 303 ff. 316. 327—539.
— Karl Aug., Herzog von 73 f. 202 f. 206 ff. 213. 219. 230. 233. 238. 241. 246. 249. 252 f. 256. 267. 294. 299. 305. 325—333. 345 f. 353. 361. 367. 376. 389 f. 406. 412. 437. 440. 447. 453. 465 f. 474—483. 487—491. 496. 498. 504—511. 518 f. 523. 527 f. 532.
Weimar, Luise, Herzogin von 189. 252. 255 f. 266. 346. 373. 389 f. 398. 408. 447. 466. 472. 475. 479. 482. 490. 498. 508. 521. 532.
— Anna Amalie, Herzogin Mutter von 248 ff. 479. 496. 498. 502. 520. 532.
— Karl Friedr., Erbprinz von 390. 398. 494. 501 f. 518.
— Maria Paulowna, Erbprinzessin von. s. Rußland.
— Karl Friedrich u. Bernhard, Prinzen von 496.
— Karoline, Prinzessin v. 496. 503.
Weiße, Christian Fel. 213. 328.
Weißenfels 406.
Wendel, Schulze 140. 147. 149. 156.
Wenigenjena 339.
Werkmeister, Hofkaplan 397.
Werlich, Kammerrath 278.
Weygand, Christian Friedr. 146—149. 197.
Wezel, Christine und deren Schwester 457.
Wieland, Christoph Mart. 66. 107. 113. 142. 147. 154. 160. 183. 199. 215. 219. 230. 236. 247—254. 258. 264. 267 f. 270. 281 f. 286. 289. 291. 299. 305. 328. 344. 353. 355. 363. 385. 399. 404. 421. 427. 443. 460. 465. 489. 503. 513. 519 ff.
— Sophie. s. Reinhold.
— Wilhelmine 258. 263.

Wien 161. 177. 211. 268. 463. 483. 495 f.
Winkelmann, Joh. Joach. 148—155. 162. 164. 190. 199.
Winter, Oberpräceptor 32. 35.
Wolf, Friedr. Aug. 379.
Wolff, Christian v. 48.
Wolfskeel, Henriette v. 496.
— Hauptmann v. 496.
Woltmann, Karl Ludw. 403. 445.
Wolzogen, Ernst Ludw. v. 68 f.
— Henriette v. 104. 119 f. 122. 137. 139. 144—149. 161. 164. 168 ff. 173 f. 177. 179 f. 188 ff. 197. 209 f. 227. 232. 251. 259. 268. 281. 289.
— Wilh. Friedr. Ernst v. 68. 103. 151. 155. 157. 259—264. 270. 281. 317. 360. 397. 407. 434 ff. 441. 446 f. 454. 479. 494. 496. 501. 505. 511. 518 f. 523. 531. 537.
— Karoline v., geb. v. Lengefeld, gesch. v. Beulwitz 189. 259—263. 278—281. 284. 287—293. 300 ff. 305. 310—320. 323—329. 337 f. 342—346. 350 f. 353. 356. 360. 377. 381. 389. 391. 396 f. 407. 434 ff. 441. 478 f. 494. 496. 505. 511. 530. 537.
— v. Hofdame in Darmstadt 202.
— Charl. 104. 143—149. 157. 161. 164. 168. 174. 190. 231. 259. 264. 268.
— Karl v. 232.
Wolzogen, Aug. v. 232.
— Ludw. v. 104.
— Wilhelmine v. 154 f. 170.
Worms 134. 138.
Wurmb, Wilh. Christian Ludw. v. 104.
— Christiane v. 489.
Würtemberg, Karl Eugen Herzog von 8—16. 22 f. 30 f. 35. 40—44. 46. 49—53. 55—58. 61 f. 67. 69 f. 72—79. 82—88. 90. 105. 108. 120 ff. 128 f. 131 f. 135. 137. 146 f. 155 f. 162. 172. 198. 248. 297. 345. 351. 378 ff. 387—391.
— Friederike, Herzogin von 44. 83.
— Franziska, Freifrau v. Leutrum, Reichsgräfin zu Hohenheim, später Herzogin von 44. 56. 61. 67—70. 76 f. 83. 96. 104. 108. 120.
— Ludw. Eugen, Herzog von 395.
— Friedr. Eugen, Herzog von 376. 438.
— Wilh., Erbprinz von 378. 516.

Zelter, Karl Friedr. 448. 502 f. 516. 525 f.
Ziegler, Hofkammerrath 168.
— Karoline. s. Beck.
Zilling, Special 26.
Zimmermann, Joh. Georg 142.
Zschokke, Joh. Heinr. Dan. 351.
Zumsteeg, Joh. Rud. 66. 101. 105. 174. 396. 448.

Berichtigung:

S. 166 Z. 8 lese man Hohenfeld, 8 v. u. Domherrn.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Donnerstag Abend.

Ich hatte Sie erstaunen morgen früh bereits die wir gestern mit der Post erhalten, als Sie viel haben. u. Ich dauert das wir etwas sind. u. Ihnen danken. Hier folgt das Theater der Frau wieder, u. die verschiedene Uebersetzung auch dabei. Sie ist weniger deutlich rein, d. steht es bald nicht geschrieben, aber das welche ist einem verschaffen sollen, dafür vergiss sie mein getrauen. erhalten Sie die Güte sobald wieder Brief zu behalten? sein die herzlich rau und allen gegrüßt. u. leben recht wohl u. frisch adieu.! adieu!

Lotte L.

Beilage 5.
Facsimile von Zeilen Lottens an Schiller vom 30. December 1788.
Zuerst gegeben mit Genehmigung des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. (Zu S. 297.)